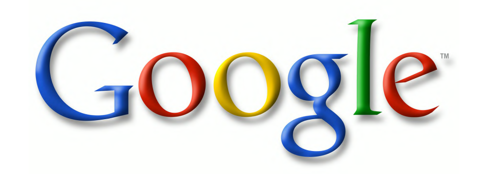
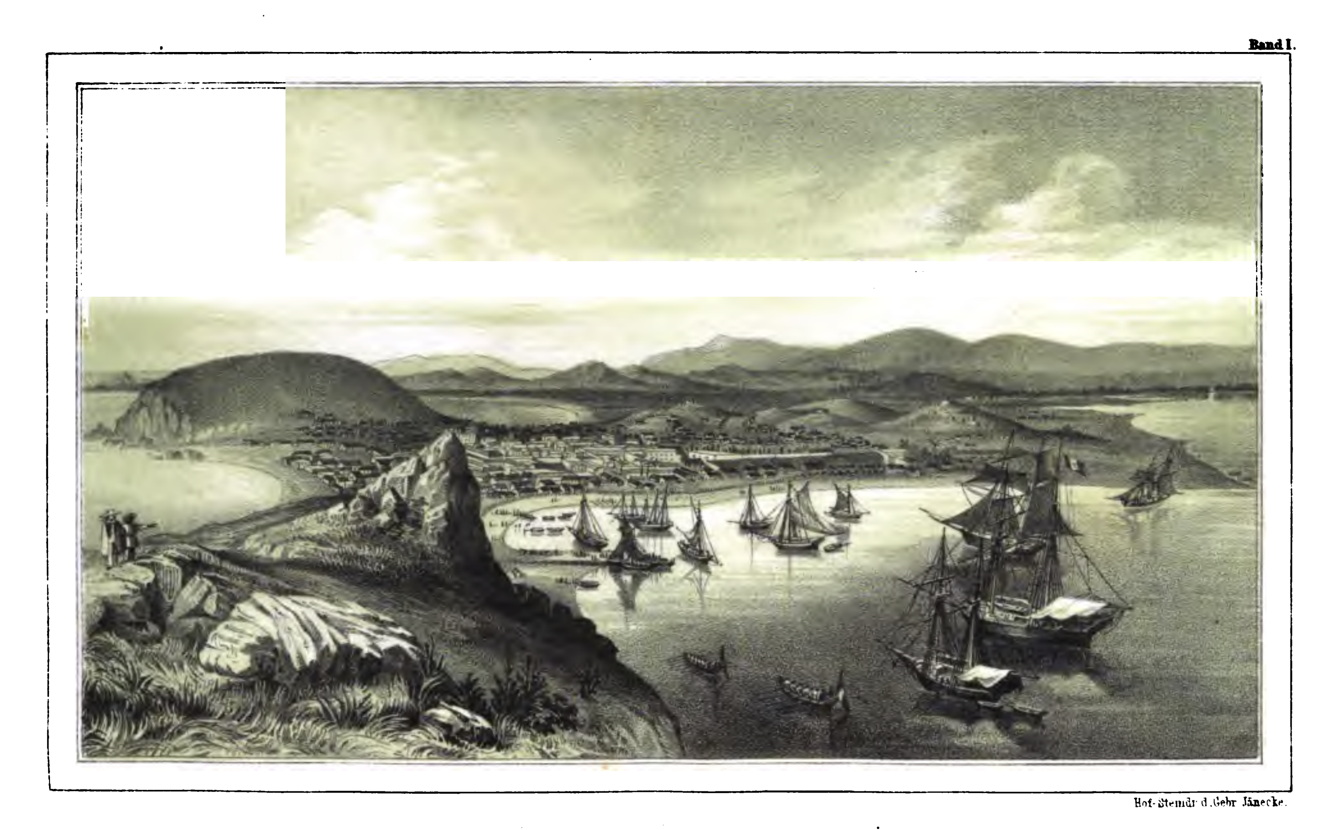






Berthold Seemann's

Reise um die Welt.



Hof-Steindr. d. Gebr. Jänecke.

MAZATLAN.

Reise um die Welt

und drei Fahrten

der Königlich Britischen Fregatte Herald

nach dem nördlichen Polarmeere

zur

Aufsuchung Sir John Franklin's

in den Jahren 1845–1851.

Von

Berthold Seemann.

Erster Band.

[illegible]

Hannover.

Carl Rümpler.

1853.



Reise um die Welt

und

drei Fahrten

der Königlich Britischen Fregatte Herald

nach dem nördlichen Polarmeere

zur

Aufsuchung Sir John Franklin's

in den Jahren 1845—1851.



Von

Berthold Seemann.

Erster Band.

Mit 2 Lithographien in Tondruck.

Hannover.

Carl Rümpler.

1853.

Alexander von Humboldt

dem

Stolze der Naturforschung

der

Zierde des deutschen Volkes.



Vorwort.

Im Juli 1846 wurde mir in Folge des Todes von Herrn Thomas Edmonston die Ehre zu Theil, auf Sir W. J. Hooker's Empfehlung als Naturforscher bei der Königl. Britischen Fregatte Herald angestellt zu werden, mit der Anweisung, das Schiff in Panama zu treffen. Ich fuhr mit einem westindischen Postdampfer nach Chagres, begab mich über den Isthmus und erreichte die Stadt Panama am 22. September. Der Herald war von der Straße Juan de Fuca noch nicht zurückgekehrt. Ich benutzte diese Zeit zur Erforschung mehrerer Districte von Panama und Veraguas — eine Arbeit, die mir durch den Beistand des Britischen Consuls, Herrn William Perry, an den ich einen Empfehlungsbrief von Lord Palmerston empfangen, beträchtlich erleichtert wurde. Im Januar 1847 traf der Herald in Panama

ein und von dieser Zeit an begleitete ich denselben bis zu seiner Auszahlung im Jahre 1851.

Nach der Rückkehr der Expedition nach England wurde Seitens mehrerer hervorragender Männer der Regierung die Vorstellung gemacht, daß es ein großer Gewinn für die Wissenschaft sei, wenn die verschiedenen naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche während der Reise gemacht worden, in einer der Zeit und des Landes würdigen Weise veröffentlicht würden. Die Regierung entsprach diesen Wünschen durch Bewilligung einer Summe zur Deckung der Kosten einer solchen Veröffentlichung und Professor Edward Forbes unterzog sich mit dem rühmlichsten, uneigennützigsten Eifer der Herausgabe der zoologischen Abtheilung (The Zoology of the Voyage of H. M. S. Herald), während ich die phytologische (The Botany of the Voyage of H. M. S. Herald) übernahm. Diese Werke liegen theilweise dem Publikum vor und können in Verbindung mit der Reihe von Karten, welche bei unseren Messungen entworfen und von dem hydrographischen Büreau veröffentlicht wurden, so wie der vorliegenden Reisebeschreibung als das wesentlichste Ergebniß der Reise angesehen werden. Jedoch muß aus Gerechtigkeit gegen den Capitain, der die Expedition leitete, wie gegen die dabei betheiligten Officiere, hinzugefügt werden, daß der größere Theil der Materialien noch keine Veröffentlichung gefunden hat.

Die nautischen, meteorologischen, magnetischen, astronomischen und sonstigen Beobachtungen sind so umfassend, daß sie mehrere starke Quartbände füllen würden und nicht wohl in dem beschränkten Raume eines Anhangs zu dieser Reisebeschreibung gefaßt werden konnten; doch dürfen wir hoffen, daß sie der Wissenschaft nicht vorenthalten bleiben.

Die vorliegende Reisebeschreibung hätte der Befehlshaber der Expedition zu schreiben gehabt. Allein Capitain Kellett war zu einer neuen Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklins berufen, und alle Officiere des Herald, die gewillt oder fähig gewesen wären, die Rolle eines Geschichtschreibers der Reise auszufüllen, hatten die britischen Küsten bereits wieder verlassen. So wurde ich zur Ausführung einer Arbeit bestimmt, von der ich besorgen muß, daß meine Fähigkeiten nicht dazu ausreichten. Es kostete mir große Ueberwindung, daß ich daran ging, denn ich verhehlte mir die Schwierigkeiten nicht, mit denen ich zu kämpfen hatte. In früheren Zeiten, da all und jedes sowohl für den Verfasser wie für den Leser neu und fesselnd war, ließ sich mit Leichtigkeit ein unterhaltendes und belehrendes Werk schreiben. Allein heutzutage vermag ziemlich jeder Schulknabe eine leidlich genaue Beschreibung der entferntesten Winkel der Erde zu geben; und wenn ein Reisender mit etwas Neuem vorrücken will, so muß er so sehr

ins Detail gehen, daß es dem Geschmack der meisten Leser nicht immer entspricht, wie großer Vorschub auch der Wissenschaft damit geleistet werden mag.

Thatsachen sind die Aufgabe gewesen, die ich mir in den nachstehenden Blättern überall gestellt habe, und das einzige Verdienst meiner Schrift mag darin bestehen, daß ich mich nur hieran mit größter Strenge gehalten. Sollte trotz der Enthaltung von dem bestechenden Reize erdichteter Schilderungen und ungeachtet der unbedeutenden Abenteuer es mir gelungen sein, eine nicht ganz ungefällige, leiblich ansprechende Darstellung erreicht zu haben, so hätte ich weit das Ziel überflügelt, welches meine kühnste Hoffnung und der überschwänglichste Wunsch sich zu träumen wagte.

Kew bei London, 20. Juni 1853.

Inhalt.

Seite

Reise

der

Königlich Britischen Fregatte Herald.

Capitel I.

Abreise von England. — Madeira. — Porto Santo. — Die Desertas. — Teneriffa. — Ein Schiff in Noth. — San Antonio. — Sondirungen. — Fernando de Noronha. — Die Jangadas. — Rio Janeiro.

Donnerstag den 26. Juni 1845 segelte Ihrer Britannischen Majestät Schiff Herald, 26 Kanonen, befehligt von Capt. Henry Kellett, in Begleitung eines Tenders Pandora, commandirender Lieutenant James Wood, von Plymouth Sund. Es war anfänglich ruhig und klar; aber schwere Wolken sammelten sich im Südwesten, und am folgenden Tage ward das Schiff in der Mündung des Canals von einem Unwetter und Allem was ein solches mit sich bringt, heimgesucht — Topgallantmasten und Segel aufs Deck geworfen — ein Barometerstand von 29.48, — Sturm, Wellen, Wolken, Regen und Nebel. Dieses Wetter mit hin und wieder einigen Sonnenblicken, hielt bis zum 4. Juli an, wo wir in der Nähe

von Cap Finistierra waren *). Das Land war 2 Tage in Sicht und wir kamen demselben nahe genug, um viele spanische Barken, Brigs und Schooner zu treffen, meistens schön gebaute Schiffe, aber nachlässig aufgetakelt.

Am 7. Juli tauschten wir nach Marryatt's Signalen Nummern aus mit dem Dampfschiff Themse, unter Segel und Dampf nach Madeira und Westindien. Am 11ten sahen wir Porto Santo, ein kahles felsiges Eiland, aber, wie sein Name sagt, mit dankbaren Herzen von den ersten, vom Sturm verschlagenen Entdeckern erblickt, als sie bei ihrem Versuche Afrika zu umschiffen, in die See hinausgetrieben worden und am Rande des Verderbens waren. Die Insel war, als sie entdeckt wurde, einigen Berichten zufolge bewohnt; nach andern menschenleer. Im Jahre 1418 ward sie von Don Henrique von Portugal colonisirt und Perestrello, ein Edelmann von des Prinzen Hof, zu ihrem ersten Gouverneur ernannt. Die Ansiedler beobachteten von Zeit zu Zeit eine Wolke im Südwesten, segelten aus, die Ursache dieser Erscheinung zu untersuchen, und entdeckten Madeira. Über die größeren Vorzüge dieser Insel wurde Porto Santo vernachlässigt und Madeira knüpfte seine Verbindung mit Europa wieder an. Wir sagen wieder anknüpfen, denn unter der Regierung von Edward II. soll ein Engländer, Namens Machim, mit seiner neuvermählten Gattin, der schönen Anna d'Arfet, dorthin geflohen sein. Es scheint aber, daß die Liebe nicht hinreichend war, das Paar für

*) Unsere Beobachtungen bestätigten, was gewöhnlich bei der Fahrt über die Bai von Biscay wahrgenommen wird, — daß daselbst ein östlicher Strom von etwa einer halben Meile die Stunde sei; es mag zugleich bemerkt werden, daß mit den in diesem Werke erwähnten Meilen stets englische gemeint sind.

die vielen Mühen, die es zu bestehen, und die Entbehrungen, denen es ausgesetzt war, zu entschädigen: denn Beide, erzählt man, starben vor Gram. Diese seltsame Geschichte wird in Etwas durch den Namen eines Platzes an der Südostküste bestätigt, der Machio oder Machico genannt wird *). Porto Santo gleicht auf den ersten Blick zwei Inseln. Wenn man ostwärts segelt, so sieht die Stadt an der südlichen Küste ansehnlich und gefällig aus, der Kirchthurm, der sehr hoch ist, giebt ihr einen Anschein, den sie schwerlich bei näherer Bekanntschaft behalten würde. Die Insel trägt Korn, es fehlt ihr aber, wie man sagt, an gutem Wasser; sie hat 1400 — 1700 Einwohner, und einen Hafen, der im Winter dem von Funchal vorzuziehen ist. Ihre höchste Spitze ist 1600′ über der See.

Um Mittag sahen wir die Desertas. Sie liegen 11 Meilen südöstlich von Madeira und sind 3 an Zahl, vollkommen kahl und nur von Fischern besucht, die dahin gehen, um Orchil zu sammeln. Die nördlichste Insel ist ein hoher pyramidaler Felsen, der oft für ein Segel angesehen wird, mit dem er in der That viel Aehnlichkeit hat. Von den Desertas aus liegen die Salvages 145° in östlicher Richtung und 17° südlicher. Wir sahen diese letztern nicht, obgleich wir es wünschten; ein frischer östlicher Wind trug uns verhältnißmäßig weit westlich und vereitelte unser Vorhaben.

Am 13. Juli sahen wir bei Tagesanbruch den Pik von Teneriffa, ein großer, einziger Anblick, wie er sich in seiner stolzen Einsamkeit scheinbar aus einer Wüste erhebt, — denn wenn die Insel

*) Barbeau indessen sagt, daß Madeira schon den Alten unter dem Namen „Clone Atlantice“ bekannt gewesen. Mappe-Monde Historique, 1759.

auch ziemlich fruchtbar, so sieht man das nicht von der See aus und sie scheint fast Ascension an Rauheit und Dürre gleichzukommen. In der offenen See ward der Wind so stark, daß es nöthig wurde die Topsegel zu reffen; er ward aber leicht und veränderlich, als wir uns Santa Cruz näherten. Wir ankerten um Mittag. Die Stadt von Santa Cruz ist berühmt in der Geschichte der Seekriege. Robert Blake, aus Oxfort, Mitglied des Parlaments, Hauptmann und Admiral, machte sie zum Schauplatz einer der abenteuerlichsten und kühnsten Thaten. Am 20. April 1657 griff er die spanische Flotte an, die eine sehr starke Position unter dem Schutze der Batterien eingenommen, zerstörte sie völlig und zog, ein plötzliches Umschlagens des Windes benutzend, sein kleines Geschwader mit verhältnißmäßig geringem Verluste zurück. Diese einzige Heldenthat vollbrachte er am Ende einer Laufbahn die an Kühnheit ihres Gleichen nicht hat, krank an Wassersucht und Scorbut. Wenn es irgend einen Namen in der englischen Geschichte giebt, den man bewundern muß um all der Tugenden willen, die einem Manne zukommen, für Güte und Größe vereinigt, so ist es der dieses Soldaten-Admirals, in dessen Preis der große Protector und der edle Geschichtschreiber der Königlichen Parthei übereinstimmen.

Es war ein plötzlicher Wechsel des Windes, der Nelson dazu brachte, seine Expedition gegen Teneriffa zu unternehmen, ein Versuch, in dem, so erfolglos und verderblich er auch war, doch der außerordentlichste Heldenmuth entwickelt ward und bei dem man einen großmüthigen Feind kennen lernte, welcher, fähig, die Verdienste des Gegners zu schätzen, den Streit nicht über die Grenzen der Menschlichkeit hinaus fortführte. Es wird wenig Episoden in der Geschichte geben, die merk-

würdiger sind, als jenes Zusammentreffen des Capitains Samuel Hood mit Don Juan Guttierez in der Citadelle von Santa Cruz, wo die Kühnheit und Geistesgegenwart des Engländers. der Großmuth und Bewunderung des Spaniers begegnete. Noch werden die zerfetzten Reste einer englischen Fahne in der Kirche aufbewahrt und noch immer erinnern sich die Einwohner des zurückgeschlagenen Angriffs vom 24sten Juli 1797.

Bei Tagesanbruch am 15. Juli gingen wir unter Segel. So leicht und unbeständig war der Wind, daß wir für einige Zeit nicht vom Lande kommen konnten, erst gegen 10 oder 11 Uhr früh fing er an, beständig aus O. N. O. zu wehen. Der Passat trug uns langsam und sanft nach Südwest und um Sonnenuntergang verloren wir den Pik in einer Entfernung von etwa 40 Meilen aus dem Gesichte. Am folgenden Tage trafen wir einen spanischen Schooner von 25 oder 30 Tonnen, der ein Boot abschickte, uns um Wasser zu bitten. Beim Fischen unter Cap Blanco nach Barben, Brassen, Codfisch, Snapper und Zungen war das Schiff durch einen Sturm aus Südost von der afrikanischen Küste abgetrieben worden und schon 6 Wochen weg von Gran Canaria. Es war fast voll geladen, aber in schrecklichem Mangel an allen übrigen Dingen. In dem erbärmlichen Fahrzeuge waren über 20 Leute, mehr wie Wilde, als wie civilisirte Menschen lebend. Ihr einziges Instrument schien ein Compaß zu sein, und da sie aus ihrer Rechnung herausgekommen waren, wären sie in große Noth gerathen, hätten wir sie nicht zufällig davon erlöst. Außer Wasser gab ihnen Capitain Kellett auch noch einen Sack mit Brod, so daß ihr Unglück ihnen zum Vortheile gereichte. Die zer-

brechliche Barke, die wir hier in Roth antrafen, erinnerte uns an die Seefahrer aus der Zeit Prinz Heinrich's, und an ihre Leiden beim Versuche, das schreckliche Cap Boiador zu umsegeln, wo stets ein heftiger Wellenschlag herrscht und landen schwer und gefährlich macht, — unser Begegnen mit dem erwähnten Schiffe gab uns einen Begriff davon, was die Schifffahrt in den Schaluppen und Pinnacen früherer Tage gewesen sein muß.

Der Passatwind brachte uns ruhig um etwa 6 oder 7 Knoten die Stunde vorwärts. Am 21. Juli kam der Pik von San Antonio, der nach Owen 9700′ über der See, in Sicht. Der Wind wurde schwach, als wir uns der Insel näherten, ein Umstand, der so häufig, daß er ein Grund ist, die Gruppe zu vermeiden; in unserem Falle wehte es bald wieder stärker, wir hielten aber für einige Stunden westlich, um von der Insel fortzukommen. Nach Sant Jago ist San Antonio die größte der Cap Verdischen Inseln und Terrafal Bai an der südöstlichsten Spitze wird für einen sehr bequemen Platz gehalten, Erfrischungen einzunehmen. Karl Darwin, der Begleiter des Capitains Fitzroy, bemerkt das eigenthümliche neblige Aussehn des Himmels und schreibt es einem ungemein feinen Staube zu, der fortwährend fällt, selbst auf Schiffen weit in der See. Dieser Staub ist braun von Farbe und man glaubt, daß er von dem verwitterten vulkanischen Gesteine entweder der Inseln oder der Küste von Afrika komme. Je trockner die Atmosphäre, um so dichter ist die Staubwolke.

Am Freitag den 25. Juli unter 11° nördlicher Breite und 24° westlicher Länge verloren wir den Passatwind, und Windstille, leichter Wind und Platzregen herrschten während

der nächsten 2 Tage. Vom Sonntag den 27sten an unter 9° N. und 23° W. ward der Wind beständiger, als man es in dieser Gegend erwarten konnte. Wir hatten schwere See, scharfe Böen und hin und wieder Regenschauer, bis am 1. August der Südwestwind in den Passat umschlug unter 6° N. und 24° W. Ein unangenehmer hoher Wellengang hielt immer noch an und der Passatwind war sehr südlich. Wir waren ziemlich weit westwärts gekommen und fingen an des Cap San Roque wegen unruhig zu werden. Die Durchfahrt zwischen Afrika und Amerika ist eine breite; dennoch sind Schiffe schon leewärts getrieben, und genöthigt gewesen, auf Barbadoes zu segeln.

Am 5. August passirten wir die Linie unter 29° 15′ W. und am folgenden Tage unter 2° S. und 30° W. um die mittelste Wache meldete der Mann, der auszuschauen hatte, „Brandung“. Es erschienen leuchtende Bänder im Wasser so ähnlich Riffen und brandenden Wellen, daß wir sie für solche gehalten haben würden, wenn wir unserer Position weniger sicher gewesen wären. Für länger als eine Stunde passirten wir in Zwischenräumen von 200 bis 300 Ellen über solche Streifen oder Bänder, sie erleuchteten förmlich die See und gewährten einen prächtigen Anblick. Wir konnten in finsterer Nacht Geschriebenes erkennen, z. B. einen Wachtrapport, wenn wir ihn über die Laufplanke hielten. Das mag einen Begriff von der Masse des Lichtes geben welches das Wasser ausstrahlte.

Am 7. August unter 2° 32′ S. und 30° 53′ W. ward die Pinnace ausgesetzt, um eine Sondirung in der tiefen See zu versuchen. Auf ihrer Winde waren 3500 Faden fünfdrähtiges Garn aufgewickelt, beschwert mit Eisenballast. Als

wir 2995 Faden abgewickelt hatten, hielt die Winde an; wir spannen 30 oder 40 Faden mehr ab und das Boot trieb mit dem Strome, was es vorher nicht that; wir zogen dieselben ein, das Boot stand wiederum still; wir ließen noch einmal nach und wurden wiederum vom Strome getrieben, ziemlich sichere Zeichen, daß der Grund erreicht war. Dies Experiment dauerte 4 Stunden. An Bord sondirten wir mit 400 Faden Leine, die Temperatur der verschiedenen Tiefen zu untersuchen; die der Luft wurde 80° gefunden, die des Wassers an der Oberfläche 78° und 400 Faden tief 50°,5. Die Strömung machte fast 2 Meilen stündlich Südwest bei West, ein Resultat welches leidlich mit dem Unterschiede zwischen der Schiffsrechnung und den Beobachtungen stimmte und auch alle frühern Wahrnehmungen bestätigte.

Am 7. August wurden wir wegen der Umschiffung des Cap St. Augustine ängstlich, da der Passatwind stark südlich geworden und die Strömung heftig nach Südwest trieb. Um 8 Uhr früh sahen wir Fernando de Noronha. Diese Gruppe besteht aus 2 Inseln und verschiedenen Felsen, die dem vollen Wellenschlage des atlantischen Oceans ausgesetzt sind; fortwährend brechen sich mächtige Wogen an ihren Küsten. Die Inseln sind merkwürdige Beispiele von vulkanischer Formation mit nadelförmigen Felsen, Bergen von Zuckerhutform, überhängenden Klippen übertreffen sie fast den Peter Botte an fantastischen Formen. Der Strom trieb uns davon fort, Mittags passirten wir sie 5 Meilen nordwärts, die mittelste Pyramide oder Minaret lag von uns N. 6° W., der Südwestpunkt N. 36 W. Die mittelste Spitze ist ein ganz außerordentlicher Felsen, fast 800 Fuß hoch und so regelmäßig und glatt, daß man aus der Ferne kaum glauben kann, daß er

kein Werk der Kunst sei. Ein, wie es scheint, starkes Fort fällt hauptsächlich in die Augen, es wird von der brasilianischen Regierung als Gefängniß benutzt. Schon der bloße Anblick desselben hat etwas Schreckliches. Man denke nur der zahllosen Seufzer und Flüche derer, die Verbrechen oder Unglück in den Kerker eines halbcivilisirten Volkes brachte. Mit welchen Gefühlen von Verzweiflung und Elend müssen die Gefangenen Tag für Tag jene Klippen und Felsspitzen anschauen, welche wohl eine Unterbrechung in eine einförmige Reise bringen und einen Gegenstand der Unterhaltung abgeben können, aber nur um dann wieder über anderen Scenen eines ewig wechselnden Lebens vergessen zu werden! Um die Gefangenen besser bewachen zu können, werden keine Boote zugelassen. Fisch ist in Überfluß da; frisches Fleisch, Milch, Gemüse und Früchte kann man im Nothfalle erhalten. Die Inseln waren einmal ein Stelldichein für Waler, jetzt werden Besucher möglichst zurückgehalten, und es würde auch wohl kaum ein Schiff den offenen und gefährlichen Hafen berühren, da man nach dem Wechsel, der in den letzten 30 Jahren in Brasilien stattgefunden, alles Röthige in den Häfen des Festlandes besser haben kann.

Am 9. August unter 7° 30′ S. und 34° 15′ W. kam die Küste von Brasilien in Sicht. Nach Sonnenuntergang steuerten wir in 22 Faden Wasser landwärts und stießen bald auf „Jangadas“, die Vorläufer des Landes in diesen Gegenden. Ein Schiff ist etwas Wundervolles, noch wunderbarer ist aber, so außerordentliche Fahrzeuge wie die erwähnten in offener See zu treffen. Herr Koster, in seinem Berichte über die interessanten Reisen die er von 1809 bis 1812 in Nordbrasilien gemacht, beschreibt sie folgendermaßen:

„Die Jangadas bestehen aus 6 Stämmen von einer besonders leichten Holzart, die zusammengebunden oder geflockt sind, versehen mit einem großen lateinischen Segel, einem Ruder als Steuer, einem Kiel, der zwischen den beiden mittelsten Balken hinläuft, einem Sitze für den Steuermann und einer langen gegabelten Stange, an die ein Gefäß mit Wasser, Mundvorrath u. s. w. gehängt wird. Diese rohen Flöße haben ein höchst eigenthümliches Ansehn, indem man keinen Rumpf bemerken kann, selbst wenn man ihnen nahe ist. Sie werden gewöhnlich von 2 Männern geführt und liegen näher am Wind, als irgend eine andere Art von Schiffen.“

Die Nächte waren jetzt köstlich; da waren der Centaur, das südliche Kreuz, das Schiff Argo, der glühende Antares neu für das staunende Auge des Beschauers, während Venus, die im Westen stand, Mars und Jupiter, die im Osten emporstiegen, Cassiopeja und der große Bär im Norden an Heimath und Freunde erinnerten. Glänzende Meteore mit Schweifen wie Raketen trugen dazu bei, die Schönheit des Sternenhimmels zu erhöhen. Der meist beständige Wind, der nur hin und wieder mit einer Böe oder einer Stille von wenig Stunden abwechselte, brachte uns mit einer Geschwindigkeit von 6 oder 7 Knoten stündlich bis auf 200 Meilen von Cap Frio, wo zu unserm Erstaunen „Land“ gemeldet wurde; einige Wolken, die ganz genau den Anschein desselben hatten, täuschten fast jeden, und ließen uns sogar zuerst für die Richtigkeit unserer Chronometer fürchten, aber nach einer Sondirung von 48 Faden und einer Jupitershöhe die 23° 11′ Süd gab, änderten wir unsern Cours um 3 Punkte von W. S. W. nach W. zu N. und passirten bei Tagesanbruch Cap Frio. Jene Beobachtung war sehr nützlich; der

Strom hatte uns seit einigen Tagen mehr als 20 Meilen südlich getrieben, und mit unserm W. S. W. Cours wären wir südlich von Ilha Raza angekommen und hätten dann Wind und Strom gegen uns gehabt. Schiffe, die nach Rio Janeiro bestimmt sind, brauchen oft mehr als eine Woche, um die letzten hundert Meilen ihrer Reise zurückzulegen, wenn sie durch einen Fehler in der Schiffsrechnung zu weit südlich und westlich das Land angesegelt haben. Nahe an der Küste von Amerika bleibt der Passat in dieser Jahreszeit gewöhnlich aus oder verändert seine Richtung. Vom März zum September ist der Wechsel am unmerklichsten, O. z. N. und O. S. O. sind dann die gewöhnlichsten Richtungen; aber zwischen den Monaten September und März kehrt er sich häufig ganz um, — N. z. O. und N. O. z. O. sind dann die herrschenden Winde. Diesen Umstand benutzten die Capitaine der Falmouther Packetschiffe stets, indem sie in der einen Periode Bahia und Pernambuco auf der Rückreise berührten, während sie in der letzteren, zwischen September und März, bei der Hinfahrt jene Häfen besuchten. Aber Dampf, der mächtige Dampf, wird machen, daß man jene Localverhältnisse, für wie wichtig sich ihre Berücksichtigung bisher auch erwiesen hat, künftig übersieht und vergißt.

Obgleich es jetzt die Zeit für östliche und O. S. Östliche Winde war, so hatten wir doch einen Stoß von N. N. O., der trübes nebliges Wetter brachte, und kamen nicht vor dem 18. August zum Leuchtthurm von Ilha Raza. Die Provinz Rio Janeiro zwischen Cap Frio und Ilha Grande ist außerordentlich gebirgig; eine Reihe von Kegelbergen fällt nach Westen zu ab mit der einen Ausnahme des Paõ d'Azucar oder Zuckerhut. Dieser Felsen dient als Landmarke, denn der

Hafen von Rio ist ein „blinder“, und Don Juan de Solis, der Entdecker desselben, fand, daß die Eingeborenen ihn „Nitherohy“ d. i. „verborgenes Wasser“ nannten, ein sehr passender Name, da die Einfahrt versteckt bleibt, bis man ihr gerade gegenüber ist.

Der Wind blieb gerade aus, als wir in den Hafen einfuhren, um 5 Uhr Abends trat völlige Windstille ein, und da es zur selbigen Zeit auch stark ebbte, so mußten wir vor Anker gehen. Rio Janeiro ist berühmt wegen seiner wunderbar schönen Umgebung, und es giebt nur einen Platz, der damit verglichen werden kann und dann vielleicht vorzuziehen ist, der Bosphorus, wo sich für 20 Meilen an den Ufern des türkischen Canals eine ununterbrochene Folge von Hügeln, Thälern, Ebenen, Thürmen, Palästen und Moscheen entfaltet. Das hat Etwas von Rio Janeiro; nur trifft dort Alles, geschmückt mit dem Glanze des Südens, in einem einzigen coup d'oeil den Beschauer, während zu Constantinopel immer neue Schönheiten, frische Reize, verborgene Pracht sich ihm eröffnen, je weiter er geht. Die Sinne schwinden beim Anblick der ewig wechselnden, ewig schönen Scene, man fragt fast: ist das Wirklichkeit? als ob man in einem schönen Traume befangen wäre und zu erwachen befürchtete. Der erste Besuch von Rio Janeiro wird gewiß nicht so leicht vergessen, wo man auf die bewaldeten Höhen, die grünen Thäler, die rauhen Felsenspitzen, die entfernten Berge noch dazu mit all dem Interesse sieht, was ein erster Blick auf eine neue Welt hat. Die Bucht zu beschreiben, fehlen die Worte. Mit Staunen, Bewunderung, Entzücken glaubt man alles zu sehen, was die Erde bieten kann, und man blickt zurück auf die genossene Wonne, als auf die reinste, deren man sich je erfreut.

Am 19. August um 1 Uhr Nachmittags mit kommender Fluth gingen wir weiter. Der Wind war indessen so leicht,

daß wir in der That nur mit dem Wasser herauftrieben, und noch einmal den Anker auswerfen mußten, um einige Schiffe zu vermeiden, die das Fahrwasser sperrten — so wurde es 3 Uhr, bevor wir unsern Ankerplatz vor der Stadt einnehmen konnten, wo wir ihrer Britannischen Majestät Schiffe Grecian, Crescent, Seagull, Penguin und Spy, die Nordamerikanischen Fregatten Raritan und Bainbridge und die brasilianische Fregatte Isabella antrafen.

Rio Janeiro ist eigentlich nur der Name der Bai, die Solis entdeckte und fälschlich für eine Flußmündung nahm; es ist ein schöner Meerbusen von etwa 40 Meilen im Umfange, in den kein irgend bedeutender Fluß fällt. Ein französischer Abenteurer, Villegagnon, nahm an der Spitze einer Expedition, die den Hugenotten Glaubensfreiheit verschaffen zu wollen versprach, Besitz von einer Insel in der Bucht, wurde aber wegen verschiedener Verbrechen, die er begangen, bei seiner Bemühung, eine Colonie zu gründen, in der die Protestanten übrigens größere Verfolgungen auszustehen hatten, als die vor denen sie geflohen, am 20. Januar 1540 vertrieben; — er hat nie mehr besessen, als die kleine Insel, die immer noch seinen Namen trägt. Mem de Sa, dem die vortheilhafte Lage in die Augen fiel, gründete die neue Stadt, die die Hauptstadt von Brasilien werden sollte, und benannte sie nach dem Marthyrer, oder wohl auch zu Ehren des Königs Sebastian von Portugal San Sebastian, ein Name der indeß jetzt abgekommen ist. San Salvador (Bahia) und Pernambuco waren bedeutende Städte, ehe man an Rio Janeiro dachte, aber des Letzteren vortheilhafte Lage und der Umstand, daß es von den Kriegen zwischen Portugiesen, Spaniern und Holländern um den Besitz Brasiliens verschont blieb, begrün-

deten sein Gedeihen. „Glücklich das Land, dessen Geschichte ein leeres Blatt ist!“ Es scheint, daß nichts Merkwürdiges in Rio vorfiel, bis 1710 eine französische Macht den Platz angriff. Der Angriff wurde zurückgeschlagen, aber die Portugiesen benutzten ihren Sieg mit einer solchen Grausamkeit, daß der berühmte Duguay Trouin von Louis XIV. abgeschickt wurde, um seine Landsleute zu rächen, der auch die Stadt mit Sturm eroberte, und zuletzt um 600000 Cruzadoes (etwa 60000 £) brandschatzte, eine große Summe für damalige Zeit, die einen Begriff vom Wohlstande der Einwohner geben kann.

Die Entdeckung der Gold- und Diamantengruben in der Provinz von Minas Geraes gaben Rio Janeiro neue Wichtigkeit in den Augen der Portugiesen, — es konnte auch außerdem leichter vertheidigt werden als Bahia, und so wurde im Jahre 1763 der Vicekönig Conde d'Acunha befehligt, den Sitz des Gouvernements dahin zu verlegen. Im November 1768 besuchte Lieutenant Cook diesen Platz. Der berühmte Seefahrer giebt einen ziemlich komischen Bericht von der Unwissenheit und eifersüchtigen Förmlichkeit der Regierung. Er hält die Stadt für so groß, wie irgend einen englischen Seehafen, Bristol und Liverpool nicht ausgenommen. Ersteres hatte damals etwa 40000 Einwohner, letzteres weniger als 50000, — so daß Rio wahrscheinlich zwischen 40000 und 50000 gezählt haben mag. Bei der Ankunft des Hofes und Prinz Regenten von Portugal ward es auf 100000 geschätzt, und so groß war der Impuls, den jene Ankunft gab, daß man annimmt, daß sich im Laufe der Jahre 1808 und 1809 etwa 20000 Portugiesen, Engländer und Deutsche in der unmittelbaren Umgebung angesiedelt. Die Bevölkerung scheint niemals genau bekannt gewesen zu sein; 1819 schätzte man sie auf 120000,

1833 auf 140000, 1845 auf 160000 oder auch 180000, welche letztere Zahl nach der Menge, die man in den Straßen sieht und nach den ausgedehnten Vorstädten zu urtheilen, nicht übertrieben scheint.

Rio Janeiro ist eine unangenehme Stadt und muß, wie die des Sultans, aus der Ferne betrachtet werden; nur die Entfernung macht den Anblick erfreulich. Es ist die Stadt der Contraste. Entzückt von der schönen Ansicht kann der Fremde es kaum erwarten zu landen, aber schon ehe er das Ufer erreicht, wird er von den entsetzlichsten Gerüchen angefallen, die ihn fast zurücktreiben. Er sieht ein prächtiges Hotel, wo jede Leckerei, welche die französische Küche hervorzubringen vermag, zu haben ist, und einen Neger, der Farinha kaut, das einfachste Nahrungsmittel in der Welt. — Die alte Stadt, die von Cook und Lord Macartney besucht wurde, liegt zwischen Cobras Isle Point und Ponta de Calabouça, und bedeckt ein unregelmäßiges Viereck von mehr als einer Meile in Länge und weniger als $^3/_4$ Meilen in Breite; sie steht aber in keinem andern Verhältniß zur jetzigen Hauptstadt Brasiliens, als die „City" zu der von Großbritannien, hat indeß einen eigenthümlichen Charakter und erweckt als ein Denkmal aus vergangenen Zeiten ein Interesse, das die neueren Theile der Stadt nicht erregen.

Wenn man sich vom Landungsplatze aus rechts wendet, so sieht man einen großen Platz vor sich: der kaiserliche Palast, ein großes Gebäude, von Außen zierlich und regelmäßig, nimmt die Südseite ein und steht mit andern Baulichkeiten an der Westseite in Verbindung. Diese Gebäude und die daranstoßende Kirche waren früher Theile eines Carmeliterklosters. Die nördliche Seite des Platzes wird von Läden

und Kaffeehäusern eingenommen, die östliche, nach der See zu, ist offen. Obgleich weder imposant noch schön, so ist doch dieser Fleck ein bequemer Landungsplatz für eine große Handelsstadt. Von der nordwestlichen Ecke desselben läuft die Rua Dirieta von Nord nach Süd, von ihr gehen schmale Straßen in rechten Winkeln ab, wiederum von zahlreichen andern gekreuzt. Die Rua Dirieta ist die geschäftigste Straße, als ein allgemeiner Markt für den Verkehr, die Rua d'Ouvidor die freundlichste und glänzendste, eingenommen von Französischen und Portugiesischen Goldschmieden, Modehändlern u. s. w., die Rua d'Alfandeza, die reichste, hauptsächlich von Kaufleuten und Agenten von Manchester, Birmingham, Sheffield und Leeds bewohnt, und die Rua dos Pescadores, die vornehmste; in ihr sind die Häuser der ansässigen englischen Kaufleute, die ebenso bekannt und angesehen sind wie die Häupter der Regierung. Diese Straßen sind alle einander ähnlich, die Häuser meistens 3 oder 4 Stock hoch, düster und traurig, mit Balkonen vor den Fenstern, im Plan den gewöhnlichen Londoner Häusern gleichend mit langen engen Gängen, steilen Treppen, Zimmern, die meist unter einander in Verbindung stehen, luftig und von schönen Verhältnissen, aber einfach meublirt sind. Das Parterre ist die Niederlage oder der Laden, je nachdem das Geschäft en Gros oder en Detail. Der erste Stock ist Comptoir, der zweite enthält Speise- und Schlafzimmer. Sieht man, umgeben von Europäischen Produkten, hier und da ein englisches, deutsches oder französisches Gesicht, so denkt man unwillkürlich daran, wie eng diese Scene von Geschäftigkeit mit dem Wohl- oder Uebelbefinden von Reich und Arm in Lancashire und Yorkshire zusammenhängt, oder wie Fleiß und Talent überall einen Platz für ihre Thätigkeit finden.

Die Rua Direita ist durch eine steile Erhebung geschlossen, auf der das Kloster San Benedict und der bischöfliche Palast steht, welcher letztere bequemer und prächtiger als der kaiserliche sein soll. Das Kloster ist ein einfaches Gebäude, aber großartig durch seine Dimensionen. Man sagt allgemein, daß die Regierung verboten habe, neue Mitglieder in den Orden der Benedictiner aufzunehmen, so daß in wenig Jahren der kaiserliche Schatz die Einkünfte und Besitzungen desselben zur Verfügung haben wird. Westlich davon liegt das Campo de Santa Anna, die frühere Grenze der alten Stadt, jetzt fast ihre Mitte, ein weiter noch immer unangebauter Platz, der mehr eine Trennung, als eine Verbindung mit der Neustadt bildet. Von hieraus durchschneidet ein Damm von 2 Meilen Länge, Atterado genannt, eine Marsch, die von einem Arme der See gebildet wird; derselbe giebt eine vorzügliche und ebene Straße zur Verbindung mit Engenho Velho ab und führt zum Palaste von Saõ Christovaõ, wo der Kaiser sich gewöhnlich aufhält. Auf der Südseite wird die Einförmigkeit der Stadt durch einen Hügel von einiger Ausdehnung und beträchtlichen Höhe unterbrochen, der der Schloßberg heißt und auf welchem mehrere öffentliche Gebäude errichtet sind, auf seiner Spitze der wohlbekannte Telegraph. In einiger Entfernung davon in derselben Richtung, an der Straße von Calête, ist der Gloriahügel mit der Capelle von Nossa Senhora da Gloria, welcher ein Vorgebirge am Ufer der Bucht bildet. Das Gebäude auf ihm, das an und für sich selbst nichts Bemerkenswerthes hat, ist einer der am meisten in die Augen fallenden Punkte im Panorama welches Rio von der See aus darbietet. Der Weg zur Capelle hinauf ist von der Landseite steil, nichts desto weniger aber stark besucht. Viele gehen hin, um

von der Terrasse aus auf eine der schönsten Landschaften zu blicken, die man sich nur vorstellen kann. Der Hügel ist mit Häusern bedeckt, die vornehmlich von englischen Kaufleuten bewohnt sind, welche sich hierher von den Mühen ihres Geschäftes zurückziehen, um sich an der lieblichen Aussicht und der kühlen Luft zu erfreuen. Die Vorstädte im Süden, Calête und Botafogo, sind größtentheils neu, die Abhänge der Corcorado, wie das Thal von Laranjeiros und das Largo de Machado haben sich sicher verschönert und zeigen sogar schon Spuren von Eleganz. 1841 war das letztere wenig besser, als das freie Feld, jetzt hat es einen Springbrunnen in der Mitte, ist bepflanzt und zum Garten umgewandelt, während Häuser es von allen Seiten umgeben. Die Wasserleitung ist ein wahrhaft schönes Werk, die Nachahmung von einer zu Lissabon, im Jahre 1740 gebaut. Dieselbe am Morgen von der Stadt bis zum Fuße des Corcorado zu verfolgen, ist ein Spaziergang, der wohl von wenigen an Schönheit übertroffen wird. Der Aquaduct ist dauerhaft gebaut und besteht nach Lunock aus zwei etwa 6 Fuß hohen, oben überwölbten Mauern, hinreichend weit, um Arbeiter, die gelegentlich hineingehen, die ganze Länge durchzulassen, mit Oeffnungen für Luft und Licht in passenden Intervallen. Darin ist der etwa 18 Zoll weite, 24 Zoll tiefe und 3 Meilen lange Canal angelegt. Es giebt zahlreiche Fontainen in der Stadt; viele werden von diesem Wasserwerke gespeist, andere von Quellen und Brunnen; dennoch steht der Wasserzufluß lange noch in keinem Verhältnisse zum Bedarf.

Die neue Stadt ist luftiger und angenehmer als die alte, es ist, als ob man aus den ältern Theilen Londons in die Gegend von St. Pancras oder Camden Town käme,

nicht viel von Geschmack zu sehen, nur mehr Reinlichkeit und Frische. — Die Brasilianer gehen nicht viel mit den Engländern um, indessen sagte uns mehr als Einer der lange hier Ansässigen, daß sie gefällige und freundliche Leute seien und nie mehr erfreut, als wenn sie irgend einen kleinen Dienst erweisen oder eine Artigkeit erzeigen könnten, nur wären sie, da sie nicht die Vortheile einer guten Erziehung genossen hätten, zu schüchtern, um die Gesellschaft von Fremden zu suchen.

Die Gegend von Rio wird ewig und immer die Stadt reizend machen, zu einem Ueberblicke derselben bietet der Corcorado vielleicht den besten Punkt. Das Panorama ist großartig. Rund um den Fuß des Berges und an seinen Seiten ist Urwald, weiterhin die Bai von Botofogo, die mit ihren sanft abfallenden, von Häusern und Spaziergängen eingefaßten Ufern an einzelnen Punkten fast einem Bergsee gleicht. Die unendliche Mannigfaltigkeit der tropischen Pflanzenwelt entfaltet sich hier in aller ihrer Größe, aber trotz ihrer Pracht und ihres Glanzes, den gelehrte Naturforscher und begeisterte Reisende so lebendig beschrieben haben und nicht lebhaft genug beschreiben können, drängt sich uns doch die Frage auf, ob die tropische Landschaft in Wirklichkeit so große Vorzüge habe. Sie ist wild, voll von Ueppigkeit und Fülle, so daß sie jeder Cultur und aller Schranken zu spotten scheint — aber ist das ein Ersatz für die sanfteren Schönheiten gemäßigter Klimate?

Das Haupterzeugniß der Provinz ist Kaffee. Früher soll dieser einen eigenthümlichen Geschmack gehabt haben und nicht für gleich mit dem westindischen gehalten worden sein, — man schrieb seine geringe Güte dem Umstande zu, daß man die Beeren unreif pflücke und dann zum Nachreifen auf dem Boden

liegen lasse, woher sie einen unangenehmen erdigen Beigeschmack bekämen. Indessen sind in den letzten Jahren bedeutende Verbesserungen in der Behandlung des Kaffees eingeführt worden, die seinen Werth gesteigert haben. Baumwolle wird ebenfalls gebaut, aber nicht so viel, als im Norden; die Haupthäfen für brasilianische Baumwolle sind Pernambuco und Maranham. Zucker, der durch Gouverneur Mem de Sa hierher gebracht worden, ist eins der wichtigsten Erzeugnisse, besonders zwischen Rio und Cap Frio. Taback wird auf den Inseln der Bucht, südlich von Angra dos Reis und wie auch in der Provinz Espiritu Santo gezogen, er hat aber nie den Ruf erlangt, wie der von den älteren Pflanzungen in Amerika und Asien. Der Anbau von Thee ward in Rio versucht, und wird noch immer im botanischen Garten getrieben; doch muß Etwas dabei hinderlich sein, entweder die Art der Cultur, oder der Boden, oder das Klima, denn man kann zu keinem günstigen Resultate damit kommen. In der Provinz Saõ Paulo dagegen ist man glücklicher gewesen und eine bedeutende Menge für den Verbrauch im Lande wird dort gewonnen.

Capitel II.

Abreise von Rio Janeiro. — Fort Santa Cruz. — Falklands-Inseln. — Fahrt um Cap Horn. — Valdivia. — Schiffbruch des Challenger. — Concepcion. — Talcuhuano. — Das alte Concepcion. — Aconcagua. — Valparaiso.

Am 28. August gingen wir wieder unter Segel, unsere eigenen Boote, unterstützt von denen der andern Schiffe, schleppten uns am Tau. Die Einfahrt in den Hafen von Rio ist keine Meile breit, mit einer Bank quer vor, die gewöhnlich eine Brandung verursacht, welche, wenn der Wind nicht stark und beständig ist, das Herausschleppen der Schiffe zu einer sehr nothwendigen Vorsichtsmaßregel macht. Wenn dies Hinderniß passirt ist, so findet man gewöhnlich hinreichenden Wind, das Schiff vom Lande abzubringen, wo nicht, so kann man ankern und sich für die nächste Brise die kommt, bereit halten.

Die fremden Boote blieben zurück, bevor wir das Fort Santa Cruz erreichten. Dieses Fort ist mit 30 Kanonen nach der See und 23 nach der Stadt zu bewaffnet, die, gut bedient, einen Feind ernstlich belästigen könnten, wohl aber kaum ein englisches Geschwader von 7 oder 8 Linienschiffen, wenn diese nur mit einem guten Seewinde kämen, zurückzuschlagen vermöchten. Am Nachmittag trat Windstille ein, und wir hatten so Gelegenheit, den Leuchtthurm von Raza zu mustern. Das Licht ist ziemlich armselig, revolvirend oder vielmehr in unregelmäßigen Intervallen intermittirend und kann etwa 6 oder 7 Meilen weit gesehen werden, sicher nicht weiter.

Am 30sten kam frischer Wind von S. O. und O. S. O.,

der 3 Tage anhielt, dann nach N. N. O. umschlug und uns, wenn auch wechselnd in Stärke, dennoch südwärts brachte.

Am 3. September ward unser Lauf durch einen leichten Südwind auf wenige Stunden unterbrochen, das Wetter war kalt und der Himmel so umwölkt, daß wir für einige Tage die Sonne nicht zu Gesicht bekamen. Die ganze Reise hindurch ließen wir am Ende jeder Wache das Loth ablaufen und sondirten mit so viel Leine als gerade möglich, bisweilen auf 70 oder 80 Faden, selten auf 100.

Gemäßigter Wind, hin und wieder mit Sturm abwechselnd, brachte uns am 19ten mit Tagesanbruch nach den Falklands-Inseln. Ein Boot kam von dort uns entgegen, um uns zu benachrichtigen, daß der Gouverneur seinen Sitz von Port Louis oder Anson, (wie es jetzt genannt wird zu Ehren des Seefahrers, der zuletzt die Falklands-Inseln für eine wünschenswerthe Acquisition erklärt haben soll), wegverlegt habe. Eine schöne Acquisition diese Inseln, wahrhaftig! Nützliche Häfen sind sie sicher, aber so lange noch besitzloses Land unter einem irgend angenehmeren Klima existirt, kann nur die Noth Menschen nach ihnen treiben. Der trostlose Anblick, den sie gewähren, ist sprichwörtlich, und wir hatten gute Gelegenheit, ihn zu genießen, als wir in Port William, einer Bucht oder einem Canale, zunächst Berkeley Sund, einfuhren. Der Wind nämlich, vor dem wir gesegelt hatten, war uns gerade entgegen und dabei hielten wir dicht an der Küste, als wir uns hinaufarbeiteten. Das Wasser war vollkommen ruhig, trotz dem daß der Wind ziemlich frisch ging. Jede gefährliche Stelle ward durch Tang angezeigt, der auf allen Felsen und Klippen wuchs. Als wir das Ende von Port William erreicht hatten, that sich der Eingang des Stanley Hafen vor uns auf, durch den

wir gingen, um in einem Bassin zu ankern, das vollkommen vom Lande eingeschlossen war. In dieser bewundernswürdigen Bucht trafen uns einige Windstöße, die an Heftigkeit und Wuth kaum übertroffen werden konnten. Ob es nur das traurige Klima ist, das den Leuten den Wind hier mehr auffallend macht, als an andern Orten, ist schwer zu entscheiden. Sicher haben aber die Inseln den nicht unverdienten Ruf sehr windig zu sein. Eine Woche lang stürmte es unaufhörlich mit abwechselnden Hagel- und Schneeschauern. Es ist wahr, wir hatten das Herbst-Aequinox, dem man schon etwas zu Gute halten muß; aber einige von uns waren im December und Januar, mitten im Sommer also, hier gewesen und da soll es eben so hart geweht haben, nur nicht gerade geschneit und gehagelt, und das Wetter fast eben so kalt gewesen sein. So stark indeß der Sturm auch war, er belästigte uns nicht mehr als er gethan haben würde, wenn wir in dem Bassin des Dockyard von Portsmouth gelegen hätten, mit welchem der Hafen der Falklands-Inseln gar wohl verglichen werden kann. Es würde unmöglich sein, einen bessern Nothhafen so am äußersten Ende der Gruppe gelegen, zu finden. Die gefährlichen Stellen sind meist in die Augen fallend, die vorherrschenden Winde wehen vom Lande her, das Wasser, durch das man zum Ankerplatze kommt, ist ruhig, und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wenigstens einige derselben, findet man vor.

Der Sitz der Regierung war schon länger als ein Jahr vor unserer Ankunft von Port Louis oder Anson nach Stanley verlegt worden; das Personale besteht aus dem Gouverneur Lieutenant R. C. Moody von den Ingenieuren, einem besoldeten Magistrate, einem Arzt, einem Verwalter, der die Auf-

sicht über die Vorräthe hat, und einer Abtheilung von 25 Mann Sappeurs und Mineurs. Stanley zählte zur Zeit unseres Besuches 24 Häuser und etwa 120 Einwohner, die mit Anlegen von Gebäuden, Werften und Herrichten von Schiffsmaterial beschäftigt waren. Die ganze Militairmacht, die dem Gouverneur zu Gebote steht, sind die erwähnten Sappeurs und Mineurs, die übrigen Einwohner sind nur unter Civil-Jurisdiction. Die Ansiedelung macht Fortschritte, sie sah indeß, wie alle neuen Niederlassungen, noch recht elend aus. Das Etablissement zu Port Louis soll nicht aufgegeben werden, denn das Land in seiner Nachbarschaft ist bedeutend besser, und wenn nur erst eine Straße angelegt ist, so wird es höchst vortheilhaft für die Insel sein, zwei Hafenplätze anstatt eines zu haben.

Die hohen Worte, in denen einige Schriftsteller von dieser Gruppe sprechen, sind schwer zu begreifen. Capitain Mowett sagt: „Die Inseln haben guten Boden, frei von Fels, der leicht zu bebauen ist und einer hohen Cultur fähig wäre." Das muß man aber erst probirt haben, ehe man ihnen diesen Vorzug zuerkennen kann. Daß sie große Heerden von wildem Vieh ernähren, ist bekannt, aber gute Weide ist in diesem Theile der Welt nicht genug, um bequem leben zu können; außerdem kann man mit Häuten und Fleisch von einer solchen Entfernung aus nicht mehr vortheilhaft handeln. Daß die Inseln für den Seemann in Noth unschätzbar sind, ist klar, daß sie je etwas mehr sein werden, zweifelhaft. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß sie schon einmal die Mannschaft eines englischen Kriegsschiffes vor dem gänzlichen Untergange bewahrt haben. Im Jahre 1770 scheiterte der Swift in Port Desire an der Küste von Patagonien; der

Commandant desselben, Capitain William White, war glücklich genug, unter außerordentlich traurigen Umständen zu Anfang des Winters das etwa 300 Meilen entfernte Port Egmont zu erreichen. Dort traf er die Favorite, die dann dem Reste der Mannschaft zu Hülfe eilte. Die Favorite war mit dem Anlegen der Niederlassung im Port Egmont beschäftigt gewesen, der nachher auf eine so summarische Weise von den Spaniern oder vielmehr ihrem Befehlshaber, denn die Leute wollten keinen Theil an der Handlung ihres Commandanten haben, ein Ende gemacht wurde. Obgleich die englische Regierung des Elendes wegen, was bald darauf der amerikanische Krieg auf sie brachte, die Ansiedelung nie wieder herstellte, so hat doch die Streitfrage, abgesehen von der Politik und der Eifersucht zweier rivalisirenden Nationen, ein Interesse, weil sie zum Gegenstande eines Johnson'schen Pamphlets geworden.

Der Flächenraum, den die Inseln einnehmen, ist etwa dem von halb Irland gleich. Der Anblick, den sie gewähren, ist trostlos und elend; ein wellenförmiges Land, mit torfigem Boden, bedeckt von feuchtem Grase, durchschnitten von Hügelreihen und sumpfigen Flüssen und Bächen. Die geologische Structur ist sonderbar; in der Nähe von Stanley ist ein Felsen, der so sehr einer Mauer gleicht, daß man ihn, ehe man ihm nahe gekommen ist, für ein Werk von Menschenhänden hält. Lager von körnigem weißen Quarze erscheinen an vielen Stellen symmetrisch gebogen, wie die Sitze eines Amphitheaters. Ströme von losen Steinen sind gewöhnlich in Ost-Falkland. Der niedere Theil des Landes besteht aus Thon, Schiefer und Sandstein, bedeckt mit Torf, der als Brennmaterial dient. Tussac-Gras ist überall gemein.

Vögel giebt es im Ueberfluß, obgleich sich ihre Zahl seit Bouguinville (1766) sehr vermindert hat. Unsere Jäger schossen Schnepfen, Regenpfeifer, Falken, Enten und eine Art von Bussart, Cara Cara genannt. Den Pinguin, halb Fisch, halb Vogel, könnte man wohl, wie Darwin sagt, für einen Vierfüßler halten, wenn er durch das Tussac-Gras kriecht. Zwei Arten von Gänsen sind in den Falklands häufig. Anas leucoptera ward in Massen an Bord gebracht und gegessen, von Einigen sogar gerne, während Andere erklärten, daß, nachdem sie sie einmal gekostet, nur der bevorstehende Hungertod sie dahin bringen könne, zum zweiten Male davon zu probiren. Man sagt indeß, daß sie, wenn man sie abziehe und einige Zeit liegen ließe, den starken Fischgeschmack verlören. Starker Haut-Gout könnte ihn vielleicht fortschaffen, sonst aber nichts. Anas antarctica lebt ausschließlich an der Seeküste und schmeckt wo möglich noch schlechter. Die allerkühnsten entsetzen sich vor ihr; im Herbste indessen, wo sie sich von Beeren nährt, verliert sie, wie auch die vorige Art, in Etwas diese unangenehme Eigenschaft. Die dickköpfige Ente, die Darwin so bezeichnend das „Dampfschiff" nennt, ist ein anderer Bewohner dieser Küsten. Sie wiegt bisweilen 20 Pfd.; ihren Namen hat sie von der Art in der sie sich, rudernd und plätschernd, fortbewegt; ihre Flügel sind nämlich zu klein und schwach zum Fliegen, aber mit Hülfe derselben kommt sie halb schwimmend, halb nur ins Wasser schlagend, sehr rasch und mit einem höchst sonderbaren Geräusche vorwärts. Das „Dampfschiff" kann für kurze Strecken untertauchen, es nährt sich von Schalthieren, die es vom Tange der durch die Ebbe trocken gelegten Felsen absucht.

In Sparrow Cove, an der Spitze von Port William,

sahen wir einige Pferde, die von denen abstammten, welche Bouguinville herübergebracht hatte, sie sind von kleiner und schwacher Zucht im Gegensatz zu den Ochsen hier, die gewöhnlich sehr schön sind. Die Pferde haben nie den östlichen Theil der Insel verlassen, obgleich sie durch keine natürliche Grenze daselbst zurückgehalten werden. Wir bekamen gutes Wasser aus 2 oder 3 Flüssen in der Nähe der Stadt, mit Hülfe einer Pumpe, ohne welche die Procedur des Wassereinnehmens nicht so leicht gewesen wäre.

Wenn man die Falklands-Inseln zu einer starken Colonie für Schiffe in Noth machen wollte, so würden ein paar Kutter von 40 oder 50 Tonnen oder ein kleines Dampfboot von 100 Tonnen sehr wünschenswerth sein, um damit die entfernter gelegenen Theile der Gruppe zu besuchen. Ein Schiff mag jetzt an ihrem westlichen Theile scheitern und die Mannschaft, unfähig Stanley zu erreichen, würde nicht mehr Vortheil von dieser Niederlassung haben, als die Bemannung des unglücklichen Wager von der Nähe von Anna Pink hatte. Seit unserm Besuche ist ein dreieckiges Signal auf Cap Pembroke an der östlichsten Spitze der Inseln errichtet worden, es ist dasselbe weiß und roth gemalt und kann vielleicht 5 Meilen weit seewärts gesehen werden.

Der 27. September war ein schöner Tag. Welch ein Unterschied! Die öden Küsten der Stanley Bucht mit ihrem Keime einer Stadt sahen ordentlich freundlich aus bloß des wolkenlosen Himmels und sanften Windes wegen. Man darf sich nicht darüber wundern, daß die Engländer bei ihrem veränderlichen Klima so viel vom Wetter sprechen. Die, die unter einer klareren Sonne wohnen, können freilich das Vergnügen

nicht begreifen, was ein klarer Tag nach lang anhaltendem Nebel, Hagel, Regen und Wind gewährt.

Am 30. September lichteten wir die Anker und segelten aus Stanley Bucht. Der Wind war leicht und schlug, als wir die schmale, kaum 300 Ellen weite Einfahrt passirt hatten, nach Nord-Ost um, wir mußten deshalb wieder vor Anker gehen, da außerdem noch Nebel einfiel. Um Mittag kamen wir vom Lande ab. Die Pandora war außer Sicht, wir fanden sie jedoch mit Hülfe einer Rakete wieder, am 3. October indessen verloren wir sie zum zweiten Male aus den Augen und trafen nicht eher als bis wir in Valparaiso ankamen, wieder mit ihr zusammen, sie war daselbst 14 Tage früher als wir angekommen.

Heftiger Sturm und Wellenschlag, kalte Sprühregen, Schnee und Hagel, das Maindeck eingedrückt, Verlust des Geländers der Fallreffstreppe und ein Mann über Bord, das war die Summe der Ereignisse während eines vierwöchentlichen Hin- und Hergeworfenwerdens bei der Passage um das Cap Horn. Am 15. October waren wir unter Sturm- und dicht gerefften Maintopsegeln. Zur Zeit der mittleren Wache ward es ganz ungewöhnlich kalt; Taue, Deck, Bollwerk, alles überzog sich mit Eis. Bei Tagesanbruch zeigte sich die Ursache davon, ein Eisberg, nicht weit von uns und zwar ein sehr schöner, 2 Meilen lang und 150—200 Fuß hoch. Gegen Mittag kamen wir Diego Ramirez bis auf etwa 30 Meilen nahe, einer Inselgruppe, die eine so eigenthümliche Lage hat, daß sie in etwa 50 Jahren mit einem Leuchtthurme versehen sein wird. Um Sonnenuntergang hielten wir hart am Winde, um sie zu vermeiden. Gegen Mitternacht schlug der Wind wieder nach W. S. W.

um, er blies stark und brachte Hagel- und Schneeschauer, bis er sich am 17ten wieder mäßigte. Das war wahrscheinlicher Weise der Wendepunkt, die Krisis unserer Reise. Hätten wir am 15. October nordwärts gehalten, anstatt vor den Wind zu gehen, um Diego Ramirez auszuweichen, so würden wir wahrscheinlich die nämliche Fahrt wie die Pandora gemacht haben; gegen diesen Vortheil muß man allerdings die mögliche Gefahr, auf jene Gruppe zu kommen, halten, indessen war die Folge für uns ein 14 Tage längerer Aufenthalt in jenem elenden, rauhen, stürmischen Klima. Obgleich die Passage um das Cap Horn durch größere Erfahrung, die Hülfe von Chronometern und mit besser gebauten Schiffen ihre Schrecken verloren hat, so bleibt sie doch immer noch eine ängstliche und beschwerliche Reise. Es scheint nach den bewundernswerthen Vermessungen von Capitain King und Fitzroy, daß man nicht den geringsten Grund habe, die Küste zu vermeiden, wenn man sich ihr gleich östlich von Cap Horn der verschiedenen Strömungen halber nicht mehr als etwa 50 oder 60 Meilen nähern sollte.

Am 3. November kam ein Westwind, der nach N. W. umschlug und uns, ob er gleich fast ganz widrig war, dennoch aus den unfreundlichen Regionen des Südens heraustrieb. In 44° S. und 75° W. passirten wir einen Wallfischfänger, der Fett einkochte. Da der Wind frisch war und wir eine solche Arbeit nie zu See gesehen hatten, so wußten wir erst nicht, was wir daraus machen sollten. Wir begegneten am folgenden Tage zwei andern Waler, die eben so beschäftigt waren. Die Amerikaner haben fast den ganzen Wallfischfang im stillen Oceane, auf zehn amerikanische Schiffe kommt immer erst ein englisches.

Am 9. November sahen wir die Küste von Chile, etwa 50 Meilen südlich von Valdivia. Valdivia wird in Zukunft ein wichtiger Platz werden, er ist der einzige Zugang zu einem köstlichen Landstriche, Los Llanos genannt, den Ebenen nämlich, die zwischen Chiloe oder dem Golfe von Arrab und Cap Bonifacio liegen und sich von den steilen Hügeln, welche die Küste einfassen, bis zu den Anden hinziehen. Die Hauptflüsse, die das was Capitain Fitzroy den falschen Hafen von Valdivia nennt, bilden, sind der Callá Calla, an dem die Stadt steht, und der Cruces. Der Hafen, so groß er auch aussieht, hat des angehäuften Schlammes und Sandes wegen nur sehr beschränkten Raum für Schiffe von einiger Größe. Das umliegende Land erinnert an die Umgebung von Plymouth. Wir waren nahe genug, um schöne Viehheerden zu sehen; der pfadlose Wald indeß, der auf der einen Seite von den Anden, auf der andern vom Ocean begrenzt wird, sieht aus, als ob ihn kaum eines Menschen Fuß betreten. Valdivia, das den Namen des kühnen und ehrgeizigen Pedro de Valdivia verewigt, ist, obgleich es Stadt und noch dazu Provinzial-Hauptstadt genannt wird, ein bloßes Dorf, in Obstgärten verborgen. Es ward 1551 gegründet, wenige Jahre bevor Valdivia in einer Schlacht mit den unbesiegbaren Araucaniern fiel, deren rühmliche Kriege für ihre Freiheit so schön von Ericilla in seiner „Araucana“ beschrieben worden sind. Es ist etwas Großartiges um die Tapferkeit der Spanier jener Tage, mißgeleitet und brutal wie sie war. Die Religion heiligte damals Tyrannei und den Bruch aller menschlichen und göttlichen Gesetze; es scheint fast, als ob die Krieger jener Zeiten ein Beispiel hätten geben wollen, wie weit sich menschliche Natur verirren könne. Durst nach Gold und Vortheil waren die

wahren Triebfedern der heldenmüthigsten Ausdauer, aber auch eines Hintenansetzens aller Humanität, wie man es nur bei Wilden findet, — alle diese unlautern Beweggründe waren ohne Zweifel selbst in der Seele derer, die sie hegten, mit Bekehrungseifer und religiösem Fanatismus verhüllt, der alles zu vernichten suchte, was sich weigerte seinen Glauben anzunehmen oder sein Joch zu tragen. Die Araucanier bilden immer noch den hauptsächlichsten Theil der Bevölkerung, und vermischen sich schon seit lange mit den Creolen. Das kann man deutlich an den gegenwärtigen Bewohnern von Chile sehen, schlichte Haare, dunkler Teint, eckige Züge sind unter ihnen gewöhnlich.

Wir näherten uns dem Eingange des Hafens bis auf $1^1/_2$ Meilen; um 1 Uhr Nachmittags wendeten wir und hielten seewärts. Der Tag war schön, die Sonne klar, der Wind mäßig; Zeichen von Cultur, wie bebautes Land, Häuser, die zwischen den Bäumen hervorragten, weidendes Vieh u. s. w. belebten und schmückten die Landschaft, und das Vergnügen, was uns ihr Anblick gewährte ward noch durch den Umstand erhöht, daß wir lange von solchen Scenen fern gewesen waren. Die Brise, die von S. W. und S. W. b. W. wehete, ließ nach, als wir uns der Küste näherten, wurde aber stärker, als wir weiter in die See hinauskamen, bis wir endlich 11 Knoten die Stunde machten, eine ungewöhnliche Geschwindigkeit für den Herald. Wir hielten westwärts, um Mocha zu vermeiden, eine Insel in 38° 19′ S. und 73° 46′ W. Untiefen ziehen sich von hier aus nach dem S. W. hin, man kann jedoch durch Sondiren erfahren, ob man ihnen nahe. Die Insel ward sonst von Araucaniern bewohnt, diese wurden aber von den Spaniern, die fürchteten sie möchten Fremden

irgend Beistand leisten, vertrieben. Hier nahm der Seeräuber Benavides, in seinem so außerordentlichen Versuche eine Macht zu begründen, ein Amerikanisches und Englisches Schiff.

Während der Nacht passirten wir Mosquita Point, die Stelle, an welcher am 19. Mai 1835 Seiner Brit. Majestät Schiff Challenger scheiterte, — ein unglückliches Ereigniß, aber in so fern wenigstens ehrenvoll für Capitain und Mannschaft, als es ihre Geduld und Ausdauer in der schwierigsten und gefährlichsten Lage glänzend erprobte. Man muß unwillkürlich den Schiffbruch des Challenger mit dem des Wager im Mai 1740 vergleichen *). Bei dem ersteren Unfalle waren die Umstände

*) Der „Wager", 28 Kanonen, ein Schiff vom Geschwader des Commodore Anson, ging am 14. Mai 1741 bei den Guaineco-Inseln im Golfe von Penas (unter 47° 41′ südl. Breite und 74° 55′ westl. Länge) verloren, und zwar unter Umständen, die dieses Unglück zu einem der schrecklichsten machen, das die Seegeschichte aufzuweisen hat. Von 160 Personen, aus denen die Mannschaft ursprünglich bestand, überlebten nur 30 oder 40 den Schiffbruch und diese waren dem entsetzlichsten Elende, welches sie noch durch Verbrechen erhöhten, ausgesetzt bei ihrem Versuche, von der unwirthbaren Küste wegzukommen, an welche sie geworfen. (Eine kleine Insel, die heutzutage Wager-Island genannt wird.) Erst fast nach einem Jahre erreichte der Capitain Byron, der Großvater des Dichters und nachherige Admiral, mit vier seiner Leute Castro auf der Insel Chiloe, nachdem sie Hunger, Kälte und allem möglichen Mißgeschick ausgesetzt gewesen. Sechs Monate lang mußten sie hier auf ein Schiff nach Valparaiso warten; dort angekommen wurden sie nach Santiago gebracht und 2 Jahre lang gefangen gehalten, indeß mit aller möglichen Schonung von den Spaniern behandelt. Darauf ward ihnen auf einer französischen Fregatte Passage nach St. Malves angeboten, aber immer noch verfolgte sie das Unglück, denn das Schiff ward aus Mangel an Wasser genöthigt, nach Westindien zu gehen, so daß es erst im November 1745 nach Frankreich kam. Frankreich und Spanien waren aber damals im Kriege mit England, weshalb die Schiffbrüchigen bis 1746 verhindert waren in ihr Vaterland zurückzukehren, bis endlich der spanische Hof nach

sicher alle vortheilhafter, besonders da der Wager 10° weiter südlich, unter einem weit rauheren Himmelsstriche verloren ging, was unendlich viel zur Vergrößerung des Elends beitrug. Doch bleibt immer noch genug übrig um darzuthun, daß das Benehmen des Capitains in nicht geringem Grade selbstsüchtig und inhuman gewesen, unpassend für ihn als Mann und als Officier, und daß Unordnung und Ungehorsam unter der Mannschaft in einem Maße eingerissen, welche ihre Leiden unendlich vermehren und jede Hoffnung auf Rettung abschneiden mußte. Beim Unglücke, das den Challenger betraf, fand das Umgekehrte statt: der Capitain ging mit einem Beispiele von Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung voran, und kaum ein Fall von schlechter Aufführung kam unter der Mannschaft vor. Danken wir daher Gott, daß wir jetzt in bessern Zeiten leben, in denen eine mildere und doch mächtigere Disciplin nicht mehr bloß blinden Gehorsam verlangt, son-

---

langen Unterhandlungen ihre Abreise erlaubte. Sie waren Alles in Allem 5 Jahre lang von der Heimath fern gewesen.

Der Challenger, Capitain Michael Seymour, scheiterte am 18. Mai 1835 unter 37° 49′ südl. Breite und 73° 34′ westl. Länge, 400 Meilen nördlich von dem Punkte, an dem der Wager verunglückt war, zu welcher Katastrophe dieser Unfall den geraden Gegensatz bildet. Nur zwei von der Mannschaft ertranken, die Uebrigen schlugen ein Lager an den Ufern des Leiba auf, wo sie in größter Ordnung und verhältnißmäßiger Bequemlichkeit am 23. Juni vom Capitain Fitzroy aufgefunden wurden, der ihnen die Nachricht brachte, daß ein Schiff unterwegs sei. Am 5. Juli kam die Blonde auch wirklich an und erlöste sie nach einem nur 7wöchentlichen Aufenthalte.

Der Verlust des Wager war eine Folge von Unwissenheit, schlechten Instrumenten und des gänzlichen Mangels an Karten; der Challenger scheiterte in Folge einer außerordentlichen Strömung, die ohne Zweifel mit dem Erdbeben zusammenhing, das zu derselben Zeit Concepcion vernichtete.

dern an die Ehre der Mannschaft appellirt, so daß jetzt auch unter der härtesten Prüfung die menschliche Natur sich kaum zu solchen Excessen hinreißen lassen würde, wie sie den Schiffbruch des Wager charakterisiren.

Am 10. November hielten wir, so wie wir die Paps of Biobio und die Höhe von Tumbez erreicht hatten, auf Concepcionsbai. Nachmittags trieb uns der leichte S. S. W.-Wind nordwärts an Port Vincent vorbei, einer offenen Bucht, die aber trotzdem guten Schutz gegen die Nordwinde gewährt, welche sonst im Mai, Juni, Juli, August und September die meisten offenen Busen an der Westküste zu mehr oder weniger unsichern und unangenehmen Ankerplätzen machen. Während des Monats Juni hatten einige von uns hier zwei oder drei amerikanische Wales liegen sehen, die diesen Platz Talcahuano vorzogen.

Während der Nacht segelten wir auf die Bai zu und bei Tagesanbruch trafen wir durch die östliche Durchfahrt zwischen Quiriquina und dem Festlande. Mit Capitain Fitzroys Charte hat auch die westliche Passage keine Gefahr, sie ist enger aber auch weiter bei Talcahuano. Die Brise war leicht und nördlich und mit gerade genug Geschwindigkeit, um das Schiff überhaupt noch regieren zu können, erreichten wir um Mittag den Ankerplatz.

Die Gegend um Concepcionsbai ist sehr hübsch; das Land ist mit Obstgärten und Wiesengründen bedeckt, die von zahlreichen Viehheerden belebt sind, dazwischen liegen Meierhöfe und die Hütten der ärmeren Einwohner. Es wechselt mit Hügeln und Thälern ab, ist wohl bewaldet und bietet

einen angenehmen Gegensatz zu Valparaiso dar. Im Laufe von einer Woche oder 10 Tagen kann der Reisende an dieser Küste die äußersten Extreme sehen; die reichste Fülle, befruchtende Ströme, erquickende Regenschauer und die Dürre einer versengten Wüste ohne Spuren von Vegetation und dann wieder in plötzlichem Wechsel das Dickicht eines tropischen Waldes. An der Küste von Chile ist dieser Wechsel indessen allmälig; zu Valdivia ist die Ueppigkeit der Natur fast tropisch. Bei Concepcion bemerkt man schon einen Unterschied, das Laub ist nicht mehr so dick und schön, aber das Land immer noch gut bewachsen und bewässert. Um Valparaiso aber ist der Unterschied groß; die Hügel sind fast kahl oder mit kümmerlichem Gesträuch und niedrigem Unterholze bekleidet, nur die Rinnen in Thälern sind mit etwas bewachsen, was man grün nennen könnte. Das hört aber schon bei Coquimbo fast auf, nur Cactus gedeiht hier und höchstens dürres Gras wird an den mehr geschützten Plätzen gefunden. Cobija aber ist Wüste, Hügel, Thäler, Ebenen. Alles entweder mit Sand bedeckt oder ein kahler Felsen, der an der Sonne sengt. Der Unterschied zwischen Valparaiso und Concepcion ließ uns das letztere vielleicht mit günstigeren Augen ansehen, als wir es sonst gethan haben würden, es ist indeß ein fruchtbarer Platz, für den Seefahrer des frischen Fleisches, der Gemüse und Früchte wegen, auch wohl als Korn- und Kohlen-Depot berühmt; letztere beiden Producte, besonders aber das Korn, werden in ansehnlicher Menge nach Mexico, Peru und den Australischen Colonien verschifft. Ein besonderer Ausfuhrartikel von Concepcion sind die Choros, eine Art Muscheln, der Bai eigenthümlich, die von den Gutschmeckern in Chile sehr geschätzt werden.

Am 20. September 1835 wurden die Städte und Dörfer rund um Concepcion durch ein Erdbeben zerstört, der Verlust an Menschenleben war verhältnißmäßig gering, die Vernichtung der Wohnungen aber vollständig. Dies Erdbeben indessen, so schrecklich eine solche Heimsuchung auch immer sein muß, scheint doch nicht von so fürchterlichen Folgen begleitet gewesen zu sein, wie das von Lissabon 1755. Da die Bauart der Häuser weniger massiv, so ist ein so großer Verlust von Menschenleben nicht leicht möglich und sind auch die Gebäude selber leichter wieder herzustellen; die an der Sonne getrockneten Ziegelsteine macht man auf dem Platze, und das Zimmerwerk kann meistens wieder benutzt werden. Doch muß man deshalb nicht allzu leicht von einem Erdbeben denken, es erschüttert Alles, was man gewöhnlich für unerschütterlich hält, und Trümmer und Elend sind seine Folgen.

Talcahuano scheint plan- und regelmäßiger aus dem Schutte erstanden zu sein; seine Straßen sind breit, gerade und nicht unreinlich, es ist indessen ein bloßer Hafenort, noch dazu meistens von Leuten ziemlich zweifelhaften Rufes protegirt, von den Matrosen der Wallfischfänger, welche einen Besuch des Platzes oft keineswegs wünschenswerth machen. Die Straße von Talcahuano nach Concepcion führt durch ein Thal, und man kann von derselben wirklich sagen, daß sie von der Natur allein gebildet sei, ihr Zustand hängt nämlich durchaus von dem des Bodens ab: der Staub im Sommer ist vielleicht noch schlimmer, als der Schlamm im Winter. Zur Zeit unseres Besuchs war sie vielleicht in ihrer bestmöglichsten Beschaffenheit, die Regenzeit war eben vorüber, und die Sonne noch nicht mächtig genug, um allen Schmutz zu trocknen. Die zahlreichen Durchbrüche und Wasserrinnen sind

mit rohen Brücken überdeckt, was einigen Verkehr anzeigt und besonders angenehm für Fußgänger ist. Der Weg war mit mächtigen Balken eingezäunt, an denen man zwei Dinge klar sehen konnte, — nämlich daß Holz überflüssig und Arbeitskräfte selten seien. Das Geländer war von der einfachsten Construction, Pfosten von etwa 10 Quadratzoll im Durchschnitt mit Löchern darin, durch die schmale Stücke gesteckt waren; in Bezug auf Bauholz eine der verschwenderischsten Anlagen, die wir je gesehen.

Der Boden ist ganz außerordentlich ergiebig; wir sahen Weizen, Gerste, Mais und Bohnen in bedeutender Menge; Gras war in Ueberfluß da und wie es schien von guter Art, ganz in Uebereinstimmung mit dem Rufe der Fruchtbarkeit und des Reichthums, in dem die Provinz steht. Die Stadt hat 5000 bis 6000 Einwohner und ein sehr trauriges Ansehen. Ein englischer Flecken wird gewöhnlich für den Typus der Oede und Unbelebtheit gehalten, — der ödeste indeß ist Freude und Leben, mit Concepcion verglichen. Von Weitem erinnert es an Ludlow, kommt man indessen näher, so gleicht es mehr einem ungeheuren Haufen von Ziegelsteinen. Die Ebene oder das Thal, worin die Stadt liegt, ist nur wenig höher als das Niveau des Flusses, der Boden trocken und angeschwemmt, die Straßen meist ungepflastert. Sie schneiden sich, wie gewöhnlich in spanischen Städten, unter rechten Winkeln, die Häuser, selbst die der vornehmeren Einwohner, sind nie höher als ein Stockwerk und haben meistens nur ein Erdgeschoß. Diese Art zu bauen, obgleich eine weise Vorsicht in Ländern, die oft von Erdbeben heimgesucht werden, trägt wenig zur Schönheit der Städte bei. Die Privathäuser wurden gerade wieder hergestellt, aber in einem höchst an

spruchslosen Style; die besten davon brachten es etwa zu einer soliden Einfachheit, während der größere Theil wenig besser als Erdhütten war. Die Ruinen der Kathedrale waren weggeräumt und einige leichte Baulichkeiten nahmen allein ihren Platz ein. Bei dem gänzlichen Mangel an Leben und Treiben in den Straßen gleicht Concepcion mehr einem übergroß gewordenen Dorfe als der Hauptstadt einer Provinz. Selbst der Strom, breit und leer wie er ist, vergrößert eher diese melancholische Oede, als daß er sie belebte. Elend, wie Concepcion war, so hatte es doch ein Kaffee- und Billardhaus, welches eben unter dem in Spanien so beliebten Namen „Bola de Oro“ etablirt worden war.

Einige köstlich üppige Flecken, die als Gärten angebaut sind, geben mitten in der Stadt einen Begriff von der Ueppigkeit des Bodens. Alle Arten von Gemüse, Himbeeren, Erdbeeren, Stachel- und Johannisbeeren sind in Ueberfluß vorhanden. Wein- und Obstgärten finden sich ebenfalls in der Nachbarschaft. Alles, was man sah, zeugt von der Milde des Himmelsstriches und der Ergiebigkeit des Landes. Aber die Erdbeben vermindern alle diese Vorzüge, sie vermögen das Festeste und Aelteste zu vernichten und machen so alle Freuden zu Freuden des Augenblicks.

In der Nachbarschaft der Stadt scheint es sehr an Holz zu fehlen. Die Hügel sehen nackt und kahl aus, was ungeachtet der üppigen Umgebung viel von der Schönheit der Landschaft nimmt. Die Kohle, die man im Ueberfluß in dieser Gegend findet, gleicht der englischen Canalkohle, der Bau auf sie ist indeß bis jetzt noch ohne Bedeutung. Man findet sie 3 oder 4 Fuß von der Oberfläche, man sagt, sie brennt zu schnell, um für die Schmiede von Nutzen sein zu können, auch soll

sie sich bisweilen von selber entzünden. Die bergbauenden Districte von Copiapo, Guasco und Coquimbo haben des Ueberflusses von Brennmaterial wegen hier Schmelzwerke angelegt, zu denen sie das Erz unmittelbar, wie es aus der Erde kommt, senden.

Alt-Concepcion, dessen Ruinen immer noch bei Penco, im südöstlichen Winkel der Bai, stehen, ward 1751 zerstört. Es wurde eher von der See, als von der Erde verschlungen, wie man überhaupt beobachtet hat, daß Callao und Concepcion mehr gelitten haben, als Valparaiso und Coquimbo; die tieferen Buchten, an denen die erstgenannten Orte liegen, sind ein Widerstand gegen die See, die so ihre Wogen nur mit noch größerer Gewalt an die Küste schlägt. Der Platz des gegenwärtigen Concepcion wurde nicht eher als 1763 gewählt. Die Stadt hat ernstlich durch die Erdbeben von 1822 und 1823 gelitten, die indeß zu Valparaiso und Santiago größeren Schaden anrichteten. Im Jahre 1835 wurde sie, wie schon bemerkt, wiederum fast vernichtet.

Am 12. November segelten wir nach Valparaiso. Die Entfernung beträgt 250 Meilen und da der Süd gewöhnlich beständig ist, so wird die Reise meistens in 1½ Tagen zurückgelegt, doch kommen häufig leichte Winde und Windstillen dazwischen, die den Seefahrer necken, vornehmlich wenn er sich Valparaiso nähert. Ein Leuchtthurm auf Point Curaomilla würde für die Einfahrt in diesen Hafen von großem Nutzen sein, von größerem noch, als einer auf Point Valparaiso selber. Das Licht müßte, zur Unterscheidung von den Feuern, die man häufig am Lande sieht, revolvirend sein. Point Curaomilla ist eine stumpfe Kuppe mit zwei Hügeln oben darauf, das Land erhebt sich allmälig, weiße Streifen durchsetzen den rothen Fels, aus

dem es besteht. Als wir uns der Küste näherten, ward die Dürftigkeit der Vegetation immer auffallender; Bäume sah man nur in den Thälern, die Seiten der Hügel waren durch zahllose Rinnen zerrissen, die Folge der winterlichen Regengüsse, und diese bildeten die weißen Streifen, die wir vorher bemerkt hatten. Als sich Valparaisobai vor uns aufthat, zeigten sich zugleich die entfernten Anden unseren Blicken, — vor Allem der Berg von Quillota und die mittelste Spitze des Vulkans von Aconcagua *). Von den benachbarten Hügeln aus erscheinen sie noch großartiger, das Auge kann dann die ungeheure Entfernung besser fassen; eine Viertelstunde vor Sonnenauf- und Untergang ist vielleicht die günstigste Zeit, um sie zu sehen; ihre rauhen Umrisse erscheinen scharf projectirt am Himmel und die verschiedenen Schattirungen und Farbentöne sind dann am schönsten zu unterscheiden.

Valparaiso hat sich in den letzten 15 Jahren sehr verändert. Der Thurm einer neuen Kirche, el Matriz, die Kuppel des Zollhauses, die Thurmspitzen der Kirche von La Merced tragen dazu bei, ihm ein besseres Ansehen zu geben, als es vorher gehabt. Es ist in einer merkwürdigen Weise gewachsen. Almendral z. B. war früher eine Vorstadt und selten besucht, jetzt ist es einer der wichtigsten und belebtesten Stadttheile; eine neue Straße, der Küste abgewonnen, deren Häuser fast über der See hängen, läuft jetzt mit der alten, die sich selbst erst von 1830 datirt, parallel, und ist voll Schenken und Billardstuben, die mit Fremden gefüllt sind.

---

*) Durch eine trigonometrische Messung mit der Entfernung von Valparaiso und Pichidanque als Basis fanden Capitain Kellett und Lieutenant Wood die Höhe des Aconcagua 23004 Fuß über dem Meere; Capitain Fitzroy 22980 Fuß.

Obgleich in den letzteren Jahren der Comfort in den Wohnungen der Reichen sich bedeutend mehrt, sind doch die Hütten der Armen noch immer dieselben wie früher, rohe Blockhäuser, mit Lehm beworfen, die Muttererde zum Fußboden, mit Fenstern ohne Glas, und Fensterläden, die wohl dem Tageslichte, nicht aber dem Regen und Winde den Eingang verwehren.

Die alten Gassen scheinen ihren Ureinwohnern geblieben zu sein, die Calle del Plancharia ist wenigstens so ruhig und altmodisch wie immer. „Es war etwa ein Uhr, die Zeit der Siesta," erzählt einer von unseren Officieren, „als ich in diesem Theile einen Spaziergang machte. Alle Läden waren geschlossen. Kein einziges geschäftiges Gesicht war zu sehen, die ganze Stadt schien im Schlafe zu sein, was sie auch in der That war. Die kleinen Häuser, die sich so eng an den geschützten Seiten der Quebraba zusammendrängen, lagen in derselben träumerischen Ruhe. Als ich nach der Kirche von el Matriz ging, fand ich zwei andere viel ältere Gotteshäuser, das eine einem Dominikaner- das andere zu einem Franziskaner-Convente gehörig. Die Klöster selber waren die angenehmsten Plätze, die ich in Valparaiso gesehen, zwar einfach aber äußerst nett und sauber. Ein bedeckter Gang zog sich rund um dieselben, als ein Schutz gegen Sonne und Regen, er erinnerte mich in seiner Stille und Einsamkeit an Magdalenen-College in Oxford. In der Mitte war eine Baumgruppe von Orangen-, Citronen- und Granatäpfelbäumen. Das Ganze bot einen Zufluchtsort vor dem Staub und Schmutze der Stadt, wie man ihn nicht in der armen und häßlichen Vorstadt so schön erwartet hätte.

Die Märkte von Valparaiso sind gut mit Früchten, Gemüsen, Fleisch, Geflügel, Milch und Eiern versorgt. Das

ist auffallend, wenn man auf die kahlen Hügel rundum blickt und beim Besteigen derselben gesehen hat, wie wenig Spuren von Cultur die Ebenen und Höhen in der Umgebung der Stadt zeigen. Doch die Thäler und geschützten Winkel sind angebaut und fruchtbar; in einem Lande wie Chile ist nämlich Schutz gegen den Wind und die Sturzbäche, die der Winterregen hervorzurufen pflegt, zum Gedeihen der Vegetation durchaus nöthig.

Capitain Kellett und Mr. Wood begaben sich nach Santiago *), der Hauptstadt von Chile, während Mr. Edmonston Ausflüge nach Quillota und der Nachbarschaft machte. Die Hügel an der See sind theilweise mit dürftigem Buschwerk und noch dürftigeren Kräutern bedeckt; hat man sie passirt, so breitet sich ein weites offenes Land aus. In dieser Ebene wächst die Acacia Cavenia Hook, dort Espino genannt, im Ueberflusse, welche, wenn man ihr nur einige Sorgfalt widmen wollte, große Dienste zur Urbarmachung dieser Wüste leisten würde, indem sie die Feuchtigkeit anzieht, und außerdem den Bedarf von Brennholz liefert. Sie wird in Berg-

*) Capitain Kellett nahm ein Barometer mit sich, ein vorzügliches Instrument, das, verglichen mit dem Normalbarometer am Cap der guten Hoffnung, keine bemerkbare Differenz zeigte. Durch dasselbe wurde mit Hülfe von correspondirenden Beobachtungen, die am Bord gemacht wurden, die Höhe der Stadt Santiago und der am Wege dahin liegenden Punkte über der mittleren Wasserlinie gefunden wie folgt:

	Beobachtungen von Capitain Kellett	von Capitain King.	
Santiago	1866 Fuß	1821 Fuß	
Curicavi	667 "	633 "	
Cuesta Prado	2585 "	2543 "	(Miers).
Cuesta Zapata	2008 "	1977 "	
Casa Blanca	846 "	803 "	

(Valparaiso — Mittlere Fluthöhe.)

werken und auch sonst für alle häuslichen Zwecke viel gebraucht. Trotz der unklugen Art und Weise, mit der man sie gefällt hat, ist sie doch immer wieder nachgewachsen und nur in letzterer Zeit ist die Verwüstung so weit getrieben worden, daß an einigen Plätzen der junge Nachwuchs ganz und gar vernichtet ist. Der Nutzen und die Wichtigkeit eines Holzes, wie des Espino, in einem Lande, wo man viel Feuerung gebraucht und wo fast kein wässeriger Niederschlag stattfindet, der nicht durch künstliche Mittel erzeugt wird, liegt auf der Hand, und ebenso die traurigen Folgen, die ein unvorsichtiges Verwüsten der Gaben der Natur nach sich ziehen muß. Ohne Zweifel ist die immerwährende, jetzt bedeutend vermehrte Dürre jener Ebenen nur durch das Vernachlässigen der allergewöhnlichsten Vorsicht in Bezug auf dieses Gestrüpp verursacht. Der Espino wird leicht verkohlt nach Valparaiso gebracht; die Kohle ist sehr hart, giebt viel Hitze und eine Asche, die für Seifenfabrikanten hinreichend alkalisch ist. Die Oefen und Feuerbecken, auf denen die Chilenischen Damen bei kaltem Wetter so gerne ihre Füße wärmen, werden mit kleinen Bündeln davon geheizt, welche man häufig in Valparaiso feilbieten sieht.

Zahlreiche Züge von Maulthieren gingen und kamen von der Hauptstadt, — sie erinnern an die Packpferde Englands, ehe man dort an Canäle und Eisenbahnen dachte. Hier würde jede andere Art von Transport, wenn nicht ganz unmöglich, doch wenigstens sehr mühsam und kostspielig sein. Die Kutschen in Valparaiso werden von 4 Pferden gezogen, die eigenthümlich gespannt sind, drei in einer Reihe und eins davor: eine ungeschickte Art, die vielleicht einen Vortheil hat, daß man nämlich die Kraft von drei Pferden unmittelbar

auf das Fuhrwerk wirken läßt, und eins vorne als Führer und als Antrieb für die andern hat. Die Wagen sind plump und häßlich, fahren rasch und stoßen, wie man nach ihrer Construction und den Straßen, welche sie zu passiren haben, erwarten kann, fürchterlich.

Capitel III.

Papudo-Bai. — Reise nach Peru. — Callao. — Straße nach der Hauptstadt. — Lima. — Ankunft von Ihrer Majestät Schiff Cormorant. — Abreise von Callao. — Die Lobos-Inseln. — Payta. — Santa Clara.

Nachdem wir unsere Vorräthe ergänzt hatten, segelten wir am 4. December mit einem günstigen südlichen Winde von Valparaiso ab und ankerten denselben Abend in Papudo Bai oder eigentlich in La Ligua, einem kleinen Hafen, der erst kürzlich in Folge der Kupferminen, die sich in seiner Nähe befinden, dem Handel geöffnet worden ist. Obgleich nur 31 Meilen von Valparaiso, so ist doch hier schon eine Verschiedenheit in der Vegetation, und einzelne kleine Anzeichen bedeuten den Reisenden, daß er sich jener so merkwürdigen großen Südamerikanischen Wüste nähere. Nicht, daß das Land schon ganz unfruchtbar sei, denn Schafe, Ochsen und Pferde finden hier noch Nahrung, ohne daß die Menschen sich viel darum zu kümmern brauchten: aber das Grün ist doch schon sparsamer, als zu Valparaiso, noch dürftiger ist es zu Coquimbo, bis endlich bei Copiapo und Guasco sich die Wüste selber zeigt. Diese dürre und öde Gegend hat sicher viel Trostloses, besonders für den, der Wald für einen Hauptschmuck einer Gegend und unentbehrlich für landschaftliche Schönheit hält; es liegt aber eine Großartigkeit in den himmelhohen Bergen, die für eine Zeit lang selbst den Mangel jeder Vegetation vergessen macht, in Erinnerung der Schätze, die die Natur hier nicht auf, sondern unter der Erde bietet. Die Kupferminen von Chile gewinnen täglich eine größere Wich-

tigkeit, und sie könnten einmal den besten der Welt gleichkommen, wenn die Bergleute sich nur bessern wollten. Das Kupfererz enthält mehr Gold, als das von irgend einem andern Lande, den Arbeitern aber fehlt es sowohl an der nöthigen Kenntniß, als auch an Fleiß; sie sind dem Spiele und Trunke sehr ergeben und vermindern so in großem Maße den Vortheil, den man sonst aus diesem Erwerbszweige ziehen könnte. Da der Landtransport in Chile sehr mühsam ist, so bietet das Aufthun von kleinen Häfen eine gute Gelegenheit dar, die Bergwerksprodukte fortzuschaffen; jeder neue Hafenort ist eine Quelle von neuen Handelsvortheilen. Ein Schiff könnte z. B. Kohlen in Conception einnehmen und dieselben in den benachbarten Seeplätzen gegen das geschmolzene Erz austauschen, — diese Art von Verkehr wird sicher bald genug ins Leben treten, die Vortheile desselben sind so in die Augen fallend, daß nur noch eine stabile Regierung und ein Anwachsen der Bevölkerung etwanige Erfordernisse dazu sind.

Capitain Kellett war nach Papudo gegangen, um eine Ansicht von Aconcagua zu gewinnen, aber, obgleich er mehre Male den Gobernador, einen Hügel etwa 1200′ über dem Meere, bestieg, so verhinderte ihn doch immer das neblige Wetter daran. Mit unsern zehn vorzüglichen Uhren erhielten wir durch Bestimmung des Mittags mittelst correspondirender Sonnenhöhen die Länge von Papudo gleich 71° 30′ 45″ West, durch eine große Anzahl von Circummeridianhöhen von Sonne und Sternen die Breite gleich 32° 30′ 9″ Süd.

Am 7. December segelten wir nach Callao. Unsere Reise dahin war köstlich. Der stille Ocean verdient zwar nicht immer seinen Namen, aber dennoch ward derselbe ihm mit Recht von Magelans Leuten gegeben, ermattet, wie sie waren von dem Elend ihrer furchtbaren Reise. Wir wenigstens hatten allen Grund, die Richtigkeit dieser Benennung anzuerkennen. Seit wir Valdivia verlassen hatten, war der Wind unabänderlich günstig gewesen und hatte nur in Bezug auf seine Stärke gewechselt, so daß wir manchmal 7 bis 8, manchmal nur 2 oder 3 Knoten machten, die Segel waren stets voll und wenig Richten derselben erforderlich*).

Obgleich in der Mitte des Sommers, so konnten wir doch nicht über Hitze klagen; der wohlbekannte peruvianische Nebel umhüllte die Sonne und manchmal kam es sogar kühl vor. Am 17ten war die Luft dicker als gewöhnlich; wir hielten auf die Küste von Peru, waren aber unfähig, irgend etwas zu unterscheiden, bevor die Sonne den Nebel zerstreut hatte, wo wir dann die rauhen Klippen von Lorenzo, Fronton und Horadada erblickten. Der Wind, der am frühen Morgen

*) Am 13. December unter 19° 10′ S. und 77° 17′ W. sondirten wir mit 500 Faden Leine und fanden die Temperatur in

500 Faden	46° Fahrenheit
400 "	46° "
300 "	52° "
200 "	51° "
100 "	55° "
50 "	60° "
30 "	63° "
20 "	65° "
10 "	66° "
an der Oberfläche	68° "

Temperatur der Luft = 65°, Barometer 30′,05.

frisch gewesen war, ließ um Mittag nach, so daß wir in einigem Zweifel waren, ob wir auch in den Hafen kommen könnten, als er sich etwa um 1 Uhr Nachmittags wieder erhob, wo wir dann den nordwestlichsten Punkt der Insel San Lorenzo in einer Entfernung von etwa einer Meile passirten. Wenn man in dieser Richtung ankommt, so gewährt die Stadt Lima einen schönen Anblick. Die Thürme, Kuppeln und Spitzen der verschiedenen Kirchen und Klöster heben sich scharf von dem dunkeln Hintergrunde der Gebirgslandschaft ab und erwecken eine Vorstellung von Größe und Pracht, die sich bei einer näheren Besichtigung nicht realisirt. Wie wenig Dinge sind es überhaupt, die man in der Nähe betrachten darf! So Lima; seine Lage auf einem sich allmälig von der See aus erhebenden Terrain ist so günstig für eine Ansicht von Weitem, daß es, wenn man später nicht enttäuscht werden sollte, einen Grad von Vollkommenheit besitzen müßte, wie nur die Phantasie schaffen kann.

Callao, Limas Landungsplatz, wird für einen der geräumigsten im stillen Ocean gehalten und kann unter dem milden Himmelsstrich, unter welchem er liegt, mit Recht ein Hafen genannt werden, obgleich er wenige von den Eigenschaften eines solchen besitzt. In früherer Zeit war der Ort bedeutender als jetzt, und wurde selbst Stadt genannt, als ihn ein fürchterliches Erdbeben, durch das 3000 Menschen ihren Tod fanden, im Jahre 1746 vernichtete. Er lag damals südlich von dem Platze, den er heute einnimmt, und ward größtentheils von den Meereswogen verschlungen. Noch Jahre lang nach dieser Katastrophe stellte man Posten längs der Küste auf, damit sie jeden Schatz bewachen möchten, der etwa angespült werden würde, ein Umstand, der sich nicht

selten ereignete und auch gar nicht unwahrscheinlich war, wenn das richtig ist, was die alten Geschichtschreiber berichten, — daß nämlich Callao im Jahre 1746 nicht weniger als vier Klöster gehabt, außerdem verschiedene Kirchen und einen Palast für den Vicekönig, wenn dieser herunterkam, um bei der Abfahrt und Ankunft der Galleonen von Mexico und Chile Zeuge zu sein.

Callao ist jetzt ein elender Flecken, ein schmutziger, öder Hafenort, voll von schlechten Gasthäusern, Billardstuben und zahllosen Pulperias oder Grogschenken. Der Hafendamm ist ein bemerkenswerthes Bauwerk und giebt einen bequemen Landungsplatz für Kaufmannsgüter ab. Als einen bemerkenswerthen Beweis von dem günstigen Klima kann man dort ungeheure Massen von Weizen ohne irgend einen Schutz im Freien aufgehäuft sehen; — wird der Nebel einmal stärker als gewöhnlich, so wirft man höchstens ein Paar Säcke oder ein Stück Leinewand oben darauf. Einige von jenen obdachlosen Wanderern, die von der Hand in den Mund leben und welche es in allen Ländern giebt, kriechen wohl in einen solchen Sack und lassen dann von ihren Kameraden Getreide darüber schütten, — sie haben so Bett, Decke und Nahrung, alles auf ein Mal.

Süßwasser einzunehmen ist zu Callao leicht und bequem. Röhren sind bis zur See hinunter gelegt, und ohne Zweifel wird man bald auch „Tanks“ haben, jenen Luxusartikel, mit dem in unsern glücklichen Tagen die Bemannung der Boote und die ersten Lieutenants der Kriegsschiffe so reich gesegnet sind. Diese würden indessen den Branntweinhandel bedeutend beeinträchtigen, und wollen wir sie deshalb nicht selbstsüchtig herbeiwünschen.

Am 19. December wurde eine Abtheilung unserer Expedition ausgeschickt, um durch ein Nivellement die Höhe von Lima über der See zu bestimmen. „Diese Beschäftigung“, sagt das Journal eines der Vermesser, „ließ uns ein genaues Auge auf die Straße haben, die in Folge der Nachlässigkeit der Einwohner überaus staubig und in dem schlechtesten Zustande ist, den man sich nur vorstellen kann. Sie wäre übrigens mit geringer Mühe im Stande zu halten, wenn sie nur an beiden Seiten mit einer Böschung von Ziegelsteinen eingefaßt würde. An der rechten Seite liegen die Ruinen eines indianischen Dorfes, das sich von der Zeit vor der Eroberung herschreibt, und der Flecken Bella Vista, der wenigstens hübscher als Callao ist, was übrigens nicht viel sagen will. Er hat ein Hospital unter der Direction eines früheren Hülfsarztes in der britischen Marine, Mr. Patric Gallagher. Das Haus war bei unserm Besuche in Bau begriffen, und verspricht einmal eine bedeutende Wohlthat für Kranke zu werden. Es soll Seeleute von Handels- und Kriegsschiffen aufnehmen und ist, wenn auch nicht gerade ein Gouvernements-Unternehmen, doch unter der Controle der englischen Regierung. Das Land an beiden Seiten der Straße ist wegen Mangel an Wasser unfruchtbar; — jeder Acker wird hier zur Wüste, sobald die Berieselung vernachlässigt wird, widmet man aber dieser einige Aufmerksamkeit, so ist der Ertrag ganz außerordentlich. Der fetteste Boden könnte nicht ergiebiger sein und bessere Ernten oder reicheres Grün bringen.

„Züge von beladenen und ledigen Maulthieren, die viel von der Rohheit ihrer Treiber zu leiden hatten, passirten die Straße. Es waren ihnen nach einer grausam scheinenden aber eigentlich wohlgemeinten Landessitte die Nasenlöcher nach

den Augen zu aufgeschlitzt, wodurch man ihnen das Athmen zu erleichtern glaubt. Man sollte meinen, solch ein Gebrauch könnte nicht angenommen sein, bevor man nicht Erfahrungen über den Nutzen desselben gemacht hätte; man wundert sich aber hier über keinerlei Excesse mehr, wenn man erst weiß, was in diesem Theile der Welt Humanität heißt.

„Sechsspännige Omnibus rasselten alle zwei Stunden von und nach Lima und rührten Wolken von Staub auf, die einen guten Begriff vom Samum gaben. Wir kamen zu dem sogenannten Halbenwegshause, wo zum Scandal der dabei stehenden Kirche Erfrischungen für Roß und Mann verabreicht werden. Man sagt, daß in früheren Tagen diese Pulperia, die guten Branntwein feil bot, besuchter gewesen sei, als das Gotteshaus. Zur Zeit unseres Besuches war sie verlassen, wie auch die sehr verfallene Kirche. Indem man sich der Stadt mehr und mehr nähert, verbessert sich die Scene; das Land ist gut bewässert, Mais, Lucerne, Apfelsinen, Limonen, Granatäpfel und Bananen gedeihen im Ueberfluß, und eine Allee von Weiden schmückt die letzten zwei Meilen der Straße. Diese schöne Einfahrt ist außerdem noch mit kreisförmigen Plätzen verziert, die mit Steinbänken eingefaßt sind und Raum für das Umlenken der Wagen gewähren. Sie ist das Werk des ehemaligen Vicekönigs Marquis von Osorno, der durch die Vancouver bewiesene Güte und Großmuth bekannt ist. Er hieß damals Don Ambrosio O'Higgins und starb leider im dritten Jahre seiner Regierung, weshalb die Straße nach Callao unvollendet blieb.

„Die Nachlässigkeit des Volkes hatte in mancherlei Beziehung die Wohlthaten, die seine Anlage gewähren sollte, wieder aufgehoben; in einem der erwähnten Plätze zog ein

schmutziges Schlachthaus unerträgliche Massen von Fliegen und anderen Insekten an; in einem andern hatte man ein todtes Pferd liegen lassen, und die Haufen von Hunden, die darüber herfielen, gewährten einen Anblick, der eigenthümlich genug war. Man konnte die Energie von wilden Thieren nirgends natürlicher sehen, als bei diesen zahmen, wie sie bellend und heulend auf ihre Beute lossprangen und stürzten.

„Indessen geben die Pflanzungen und Gärten, die Allee mit ihren Plätzen und Sitzen, die Berge, die die Scene rings umschließen, die Stadtthore im Vordergrunde, die Rhede von Callao mit ihren Schiffen, begrenzt von den kühnen Umrissen San Lorenzos im Hintergrunde, ein so schönes Entree in die Stadt, wie man sich nur denken kann.

„Wir kamen erst gegen Sonnenuntergang zu den Stadtthoren und erhielten die Höhe von Lima über der See bei Callao 453 Fuß. Andere haben sie gleich 511 Fuß gesetzt, aber vielleicht haben diese ihr Nivellement bis zur Kathedrale fortgesetzt, nach der zu der Boden vom Thore aus allmälig ansteigt. Der Thorweg ist ein dreifacher Bogen von schönen Verhältnissen, aber, wie auch die Mauer, morsch und verfallend. Die Hauptwache, die wie das Bild, das wir uns von Lima gemacht hatten, bessern Zeiten angehört, ist geräumig und luftig, aber anscheinend wenig benutzt. Denn man findet sich enttäuscht, wenn man sich etwa große Vorstellungen von der Stadt gemacht hat: die Straßen liegen in Ruinen, von zehn Häusern scheint vielleicht eins bewohnt zu sein.

„Die Thorwächter nahmen uns mit Höflichkeit auf, luden uns ein, in die Stadt zu kommen, und fragten eifrig nach, ob unsere Arbeit sich auf den Bau einer Eisenbahn bezöge, von der man damals viel sprach und die jetzt wirklich voll-

endet ist. Wir wurden mehr als einmal auf der Straße angehalten, um die nämliche Frage zu beantworten.

„Lima ist von einer Mauer oder einem Walle von Luftziegeln (abodes)*) von 25′ Höhe und 9′ Breite eingeschlossen, der, wenn er auch der neueren Kriegskunst nicht widerstehen könnte, doch eine ganz bedeutende Schutzwehr gegen einen etwaigen Volksaufstand abgeben würde. Er ward um 1686 unter dem Vicekönigthume des Herzogs von Palata zum Schutze gegen die Einfälle der Indianer errichtet. Der Einzug dieses Vicekönigs in Lima ist dadurch historisch merkwürdig, daß die beiden Straßen, welche er vom Thore von Callao aus bis nach dem Palaste passiren mußte, mit Silber gepflastert waren. Das war übrigens für Peru nichts Großes, höchstens ein Beleg zu dem alten Sprichworte: „Allzuviel ist ungesund.“ Das Silber litt dadurch wahrscheinlich nicht den mindesten Schaden, da es in Barren von 12 — 15″ Länge, 4 oder 5″ Breite und 3 oder 4″ Dicke gegossen war, und die hauptsächlichste, ja die einzige Ausgabe ward durch das Hinlegen und Wiederwegnehmen verursacht. Der Werth des Metalls wurde übrigens auf 80 Millionen Kronen oder 16 Millionen Pfund Sterling geschätzt.

*) Jarvis in seinen „Scenes and Scenery in the Sandwich-Islands“ macht die folgende Bemerkung über die abodes: — „Diese Ziegel sind ohne Zweifel ganz von derselben Art und Form, wie die, welche die Kinder Israel für die Egypter machen mußten. In der That ist eine Gruppe von Hawaiiern, die diese Steine machen, und selbst die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienen, das getreue Ebenbild von dem, was wir auf 4000 Jahre alten hieroglyphischen Bildern sehen. Adaub, das Egyptische Wort für diese Art Ziegel, ist noch bei den Kopten in Gebrauch. Zweifelsohne brachten es die Saracenen von da nach Spanien, von wo aus es nach Amerika und weiter nach den Sandwichsinseln kam. Sollte es seine Reise nach Westen noch länger fortsetzen, so könnte es wieder in seinem Geburtslande anlangen.“

„Es war jetzt völlig dunkel, als wir uns mühsam unsern Weg durch die öden Straßen suchten, wobei wir mit mehr Glück als Geschick zwei oder drei offene Schleusen von sehr verdächtigem Aussehen und noch verdächtigerem Geruche vermieden. Wir wurden indeß bald durch den Anblick von schönen Thorwegen erfreut, die sich in reinliche, hell erleuchtete Höfe öffneten, deren Mauern mit Frescogemälden verziert und mit Blumentöpfen und Gitterwerk, an dem sich Schlingpflanzen emporrankten, geschmückt waren. Die Häuser der Reichen sind alle mehr oder weniger in dieser Art gebaut, und der Anblick, den sie vom Hofraume aus gewähren, entschädigt in etwas für die weißen Mauern, welche sie der Straße zuwenden. Wir passirten ein halbes Dutzend quadras, eine Folge der Liebhaberei der Spanier beim Anlegen von Städten, die Straßen so viel wie möglich rechtwinklig und, wenn es die Beschaffenheit des Bodens erlaubt, auch in gleichen Intervallen einander schneiden zu lassen. Das ist ein ganz guter Plan, wenn er nicht mit zu großer Strenge durchgeführt wird. Lima z. B., das von der Regierung angelegt ward, und rasch anwuchs, besteht aus aneinander gelegten Quadraten von 108 Ellen langen Seiten und ist daher von einer unangenehmen Einförmigkeit, wie etwa das neue Stadttheil Edinburghs.

„Die schlecht erleuchteten und noch schlechter gepflasterten Straßen waren endlich passirt, und wir kamen in die Calle del Commercio, die voll Leben und Treiben, hell und glänzend war, eingefaßt mit zahlreichen Läden voll französischer, deutscher und englischer Waaren. Wir waren froh, hier einen Gasthof zu finden, und nachdem wir in demselben einige Erfrischungen zu uns genommen, brachen wir wieder nach Callao auf. In einer der finstersten und traurigsten Gassen begegneten

wir zufällig der Hostie, die zu einem Sterbenden gebracht wurde. Der Wagen, in dem das geheiligte Brod gefahren wurde, kündigte seine Annäherung durch ein klingendes Glöcklein an. Der Priester, der das Miserere sang, die Figuren, die in jeder Thüre knieten oder andachtsvoll mit unbedecktem Haupte in der Straße standen, die Lichter, welche sich an jedem Fenster zeigten, machten das Ganze zu einem interessanten Schauspiel.

„Die Straße nach Callao schien verödet. Man hatte uns gesagt, daß zahlreiche Räuber sie unsicher machten, und wir hörten auch dann und wann ein schrilles Pfeifen, als ob solche herumschwärmten. Wir sahen aber Niemand, und unsere Gesellschaft, drei Mann hoch, mit einem Theodoliten, den dazu gehörigen Beinen, der Stange eines Bootshakens und einer Meßlatte armirt, sah martialisch genug aus, und würde auch sicher eine doppelte Zahl von Leuten zurückgeschlagen haben, die mit minder wissenschaftlichen Waffen bewehrt gewesen wären.“

Am 22. December kam Ihrer Britischen Majestät Dampfschiff Cormorant von Panama und Payta, wohin es als Postboot gegangen war, und brachte Nachrichten von England, die bis Mitte October 1845 reichten. Die Städte an der Westküste Amerikas genießen jetzt die Wohlthat einer Dampfschiffverbindung; Valparaiso und die Hafen von Chile, Bolivia und Peru haben allmonatlich Gelegenheit, mit Callao, Panama, Buenaventura, Guayaquil und Payta zu verkehren, und man denkt wenig mehr an die Windstillen und conträren Winde, die sonst ein so großes Hinderniß für den Verkehr der Mexicanischen Häfen mit den entfernteren Gegenden von Ober-Californien und Oregon waren.

Am 24sten segelten wir in Begleitung der Pandora von Callao. Der Passat brachte uns sanft vorwärts, und am 27sten sahen wir Lobos de la Mar oder Lobos de la Fuera nach Capitain Fitzroy's Charte, eine Insel, etwa 10 Meilen im Umfange und 45 Meilen vom Festlande entfernt. Dieser Platz ist berühmt in der Geschichte der Flibustier. Woodes Rogers sagt von ihm: „Die Bewohner haben weder Holz noch Wasser, noch irgend ein Gemüse; der Boden ist weißer Thon, untermischt mit Sand, Fels und verschiedenen Adern von Schiefer. Es ist indeß hier ein guter Ankerplatz in etwa 20 Faden Wasser; Pinguins, Pelikans, Tölpel und eine der Kriechente ähnliche Entenart nisten hier und Seehunde sind im Ueberflusse da." Mit dem guten Ankerplatz wird wohl eher Lobos de la Tierra gemeint sein, was 30 Meilen N. b. W. 1/2 W. von Lobos de la Fuera und nur 10 Meilen vom Festlande liegt.

Am 28sten passirten wir die Silla de Payta, eine merkwürdige Hügelreihe, 1300 Fuß hoch und von viel dunklerer Farbe, als die niedrigeren Klippen. Wir hatten jetzt fast das Ende der großen Wüste erreicht, die sich mit geringer Unterbrechung 1300 Meilen weit von Coquimbo in Chile bis wenig Meilen von Parina Point in der Nähe von Payta erstreckt. Der plötzliche Uebergang von der äußersten Kahlheit, wie sie in diesem dürren, aller Vegetation baaren Landstriche herrscht, in das Laubmeer der Wälder von Guayaquil ist höchst auffallend. In kleinerem Maßstabe kann man ihn in jenem Hafen der Küste sehen, wo stets der kleinste Wasserstreifen, der von den Anden herabkommt, mit Gürteln von Grün eingefaßt ist, die wieder verschwinden, so wie der Einfluß des Wassers durch den mächtigeren der Wüste aufgehoben worden

ist. Am Nachmittage sahen wir eine andere Lobos- oder Seehunds-Insel, die wie ein Theil des Festlandes aussah. Als wir indeß mit dem frischen Südwinde weiter nordwärts kamen, konnten wir den Kanal, der sie vom Continente trennte, unterscheiden. Die Klippen sind sehr weiß und gleichen einem Schiff unter Segel. Die Regelmäßigkeit der Felsenbildungen an der Küste ist ganz außerordentlich; die Wälle einer Linie von Festungswerken könnten kaum regelmäßigere Umrisse geben. Wir ankerten, wie wir um Payta Point herum gekommen waren. Verschiedene Amerikanische Waler, ein Peruanischer Kriegsschooner von hundert Tonnen und einige kleine Küstenfahrzeuge lagen in der Bai. Man hatte uns in Callao gesagt, daß in dieser Jahreszeit beim Wechsel des Mondes gewöhnlich heftige Springfluthen einträten. Nun war am 28. December Neumond, und am 29sten schlug beim Landen das Wasser in des Capitains Gig (Boot) und beinahe auch in die der Pandora. Payta wird hauptsächlich von Wallfischfängern besucht, ist aber auch von einiger Wichtigkeit für die Verproviantirung des Binnenlandes. Lima erhielt z. B., als Callao von dem Chilenischen Geschwader unter Lord Cochrane blockirt war, und dann wieder 1835 alle ausländischen Produkte über Payta.

Am 29. December verließen wir Payta und am 31sten ankerten wir im Golf von Guayaquil. Wir sahen uns nach dem Leuchtthurme auf der Insel Santa Clara oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, Amortajado um, konnten ihn aber aus einem guten Grunde nicht finden, weil nämlich kein Licht darin war. Unbekannt mit der Richtung der Strömung mußten wir deshalb vor Anker gehen. Auf unserm Ankerplatze fühlten wir die Stärke des Stromes Guayaquil, die Ebbe

ging S. S. W., die Fluth nach Ost etwa 1 oder $1^1/_2$ Knoten die Stunde.

Amortajado liegt etwa in der Mitte zwischen Tumbez und Puna, 4 spanische Meilen von jedem dieser Punkte. Es ist eine kleine Felseninsel von geringem Nutzen, höchstens als Standpunkt für einen Leuchtthurm zur Einfahrt in den Fluß Guayaquil. Ein Leuchtthurm ist nun auch seit 1831 wirklich darauf gebaut, er ist aber, wie uns der Wärter sagte, schlecht mit Oel versehen und kann daher nicht immer erleuchtet werden. Der Wellenschlag ist heftig, besonders bei hohem Wasser, wo das Landen einige Schwierigkeit hat. Man muß der Insel nicht allzu nahe kommen, besonders nicht ihrer Ost- und Südostseite; es liegen da einzelne Felsen im tiefen Wasser bis zwei und drei Meilen weit von der Küste. Es war bei Tumbez, etwa 12 Meilen S. O. von dieser Insel, wo Pizarro seinen Fuß zuerst auf Peruvianischen Boden setzte. Er landete auf Santa Clara, welches damals unbewohnt war und nur gelegentlich zu Opfern und zum Gottesdienste von dem kriegerischen Volke von Puna besucht ward.

Capitel IV.

Die Galapagos-Inseln. — Küste von Ecuador. — Bucht von Atacamas. — Streifereien in den Wäldern. — T. Edmonston, sein Tod und ein Abriß seines Lebens. — Esmeraldas-Fluß. — Gallo-Insel.

Am 1. Januar 1846 verließen wir Santa Clara und hielten auf die Galapagos-Inseln. Wir erreichten, vom Passatwinde begünstigt, am 6ten bei Sonnenaufgange Gardiner's Insel und um Mittag die Südspitze von Charles-Insel. Wir steuerten nordwärts längs der Südwestküste; der Wind wurde flau und war von Nebel begleitet. Wir änderten deshalb für die Nacht unsern Strich. Am folgenden Tage segelten wir bei schwachem Winde und feinem Regen längs der Westseite der Insel; sie war düster im Innern. Schwarze Lavariffe begrenzten die Insel, und wo das Auge einen Blick ins Innere thun konnte, traf es auf dicht verwachsenes Unterholz und Cactuspflanzen.

Wir segelten Blackbeachbai vorbei, die einen guten Ankergrund darbietet. Der Pfad, welcher zur Niederlassung daselbst führt, ist durch einen Bootschoppen in einer schmalen sandigen Bucht angezeigt. Ein merkwürdiger Felsen, den der Mann im Mastkorbe als Sattelhügel anmeldete, liegt ungefähr 5 Meilen südwärts von dieser Bucht und ist ein gutes Erkennungszeichen des Landes, und ein Felsen, der einem Segel gleicht, hebt jeden Zweifel, den man in Beziehung auf

den Platz haben kann. Wir umsegelten die Postofficebai; eine heftige Brandung bricht sich an der östlichen Spitze, vor der eine kleine mit Cactus bedeckte Insel liegt, die an die Gunner's Quoin vor der Nordostspitze von Mauritius erinnert. Die nasse Jahrszeit erstreckt sich hier von November bis März, soll aber nicht so ununterbrochen anhalten, als dies auf dem nahen Festlande von Amerika der Fall ist.

Heftige Regengüsse hatten wir bis zum 8. Januar, an welchem Tage ein südlicher Wind den Nebel verjagte und uns wieder Sonnenschein gab. Am Nachmittage warfen wir Anker in der Postofficebai (wörtlich Postamtsbucht), so genannt von einer Gewohnheit der Wallfischfänger, die hier in einer der Felsspalten ein Kästchen mit Briefen zurücklassen.

Ein Theil von uns segelte nach Blackbeachbai, um die dortige Niederlassung zu besuchen. Wir hatten einen Weg von 4 englischen Meilen zu machen. Die Landung in Blackbeachbai ist leicht; wir fanden einen Fußweg und verfolgten ihn. Die Gebüsche an jeder Seite waren so dicht verwachsen, die Cactus so groß und mit 3 bis 4 Zoll langen Stacheln besetzt, daß es unmöglich war, weiter fortzuschreiten, ohne uns erst Bahn zu hauen, und das war nicht die Arbeit einer Gesellschaft wie der unsrigen, die keine machetes hatte.

Als wir weiter landeinwärts kamen, wurde die Gegend schöner, die Bäume waren größer, der Boden weniger felsig, oder um ihn besser zu beschreiben, die Lava war zu Staub geworden. Nachdem wir fast eine Stunde gegangen waren, hörten wir das Krähen des Hahnes, das Schreien des Esels und das Bellen des Hundes und gab uns dies Nachricht von der Nähe menschlicher Wohnungen. Wenige zerfallene Hütten standen um einen grünen Fleck. Sie waren klein, aus geraden, dicht neben

einander gestellten Pfählen gebaut und mit Stroh gedeckt — doch ohne eine Spur von Reinlichkeit, die an diesem Orte so leicht zu erreichen gewesen wäre, da ein naher Bach alles das bot, was zur Bequemlichkeit und zum Anstande des Lebens erforderlich. Man bot uns Geflügel, Holz und Kartoffeln zum Kaufe an; das war's aber nicht, was wir wollten. Als wir dem Statthalter nachfragten, führte man uns in ein größeres Haus, das noch schmieriger war und noch mehr einer Räuberhöhle glich als die übrigen. Wir trafen 3 oder 4 gut aussehende Frauen, die sich in ihren Hängematten wiegten und sich durch unsere Ankunft gar nicht stören ließen, und Señor Alce, der sich zeitweiligen Statthalter nannte und im Namen von Don Jose Villamil handelte. Dies war die vom Capitain Fitzroy als Eigenthümer des größern Theils der Niederlassung erwähnte Person. Ein Engländer, der eine Schwester vom Señor Alce gefreit hatte, gab uns alle mögliche Auskunft. Capitain Fitzroy erwähnt einer von Seiten des Freistaates Ecuador im Jahre 1832 auf dieser Insel begründeten Niederlassung von Sträflingen. Sie war besonders für Staatsverbrecher bestimmt. Ein Jahr vor unserer Ankunft war eine Empörung ausgebrochen, und der größere Theil der Verbannten wurde von der ans Ruder gekommenen Macht zurückgerufen. Es scheint nie viel Aufsicht über die Verbrecher geführt zu sein und dies aus einem sehr triftigen Grunde — weil der Statthalter keine Mittel dazu in Händen hatte. Zur Zeit unseres Besuches waren die Verbannten, die wir antrafen, nicht der Art, daß ein Staat Ursache hatte, sich vor ihnen zu fürchten. Es waren ihrer drei, ein unverbesserlicher Trunkenbold, ein unglückliches wahnsinniges Weib und ein Mörder. Sie gingen alle frei umher.

Der Viehstand war bedeutend gewachsen und auf 2000 Stück angeschlagen, wilde Schweine, Ziegen und Hunde nicht mitgerechnet. Das Vieh wird mit Hunden gejagt, und man bot uns an, was wir bedürften, auf Bestellung zu liefern. Die wilden Hunde reißen sehr viele Ziegen und Schweine nieder. Man weiß, daß auf Juan Fernandez sie dieselben ausgerottet haben, und dasselbe wird auf dieser Insel geschehen, wenn nicht Anstalten getroffen werden, die Anzahl der wilden Hunde zu vermindern. Es gab nur 2 oder 3 zahme Kühe auf der Insel. Die Schwierigkeit, das wilde Rindvieh zu zähmen, ist so groß, daß es fast unausführbar erscheint. Das Volk pflegt es nach Chatham-Insel zu senden, wo eine Einrichtung getroffen ist, die Wallfischfänger mit der nöthigen Zufuhr zu versehen. Wasser ist reichlich vorhanden, gegenwärtig ist aber noch nichts geschehen, um es den Schiffen zu Nutze kommen zu lassen. Es würde dies leicht geschehen, wenn man Röhren von den Quellen bis zu einem Behälter an der Blackbeachbai legte. Die Schluchten und kleinen Thäler in Postofficebai sind in der Regenzeit Bäche, und wenn durch öftere Nachfrage die Leute ermuthigt würden, das Wasser aufzubewahren, so würde diese Quelle allein genügen, um allen Schiffsbedarf zu liefern.

Wir setzten unsere Wanderung zu den Pflanzungen an der Seite eines kegelförmigen Hügels fort, ostwärts vom Dorfe, und bekamen bald den Herald und die Pandora zu Gesicht, die ruhig in der Postofficebai lagen. Diese Bai scheint ebenso nahe zu sein, als Blackbeachbai, und die Schiffe ankern hier sicherer. Als die Niederlassung gegründet wurde, kann die Bahnung eines Weges nach der Postofficebai keine größere Schwierigkeiten gemacht haben, als zur Blackbeachbai,

jedoch ist die Landung an dem letztern Orte leichter, als am erstern. Die Pflanzungen liegen in einem Thale des kegelförmigen Berges, der von Postofficebai deutlich gesehen werden kann, und dient dazu, die Niederlassung von der Westseite der Insel erkennen zu lassen. Die Fruchtbarkeit dieses Thales ist sehr groß. Eine Meile weit wanderten wir durch Felder mit indischem Korne, Melonen, Bananen, Kürbissen, Zuckerrohr, Citronen wachsen hier sehr üppig. Der größte Baum, den wir sahen, war der Palo santo, aus dem, wenn man Einschnitte in seine Rinde macht, ein Harz herausträufelt, das zur Heilung von Geschwüren und Wunden benutzt wird. Er wächst so hoch als ein Birnbaum, sieht jedoch aus wie eine Esche. Der Palmencactus (Opuntia Galapageia, Hensl.) ist merkwürdig. Er sieht aus, als ob der Cactus auf die Palme gepflanzt wäre, und hat lange, länglich runde, zusammengedrückte Knoten, die von einem palmenförmigen Stamme ausgehen.

Nach dem Regen war die Luft so rein, daß wir Indefatigable oder Porter's Insel, wie die Amerikaner sie nennen, und Albemarle und Barrington's-Inseln, wiewohl sie mindestens 40 bis 50 Meilen entfernt waren, genau unterscheiden konnten. Die Spitzen von der Albemarle-Insel sind 3700 Fuß hoch. Merkwürdig ist das Nichtvorkommen der Palme, dieses Merkmales der heißen Länder, dieses sicheren und nie trügenden Anzeichen von Wasser. Aber obgleich wir die Palme vermißten, so fanden wir die Insel dennoch fruchtbarer, als wir nach Darwin's Beschreibung vermuthet hatten. Seit Dampier's Besuch muß der Fortschritt sehr groß gewesen sein. Wir können die Wahrheit der Beschreibung dieses Seefahrers nicht in Zweifel ziehen, wir waren aber freudig erstaunt bei Allem,

was wir sahen. Wasserschildkröten findet man auf dieser Insel nicht, wohl aber Landschildkröten. Seehunde besuchen diese Küsten in beträchtlicher Zahl, 10 oder 12 wurden während unseres Aufenthalts geschossen, es waren aber keine mit weichen Fellen. Die Pandora that einen Fischzug mit dem Schleppnetze, der nicht größer sein konnte.

Am 11. Januar segelten wir weiter, hielten Ost-Nord-Ost und kamen um die Nordspitze von Charles-Insel. Der Strom war uns gerade entgegen und wir konnten mit einem Winde von 2 Knoten die Stunde kaum gegen ihn ankommen. Um 10 Uhr Vormittags sahen wir M'Gowan's Riff. Die Wogen brandeten zwar an ihm, aber nicht sehr stark. Er liegt auf 1° 8′ 45″ S. B. und 89° 50′ W. L. mitten zwischen der Charles- und Chatham-Insel. Die Aehnlichkeit dieser beiden ist groß, beide haben eine scharfe runde Begrenzung und bestehen durch und durch aus Spitzen oder ausgebrannten Feuerspeiern, im Kleinen erinnern sie oft an den Aetna und die Umgebungen von Catana. Um 3 Uhr Nachmittags kamen uns der Dalrymple- und Kickerfelsen zu Gesicht. Der erstere ist 50 Fuß hoch und sieht aus wie ein Schiff unter Segel — wenn ich diesen Lieblingsvergleich der Seefahrer noch einmal gebrauchen darf, — sein Gipfel ist mit Steinmassen bedeckt, die aussehen wie schlecht gebaute Schornsteinröhren. Der Kicker bei St. Stephans Bucht ist einer der merkwürdigsten Felsen der Erde. Er könnte mit Recht das Seepferd genannt werden, da er ganz aussieht wie dies Thier, wenn es liegt, den Kopf emporgerichtet und die Vorderfüße vorgestreckt. Er ist 400 und nach Fitzroy 506 Fuß hoch und besteht aus 2 gesonderten Theilen. Ein kleines Boot könnte bei ruhigem Wasser zwischen beiden durchkommen. Er hat

an der längern Seite zwei Bogen, durch die die See mit Gewalt stürzt. Bei 10 Faden fanden wir rund um ihn keinen Grund. Von Finger Point stößt eine heftige Brandung auf ihn. Er ist eben so merkwürdig als der La Pouc bei Mauritius.

Ein Schooner kam uns in Wreckbai (Chatham-Insel) zu Gesicht. Zuerst wurde er als eine zwischen den Bäumen aufgehißte Flagge gemeldet, dann als ein im geschlossenen Hafen liegendes Schiff mit heftiger Brandung — als wir aber an die Nordostseite kamen und die Bai offener vor unseren Augen lag, konnten wir den Schooner erblicken, der unter der Ecuadorflagge segelte und vor einem kleinen Felsen nahe bei der Bucht Anker geworfen hatte. Diese hatte am Landungsplatze wenig oder gar keine Brandung. Wir segelten vorbei und legten uns in offener See an der Nordseite von Chatam-Insel vor Anker.

Am 12. Januar landeten wir an einer sandigen Bucht, um Zeitbeobachtungen zu machen. Die Brandung war ungünstig und stieg gegen Nachmittag so sehr, daß wir Schwierigkeiten hatten, wieder fort zu kommen. Der sogenannte Wellenschlag war an der Spitze von St. Stephansbai äußerst stark, wohl 8 bis 10 Fuß hoch, und hatte einige Aehnlichkeit mit den Rollwellen an der Küste von St. Helena und Ascension, weil er ohne besondere Ursache entstanden, denn wir hatten wenig Wind gehabt und außerdem war es an der Landseite.

Capitain Kellett segelte in der Pandora nach der Freshwaterbai, wo 1835 die Beagle sich mit Wasser versah. Er landete ohne Schwierigkeiten, da, wiewohl es an der Wasserseite der Insel ist, keine Brandung ihn hinderte. Schiffe mit gutem Anker

und Tauen können hier ganz gut liegen und ohne irgend eine Gefahr Wasser einnehmen, und doch, erzählte man uns, zog es ein Wallfischfahrer vor, das Wasser, welches er von der Niederlassung gekauft hatte, mit Eseln zur Bucht bringen zu lassen, anstatt Anker zu werfen.

Am 13ten wollten wir St. Stephansbai untersuchen, fanden jedoch der Brandung wegen die Landung unmöglich. Eine halbe Meile von der Küste ist ein guter Ankerplatz mit 10 bis 12 Faden Wasser, nach Capitain Fitzroy ist er jedoch der Windstille und Windstößen ausgesetzt. Wir machten während der wenigen Stunden, die wir uns daselbst aufhielten, dieselbe Bemerkung. Wiewohl St. Stephansbai sich auf der Landcharte ganz gut ausnimmt, so hat sie in Wahrheit für den Seefahrer, was Landung anbetrifft, nichts Verführerisches. Die Bai, in welcher wir ankerten, war besser und doch schlecht genug; mehr als einmal waren unsere Boote in Gefahr, umgeworfen zu werden. Wreckbai, wo sich eine Niederlassung — wenige armselige Hütten — gebildet hat, ist ein sicherer Ankerplatz und gewährt leichte Landung. Es war hier, wo wir zuerst die Meerschildkröten oder Galapagos erblickten, welche diesen Inseln den Namen gegeben haben. Wir kauften sie, das Stück für 2 Thaler. Sie hatten 2′ 2″ Länge, 1′ 10″ Breite und 1′ 2″ Höhe.

Die Nächte waren in den letzten Wochen schön gewesen. Selten sahen wir die Sterne in vollerem Glanze. Venus und Mars schienen den Wassermann und die Fische, Jupiter den Bären zu erleuchten; Orion, Sirius, Procyon standen am Himmel in ihrer vollen Schönheit; Auriga, Aldebaran und die Zwillinge leuchteten im Norden, das η im Argoschiffe im Süden; die Milchstraße war so deutlich und schön, daß sie

anzuschauen einen über eine Stunde der lästigen Nachtwache trösten konnte.

Am 15ten bei Tagesanbruch waren wir bei James-Insel, aber zu weit landwärts von der nordwestlichen Spitze, die wir zu umsegeln hatten. Der Wind verspottete alle unsere Anstrengungen einige Stunden hindurch, doch wehete er nachher frisch aus S. S. O., und um 11 Uhr Vormittags landeten wir in St. James Bai, an der Westseite der Insel. Die Bewohner von Guayaquil nennen Charles-Insel Floriana, die Spanier Santa Maria del Aguada. Diese Inseln wurden nach den vornehmsten Leuten in England benannt, als die Seeräuberei der Flibustier auf ihrem Gipfel war, Charles- und James nach den Brüdern des Königs, Albemarle nach Monk und Narborough nach dem Admiral. James Insel hat besseres Bauholz, als die übrigen dieser Inseln, die wir besuchten, auch sind auf ihr Risse, Spitzen und Mündungen von Feuerspeiern zahlreicher.

Die Nacht über regnete es heftig, gegen Morgen wurde es jedoch hell. Wir machten Beobachtungen über die Breite und die Zeit; wir waren auf 0° 12′ 20″ N. B., 90° 55′ 30″ W. L. Der Ort, wo wir unsere Beobachtungen anstellten, war eine sandige Bucht. Dampier war auf diesen Inseln im Juni, wo nie Regen fällt, wir in der Mitte der Regenzeit — dies mag die Ursache sein, daß er sie so gering schätzt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er so weit landeinwärts gekommen ist, als die heutigen Anbauer vorgedrungen sind.

Am 16. Januar verließen wir die Galapagos-Inseln und hielten gerade aufs Festland Amerikas — eine Fahrt, welche die kühnen Flibustier oft unternahmen, — waren schon am 22sten in der Nähe des Vorgebirges St. Francisco und

umsegelten Galera Point. „Das Binnenland," sagt Dampier, „ist hoch und gebirgig und scheint auch bewaldet zu sein, die Seeküste ist voll kleiner Erhöhungen und zwischen ihnen sind viele kleine sandige Buchten. Die Höhenzüge sind nicht bedeutend, aber mit Bäumen bedeckt; von der See aus erblickt man nichts, als einen unendlichen Wald, der dem Auge um so angenehmer ist, als die Bäume desselben sowohl an Gestalt als Farbe verschieden sind." Man kann diese Beobachtung nur bestätigen — sie ist vollkommen wahr. Point Galera ist niedrig und abschüssig — Cap St. Francisco steil und gut bewaldet, die Riffe sind oft weiß und haben eine Aehnlichkeit mit denen von Sussex und Kent.

Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags warfen wir vor dem Flusse Sua in der Bai von Atacamas Anker. Der Ankergrund ist gut, und da hier Windstöße nur selten vorkommen, so kann ein Schiff vor Anker gehen, wo es will, aber besonders vor dem Suaflusse ist das Wasser nicht tief und der Grund fest, außerdem hat man hier den Vortheil, ein Dorf in dem Bereiche von 1 oder 2 Meilen zu finden, wo die nöthige Zufuhr zu haben ist.

„Am 24sten ward ein Boot abgeschickt, um Holz zu holen, und Einige von uns," sagt Thomas Hull in seinem Tagebuche, „nahmen die Gelegenheit wahr, an die Küste zu gehen. Eine Fahrt von ungefähr 2 Meilen brachte uns zur Mündung des Flusses, der sich in eine liebliche kleine Bucht ergießt, deren rechte Seite von weißen mit Bäumen gekrönten Riffen gebildet und durch einen, Suakopf genannten Felsen beschlossen wird, welcher durch eine sandige Landenge mit den übrigen in Verbindung steht. Die linke Seite ist sandiges Ufer mit einzelnen kleinen Erhöhungen, auf denen zur Ebbezeit Atacamas

erreicht werden kann. Als wir landeten, theilten wir uns, die Einen wollten Atacamas von der Bucht aus erreichen, die Andern auf dem Waldwege. Meine Gesellschaft traf einen Weg, der zur Stadt führen sollte. Da dies mein erster Ausflug in die Wälder der heißen Länder war, so ist mein Vergnügen und Erstaunen leicht zu begreifen; Wohlgerüche durchzogen die Luft, Insekten summten um uns herum, herrliche Vögel und Schmetterlinge sah man in jeder Richtung. Ein Weg von ungefähr 2 Meilen brachte uns zu einem auf Pfeilern erbauten Hause. Es war 10 — 12′ über dem Boden und mit Palmblättern gedeckt. Seine Bewohner waren höflich und gaben uns einige Ananas, welche uns nach dem Gehen sehr erfrischten.

„Wir verließen das Haus und wanderten ungefähr fünf Meilen, ohne das Dorf zu erreichen, und waren Alle überzeugt, daß wir den Weg verfehlt hatten. Wir hörten Hunde anschlagen, gingen dem Schalle nach und kamen zu einem Dickicht, aber zu keinem bewohnten Platze; wir versuchten einige andere Wege mit demselben Erfolge, und beschlossen daher umzukehren — auch der Weg, welchen wir gekommen, war verloren — wir hatten uns verirrt. Endlich hörten wir das Rauschen eines Flusses, und da uns sein Lauf zur Küste bringen mußte, so gingen wir zu ihm hinab; das Unterholz zerkratzte und zerfetzte uns recht ordentlich. Wir gelangten zu einem kleinen Hause, und da der Eigenthümer nicht daheim war, belustigten wir uns an der Besichtigung seiner Haushaltsgegenstände, seiner Kürbisflaschen und Kisten, Pfeile und Bogen. Wir fanden darauf einen Weg, der uns zu unserer Ausgangsstraße zurückführte, und obgleich wir unsern Zweck, das Dorf zu besuchen, verfehlt hatten, so waren wir

doch froh, unsern Weg wiederzufinden. Wir füllten unsere Taschen mit Citronen, ruheten uns ein wenig aus und gingen dann zur Bucht zurück, wo wir den Naturforscher Mr. T. Edmonston trafen, welcher Pflanzen gesammelt hatte.

„An der Seeküste fanden wir den andern Theil der Gesellschaft, die, wiewohl sie Atacamas erreicht hatte, unterwegs beinahe ertrunken wäre. Einer von ihnen war in einer sehr gefährlichen Lage gewesen, aus der er sich nur mit dem Verluste seiner Schuhe, Jacke und Kappe retten konnte, und als er das Dorf erreicht hatte, wurde ihm seine Flinte gestohlen. Als sie durch den Wald zurückkehrten, trafen sie auf einen Strom; einer der Gesellschaft, ein eifriger Muschelsammler, hatte seiner Neigung freien Lauf gelassen und Muscheln in ein Schnupftuch gesammelt. Beim Durchschwimmen des Flusses hatte er dies im Munde; sein Fuß traf gegen einen harten Gegenstand. Er glaubte, es sei ein Alligator. Wiewohl einige böse Zungen behaupteten, es sei nur ein versunkener Baum gewesen, so wurde er durch dieses Etwas so erschreckt, daß er seinen Mund öffnete und seine Sammlung verlor. Kurz, kaum einer von ihnen war ohne Schaden davongekommen. Dies gewährte natürlich viel Spaß, da Einer auf des Andern Kosten lachte. — Aber das Lustspiel war vorbei, das Trauerspiel sollte beginnen.

„Es war schon spät geworden, wir waren ermüdet und herzlich froh, an Bord gehen zu können. Die Brandung ging hoch, doch war sie ziemlich gedämpft und gab uns keine Gelegenheit zur Furcht. Einige waren schon im Boote, und ich wollte auch einsteigen, der Naturforscher war dicht hinter mir, als mein Hosenbein den Hahn einer Büchse aufzog; sie ging los und entsandte ihre Ladung durch den Arm Whiffins und

machte ein großes Loch in die Hirnschale des unglücklichen Edmonston. Er stieß einen leisen Schrei aus und fiel ins Wasser. Ein Mann holte ihn augenblicklich wieder hervor, aber das Leben war entflohen. Das Ereigniß war so schnell vor sich gegangen, daß im Boote Keiner wußte, was vorgefallen, und selbst Whiffin seine Wunde nicht gewahr wurde. Als diese unglückliche Nachricht sich verbreitete, schoß Jeder, wie nach einer stillschweigenden Uebereinkunft, sein Gewehr ab, jeder Knall wirkte auf mich wie ein elektrischer Schlag, ich dachte immer, ich würde wieder eine Leiche sehen.

„Das Boot, welches nach Holz ausgeschickt war, befand sich auch in einer gefährlichen Lage. Es war schwer belastet, die Rollwogen schienen es mit dem Untergange zu bedrohen, als es über die Felsen hinaus kam. Der Capitain in seinem leichten Kahne hielt sich ihm ganz nahe und Jeder fühlte eine Last von seiner Brust gewälzt, als er sich sicher in tiefer See sah. Die Nacht kämpfte mit dem Tage, es regnete, wie es nur in den heißen Ländern regnet, unter Begleitung von Donner, Blitz und heftigen Windstößen, die mit furchtbarer Stille wechselten.

„Am nächsten Tage beerdigten wir unsern unglücklichen Freund. Wir legten seine irdischen Ueberreste in einer schönen Bank nieder, die zu der Landenge, von der ich gesprochen, führte. Seinen Verlust fühlte ein Jeder, da er allgemein wegen seiner Freundlichkeit und seines angenehmen Betragens geliebt wurde. Seine Fähigkeiten machten ihn zu einem der nützlichsten und wichtigsten Mitglieder eines Unternehmens, wie das unsrige war.“

Thomas Edmonston war der älteste Sohn des Dr. Laurence Edmonston von den Shetland-Inseln und war am

20. September 1825 auf dem Landsitze seines Oheims in Buneß geboren. Er war ein zartes Kind und die größte Sorgfalt wurde angewandt, ihn von jeder geistigen Thätigkeit fern zu halten, bis sein Körper stärker geworden war. Kaum hatte er sein viertes Jahr vollendet, als zum Erstaunen seiner Eltern er sich in einer eigenthümlichen Weise selbst das Lesen lehrte. Er hatte ein außerordentlich gutes und leicht faßliches Gedächtniß, und bat Jeden, den er habhaft werden konnte, ihm etwas vorzulesen. Ein zwei- oder dreimaliges Lesen reichte hin, ihm den Gegenstand einzuprägen und dann lernte er die Wörter aus dem Buche und vermied so alles Buchstabiren. In einem Alter von vier Jahren zeigte er eine Vorliebe für Naturgeschichte, besonders für Vögel. Ohne Zweifel führten seines Vaters gelehrte Beschäftigungen ihn auf dieses Gebiet. So groß war des Knaben Fassungskraft, daß, wenn man ihm einen Vogel zeigte, er dessen Namen mit Hülfe von Bewick's „Vögel Englands" auffand, und das war zu einer Zeit, als er noch nicht geläufig sprechen konnte. Er gab sich nicht eher zufrieden, bis er den wissenschaftlichen Namen eines jeden Thieres, das er sah, erfahren hatte, und dieses Verlangen leitete ihn früh zur Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache. In einem Alter von 8 Jahren wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Pflanzen. Von 12 Jahren traf er mit James M'Nab zusammen, welcher die Shetland-Inseln auf seiner Reise berührte. Ihm zeigte er seine Avenaria Norwegica, seine erste Zugabe zu British Flora. M'Nab ermuthigte ihn, und von dieser Zeit an wurde die Pflanzenkunde seine vorherrschende Beschäftigung. Im 14. Jahre machte er einen Ausflug über die Shetland-Inseln und sammelte den nachher natürlich vermehrten

Stoff zu seiner 1845 veröffentlichten Flora of Shetland. Seine Erziehung wurde bis 1841 von seinem Vater geleitet, dann ging er auf die Schule in Edinburgh, wo er Philosophie, Sprachen und Dr. Graham's Pflanzenkunde hörte. 1843 hörte er in Lerwick und im folgenden Jahre zu Elgin Vorlesungen über seine Lieblingswissenschaft. Den Winter 1843 auf 1844 brachte er in Aberdeen unter Dr. Macgillivray's Leitung zu und entdeckte eine neue Art von Weichthieren, die jetzt seinen Namen tragen. Im Frühjahre bewarb er sich um die Professur der Naturwissenschaften an der Andersonian-Universität zu Glasgow und wurde mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Kaum hatte er die Vorbereitung zu seinen Vorlesungen getroffen, als ihm die Anstellung als Naturforscher auf dem Herald angeboten wurde. Damit ging sein heißester Wunsch in Erfüllung. Diese Stellung sagte seinem Geschmacke und seiner Neigung mehr zu, er traf am Bord des Schiffes ein, ohne nur die Zeit gehabt zu haben, von seiner Familie Abschied zu nehmen.

Wenn seine Freunde und Verwandten ihn als einen Mann beweinen, auf den sie mit Recht stolz sein konnten, so hat die Wissenschaft nicht weniger Grund, den Verlust eines für sein Fach begeisterten Forschers zu beklagen. Hätte sein Leben länger gewährt, er würde ohne Zweifel einer der ersten Pflanzenkundiger seiner Zeit geworden sein. Schon als junger Mann hatte er eine Flora des höchsten Nordens der britischen Inseln geliefert und viele schätzenswerthe Aufsätze von ihm sind in „Newman's Phytologist“ und andern Zeitschriften erschienen.

Das eichene Mal, welches auf sein Grab gesetzt wurde, wird in spätern Zeiten vergeblich gesucht werden, aber der Natur-

forscher wird an den Küsten der See, wo sein geistreicher Bruder starb, einen immer grünen Strauch mit röthlichen Rispen finden. Es ist die Edmonstonia pacifica (Seem.), ein ihm von einem glühenden Bewunderer seines Wissens errichtetes Denkmal *).

Am 26. Januar vor Tagesanbruch waren wir wieder unter Segel. Wir hielten auf Esmeraldas Fluß, wenige Meilen weiter nach Norden; aber der Wind hörte auf und wir ankerten bei Sonnenuntergang in der Nähe des Point Gordo. Gordo ist eine gewöhnliche Benennung an diesen Küsten und bezeichnet gewöhnlich ein platt abgerundetes Vorgebirge. Man sollte dem Point Gordo nicht zu nahe kommen, es ist 4—5 Meilen westwärts von ihm eine seichte Stelle, die hie und da nur 4—4½ Faden Tiefe hat; sie dehnt sich von der Stadt oder dem Flusse Atacamas südlich bis nach Point Gordo aus, und das seichte Wasser erstreckt sich 4—5 Meilen von der Küste, so daß man recht gut daran thut, bis die Tiefe ordentlich gemessen ist, sich so weit vom Lande zu halten.

Unter den Erzeugnissen dieses Landes verdient der Gummibaum Erwähnung. Er wächst zu einer Höhe von 60′ und bildet an der Spitze eine Krone von zahlreichen mit rauher Rinde bedeckten Zweigen. Die Eingebornen machen von seinem elastischen Gummi Boote, ein Zeug nach Art des Oelzeugs oder des von Makintosh erfundenen Stoffes, und Fackeln, die ein reines und glänzendes Licht geben.

*) Diese Pflanze ist auf der 18ten Tafel der Botany of the voyage of H. M. S. Herald abgebildet. Sie ist von allen bekannten Pflanzenfamilien so verschieden, daß sie vielleicht der Grundstein einer neuen wird.

Der 27. Januar fand uns schon vor Tagesanbruch unterwegs, das Wetter war düster und der Regen drohte. Am Vormittage warfen wir vor Esmeraldas Fluß Anker. Dieser Fluß hat eine Länge von 350 Meilen und darüber. Er entspringt in der Nähe des Feuerspeier Cotopaxi, fließt durch die höhern Theile von Equador, nimmt eine Menge Nebenflüsse auf und wird einer der bedeutendsten Flüsse dieser Küste. In Handelsbeziehung wird er nie von großem Nutzen sein, nur die kleinste Art von Fahrzeugen ist auf ihm anzuwenden. Er ist außerordentlich reißend. Wiewohl wir 3 Meilen vor seiner Mündung lagen und das Wasser 10 Faden tief war, so war doch die See von ihm gefärbt und unsere Boote hatten große Schwierigkeit, gegen seinen Strom anzukommen. Die Stadt Esmeraldas ist ein armseliger, schlecht gebauter Ort, hat ungefähr 1000 Einwohner und liegt am linken Ufer des Flusses gleichen Namens, 10 Meilen von seiner Mündung. Der Wohlstand von Guayaquil ist durch den Flußhandel so hoch gestiegen, daß er Neid in der Hauptstadt erregt hat, und die Oberbehörde von Ecuador hat deshalb versucht, Esmaraldas zu einem Hafen zu machen. Diese Stadt bietet aber längst nicht die Vortheile dar, die Guayaquil besitzt, weder in Größe noch Ausdehnung des Handels. Cacao, Zucker, verschiedene Arten Holz, großes Bambusrohr, welches viel zum Bauen gebraucht wird und eine Art von Quina werden ausgeführt. Der Handel geht durch die Hände Guayaquils, dahin die Waaren auf kleinen Kähnen gebracht werden.

Am 28. Januar steuerten wir nordwärts. Schwere Regengüsse und flaue veränderliche Winde hielten während der Nacht an. Am folgenden Tage waren wir bei der Gallo-Insel, die

beinahe mit dem Festlande verbunden ist. Sie ist berühmt als der Ort, wo Bartholomäus Ruiz, der kühne und erfahrene Steuermann der Flotte des Pizarro zuerst Anker warf, wo Pizarro selbst einen großen Theil der fruchtbaren Jahreszeit zubrachte, während Almagro nach Panama zurückkehrte, um Verstärkung zu erlangen. Selbst noch jetzt, da wir einige Kenntniß des Landes haben, sind wir über die Thaten und die Beharrlichkeit jener kühnen Bande erstaunt, die Peru entdecken und erobern wollte. Die verwachsenen Wurzeln der Manglebäume, die vielen Sümpfe, die pfadlosen Wälder, die hohen Gebirge und der Mangel an gesunder und hinreichender Nahrung hätten vielleicht Jeden abgeschreckt. Aber die Spanier waren in damaliger Zeit mit beinahe übermenschlicher Kraft begabt; Golddurst oder Glaubenswuth scheinen sie mit Eifer, Thatkraft und Beharrlichkeit ausgerüstet zu haben, die gebieterisch Bewunderung verlangen, wenn auch ihre Thaten uns mit Schauder und Verachtung erfüllen.

Capitel V.

Grenze von Neu-Granada. — Beginn der Vermessungen. — Bucht von Choco. — Iscuande-Fluß. — Gorgona. — Buenaventura. — Die Binda des St. Peter und St. Paul. — Meerbusen von Panama. — Aufenthalt in Panama.

Wir kamen nun an die Küste eines neuen Staates, Neu-Granada. Der Fluß Mira begrenzt es gegen Ecuador, aber derselbe hat zwei Mündungen und es ist ein Streit zwischen beiden Ländern, welcher Arm die Grenze sei. Neu-Granada behauptet, es sei der, welcher südlich von Point-Mangles in die See fällt, Ecuador hingegen, es sei der Tumaco-Arm, der ungefähr 20 englische Meilen weiter nach Norden liegt. Die natürliche Beschaffenheit des Landes bestätigt die Behauptung Ecuadors; in einer früheren Karte ist sogar die Grenze zwischen beiden Ländern an den Fluß Paitia oder Patia verlegt, der 30 englische Meilen nordwärts von Tumaco dicht hinter Point Guascamo in die See fällt.

Strömungen, Brandungen und zahlreiche Baumstämme, die wir unaufhörlich antrafen, zeigten deutlich, daß wir in der Nähe eines großen Flusses sein mußten. Die Ströme, wenn auch für ein Festland nicht breit und tief, entsenden eine große Wassermenge zur See und wenn sie aus einem Lande von einiger Erhöhung kommen, so haben sie mehr Kraft, als man erwarten sollte.

Am Nachmittage gelangten wir in die Nähe der Insel Gorgona, die an drei hohen Bergspitzen zu erkennen ist. Die Wogen branden gewaltig an ihrer Küste. Die Bäume waren bei unserer Ankunft gerade im Wasser. Die schlanken Manglebäume, deren Wurzeln 12—14 Fuß bloß lagen, bildeten ein großes verschlungenes Gitterwerk, und erhoben ihre schlanken Kronen zu einer Höhe von 60—70 Fuß.

Wir lagen die Nacht vor Anker, bei Tagesanbruch (den 30. Januar) steuerten wir auf Gorgona zu. Der Wind war flau und schwankte zwischen Süd-Süd-West und West-Süd-West, wir kamen langsam weiter und ankerten 10 Uhr Vormittags ungefähr 5 Meilen vom Festlande. Ein Boot wurde ausgesetzt und auch der Rest der Boote wurde zum Vermessen in Bereitschaft gesetzt. Die Pandora segelte ungefähr 5 Meilen weiter, dann gab sie ein Zeichen und feuerte 3 Kanonen ab, um die Entfernung zu messen, und damit begann unser Vermessungsgeschäft, die Basis, auf welcher unser weiteres Verfahren in der Bai von Choco sich gründete. Die Boote stießen dann vom Schiffe ab, um zwischen den 2 festen Punkten, Pandora und Herald und dem Festlande Untersuchungen mit dem Senkblei zu machen.

Die Küsten sind dicht bewaldet, die Fluthen hoch und die Brandungen an den Bänken und Riffen, die in den Buchten und Strömungen liegen, mit denen diese Küste bedeckt ist, sehr stark. Die Provinz Choco ist äußerst sumpfig, die Häuser ruhen auf Pfählen um der Ueberschwemmung oder dem Einbringen der Pflanzen zu entgehen. Man kann nur diese beiden Gründe dafür anführen, sie traten uns bei jeder Gelegenheit entgegen. Die Ueppigkeit der Pflanzenwelt ist überraschend. Der angeschwemmte Boden wird nicht allein mit

dem Regen, der fast jede Nacht in Strömen herabfällt, gesättigt, sondern wird auch von den übertretenden vielen Nebenflüssen des Patia, Iscuande, Ammiralès und Sanguayange unter Wasser gesetzt. Die schlanken Manglen sieht man mitten im Wasser wachsen und einen Hain mit unzähligen Stämmen bilden. In einiger Entfernung nehmen sie sich sehr schön aus, ihre unerträgliche Einförmigkeit jedoch macht sie dem Auge bald lästig — die Wüste kann diese pfad- und spurlosen Wälder nicht an Langweiligkeit übertreffen. Die Manglebäume sind jedoch nicht ohne Nutzen, denn wiewohl das Holz einen unangenehmen Geruch hat, so dient es doch viel zur Feuerung und fängt schnell Feuer. Die schlanken hohen Stämme liefern Bauholz.

In der Jahreszeit, in welcher wir uns hier aufhielten, ist die Luft meistens trübe, so daß wir kaum die niedrigern Andenzüge sehen konnten. Nur eine Laubmasse konnte man von Guascama bis zu der Mündung des San Juan-Flusses bemerken.

Vom Schiffe aus gesehen, schien es, als ob die Sturzwellen die ganze Küste einhegten; es wurde jedoch ein Fahrwasser gefunden, durch welches ein Kriegslinienschiff hätte in die Bucht von Sanguayange gelangen können, die sich nach Innen zu einem weiten Becken öffnete, welches durch Bänke an der Seeseite geschützt ist. Die Eingebornen sprechen geringschätzend von diesem natürlichen Hafen, wenn aber der Handel blüht, so muß solch ein Platz an der Küste, wenn sonst auch selten besucht, bei Sturm sehr wichtig werden. Ebbe und Fluth erreichen eine Höhe von eilf oder zwölf Fuß, und der Abfluß des Wassers hat eine bedeutende Kraft, mehr als 2 Knoten die Stunde. Wir beobachteten jedoch die Ebbe- und Fluthverhältnisse nicht genauer.

Wir trafen zwei oder drei Menschen und sahen nur ein Haus. Später erfuhren wir, daß die Eingebornen durch den Anblick der Schiffe erschreckt gewesen seien, da es verlautet habe, zwischen Ecuador und Neu-Granada seien Zwistigkeiten ausgebrochen. Man erzählte uns, daß einige sogar so weit gegangen seien, ihre Häuser zu verlassen und sich ins Land zurückzuziehen.

Den 1. Februar veränderten wir unsere Stellung nicht. Die Eingebornen kamen in großer Anzahl; in 2 oder 3 Booten befanden sich einige anständig gekleidete Leute, da sie aber wenig Verkehr mit der übrigen Welt gehabt hatten, so waren sie nicht im Stande, uns weiteren Aufschluß zu geben.

Am 2. Februar gelangten wir in den Fluß Iscuande. Wir fanden auch hier, wie im Sanguayange die Tiefe des Wassers bedeutend und, wiewohl sehr der Ebbe und Fluth unterworfen, hinreichend um Schutz zu gewähren. Die Häuser an seinem Ufer ruhen auf Pfählen von Mangle-holz und werden auf Leitern, die nur aus dicken Brettern mit Einschnitten bestehen, erstiegen. Das Erdgeschoß ist oft nicht einmal eingeschlossen und ein Feind mit einer scharfen Axt könnte in kurzer Zeit das ganze Haus zum Fallen bringen. Die Sparren dieser Häuser in der Luft sind von Bambusrohr, bedeckt mit Matten und einem Zeuge, welches aus Baumrinde gemacht wird, eine erstaunliche Dichtigkeit besitzt und beinahe wie Leder ist. Das Dach besteht aus Palmblättern, welche ganz in der Art unserer Strohdecken gelegt werden, doch nicht das gefällige und vollendete Aeußere desselben haben. Die Seiten sind völlig offen, um keinem kühlen Luftzuge den Eintritt zu verwehren, welcher in einem so heißen Lande für ein träges, lungerndes und gähnendes Volk eine Wohlthat ist.

Wir waren über die große Zierlichkeit in der Bauart der Häuser erstaunt; aber das Bambusrohr gewährt viele Vortheile für diesen Zweck. Man könnte es in der Baukunst das, was die Banane unter den Speisen ist, das schönste und segensreichste Erzeugniß der Natur nennen und ihm wegen der Leichtigkeit, mit der es zu erlangen und anzuwenden ist, vorwerfen, daß es die träge Muße befördere und Schuld an der grenzenlosen Trägheit der Bewohner heißer Länder sei.

In diesen Gegenden, wo Manglebaumwälder und Jungle bei weitem den größten Theil einnehmen, machten einige Hütten, so einfach sie auch waren, einen freudigen Eindruck. Die Einwohner waren freundlich, sie hatten alle eine schwarzbraune Farbe. Es ist wirklich sehr natürlich, daß kein reines spanisches Blut in Südamerika anzutreffen ist. Während der Zeit, die seit der Eroberung verflossen ist, haben sich die Raçen so mit einander gemischt, daß es fast nicht mehr zu erkennen ist. Selbst der Umstand, daß man die Bevölkerung in 16 verschiedene Classen eintheilen zu können vorgiebt, würde unsere Behauptung bestätigen, und denken wir an die Verachtung, mit welcher die Spanier die Creolen behandelten, und an ihr Verlangen und Sehnen nach Europa zurückzukehren, wenn sie sich ein Vermögen gemacht hatten, so ist es gar nicht auffallend, daß die Nachkommen der ersten Entdecker und Durchforscher dieser Gegenden mit den Eingebornen verschmolzen sind.

Am 5. Februar ankerten unsere beiden Schiffe vor Gorgona, um Holz und Wasser einzunehmen. Dies war eine leichte Arbeit, da Bäche das Land durchzogen und der Boden mit dem schönsten Holze bewachsen war. Auf dieser Insel brachte Pizarro mit 13 seiner Anhänger, deren Namen ver-

dientermaßen wegen ihres Muthes und ihrer Ergebenheit auf die Nachwelt gekommen sind, sieben furchtbare Monate zu. Wir blickten auf Gorgona als auf ein irdisches Paradies, aber die Spanier, die hier so viel gelitten und so viele Beweise ihrer Unerschrockenheit gegeben hatten, hegten gegen sie ganz andere Gefühle. Sie belegten sie mit dem Namen Hölle, verfluchte Insel.

Wenige Leute wohnen auf dieser Insel und genießen den Zustand des für die Creolen so süßen dolce far niente, welches schon von den Bewohnern Guanahanis und Haitis zur Zeit des Colombus zur höchsten Vollendung gebracht war. Guavas, Ananas, Apfelsinen, Citronen und Camoten (süße Kartoffeln) sind im Ueberflusse vorhanden. Die Guinea-Henne, gewöhnliche magere Hühner und ein oder zwei Schweine liefern nicht allein die nothwendigen, sondern sogar die üppigen Bedürfnisse einer Familie. Die Häuser sind denen auf dem Festlande ähnlich. Das luftigste englische Sommerhaus ist mehr geschlossen, als die Wohnungen unter diesen Himmelsstrichen — sie passen aber für das Klima. Kommt Regen und Wind zusammen, was jedoch nicht oft eintrifft, so genügt eine einwärts aufgehängte Matte zum Schutze gegen dieselben.

Wir ermittelten die Höhe der Fluth, sie ist 5′ 6″, ihren Höhepunkt erreichte sie 10 Uhr 30 Minuten Vormittags, den niedrigsten Punkt 4 Uhr 50 Minuten Nachmittags. Unter andern Merkwürdigkeiten von Gorgona mag nur bemerkt werden, daß 1705 das Schiff Cinque Ports, nachdem es Alexander Selkirk auf Juan Fernandez abgesetzt, von Capitain Stradling hier auf die Küste getrieben und die Mannschaft sich den Spaniern zu übergeben gezwungen wurde.

Am 7ten fuhren wir ab und nahmen eine Stellung an dem Festlande vor dem Iscuande-Flusse ein. Der Abend war klar und hell, die Nacht jedoch regnete es heftig und die Eingeborenen gaben uns zu verstehen, daß die nasse Jahreszeit uns folgen würde und daß weiter nach Norden die Regenzeit später eintreffe, als näher nach dem Aequator. Der heftige Regen suchte uns meistens des Nachts heim, die Tage waren gewöhnlich schön. Ein Landwind aus Ost-Süd-Ost wehte fast immer des Morgens, um 8 oder 9 Uhr trat jedoch eine Windstille ein. Etwas vor Mittag machte sich der Seewind auf, anfangs zwar schwach, nahm aber am Nachmittage zu, gegen Sonnenuntergang war er am stärksten, dann hörte er gewöhnlich auf und die Nacht war ruhig.

Am 9ten steuerten wir nordwestwärts. Der Plan unserer Operationen war sehr regelmäßig. Die Pandora nahm am ersten Tage eine Stellung, mehr als 5 Meilen nordöstlich vom Herald. Die zwischenliegende See wurde mit dem Senkblei vermessen. Am folgenden Tage warfen wir ungefähr 5 Meilen jenseit der Pandora Anker. Jeden Tag waren die Boote mit Ablothen beschäftigt, während genaue Höhenmessungen und Berechnung der, von einem Boote das seine Flagge zeigte, gebildeten Winkel die Leute am Bord in Thätigkeit hielt.

So weit wir im Stande waren, durch Beobachtungen und Ablothen an Bord die Ebbe und Fluth zu bestimmen, bemerkten wir, daß die Fluth aus Nord zu Ost mit einer Kraft von einem Knoten die Stunde kam, die Ebbe aber eine Strömung nach Süd-Süd-West mit einer Schnelligkeit von ungefähr $1^1/_4$ Knoten die Stunde hatte.

Eine dichte Masse von Laub in einer Entfernung von 5 oder 6 Meilen bot nichts Merkwürdiges dar. Die erste

Station auf 1° nördl. Breite konnte kaum von der letzten, 120 Meilen weiter nach Norden, unterschieden werden.

Wir trafen kein Schiff, nur einige wenige Einwohner dieser unbesuchten Küste in einem unangebauten Lande, oder man könnte besser sagen in einem halb civilisirten und gar nicht bewohnten Lande.

Die Einförmigkeit des Landes ist groß — wo wir anlegten, Bäume und nur Bäume — und kaum unterbrochen von Flußmündungen, deren Ufer mit Manglebäumen besetzt waren. In England erinnert der Rand eines Waldes an Parkanlagen; mit Bäumen verbinden wir den Begriff von Kunst, Zierlichkeit, Ueppigkeit, Zurückzogenheit, so viele Erinnerungen knüpfen sich an die Bäume, daß diese auf uns einwirken mußten. Ganz anders ist es jedoch, wenn wir auf die unendlichen Wälder blicken, mit denen der stille Ocean eingefaßt ist. Eine Einöde und nichts Menschliches in ihr, als wenige zerstreut liegende mit Palmblättern gedeckte Hütten, deren Bewohner wenig Verkehr mit der Welt halten und entweder durch die Einflüsse der Witterung besiegt sind, oder nicht Lust haben, ihre Kräfte anzustrengen.

Am 1. März waren wir vor Buenaventura, einer der Hauptbuchten dieser Küste, die ein für den Handel von Neu-Granada wichtiger Hafenplatz zu werden verspricht. Buenaventura und seine Umgebung steht im Rufe, dumpfig und ungesund zu sein. Die Gegend ist von hohen Gebirgen umgeben und der Regen ist unaufhörlich. Dampiers Beschreibung von ihr ist ebenso wahr als naiv. Er sagt: „Es ist eine sehr nasse Küste, der Regen fällt das ganze Jahr hindurch in Strömen, und der schönen Tage sind nur wenige, denn der ganze Unterschied zwischen der nassen und feuchten

Jahreszeit besteht darin, daß in der, welche die trockene sein sollte, die Regen weniger häufig sind und nicht eine solche Wassermenge mit sich führen, als in der nassen; in dieser regnet es wie durch ein Sieb."

Einige Tage oder besser gesagt Nächte heftigen Regens hatten die Luft klar gemacht und am Montage, den 2ten, hatten wir eine schöne Aussicht auf einen Theil der niedern Anden, der sich zu der Höhe von einigen tausend Fuß erhob. Wir liefen mit dem Ende der Fluth in den Fluß ein und fanden ein Fahrwasser von sehr regelmäßiger Tiefe, welches allen Anforderungen des Handels entspricht. Die Ufer entfalteten mehr Mannigfaltigkeit, als wir zu sehen gewohnt waren — sie zeigten kleine Buchten, Einschnitte der See ins Land mit Inseln, vorragende Klippen. Der unerträgliche Manglebaum war nicht ganz so gewöhnlich, als in den südlichern Theilen.

Am 3ten fuhren die Pandora und 4 Boote des Herald den Fluß hinauf. Die Stadt Buenaventura liegt am linken Ufer des Flusses, ungefähr 6 Meilen von der Mündung. Ihre Lage gewährt manche Vortheile für den Handel und wenn die Bevölkerung der Stadt zunimmt, wird auch er gewiß aufkommen und ohne Zweifel an Wichtigkeit gewinnen. Die Stadt besteht gegenwärtig aus jämmerlichen Häusern mit ungefähr 1000 Einwohnern; der Fluß hat die Breite von einer, beim Ausflusse von mehr als 2 Meilen, ist aber voll von Sandbänken und das Fahrwasser ist etwas unbequem und verwickelt, Lootsen würden diesem Uebelstande abhelfen. Hätten nicht die Spanier allen Handel unterdrückt und hinderten ihn die republikanischen Regierungen nicht dadurch, daß sie unter sich uneins sind, so würde hier schon lange ein Leuchtthurm und eine Pilotenstation sein, wo der Stapelplatz für die süd=

lichen Theile von Neu-Granada und die Städte Cali, Popayan und Cartago ist. Da die Regierung von Bogota keine Macht über den südöstlichen Theil der Landenge von Panama hat und zu Lande keine Heerstraße zwischen Panama und der Hauptstadt besteht, da die eingebornen Stämme unabhängig sind und wenig oder gar keinen Verkehr mit den Spanischen Nachkommen haben, so wird alle Verbindung durch Buenaventura vermittelt. Die Wege im Innern sind jedoch ein großes Hinderniß für ihr Fortkommen, sie sind holperig und schwer zu passiren. Vieh ist zum Tragen der Waaren nicht zu gebrauchen und Menschen, die an diese oft lothrechten Pässe gewöhnt, diese abschüssigen Wege kennen, ersetzen das Vieh und zeigen außerordentliche Gewandtheit und großen Muth, indem sie auf ihrem Rücken nicht allein Ballen, sondern auch Männer und Frauen, die auf Stühlen sitzen, befördern.

An demselben Tage, an welchem die Stadt Buenaventura besucht wurde, landete Herr Hill, unser Obersteuermann, um Zeitbeobachtungen zu machen, in einer kleinen Bucht, nahe bei dem merkwürdigen Felsen „Vinda of St. Peter and St. Paul,“ und schoß einen Curasson oder amerikanischen Puter. Als er zuerst gesehen wurde, bekam er den Namen Puter-Falke und als er an Bord gebracht wurde, mußte der Koch seine Meinung über ihn abgeben. Als diese günstig ausfiel, wurde das Mittagsessen hinausgeschoben, damit dieser zeitgemäße Ankömmling bei demselben erscheinen könne. Die Messe stattete Herrn Hill gebührendermaßen ihren Dank ab, was begreiflich erscheinen wird, wenn man bedenkt, wie willkommen uns frisches Fleisch sein mußte. Man hat Versuche gemacht, diesen Vogel in Europa einheimisch zu machen, und nach der Leichtigkeit zu schließen, mit der er gezähmt werden kann,

scheint es nicht schwierig, ihn unsern Hühnerhöfen einzuverleiben.

Die Vinda oder Warte St. Peter und St. Paul ist eine steile, felsige mit Bäumen bekleidete kleine Insel. Zwischen ihr und dem Festlande giebt es eine schmale Straße mit 4 Faden Tiefe, aber man benutzt sie nicht gern, sowohl wegen ihrer geringen Breite, als auch, weil Schiffe keinen Grund haben, dem Lande so nahe zu kommen. Zwischen dem Wheat sheaf (wie wir, oder dem Culo de Barca wie die Eingeborenen ihn nannten), einem bedeutenden Felsen, und dem Festlande kann selbst nicht eine dingy (sehr kleines Boot) durchkommen, wiewohl die Entfernung zwischen beiden nicht so ganz gering ist; Riffe und hohe Brandungen verhindern zu Lande und zu Wasser den Durchgang. Die Fluth ist stark und unregelmäßig, 8 Fuß bei todtem Wasser und 12 Fuß bei Springfluth, die Ebbe hat südwestliche, die Fluth ostnordöstliche Richtung.

Am 7. März hatten wir einen Buenaventura-Wind, einen einfachen Obersegelwind, er war ziemlich frisch und mit heftigem Regen begleitet. Als er 3 Stunden gedauert hatte, ließ er nach, es wurde Windstille und ein trüber düsterer Tag, der uns kaum erlaubte, der Ebbe entgegen zu wirken. Das Schiff versuchte sich mehr nach Norden zu wenden, als es dies aber nicht bewerkstelligen konnte, warf es gegen Sonnenuntergang südwärts von den Negrillos, einer plumpen Felsenmasse, 12 Meilen West-West zu Nord 1/2 Nord von der Mündung des Flusses, Anker. Ein Theil dieses Riffes ist immer über Wasser und man hat eine freie Fahrt von drei Meilen Breite zwischen ihm und den Palmos-Inseln.

Als am 9. März der immer mehr zunehmende Regen unsere Arbeiten zu sehr hinderte, beschlossen wir, da wir die

Küste bis zum Point Chirambira erforscht hatten, uns nach Panama zu wenden. Der Wind war uns entgegen, gewöhnlich nördlich, und wenn er nachließ, hatten wir Windstille. Zwei Mal landeten wir, das erste Mal vor Cap Corrientes, einer hohen abgestumpften Felsspitze, die sich lothrecht unterm 5⁰ 28′ N. B. aus der See erhebt und nach Norden und Süden mit zwei pyramidalen Hügeln besetzt ist, deren einer der Dom, der andere die Pyramide heißt. Das zweite Mal landeten wir in der Nähe von Point Quemada, einem flachen Hochlande. Es erhielt seinen Namen von Pizarro und ist merkwürdig deshalb, weil er hier zuerst mit den Eingeborenen Südamerikas zusammentraf.

Am 23. März Morgens landeten wir bei Punta Brava in dem Meerbusen von Panama und bemerkten um Mittag die Insel Galera. Wir fuhren zwischen ihr und den Perl-Inseln durch und vermieden dadurch die San Jose-Bank, die bis dahin noch nicht untersucht war. Um Mitternacht bekamen wir Windstille und mußten bis Tagesanbruch vor Anker liegen. Der Wind wehte flau und schlug oft um und so konnten wir nur langsam weiter kommen. Nirgends werden Dampfer von größerem Nutzen sein, als an dieser Küste und vorzüglich in diesem Meerbusen. Um Mittag trat wieder Windstille ein und wir warfen zwischen Chepillo und Taboguilla Anker. Man hält Chepillo für die schönste Insel in dem Meerbusen, vielleicht liegt der Grund davon darin, daß sie Panama so nahe ist. Sie ist ein ebener, niedriger Fleck mit vielen Früchten und dem Nordwestwinde mehr geöffnet, als Panama selbst. Am 25sten erreichten wir endlich den Ankergrund von der Flaminco-Insel, wo wir bis Mitte April blieben und Vorbereitungen zu unserer Reise nach der Straße von Juan de Fuca machten.

Capitel VI.

Abreise nach der Straße von Juan de Fuca. — Cogba. — Tod mehrerer Seeleute. — Ein amerikanisches Schiff. — Cap Flattery Felsen. — Die Straße von Juan de Fuca.

Am 16. April 1846 verließen wir unsern Ankerplatz und kamen des Mittags mit einem frischen nördlichen Winde aus dem Meerbusen von Panama, indem wir sieben oder acht Knoten in der Stunde machten. Dies war ein unverhofftes Glück, da der Meerbusen wegen ungünstiger Winde und Windstillen berüchtigt ist und Schiffe oft 6 Tage gebrauchen, um Punta Mala zu umsegeln. Am 18ten gegen Mittag war die Pandora ungefähr $4\frac{1}{4}$ Meilen in nordöstlicher Richtung von uns entfernt. Ein Windstoß mit Regen faßte uns von Süd-Ost und als er die Pandora erreichte, senkte sich eine Windhose nieder und näherte sich mit reißender Schnelligkeit. Lieutenant Wood sagt, sie habe sich von Links zu Rechts gedreht — eine Beobachtung von einiger Wichtigkeit, da sie mit der drehenden Bewegung der Wirbelwinde in der nördlichen Halbkugel übereinstimmt — d. i. von Osten nach Norden und dann nach Westen. Die Wassersäule hatte an der Basis 30′ im Durchmesser, war in der Mitte dünn und in ihrer Richtung nach oben gekrümmt. Sie platzte, ehe sie das Schiff traf, schloß sich dann aber wieder, erfaßte den Mast und gab dem Schiffe ein Schauer von Salzwasser. Da man die Vorsicht

angewandt hatte, die Luckengänge zu schließen, so wurde keine Unannehmlichkeit dadurch veranlaßt. Das Barometer stand auf 30 Zoll und änderte sich nicht. Der Wind schlug bald wieder in Süd-West um.

Quibo oder Coyba, der wir uns nun näheten, ist seit den frühesten Zeiten bekannt gewesen. Dampier besuchte sie 1685 und sagt von ihr: „Sie ist sehr geeignet, um Holz und Wasser einzunehmen, ein reißender Strom fällt in die See, dessen sandige Ufer das Landen leicht machen. Die Waldungen ziehen sich bis an den Saum des Meeres.“ 1742 vervollständigte hier Ancon, Schiff Centurio, seine Vorräthe an Holz und Wasser in 2 Tagen.

Flaue, veränderliche Winde, Windstillen, dann einmal wieder Bös oder Windstöße, die jedoch nicht heftig waren, mit einer guten Menge Regen, Donner, Blitz — das war unser Wetter für lange Zeit. Die Gewitter waren uns so nahe und waren so stark, daß wir immer von Neuem Herrn William Snow Harris für seine unschätzbaren Blitzableiter unsern Dank auszusprechen geneigt waren.

Am 25. April geriethen wir zwischen Strömungen, Riffe, Oberwasser und eine allgemeine Verwirrung oder unregelmäßige Bewegung der Oberfläche des Wassers. Um 9 Uhr Vormittags beobachteten wir eine Sonnenfinsterniß — sie dauerte fast 3 Stunden und wiewohl nur ein Theil der Sonne verdunkelt wurde, so hatte sie doch bedeutenden Einfluß auf die Hitze und das Licht.

Am 23. April starb unser Quartiermeister William Murphy am Fieber und mehren chronischen Leiden, welche das ungünstige Wetter der letzten Monate zum Ausbruche gebracht hatte. Am 1. Mai verschied auch Friedrich Brandt. Beide

waren für Seeleute alt zu nennen: 50 Jahre und darüber. Das Wetter beschleunigte ihren Tod, war aber gewiß nicht seine Ursache. Einige Tage später am 13. Mai ereignete sich ein dritter Todesfall, der des Matrosen James Cook. Der schöne Leichengottesdienst der englischen Kirche macht auf der See einen noch tiefern Eindruck, als auf dem Lande. Die Ruhe im Schiffe — die Aufmerksamkeit, ja selbst Andacht der Mannschaft — der unbezeichnete Ort, wo der todte Körper in die Tiefe gesenkt wird, ist weit ergreifender, als das prunkhafteste Leichenbegängniß am Lande.

Am 16. Mai auf dem 10° N. B. und dem 100° 39′ W. L. spürten wir den Passatwind, er machte sich im Vormittage zuerst aus N. N. W. auf, dann ließ er ungefähr eine Stunde nach, wurde jedoch vor Sonnenuntergang frisch und beständig, er schwankte allerdings zwischen N. N. O. und O. N. O., doch blies er meistens aus N. N. O. Am 24. Mai bemerkten wir auf dem 12° N. B. und 116° 42′ W. L. eine Wärmeabnahme. Das Thermometer stand allerdings auf 77°—78°, aber sein Fall von 86°—88° schien uns sehr bedeutend — wir waren unter einem andern Himmelsstriche. Die Nächte wurden bewölkt, starke Landwinde und eine hohle See setzten uns eben so sehr in Erstaunen, als der Fall des Thermometers.

Am 3. Juni Morgens durchschnitten wir den Wendekreis des Krebses auf 130° W. L. Am Tage vorher fielen die Sonnenstrahlen senkrecht, je näher wir aber dem Wendekreise kamen, desto kühler schien das Wetter zu werden. Diese Bemerkung ist oft gemacht und steht im eigenen Verhältnisse mit der Vertheilung der Wärme den Tag über. Der höchste Wärmegrad ist nicht um Mittag, sondern um 2 Uhr nach Mittag.

Am 4ten hatten wir eine abgekürzte Ausgabe des Wetters, welches uns auf unserer Reise begleitete, Windstille, flaue Winde und frische Landwinde wechselten mit einander. Ein riesenhafter Sturmvogel wurde geschossen und an Bord gebracht. Die Daunen und Federn auf der Brust dieses Vogels waren außerordentlich dick, man möchte sagen, mehr für Nordpol als für heiße Gegenden berechnet. Er wog über 6 Pfd. und maß von Flügelspitze zu Flügelspitze 10′.

Am 7. Juni Vormittags wurde ein Segel gemeldet, es war das erste, welches wir seit unserer Abreise von Panama zu Gesicht bekommen hatten. Seine Bewegungen nahmen unsere Aufmerksamkeit sehr in Anspruch. Als es uns bemerkte, hißte es Hauptsegel, nahm die Bram- und Oberbramsegel ein und kreuzte, als ob es auf uns wartete. Es segelte unter amerikanischer Flagge und hatte fliegende Signale. Am Nachmittage jedoch setzte es Segel bei und da es ein besserer Segler war als wir, so ließ es uns bald zurück und entschwand uns aus den Augen. Wahrscheinlich wartete es auf Gefährten oder hatte geglaubt, wir gehören zu seinem Geschwader — als es aber seinen Irrthum bemerkte, hielt es nicht länger der Mühe werth, noch mehr Zeit zu verschwenden. Wir dachten an den amerikanischen Krieg, der in Folge der Streitigkeiten des Oregon-Gebietes auszubrechen drohte und dies erhöhte ohne Zweifel die Aufmerksamkeit, die wir dem ersten Segel schenkten, welches wir auf unserer langen und langweiligen Fahrt zu Gesicht bekamen.

Am 12. Juni 33° N. B. und 140° W. L. verließ uns der Passatwind. Er war uns gerade nicht sehr günstig, doch mäßig und schön gewesen. Der Wind wechselte zwischen S. S. W. und W. und trieb uns nordwärts. Die Wärme

nahm schnell ab und wir empfanden dies um so unangenehmer, als wir sechs Monate hindurch in einer Art Dampfbad gelebt hatten. Am 23. Juni 47° N. B. trafen wir eine Heerde Meerschweine, (sog. quebrante-huesos oder Beinbrecher) und förmliche Bäume von Tang, deren Stämme oft 4 Zoll im Durchmesser hatten. Capitain Cook traf Seegras von ungeheurer Dicke unter denselben Breiten.

Der Sonnenaufgang des 24sten fand uns bei Cap Flattery Felsen und hier endigte unsere Reise, nachdem wir 70 Tage kein Land gesehen, dennoch aber, Dank unsern guten Chronometern, dasselbe bis auf eine Meile richtig erreichten — eine Genauigkeit der Berechnung, die heut zu Tage nicht mehr auffallend ist, da sie von Dreivierteln der amerikanischen und englischen Schiffe sowohl, als auch von Holland und Frankreich ausgeführt wird; blicken wir aber dreißig oder vierzig Jahre zurück, so erscheint die Verbesserung in ihrer ganzen Größe.

Die Felsen von Cap Flattery sind drei an der Zahl, der nördlichste ist ein weißer unfruchtbarer Ort, die andern sind bewaldet. Das Cap erhielt von Cook 1778 seinen Namen, weil es von weitem gesehen, den Eingang eines sichern Hafens darzubieten schien, bei näherer Besichtigung aber sah er, daß er sich getäuscht hatte. Es liegt drei oder vier französische Meilen südlich von Cap Classet, einem steilen und abschüssigen Vorgebirge, hinter welchem die Küste sich bedeutend erhebt in bewaldeten Hügeln. Vor Cap Classet liegt die Insel Tatooche. Sie hat keine Bäume und bildet so einen Gegensatz zu dem Festlande. Die Küsten sind mit merkwürdig gestalteten Felsen eingefaßt, deren Kanten so scharf sind, als wenn sie eben im Steinbruche geschliffen wären.

Die Insel zerfällt in 2 Theile. Sie ist mit Häusern bedeckt. Wir blieben außerhalb des Duncan-Felsens *), wiewohl es ein tiefes Fahrwasser zwischen ihm und dem Festlande giebt; es wäre auch nichts gewonnen gewesen, wenn wir dort beigelegt hätten; denn von flauen Winden und gar von Windstillen heimgesucht, wie es bei uns nachher der Fall war, ist ein Schiff besser in freier See.

Aus einer kleinen Bucht, die fast die Insel in zwei Theile zerlegt und welche künstlich angelegt zu sein scheint, um sie vor den Stürmen des Winters zu schützen, kamen eine große Anzahl Insulaner in ihren Kanoes zu uns. Sie kamen ohne die geringste Furcht an Bord und wir hatten einige Schwierigkeit es zu verhindern, daß mehr kamen als uns angenehm war. Ihre Kleidung bestand aus einer Decke, die lose um ihren Körper geworfen war, ja so lose, daß sie in vielen Fällen ihrem Zwecke nicht entsprechen. Sie handhabten ihre Kähne mit großer Geschicklichkeit und schienen gutherzige, freundliche Menschen zu sein. Ihre Handelsgegenstände sind Fische, Häute rc.

---

*) Den Duncans-Felsen, von Vancouver so genannt nach dem Officier, der ihn entdeckte, dürfen wir bei unserer Einfahrt in die St. Juan de Fuca-Straße nicht übergehen. Er ist nur eben zu sehen, die Wogen brechen sich an ihm bei jedem Winde mit großer Gewalt. Er liegt von der nordwestlichen Spitze von Classet-Insel, genau 4/5 Meile östlich auf dem 20° N. W. Nördlich liegt ein Riff, das vermieden werden muß. Zwischen Duncans-Felsen und Tatooche-Insel sowohl, als zwischen dieser letztern und dem Festlande ist keine freie Durchfahrt. Die letzterwähnte ist nicht ganz 1/2 Meile breit und auf Kabellänge liegen Felsen südöstlich von der Insel. Die erstere ist breiter und hält tiefes Wasser, man thut aber am besten, ausgenommen mit starkem und günstigem Winde, beide zu vermeiden und nordwärts zu halten.

Wir liefen in die Straßen mit einem frischen Westwinde ein und waren sogleich von unzähligen Kähnen umgeben, in denen die langgezogenen, schleppenden Worte der Eingebornen entweder Ueberraschung, Entzücken oder Verdruß ausdrückten, je nachdem man ihnen erlaubte oder verwehrte dem Schiffe nahe zu kommen. Der Wind ließ nach, als wir 2 oder 3 Meilen in den Straßen vorgedrungen waren, aber als der Eintritt einer starken Ebbe uns gerade wieder in offene See treiben zu wollen schien, machte sich ein leichter Wind auf, der uns Kraft genug gab, um gegen sie anzukommen und zur Neagh Bai, vier Meilen jenseit Tatooche-Insel, zu gelangen. Wir warfen Anker und das ununterbrochene Rasseln der Kette durch die Hülse erregte die Aufmerksamkeit der Eingebornen in hohem Grade; ihr Geschrei übertönte das Gerassel. Die Gegend ringsum war gewiß schön zu nennen, aber in einem unbebauten, unbewohnten Lande fehlt eines der Haupterfordernisse um malerisch zu sein, die Gewerbthätigkeit der Menschen; denn die Gegend, weit entfernt unbewohnt zu sein, entbehrte diese Zierde gänzlich; Häuser, beackertes Land und Zeichen von Thätigkeit und Arbeit verschönern den Anblick einer Landschaft auf wunderbare Weise.

Die Straße des Juan de Fuca scheint zuerst gegen Ende des 16. Jahrhunderts besucht worden zu sein. Ein Cephalonischer Seefahrer oder Schiffsherr Apostolos Valerian, der nach der Sitte jener Zeit bei seinem Eintritte in spanische Dienste den neuen Namen Juan de Fuca annahm, segelte unter dem Schutze des Vicekönigs von Mexiko im Jahre 1592 von Acapulco aus, um die so lange gesuchte und besprochene Verbindungsstraße zwischen dem Stillen und Atlantischen Ocean aufzufinden — ein Weg, den man heute noch sucht. Es ist wenig Zweifel, daß nach den Breitengraden

zu schließen, er in diese Straße gekommen ist, aber sein schwankender Bericht und die Gewohnheit, Vermuthungen als Thatsachen zu verkünden — eine schlechte Angewohnheit, von der, beiläufig gesagt, die Menschheit noch heute nicht frei ist — haben ihn als einen Lügner und Aufschneider erscheinen lassen. Nach der geringen Kenntniß jener Zeit zu urtheilen, können wir uns recht gut denken, welche überspannte Hoffnungen die Einfahrt in diese herrliche Straße erwecken mußte, die fast 100 Meilen lang, durchschnittlich 10—15 breit ist und nach Nord- und Süd in tiefe, anscheinend endlose Kanäle ausläuft. Juan de Fuca überschätzte wahrscheinlich, weil er immer zwischen Land war, seine Entfernung, und als er sich nach der Durchfahrt dieser Straßen wieder auf offener See nördlich von den jetzigen Quadras- und Vancouvers-Inseln sah, glaubte er ohne Zweifel die schwierige Aufgabe der nordwestlichen Durchfahrt gelöset zu haben und kehrte heim, um — doch vergeblich — die Belohnung für diese Entdeckung zu verlangen, eine Entdeckung, welche selbst in seiner Erzählungsweise in jener Zeit für wahrscheinlich gehalten ist, da man allgemein glaubte, daß Amerika im Norden und Süden in ein Vorgebirge auslaufe. Dieser Glaube ermuthigte zu den beharrlichen und eifrigen Versuchen zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt. Wäre damals die wirkliche Gestalt Nordamerikas bekannt gewesen, die frühern Seefahrer, so waghalsig sie auch waren, würden vor einem so ungeheuren Unternehmen zurückgeschreckt sein. In diesen wie in so vielen andern Fällen ist unsere Schwachheit unsere Stärke. Beseelt von Hoffnung und Muth geht man weiter, man jagt vielleicht einem Trugbilde nach, aber man entdeckt Wirklichkeiten, welche unsere Einbildungskraft sich nicht hatte träumen lassen.

Nach Juan de Fucas Reise scheint die Küste 200 Jahre nicht besucht worden zu sein. Cooks Entdeckungen auf dem Gebiete der Weltkunde und übertriebene Berichte über den Werth der von der Mannschaft seiner Schiffe (Resolution und Discovery) erworbenen Pelze richteten wieder die Aufmerksamkeit der Handelswelt auf diese Gegend. Einige Reisen von Bombay und Bengalen aus wurden vor Meares gemacht, der 1786 in Prinz William Sund überwinterte, wo er und seine Mannschaft in seinem kaum 200 Tonnen haltenden Schiffe Nootka, welches hiezu gar nicht eingerichtet war, alles Elend erduldete, welches Kälte, Krankheit, ungenügende Nahrung und schlechtes Obdach mit sich führen. Von einer Mannschaft von 40 Europäern und 10 Laskaren begrub er während dieses schlechten Winters 23. — Im Jahre 1788 machte er eine zweite Reise, die mit glücklicherm Erfolge gekrönt war, und erforschte theilweise die Straße des Juan de Fuca. Er trat mit den Eingeborenen in Verbindung und lieferte viele Nachrichten über ihr widriges und schmutziges Wesen und über die Felle, die sie besaßen. Meares gab dem Eilande, das am Eingange der Straße liegt, den Namen. Tatooche war der Häuptling desselben und der südlich davon gelegenen Gegend. Die Beschreibung, welche Meares von den Eingebornen veröffentlichte, ist ungünstig, und von Tatooche im Besondern sagt er: „er hatte die weichste und gemeinste Gemüthsart, die wir bis jetzt gesehen haben“. Portlock und Dixon, Colnett und Duncan gewannen ansehnliche Kenntniß der Küsten, doch erforschten sie meistens nur die nördlichen Theile derselben *). Wir haben keine

*) Auch die Spanier sandten, während Bucarelli 1775 Vicekönig war, Schiffe aus, um die Küste von Cap Mendocino an zu unter-

genaue Kenntniß von jener Gegend vor Vancouver, der 1792, 93 und 94 die ganze Küste mit wissenschaftlicher Genauigkeit untersuchte. Sein Werk wird noch heute wegen seiner Genauigkeit benutzt und muß immer sowohl als eine ausgezeichnete Beschreibung der wilden Stämme dieser Gegend als auch als ein treuer Führer der Reisenden und Schiffer geschätzt werden.

Am 24. Juni gingen wir mit einem leichten westlichen Winde die Straße hinauf. Um 8 Uhr gewahrten wir ein Dampfboot, den Cormorant, welches den Auftrag hatte uns ins Schlepptau zu nehmen. Es zog uns 60—70 Meilen aufwärts, bis wir Port Victoria hinter uns hatten. Unsere Kenntniß von dem Platze ging nicht über Vancouvers Worte hinaus, wir wußten nicht, wo wir die Niederlassung der Hudsonsbai-Gesellschaft suchen sollten. Ein englischer Kauffahrer zeigte seine Flagge, als wir dem Hafen nahe waren, auch sahen wir die Zeichen für die buoy rocks, wir hielten sie aber für Zeichen der Eingebornen und gaben wenig Achtung darauf. Wir trafen zahlreiche mit Fischen beladene Kanoes und erfreuten uns bald an einer guten Schüssel Lachs, so gut als er nur in Billingsgate*) gefunden werden kann. Nach einer Reise von 70 Tagen war er der ganzen Schiffsgesellschaft sehr willkommen, man konnte dies wenigstens aus der Art und Weise schließen, wie ungeheure Schüsseln voll geleert wurden.

Der Cormorant schleppte uns nur 7 Knoten die Stunde, wir fuhren vor dem Winde, das Wasser war ruhig und wir

suchen; sie kamen aber nur bis 57° N. B. und ihre Entdeckungen waren weder genau noch genügend.

*) Größter Fischmarkt in London.

hatten alle Segel beigesetzt. Am Nachmittage wurde die Luft dick, feiner Regen und Nebel zeigte sich, so daß wir in Unkenntniß unseres Hafens so weit wie möglich nach Osten zu kommen suchten. Am Abend legten wir uns im Kanal de Haro, ungefähr eine Meile von der Küste, vor Anker. Am 27sten hielt der feine Regen und Nebel an und machte die Dampfkraft des Cormorant sehr nützlich. Er nahm uns wieder ins Schlepptau, die Pandora hinter uns. Um 7 Uhr Morgens sahen wir Port Victoria, die mit dem Namen eines Forts belegte Niederlassung der Hudsonsbai-Gesellschaft, und waren bald vor Anker.

Nachmittags machte sich starker N. O. Wind auf, und vertrieb den Nebel, den wir seit drei Tagen gehabt hatten. Die Schneegipfel des Rainier, Baker und Olymp zeigten sich in ihrem Glanze. Wir behielten gutes Wetter bei einem südlichen Winde bis zum 1sten Juli, dann brachte ein östlicher Wind düsteres wolkiges Wetter. Ihm folgte ein südwestlicher Wind mit einer solchen Stärke, daß die Boote mit der Tiefemessung nicht fortfahren konnten. Am 2ten ließ der Wind nach und blieb während unsers Aufenthalts gemäßigt, aber der Himmel war bewölkt, immer trübe und die Sonne ließ sich selten sehen, welches ohne Zweifel der Nähe von Gebirgen zuzuschreiben war.

Der Hafen von Victoria ist wenig mehr als eine gekrümmte Bucht, aber drei Meilen weiter ist Esquimalt, ein sehr guter Hafen, den die Pandora später genau untersuchte. Wiewohl sein Eingang weniger als 1/4 Meile breit ist, so ist doch die Tiefe des Wassers so bequem, daß es keine Schwierigkeit hat, ein Schiff hindurchzubringen, und dann öffnet sich ein vollständiger kleiner Hafen. Die erste Bucht rechts beim Einlaufen ist vor jedem Winde geschützt und ist 5—7 Faden

noch 100 Ellen von der Küste tief. Victoria mag immerhin die Pflanzung sein, aber Esquimalt wird der Handelshafen werden. Da für den gegenwärtigen Augenblick aber der Lebensbedarf die Hauptsache ist, so ist Victoria ohne Zweifel der geeignetste Platz. Die Hudsonsbai-Compagnie wählte Victoria wegen der ausgezeichneten Beschaffenheit des Bodens und beabsichtigte, in der Hoffnung, daß das Oregon-Gebiet den Vereinigten Staaten abgetreten würde, hier ihre Hauptniederlassung an ihrer Küste zu gründen.

Es scheint Mangel an frischem Wasser sowohl im Hafen von Victoria als Esquimalt zu sein. Im Fort Vancouver ist Bohren aber bis jetzt noch ohne Erfolg versucht, die ganze südliche Küste von Vancouver wird wahrscheinlich kein Wasser haben. Die Wissenschaft wird jedoch diese Schwierigkeit überwinden und Punkte ausfinden, wo artesische Brunnen angelegt werden können.

Als wir von Ogden Point nach dem wenig mehr als eine Meile entfernten Port Victoria kamen, wurden wir durch die Schönheit der Gegend überrascht. Wir glaubten nie eine schönere gesehen zu haben, sie übertraf alle unsere Erwartungen und doch hatte uns Vancouvers Beschreibung auf eine etwas mehr als gewöhnliche Erscheinung gefaßt gemacht. Es ist ein natürlicher Park, Eichen und Farnkraut sieht man in größter Ueppigkeit, Dickichte von Haselsträuchen und Weiden, Gebüsche von Pappeln und Erlen wechseln mit einander ab. Man kann kaum glauben, daß das nicht ein Werk der Kunst sei und noch mehr wird man in seinem Unglauben bestärkt, wenn man die Anzeichen der Cultur, eingehegte Weiden, Weizenfelder, Kartoffeln und Rüben in jeder Richtung antrifft. Die Cultur ist in diese herrliche Besitzung eingezogen und

die Rohheit konnte nicht länger in ihrem Schmutze und ihrer Trägheit fortbestehen, die nur dem Thiere angehört. Die Aussicht ist erfreulich, der Wechsel entzückend; denn wenn auch die Natur den meisten Thieren eine Begierde nach Reinlichkeit angeboren hat, so scheint doch der Mensch davon eine Ausnahme zu machen und ein wildes Volk mit allem seinem natürlichen Verstande, Erfindsamkeit, Kunst und Geschicklichkeit gewöhnlich unreinlich zu sein, im Schmutze zu schwärmen.

Das Fort Victoria wurde 1843 gegründet und steht an der Ostküste des Hafens, ungefähr eine Meile vom Eingange. Der Zugang ist schön von Natur, was die Kunst dazu gethan, verdient eher den Namen des Rohen. Der erste Platz, den wir trafen, war das Molkenhaus, eine Einrichtung von großer Wichtigkeit für das Fort, da Milch das hauptsächlichste Getränk ist, und die Gesetze der Gesellschaft in großem Maßstabe den Gebrauch von Wein und gebrannten Getränken verbieten. Die Aufseher derselben sind gewöhnlich Mischlinge. Wir waren über Alles, was wir sahen, erstaunt. Ungefähr 320 Morgen sind mit Hafer, Weizen, Kartoffeln, Rüben, gelben Wurzeln und andern Feldfrüchten bepflanzt, und täglich wird mehr Land in Feld verwandelt. Nur 3 Jahre waren seit der Gründung der Niederlassung verflossen und doch war schon alles zum gebildeten Leben Nothwendige und selbst Bequemlichkeiten da vorhanden, wo eine Wildniß lag. Wenn die Hudsonbai-Gesellschaft eine solche Anlage, als Fort Victoria ist, macht, so versorgt sie die Anbauer mit Nahrung für das erste Jahr und dem nothwendigen Samen für die folgende Ackerzeit, nachher, erwartet sie, werde die Niederlassung für ihr Bestehen allein sorgen. Die Anbauer haben natürlich manche Erleichterung, die Fruchtbarkeit des bisher unbenutzten Bodens, einen

überreichlichen Vorrath des besten Samens und das große Reizmittel zum Gewerbfleiße, das Streben nach Unabhängigkeit und die Versicherung, die beinahe zur Gewißheit wird, daß glücklicher Erfolg ihre Mühen krönen werde.

Das Fort selbst ist ein viereckiges Gehäge, geschützt durch 20′ hohe und 8—10 Zoll dicke, nahe zusammengeschlagene und durch ein Querholz von beinahe derselben Dicke verbundene Pfähle. An den Durchschnittsecken des Vierecks sind starke achteckige Thürme mit 4 Neunpfündern, die jede Seite bestreichen, so daß an einen Angriff von Seiten der Eingebornen nicht gedacht werden kann und, wenn mit Verstand vertheidigt wird, würde selbst eine geordnete Mannschaft ohne Geschütze beträchtliche Schwierigkeiten finden, es zu erobern. Die Seiten des Vierecks sind ungefähr 120 Ellen, aber ein Zuwachs, der die Seiten von Nord nach Süd noch einmal so lang macht, steht in Aussicht. Das Gebäude, obgleich es ein sehr gewöhnliches Aussehen hat, macht durch seine Ausdehnung doch einen mächtigen Eindruck, während die Thürme den friedlichen Anblick, den seine regelmäßige Contur gewährt, unterbrechen. Das Innere umschließt die Häuser der Beamten — oder besser gesagt, deren Zimmer — Niederlagen und Handelsräume, in welchen die kleinen Handelsgeschäfte abgeschlossen, Werkzeuge, Ackergeräthe, Decken, Tücher, Knöpfe und die verschiedenartigen Erzeugnisse von Sheffield, Birmingham, Manchester und Leeds zu unglaublichen Preisen zu haben sind. Da hier die Gesellschaft allein Handel treibt, so kann sie ihre eigenen Wege gehen, sie macht kein Geschäft daraus, das Publikum zu versorgen, und wiewohl sie gern an Personen in unserer Lage verkauft, so sind doch die Waarenhäuser für den Handel mit Fellen eingerichtet, für die Versorgung der

eingeborenen Jäger mit Gütern, die den meisten Werth für sie haben, und für die Bedürfnisse ihrer eigenen Untergebenen, welche geringen Lohn bekommen und deshalb gewöhnlich der Gesellschaft verschuldet und desto mehr in ihrer Macht sind. Die hier benutzten Leute sind in der That solche, denen nichts an der Heimkehr ins Vaterland gelegen ist, sie sind meistens der Armuth entrissen und haben hier jedenfalls Nahrung und Kleidung. Ihr Tagewerk ist nicht leicht, aber für Einen, der Gesundheit und Kräfte hat, ist dies eher ein Segen als eine Plage. Der Mangel an weißen Frauen scheint das einzige zu sein, was die Aussicht auf glücklichen Erfolg dieser Niederlassung etwas verdüstert, er führt gewöhnlich zu Verbindungen mit den Eingebornen und es entstehen die Mischlinge, die, so weit wie wir sahen, die Laster beider Racen geerbt zu haben scheinen; sie sind thätig und verschlagen, aber heftig und grob, da sowohl der Mangel an Erziehung als auch ihr Betragen den Zutritt zu den europäischen Ansiedlern verhindert. Dies bringt einen schlechten Eindruck hervor und könnte leicht abgestellt werden, wenn man sich mehr Mühe mit der Erziehung und Bildung dieses kühnen und unternehmenden, aber noch halb viehischen Volkes gäbe. Wir wurden mit Ekel erfüllt, als wir einen dieser Mischlinge mit einem so guten Namen als es nur einen in Schottland giebt, durch Prügel und Stöße ein Dutzend Indianer mit eben so wenig Rücksicht aus dem Fort treiben sahen, als wären sie Hunde, er schalt sie Eingeborene, wiewohl seine Mutter zu einem dieser Stämme gehört und nicht mehr Erziehung als diese erlangt hatte.

Mr. Finlayson, der die Aufsicht über die Niederlassung führt, scheint ein verständiger Mann zu sein, der durch Beharr-

lichkeit und ein gleichmäßiges, planmäßiges Festhalten an seinem Worte und dem einmal gemachten Gebote im Tauschhandel, bei dem er nie zurückgeht oder weniger bietet, den Eingebornen einen gehörigen Grad von Achtung gegen ihn selbst und das Fort beigebracht zu haben scheint. Nur einen Streit hat die Gesellschaft mit den Indianern gehabt, aber er war in ein oder zwei Tagen wieder beendigt. Die Thore der Festung waren geschlossen, ein Neunpfünder war einige Male abgefeuert, um zu zeigen, was man im Falle der Noth thun könne, den Häuptlingen kluge, versöhnende Anerbietungen gemacht und das friedliche Vernehmen war bald durch Decken, Hacken, Messer, Fischhaken und Harpunen wieder hergestellt.

An der andern Seite des Hafens liegt ein großes Dorf der Eingebornen, die Entfernung von einer Küste zur andern ist nur 400 Ellen und Kanoes vermitteln einen beständigen Verkehr zwischen dem Dorfe und dem Forte. Gewisse Vergünstigungen, die den Häuptlingen gemacht worden, halten sie in gutem Einverständniß mit den Eindringlingen. Wiewohl noch nicht Alles geschehen ist, was bewirkt werden könnte, so ist doch schon manches Gute aus diesem Verkehre entstanden. Das gegenwärtige Geschlecht wird sich nicht ändern, aber ihre Nachkommen werden es thun und Verbesserung ihrer Lage wird die Folge davon sein. Jetzt sind die Häuser grenzenlos schmutzig und der Geruch, der aus ihnen hervorströmt, verbietet jede nähere Besichtigung. Sie sind jedoch mit Festigkeit gebaut, da man gegen die Kälte feine Maßregeln nehmen muß, und mit einer Art von Ordnung in Straßen oder Gassen abgetheilt. Mehre Familien wohnen in demselben Hause — einem weiten Schuppen, wenig besser

als ein offener Kuhstall in einer untergeordneten Schenke, dessen Wände kaum den neugierigen Blicken draußen den Eingang wehren. Man findet Körbe und Kasten von roher Arbeit, in welchen Decken, Felle und kleinere Fischgeräthe aufbewahrt werden. Die Eingeborenen scheinen ganz wie ihre Voreltern zu sein, sie gleichen denen, welche Cook beschreibt, so sehr wie nur ein Geschlecht dem andern gleichen kann.

Am 4. Juli wurde ein Mord an dem Häuptlinge von Neagh Bai, der sich King George nannte, begangen. Als wir uns bei Tatooche-Insel befanden, war er an Bord des Herald gekommen und eine Nacht dageblieben. Morgens in der Frühe verließ er uns und einige Tage später sahen wir ihn in Fort Victoria, wo er ein Seeotterfell für 8 Wolldecken verkaufte. Auf seinem Heimwege wurde er von einigen Chinooks, welche Zeuge des Handels gewesen, überfallen und erschossen oder erstochen. Er hatte ohne Zweifel seiner Zeit manchen ähnlichen Streich gemacht wie der, als dessen Opfer er fiel; ihr ganzer Verkehr unter einander beruht gewöhnlich auf Gegenseitigkeiten. Dieser König George war, als er uns besuchte, von einem amerikanischen Seemanne begleitet, der jetzt bei den Indianern lebte und in kurzer Zeit sich unter ihnen nationalisirt hatte. Wir hörten, daß er wenig bei seinem Stamme in Ansehen stand, daß er einst dessen Sklave gewesen, und nachdem er entflohen, freiwillig wieder zu dem grenzenlosen Schmutze zurückgekehrt war. Zu welcher tiefen Stufe muß der Mann herabgesunken sein, der, selbst unter den ärmlichsten Verhältnissen der Civilisation erzogen, die Gewohnheiten eines Wilden wieder annehmen kann. Und doch ist dies nichts Ungewöhnliches. Es vergeht ein ganzes Menschenalter, ehe der Wilde eine Stufe auf der Staffel der Menschheit höher

steigt, aber ein gebildeter Mann sinkt oft plötzlich in die viehischen Gewohnheiten zurück, wie wir sie bei diesem Stamme sehen.

Wir hatten unsere Untersuchungen in Port Victoria und seiner Nachbarschaft beendet und segelten deshalb quer über die Straße nach Port Discovery. Dieser ausgezeichnet bequeme Hafen, der den Namen von Vancouvers Schiffe erhielt, hat nur einen Fehler, die Tiefe seines Wassers ist fast zu groß. Protection-Insel, wie sie mit Recht genannt ist, bildet ein breakwater und ein Schiff ist in einem jeden Theile desselben vollkommen vom Lande eingeschlossen. Vancouver hat den Hafen so gut beschrieben, daß man nichts mehr hinzufügen kann. Einzelne Ströme mit gutem Wasser fallen in denselben, der Ankergrund ist gut, die Ufer sind meistens steil und es ist keine Gefahr beim Ein- und Auslaufen. Einige wenige zerstörte Dörfer und Begräbnißplätze sieht man an der Küste, und die pfadlosen Wälder, die das Eindringen in das Land in jeder Richtung verhindern, machen die Gegend allzu eintönig. Zur Zeit unseres Besuches bildeten alle Bäume eine gleichgrüne Laubmasse; wäre es Herbst gewesen, so würden wir uns an alle den verschiedenen Schattirungen des Laubes erfreut haben, die den nordamerikanischen Wäldern so eigenthümlich ist, vom dunkeln Braun bis zum hellen Gelb und dem glänzenden Scharlach.

Die Eingeborenen ziehen, wie es scheint, die äußere Küste vor, da sie dem Fischfang günstiger ist; einzelne besuchten uns an diesem Orte; sie waren freundlich und brachten eine überflüssige Menge von Lachs. Sie wissen recht gut, was ein Kriegsschiff ist und hätten sie sich nicht gutmüthig gezeigt, so würde sie schon unsere Anzahl von Feindseligkeiten abgeschreckt haben. Festigkeit, welche zeigt, daß man ihrem Angriffe zu

widerstehen vorbereitet ist, verbunden mit einem versöhnlichen Wesen in Geringfügigkeiten und einer Sorgfalt, in allem, was Handel anbetrifft, gerecht zu sein, wird sie immer mit Ehrfurcht erfüllen und sie lehren, sich gehörig zu benehmen. Sie sind sehr arm und haben außer Lachs wenig Handelsgegenstände. Ihre Redeweise ist sehr spaßhaft. Jack du patlach mir Hemd, Makook Lachs, Clooosh Lachs, Waâke Jacke, sind z. B. einige von diesen. Patlach ist gieb, Makook, kauf, Clooosh sehr gut, Waake sehr schlecht. Wird ihnen etwas sehr Altes und Schlechtes angeboten, so geben sie es mit Verachtung zurück und sagen, es sei peeshaaak, ein Ausdruck der Verachtung und des Vorwurfs, gegen den sie eine große Abneigung bezeigen, wenn man ihn auf sie anwendet. Wiewohl man sagt, daß ihre Weiber nicht hoch geachtet sind und größtentheils die Stellen der Handlanger vertreten, so bemerkten wir doch, daß, ehe ein Handel abgeschlossen wurde, ihre Meinung den Ausschlag gab. Im Tauschhandel sind Messer, Beile, Kleidungsstücke aller Art, wenn sie nicht zu alt und frei von Löchern sind, ihnen werth. Oft fragen sie nach muk—a—muk, etwas zu essen, und öfter noch nach 't—chuck, etwas zu trinken. Pill—pill oder rothe Farbe, und Pullade oder Schießpulver sind auch gesucht. Sie entwickeln bedeutende Fähigkeit in der Anfertigung von Bogen, Fischhaken, wunderlich geschnitzten Figuren, Masken und Stricken, die sie von Därmen des Wallfisches und Hirsches machen. Ihre Kanoes sind ganz nach den Regeln des Ebenmaßes, wir sahen eins 40′ lang und 4′ breit. Sie werden mit einem eisernen Werkzeuge, das einen Handgriff hat, ähnlich eines Faßbinders Queraxt, ausgehöhlt. Der Baum wird erst angekohlt und dann mit diesem meißelähnlichen Werkzeuge ausgearbeitet. Die merk-

würdige Art, ihre Stirn platt zu drücken, ist bei allen den Stämmen, die wir sahen, im Gebrauch.

Am 13. Juli warfen wir in Port Townshend Anker. Seine Entfernung von Port Discovery zur See ist mehr als 11—12 Meilen, zu Lande jedoch nur 5 Meilen. Townshend ist ein bequemerer Hafen als der vorige, und Wasser, wiewohl es nicht in so großer Menge vorhanden ist, ist leicht zu bekommen. Das Land zieht sich nach und nach mehr von der See zurück und ist nicht so mit Wald vollgepfropft. Die Eingebornen fanden wir höflich und freundlich. Sie sind sehr schmierig in ihren Gewohnheiten und es ist ihnen ganz einerlei, ob sie sich nackt oder bekleidet zeigen — Schamgefühl steht nicht in ihrem Wörterbuche. Die Kleidung der Männer ist eine lose über die Schulter geworfene Decke, auch die Frauen haben nicht mehr, ausgenommen einen Gürtel um den mittlern Theil des Körpers. Dieser Gürtel wird, so wie auch Seile und Fischleinen, aus Baumfasern gemacht. Sie halten Hunde und verarbeiten das Haar derselben zu einer Art von Decken, die zusammen mit Bären-, Wolf- und Hirschfellen ihnen reichliche Kleidung geben. Seit die Hudsonbai-Gesellschaft sich in ihrer Nähe angesiedelt hat, sind englische Decken so gesucht, daß die Hundehaarweberei weniger betrieben wird.

Sehr schlau ist ihr Fischergeräth eingerichtet. Die Linie ist entweder von Tang oder der Faser der Cypresse gemacht und mit einer aufgetriebenen Blase verbunden, die mit dem Stiele in derselben Hand gehalten wird. Wenn der Fisch angebissen hat, läßt man die Blase los, der Fisch wird in die Höhe getrieben und bei seiner Anstrengung wieder unterzutauchen, ermattet und so gefangen.

Am 21. Juli segelten wir nach New Dungeneſs, von Vancouver so genannt wegen seiner Aehnlichkeit zu der Spitze in Kent. New Dungeneſs ragt 3 oder 4 Meilen zu N. O. zu N. nach dem Compaß hervor und ist überall gut zum Ankern bei allen Winden, außer N. N. O. und S. O. Es ist eine sandige Strecke, ungefähr 4 Meilen lang und an der Grundlinie 2 Meilen breit, und mit Lagunen und Sümpfen durchhöhlt, so daß es nicht mehr als eine Sandbank und keine Fläche ist. Die von Vancouver hier gesehenen Beaken haben ihre Nachfolger gefunden. Es muß große Mühe und Arbeit gekostet haben, sie zu errichten, das mittlere aufrechtstehende und durch Querstützen getragene Stück war bei einer 30′, bei einer andern 17′ hoch. Ihr Nutzen und der Zweck, weshalb sie errichtet sind, ist noch unbekannt.

Am 22sten hielten wir quer durch die Straße auf Quadras und Vancouvers-Insel und warfen fast an demselben Platze Anker, bis zu welchem uns der Comorant bei unserer ersten Ankunft im Schlepptau gehabt hatte. Drei Bäume mit einem dunkeln Flecke am Boden sehen gerade wie die Masten und der Rumpf eines Schiffes aus und da es nebliges Wetter war, so wurde ein Jeder von uns getäuscht. Cordova Bai, wie der Name unsers Ankerplatzes war, bringt einen schönen Zug aus Vancouvers Leben in Erinnerung. Hier traf er mit dem spanischen Befehlshaber Quadra in aller Freundschaft zusammen, und gab ihm alle Hilfe und Anweisung, die in seiner Macht stand, während zwischen Spanien und Großbritannien zu dieser Zeit Uneinigkeit über den Besitz von Nootka Sund ausgebrochen war. Der Ruf und Name der spanischen Rüstung im Jahre 1790 — wiewohl nicht ohne Berühmtheit in jener Zeit — ist längst ver-

schollen, doch es soll nicht vergessen werden, daß in diesem entfernten Winkel der Erde Befehlshaber der feindlichen Völker sich zu Thaten vereinigten, die die Wohlfahrt der Menschheit bezweckten. Es ist zu hoffen, daß die diesen Inseln gegebenen Namen beibehalten werden, um späteren Jahrhunderten den Namen Quadras und Vancouvers in Erinnerung zu bringen.

Am 29sten segelten wir um Port Victoria und warfen am 1. August nordwärts von den Rac-Inseln, ungefähr 8 Meilen von Victoria Anker. Diese gefährlichen Inseln, die sich $1^1/_2$ Meilen weit in das Fahrwasser der Straßen erstrecken, verdienen ihren Namen in der That, denn die Fluth macht eine vollkommene race um sie. Wir versuchten nach Sooke Bai, die ungefähr 10 Meilen weiter nach Westen liegt, auszubiegen, aber der Wind war so scharf, daß nach sechsstündigem vergeblichem Kampfe wir gezwungen waren, wieder an demselben Punkte Anker zu werfen. Am 7ten gelangen unsere Anstrengungen, die Bai zu erreichen, wir fanden, daß die Schiffe daselbst bei südwestlichen Stürmen nicht gut vor Anker liegen können.

Am 16. August machten wir uns wieder auf und fuhren auf Neagh Bai. Es wurde dick und nebelig, um Mittag wurde der Wind stärker, wir konnten weder etwas sehen noch thun. Da die Fluth in diesen Gewässern stark und regelmäßig ist, so war unsere Lage nicht ohne Gefahr. Am Nachmittage hatten wir einen Blick auf das Land, wir waren nahe der Küste, dicht bei Sooke Bai. Das Schiff würde gewandt und wir mußten an dem Orte Anker werfen, den wir am 12ten verlassen hatten. Diese Einzelnheiten werden einen Begriff von der Schifffahrt in dieser Straße

geben, die, bis der Ankergrund durchgängig genau untersucht, mit Schwierigkeiten und Gefahren begleitet ist.

Das Wetter dieser Gegenden ist milder als das von England. Von April bis August ist es in der Regel schön, aber zuweilen von Regen, Nebeln und Winden unterbrochen. Heftigen Regen erwartet man im September und December, Stürme zwischen December und März. Während unseres Aufenthaltes war es gewöhnlich schönes Wetter, die Nächte waren schöner als die Tage. Selten jedoch konnten wir den Doppelgipfel des Berges Baker und die Schneespitzen des Olympus sehen. Die Schneegrenze ist auf dem 45⁰ N. B. 8366′ über der See; wenn die Berechnung richtig ist, so sind diese Berge reichlich so hoch: denn wir waren weit im Sommer vorgerückt, aber keine Verminderung des Schnees war sichtbar.

Am 18ten warfen wir in Neagh Bai Anker. Der Nebel war so dick, daß wir nicht 100 Ellen weit sehen konnten. Im Winter wird diese Bai von Wallfischfängern — Boston Schiffern, wie die Indianer sie nennen — (Kriegsschiffe heißen King Georgs Schiffe) besucht. Ein großes Dorf, oder besser eine Kette von Dörfern, ist in der Nachbarschaft. Der Capitain besuchte den Häuptling Flattery Jack, der ihn auf einer Bank liegend empfing, wie sie gewöhnlich rund um die Hütten der Eingebornen läuft, sein liebstes Weib saß zu seinen Füßen auf einem Brette. An den Dachsparren waren Fische in jeder Abstufung des Trocknens. Winifred Jerkins würde an die alte Stadt Edinburgh gedacht und gesagt haben, daß es in der Straße von Juan de Fuca keine Ohnmachten gäbe.

Am 29. August war unsere Besichtigung beendet, indeß nicht zur Zufriedenheit des Capitains Kellett. Die Nebel

waren im August so dicht und so anhaltend gewesen, daß der ganze Monat beinahe verloren war. Am 2. September nahmen wir von Victoria und Mr. Finlayson Abschied, ihm auf das herzlichste dankend für seine unveränderliche Gastfreundschaft und Freundlichkeit.

Capitel VII.

Cap Mendocino. — San Francisco. — Besuch bei der Mission. — Monterey. — Inseln an der Küste von Untercalifornien. — Streifereien auf Cerros-Insel. — Mazatlan. — Tepic. — San Blas.

Am 14. September erblickten wir Cap Mendocino, ein bedeutendes Vorgebirge mit einzelnen getrennten Felsen davor. Wir ankerten am 17ten bei einem dicken Nebel und glaubten bei Bodegas zu sein, fanden aber, als wir landeten, daß es nur eine geräumige Bucht innerhalb Punta de los Reyes war und daß Bodegas westlich von uns liege. Es ist für 9 Monate im Jahre ein guter Ankerplatz und San Francisco kann von da aus leicht erreicht werden.

Am 18ten liefen wir in die Bai von San Francisco ein, von der wir so viel gehört und gelesen hatten, aber wie waren wir enttäuscht! Es ist kaum ein Hafen zu nennen, sondern nur ein Streifen See, der sich ins Land zieht; in ihn fallen drei bedeutende Ströme, der Sacramento, St. Joaquim und Tale. Diese erzeugen reißende Fluthen und zahlreiche Sandbänke, so daß nicht die ganze Bucht gleiche Tiefe hat. An den Ufern des Sacramento und St. Joaquim ist viel schönes Land, das jedoch den Hoffnungen, die ein unternehmender Geist auf sie setzt, nicht entspricht. Der Sacramento, der Colorado von Californien, und der südliche Arm des Columbia sollen ihren Ursprung beinahe an demselben

Orte haben, auf 110° oder 111° W. L. und 41° oder 42° N. B. in den Rocky Mountains. Die Mündung des Sacramento ist 20 Meilen nördlich von Yierba Buena, deren Ankergrund vielleicht der beste in der ganzen Bucht ist. Sie ist frei von Unregelmäßigkeiten, Strudeln und Fällen, die die starken Fluthen in andern Gewässern bewirken. Der Weg zu ihr ist auch ohne Schwierigkeiten, sie hat jedoch einen Fehler und das ist der Mangel an frischem Wasser; dasjenige, welches herbeigeschafft wird, ist nicht genügend für die Bedürfnisse der Küste oder zur Bewässerung. Die Bai von St. Francisco ist wegen ihrer großen Tiefe an einigen und ihrer großen Seichtheit an andern Stellen größtentheils unzugänglich und die Bank vor der Seeseite mit ihrer so häufigen hohen Brandung macht das Einlaufen und das Auslaufen oft sehr gefährlich.

Wir warfen in Yierba Buena Anker, wo wir das nordamerikanische Schiff Portsmouth von 24 Kanonen (68-Pfünder) und 1320 Tonnen antrafen. Unsere Ankunft schien Erstaunen zu erregen, da man uns zuerst für den Erebus, eines von Sir John Franklins Schiffen, hielt. Ein Lieutenant kam an Bord und brachte die Nachricht, daß die Amerikaner von Californien Besitz genommen hätten, und mehre Officiere und Gemeine an der Küste beschäftigt wären, die Vertheidigung des Landes zu organisiren.

Einige von uns machten einen Besuch nach der Mission von St. Francisco. Die Verbindung von Religion und Colonisation scheint beim ersten Anblick viel zu versprechen und Alles zu gewähren, was ein wohlgesinnter Geist nur wünschen kann. Sie hat sich jedoch, wie so manches, das auf dem Papiere sich recht gut ausnimmt, als völlig unbrauchbar und unanwendbar erwiesen. Keine Einrichtung kann es geben, die mehr

auf das Menschenwohl abzielte und deshalb mehr eines guten Erfolges würdig wäre, als diese; und doch ist ihr Untergang, den verschiedene Ursachen bewirkten, vollständig und bejammernswerth. Selbst der Schatten ihres früheren Rufes ist geschwunden und man kann sogar sagen, daß Ungerechtigkeiten anstatt Wohlthaten ihr Erfolg gewesen sind.

Ungefähr 20 zerstreut liegende Häuser waren in der Ebene, und das Einzige, was ein Anzeichen von Leben gab, war ein junger Ochs, der eingebracht wurde. Der Weg zu den Missionshäusern war ermüdend und eintönig, er führte durch Dickichte von niedrigen Bäumen und tiefem Sand. Die Umgebung war nicht weniger als malerisch, wir sahen sie außerdem unter sehr ungünstigen Umständen, zerfallen, schmutzig und auf dem Punkte eine Mormonenbesitzung zu werden. Die Missionskirche, ein erbärmliches, schlecht gebautes Haus, decorirt in einem ungefälligen flitterartigen Style, wie man ihn in Italien und Spanien gewöhnlich antrifft, war noch in Besserung erhalten. Die für die Indianer bestimmten Häuser sind von der schlechtesten Art, aus Lehm gebaute Hütten mit nur einem Zimmer, aber sie stehen in Reihen und Straßen. Diese waren für die Verheiratheten bestimmt, die Unverheiratheten wurden in ein Viereck, welches durch die Häuser des Obern, der Priester und der Beamten der Niederlassung gebildet ward, eingeschlossen. Die Kirche, die Werkstätten, das Gefängniß waren in diesem Vierecke aufgeführt; Zimmerarbeit, Weberei und Schmieden hatten unter der Aufsicht gewerbfleißiger, sorgsamer Väter guten Fortgang; aber die Abgeschlossenheit, in der die Indianer gehalten wurden und das einsame Leben ward gewöhnlich so langweilig und lästig gefunden, daß wenige es lange hinter Schloß und Riegel aushielten, sie waren

bald in dem Zustande passiven Gehorsams, dessen Einführung der Zweck der Mission war. Die Klippe, an welcher sie scheiterte, scheint der große Fehler der Väter gewesen zu sein, daß sie nicht weiter gingen. Wir fanden das Haus des Obern im Besitze einiger Mormonen, die in großer Zahl angekommen waren. Sie sind eine eigenthümliche Secte mit sinnlichen Grundsätzen, die, so lange sie im Ueberflusse leben, gewiß Niemandem etwas zu Leide thun.

Zur Zeit unseres Besuches war das Gold noch nicht entdeckt und St. Francisco war äußerst still. Eines Abends jedoch gab ein amerikanischer Wallfischfänger von Boston, die Magnolia, einen Ball und alle unsere jungen Leute besuchten ihn; nach den vielen kleinen Geschichten und Vorfällen, die nachher von ihnen erzählt wurden, zu urtheilen, müssen sie sehr vergnügt gewesen sein. Es war eine buntscheckige Gesellschaft, in der viel Branntwein getrunken wurde. Einer der Officiere fragte eine Mutter, ob sie ihm erlauben wolle, mit ihrer Tochter zu tanzen. „Wie kann sie mit Ihnen tanzen, wenn sie Ihren Namen nicht weiß", war die Antwort. „Whiffin ist mein Name". „Hier Betsey", rief die Mutter so laut, daß man es im ganzen Saale hören konnte, „Whiffins will mit Dir tanzen", und dahin walzten sie.

Am 22sten setzten wir mit vollen Segeln bei. Der Wind war frisch und erst am Nachmittage gelang es uns aus der Bai von St. Francisco zu kommen. Eine heftige Brandung war wie gewöhnlich an der Mündung und da mehre Wallfischfänger zugleich mit ausliefen, so gewährte es einen lebendigen Anblick. Die Brandung und der Wind begleiteten uns bis zum folgenden Tage, wo wir vor Monterey waren. Die Pandora lief ein, um einen Brief zu holen, den der Admiral

dort gelassen hatte. Sie fand dort die Fregatte der Vereinigten Staaten „Constitution“ und die Amerikaner waren im vollen Besitze des Platzes. Monterey hat Aehnlichkeit mit Callao und Valparaiso, es ist ein offener nach Norden freier und in Süden nur von einer Einbiegung der Küste gebildeter Hafenplatz. Dennoch hält man ihn für sicher, da der Nordwind, wiewohl er hohe Wellen in die Bucht entsendet, doch nicht heftig bläst und so die Schiffe ohne Gefahr vor Anker liegen können. An dieser Küste sind Südoststürme gewöhnlich die gefährlichsten, sie wehen zwischen November und April und geben warnende Anzeichen ihrer Ankunft durch schwere dunkle Wolken, die sich von Süden erhoben, und heftigen Regen. Bei diesen Anzeichen laufen die Schiffe gleich aus und gehen in die hohe See, und oft vergehen 5—6 Tage, ehe sie zurückkehren können. Glücklicherweise kommen diese Stürme nicht oft vor.

Die Stadt Monterey ist an der südlichen Spitze der Bai und im Süden von der Punta Pinos geschützt. Unter spanischer und mexikanischer Herrschaft konnte sie sich nicht aus der Unbedeutenheit erheben. Man muß erwarten, was aus ihr der unternehmende, kräftige Amerikaner machen wird.

Am 26sten sprachen wir eine mexikanische Brigg an, die nach San Francisco bestimmt und 50 Tage von Mazatlan war. Sie zeigte wegen des Krieges gar keine Angst; nachher erfuhren wir, daß sie in die Hände der Amerikaner gefallen und von ihnen als Frachtschiff benutzt sei. Wahrscheinlich bezahlten sie dieselbe, da ihr Augenmerk darauf gerichtet war, das Volk nicht mehr zu reizen oder zu beleidigen als nöthig war. Der Krieg wurde als ein Krieg zwischen den Regierungen betrachtet, hätten die Amerikaner ihn zu einem Völkerkriege

gemacht, so würde der gewünschte Erfolg wahrscheinlich vereitelt worden sein, wie auch immer der augenblickliche Ausgang gewesen sein möchte.

Als wir die Brigg verlassen hatten, überkam uns plötzlich ein Nebel, in dem wir die Pandora aus dem Gesichte verloren, ein Ereigniß, das um so unangenehmer war, als Mr. Wood auf unserm Schiffe mit den Karten beschäftigt war. Nach ein- oder zweistündigem Feuern, Glockenläuten und Trommelschlagen erblickten wir jedoch das Schiff wieder und setzten Mr. Wood an Bord desselben. Solche Nebel sind diesen Küsten eigenthümlich, kommen häufig vor und halten oft mehrere Tage an.

Am 27sten bestimmten wir die Lage von John Begge's Riff, sie ist 33° 22′ 0″ N. B. und 119° 44′ 0″ W. L. Dieser gefährliche Felsen hat rund umher tiefes Wasser und liegt W. N. W. von St. Nicolas-Insel, eine der Inseln, die längs der Küste von Californien in diesen Breitengraden liegen. Wir besichtigten San Nicolas, San Clemente und die Coronados-Inseln. Die Pandora ging nach St. Diego, der Herald blieb vor der niedrigen, dürren und langweiligen Küste. Das Land sieht kahl aus, weder Fluß noch See erfreute das Auge, der einzige Gegenstand, auf den es traf, war die Mission von St. Diego. Das Gebäude ähnelt dem von St. Francisco, ist aber, so weit wir es durch unsere Gläser wahrnehmen konnten, in besserm Zustande und der Kirchthurm ist höher. Das Dorf oder die Häuser für die Indianer hatten jedoch nicht dieselbe Ausdehnung wie die von St. Francisco.

Am 2. October waren wir in dicken Nebel eingehüllt, auf einmal klärte es sich auf und wir fanden uns dicht bei den kahlen

und hohen Coronados-Inseln, deren 3 sind. Wir warfen vor der südlichern Anker. Wiewohl sie die fruchtbarste ist, so bringt sie doch nur Gras und einige niedrige Bäume hervor, die aber, wie Alles in dieser Jahreszeit, trocken und weiß waren. Durch Barometermessungen fanden wir, daß die höchste Spitze dieser Insel 575 über dem Meeresspiegel ist. Auf dem Gipfel fingen wir drei Klapperschlangen und eine Tarantel. Die Schlangen waren wüthend und schossen auf Alles zu, was an die Nähe des Glasgefäßes gesetzt wurde, in dem sie gefangen gehalten wurden. Erstaunlich war die Länge der Zeit, die sie ohne Nahrung zubrachten, eine blieb nicht allein nach acht Monaten noch am Leben, sondern war noch ebenso grimmig als zur Zeit, wo sie eingefangen wurde. Die nördliche der Coronados-Inseln ist ein Felsen; Mr. Hill erstieg seinen Gipfel, der so spitz war wie ein Kameelsrücken, so daß er kaum Raum finden konnte um den Theodoliten aufzustellen. Seeottern finden sich in ungeheurer Anzahl an diesem Felsen und die Amerikaner schicken oft die Boote ihrer Schiffe hierher, lassen Feuer auf der Insel anzünden, diese Thiere in großer Anzahl niederschießen, den Thran ausbrennen und ihn fertig zum Schiffe bringen.

Am 11ten war das Wetter wunderschön, eine milde mit Wohlgerüchen durchwürzte Luft wehte in dem schönsten Himmelsstriche der Welt, aber an der Küste war kein Busch, kein Grashalm, an dem sich das Auge weiden konnte. Um Mittag warfen wir vor dem steilen und rauhen Cap Collnett Anker. Es trägt seinen Namen nach einem Seefahrer und Lieutenant, der im Jahre 1790 das Handelsschiff „der Argonaut“ befehligte. Das Vorgebirge ist ein merkwürdiger Punkt, es hat einige Aehnlichkeit mit Süd Foreland oder dem Cap

Dimitri auf der Insel Gozo. Eine Bai erstreckt sich von ihm nach Norden, eine Landung möchte in ihr möglich sein. Die Mission von St. Thomas liegt vier Meilen landeinwärts.

Am 14ten waren wir nahe bei dem zweigegipfelten Eilande San Martin, einem unfruchtbaren und trübseligen Flecken Landes, das augenscheinlich ein ausgebrannter Vulkan ist. Die Felsen waren mit Schwärmen von Seeottern bedeckt, wir hatten sie nie in großer Anzahl gesehen und ihr Heulen, Schreien und Bellen machte sie zu sehr schlechten Nachbarn. Die Insel liegt 30° 28′ 0″ N. B. und 115° 57′ 0″ W. L., ihre rechte Bergspitze ist 567′ hoch.

Am 15ten warfen wir im seichten Port St. Quentin Anker, der durch 5 merkwürdig gleiche Bergspitzen im Binnenlande zu erkennen ist. Kaninchen, Hasen, Wachteln, Brachvögel, Schnepfen, Makrelen, Stinte und Krebse waren in großer Anzahl vorhanden. Sie geben St. Quentin, so armselig dieser Hafenplatz in anderer Beziehung ist, einen guten Namen an einer so traurigen Küste wie die von Untercalifornien ist.

Am 22sten segelten wir vor San Geronimo-Insel vorbei und fanden, daß die Straße zwischen ihr und dem Festlande 5 Meilen breit ist. Am 25sten ankerten wir an der Ostküste von Cedros oder Cerros-Insel. Sie hat ein ganz eigenthümliches Aussehen, gleich als ob eine Fluth das niedrige Land gefegt und es so flach und eben gemacht hätte, wie einen neu angelegten Fahrweg. Cerros ist eine auf einander gethürmte Hügelmasse und wiewohl hie und da einzelne Cedernhaine sind, so sind sie doch ihrer geringen Anzahl wegen kaum im Stande, der Insel den Namen zu geben. Zie-

gen giebt es im Ueberfluß. Die außerordentliche Trockenheit der Luft ist bemerkenswerth. — Wir fanden zwei Gräber aus dem Jahre 1819, das von Brown Sinclair, welcher zum Schiffe Harriet gehörte und hier ertrank, und das von Justin Finch, vom Shakspeare, auch einem Londoner Schiffe. Die Denkmale waren nur schlechtes Machwerk, doch war das Holz nicht vermodert und die Inschriften waren noch ganz leserlich. Die Bai der Insel wurde der Beobachtung unterworfen, wir fanden, daß ihre Südspitze auf 28° 3′ 0″ N. B. und 115° 11′ 0″ W. L. lag.

Zwei Officiere erstiegen den Gipfel. „Der Weg, sagt Mr. Henry Trollope, war rauh und ermüdender, als wir erwartet hatten. Als wir hinaufstiegen, konnten wir kaum einen Tropfen Wasser finden, wiewohl wir zuweilen Spuren sahen, daß etwas dagewesen war. Als wir wieder niederstiegen, trafen wir auf eine Schlucht mit einem Bache, der an manchen Stellen 5′ tief war. Wenn der Tag länger gewesen wäre, hätten wir ihn bis zur See verfolgen können, wo er vielleicht der Schifffahrt von Nutzen sein kann. Seine Ufer waren mit schönen Gesträuchen bedeckt, ja selbst Bäume kamen vor, die recht angenehm gegen die wüste, unfruchtbare Gegend ringsum abstachen. — Wenig fehlte, daß uns der Bach irre geleitet hätte, er wandte sich nämlich nach der Westseite der Insel, wir folgten seinem Laufe in der Hoffnung, er würde die Richtung ändern, bei Sonnenuntergang jedoch sahen wir uns am Rande eines Abgrundes, in den wir nicht hinabsteigen konnten. Wir mußten wieder bergan steigen und sahen glücklicherweise unser Schiff, ehe die Dunkelheit vollkommen hereinbrach. Zwar war der Weg noch rauh, allein wir hatten mehr ebenen Boden als vorher. Der Anblick der See und

unseres Schiffes hatte unsere Kräfte neu gestärkt, aber wir waren doch so ermüdet, daß wenn wir irgendwo anhielten, um uns auszuruhen, wir augenblicklich einschliefen; erweckt durch die Kälte der Nacht begannen wir niederwärts zu schreiten, und als wir endlich die Bai erreichten, waren wir noch mehr als drei Meilen von unserm Schiffe entfernt; es war 10 Uhr als wir gänzlich ermattet und entkräftet an Bord kamen. Unglücklicherweise hatten wir weder Compaß noch Barometer mit uns, eine ungefähre trigonometrische Rechnung ergab jedoch, daß die Höhe der Insel 2500′ betrage.“

Wir verließen Cerros-Insel und gingen am 2. November in dem schönen Hafen der Magdalenenbai vor Anker. Hier wurde der Herald ausgebessert. Die anliegende Gegend war unfruchtbar und ohne Wasser, die Jäger hatten viel Glück und schossen Hasen und Brachvögel. Wir fingen eine Menge von Brassen, Barben, eine Art Skipjack und Silberfische, auch einige Schildkröten und einen Hai. Am 11ten waren wir vor Cap San Lucas, der äußersten Spitze der Halbinsel Californien. Es zeichnet sich durch Streifen von Sandklippen die nahe bei ihm liegen, und durch einige freistehende Felsen aus, die the Needles bei der Insel Wight ähnlich sehen. Am folgenden Tage liefen wir in den Hafen von Mazatlan ein und erfuhren, daß unsere Briefe und das Frachtschiff Palinurus mit Vorräthen für uns in der Bai von San Blas seien.

Einige von unserm Schiffe hatten Mazatlan 1832 gesehen. Die Venado-Insel mit ihren grünen, felsigen Klippen, die Düne, welche die Frischwasser-Seen vom Meere trennt, der Morro mit seinen weißen Hütten und der glänzenden Bucht daneben — Alles war noch da — aber Mazatlan selbst war nicht mehr ein ländlicher Ort, sondern eine Handelsstadt,

der Wohnsitz fleißiger und thätiger Handelsleute. Die Trägheit des Creolen war verdrängt und hatte der Thätigkeit des Deutschen und Engländers, des Franzosen und Amerikaners Platz gemacht. Mazatlan ist kein guter Hafen, es ist nur eine Bai, dem Ost zu Süd und den S. W. Winden offen, die durchweg seichtes Wasser hat, so daß Schiffe von einiger Größe 2 oder 3 Meilen vor der Stadt liegen bleiben müssen. In der Mitte des freien Ankergrundes entdeckte Capitain Beechey einen Felsen mit nur 11 Fuß Wasser darüber. — Der Hafen ist nicht so ungesund als der von San Blas, und zwischen November und Juni, den Monaten, in denen es rathsam ist, an der Küste zu sein, sind S. W. Winde unbekannt und es wehen nur stärkende See- und Landwinde.

Die Stadt war voll Soldaten, die damit prahlten, einen Angriff, den die Amerikaner vielleicht machen möchten, zurückzuschlagen. Sie hielten jedoch ihr Wort nicht, denn wenige Monate nachher fiel der Platz ohne Schwertstreich. In ganz Mexico ist kein Gemeingeist. Der Parteienkampf hat so gänzlich alle Volksthümlichkeit gebrochen, daß viele Einwohner froh sein würden, unter einer kräftigen Herrschaft zu stehen, die ihnen Schutz gewährte und ihr Leben und ihren Besitz sicherte.

Am 21. November nahmen wir Mr. Romaine und Mr. Macnamara als Reisende an Bord unseres Schiffes und segelten auf San Blas; der letztere, ein römisch-katholischer Priester, hatte die Absicht, in Californien eine irländische Niederlassung zu gründen, die Mexico Treue schwören und dem weiteren Vordringen der Amerikaner einen Damm entgegensetzen sollten. Dieser Plan vereitelte beinahe die Besitznahme St. Francisco's von Seiten der Nordamerikaner und würde entweder dazu geführt haben, daß sich eine irische Niederlassung

gebildet hätte, oder daß England gezwungen sein würde, das Land in Besitz zu nehmen.

San Blas ist durch die Bergspitze von St. Juan bemerkbar. Sie ist 6200′ hoch und liegt gerade über der Stadt, aber der Piedra del Mar, ein steiler Felsen in der See, 10 Meilen westlich vom Ankerplatze, 130′ hoch mit 10—12 Faden Wasser ringsum, giebt der Nähe von San Blas einen auffallenden Ausdruck. Es liegt noch ein anderer Felsen, der diesem an Gestalt zwar ähnlich, aber kleiner ist, $^2/_3$ Meilen vom Lande entfernt.

Am 23sten warfen wir Anker vor der alten Stadt San Blas. Mr. Romaine und Mr. Macnamara landeten sogleich und ein Courier eilte mit ihnen nach Tepic, um unsere Briefe zu holen. In 36 Stunden kam er zurück, wir waren wieder mit der Heimath in Verbindung gesetzt. Welch eine Freude das war, können nur die begreifen, die Gott mit Freunden gesegnet hat. Was kaltes Wasser für den Durst ist, das sind gute Nachrichten von der Heimath für die Seele.

Tepic ist die zweitwichtigste Stadt im Staate Jalisco. Im Jahre 1836, sagt Capitain Beechey, zählte sie 8000 Einwohner und in der regnigen Jahreszeit ist ihre Zahl noch größer, weil viele Fremde sich dann dahinziehen. Sie liegt in einer fast ganz von Bergen eingeschlossenen Ebene 2900′ über dem Meere; man sollte deshalb glauben, sie sei gegen jede Art von Ungesundheit geschützt, die ihr jedoch Einige zuschreiben. Tepic liegt in gerader Richtung nur 22 Meilen von San Blas, die Straße zwischen beiden ist 56 lang und langweilig und ermüdend.

San Blas, wiewohl es jetzt verlassen ist und in Trümmern liegt, hat noch einige Zeichen seiner alten Größe. Die Häuser sind fest aus Stein gebaut, aber die Stadt ist längst

in Verfall gerathen und das Aufblühen von Mazatlan bringt sie ganz in den Hintergrund. In den Zeiten der spanischen Herrschaft hatte sie ein Zeughaus und eine Werfte, die Ueberbleibsel der Seilerbahn und ein Steinhaus sind noch zu sehen, aber ihre Zeit ist dahin und nichts scheint es wünschenswerth zu machen, daß sie wieder aus dem Dunkel auftauche.

Wir wandten unser Schiff auf Santiago, um Wasser einzunehmen. Wir rollten auf einem Waldwege unsere Tonnen in den Strom und hatten bald unsern Bedarf, zwar nicht mit großer Schwierigkeit, aber einem furchtbaren Kampfe mit den Moskitos, eingenommen. Von diesem Theile der Küste lief ein schöner Weg zur Stadt, die ungefähr 2 oder 3 Meilen entfernt liegt. Er war rauh und steil, aber mit einem dichten Dache von Laubwerk überdeckt, das die Sonne fern hielt. Wir konnten nur die Trägheit der Eingebornen bedauern, die einen solchen von der Natur selbstgemachten Weg in einem solchen Zustande lassen konnten.

Wir fuhren am 27sten ab und hielten auf S. W., zwischen den Tres Marias-Inseln und dem Festlande hinlaufend. Am folgenden Tage waren wir vor der Bai von Bandieras zwischen Cap Corrientes und Corvetena. Dieser Platz hat einiges Interesse, weil hier Dampier mit den Spaniern ein Gefecht hatte.

Der Seewind war weder regelmäßig noch stark, wir kamen jedoch 50 Meilen täglich weiter und hatten beständig die Ansicht der Küste zur Rechten. Am 1. December bestimmten wir die Lage eines beträchtlichen Hochlandes in der Nähe des ungesunden Flusses Manzanilla. Es ist eine weiße Felsenmasse, einigermaßen ähnlich dem Arica Head und liegt 18° 49′ 0″ N. B. und 104° 23′ 0″ W. L.

Capitel VIII.

Siguantenejo. — Eine Gesellschaft unserer Expedition von den Mexikanern gefangen genommen. — Abreise. — Acapulco. — Tod von William Harris. — Cap Velas. — Küste von Neu-Granada. — Ankunft in Panama.

Sonnabend, den 5. December 1846 gingen wir bei Morro de Petatlan, wenige Meilen südlich von Siguantenejo, vor Anker, in der Absicht, unsere magnetischen Beobachtungen fortzusetzen. Wir waren jetzt da, wo Anson kreuzte, als er die Acapulco Galeone erwartete, denn Mr. Walter, der Geschichtschreiber jener Reise, beschreibt eine Bai 17° 36′ 0″ N. B. ungefähr 30 Meilen westlich von Acapulco, die, wenn wir seine geringen Mittel, eine genaue Lage anzugeben, in Anschlag bringen, genugsam mit unsern Berechnungen übereinstimmte, um uns die Gewißheit zu geben, daß der Platz, wo wir Anker geworfen, derselbe war, wo der Centurion ausgebessert war und Wasser genommen hatte. Aber selbst ohne diese Erinnerung an die Vergangenheit war die Bai schön genug, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Eine steile und rauhe Küste mit einer weißen Einfassung von weißen Felsen und öden Inseln mit einer heftigen Brandung, öffnet sich zu einer Bucht von $1^1/_2$ Meilen Tiefe und $^3/_4$ Meilen Breite. Der Centurion scheint das erste fremde Schiff gewesen zu sein, welches Siguantenejo besuchte, da die Spanier in Gemäßheit ihrer früheren

Politik alle Verbindung mit kleineren Häfen hinderten. Es ist ein niedlicher kleiner Hafen und augenblicklich eine Niederlage für Blauholz, ein werthvolles Roherzeugniß von Mexico. Da jedoch Acapulco so nahe liegt, muß dies Land erst ein ganz anderes Aussehen bekommen, ehe Siguantenejo von Wichtigkeit werden kann.

Am Sonntage schifften wir in zwei Kähnen in den Hafen und landeten an der N. W. Biegung desselben, um die Brandung zu vermeiden. Nichts konnte die Lieblichkeit der Scene übertreffen: die Bucht war glatt und silberklar, der Strand mit schönen Sträuchern und Bäumen gefranzt. Wir schlossen aus der Stille und der Abwesenheit von Cultur, daß das Land unbewohnt sei, und wiewohl wir Zeichen von Holzfällungen und augenscheinliche Beweise fanden, daß kürzlich Menschen dagewesen sein mußten, so ließen wir uns jedoch nicht im Traume einfallen, daß wir angegriffen und belästigt werden könnten.

Der Zahlmeister und der Arzt wollten schießen und naturwissenschaftliche Gegenstände sammeln, Mr. Wood und Mr. Staunten landeten eben und Mr. Hill und Mr. Trollope stellten die Instrumente auf und setzten Alles in Bereitschaft, daß der Capitain seine Beobachtungen beginnen könne, als plötzlich das Getöse von anstürmenden Männern und ein Schreien von den Unsrigen gehört wurde: da sind die Eingebornen. Aus jeder Oeffnung des Waldes kam eine Art von Fallstaff, zerlumpte Krieger, jedoch in voller Rüstung, die in ziemlich guter Ordnung aufzogen. Die Befehlsworte: fertig, preparar, pronto, schlugen an unser Ohr und die Soldaten präsentirten die Gewehre, keineswegs um uns zu ehren, sondern augenscheinlich bereit, Feuer auf uns zu geben.

Dies überraschte uns über alle Maßen. Es kam vollkommen unerwartet; wir waren unbewaffnet und uns blieb nichts übrig, als der buntscheckigen Wache, die zu unserm Empfange erschienen war, ins Auge zu sehen. Capitain Kellett trat vor und suchte dem Anführer begreiflich zu machen wer und was wir seien. Die einzige Antwort war, wir müßten bleiben wo wir wären, bis zur Ankunft des Herrn Commandanten. Wir begannen unsere Beobachtungen, schlugen unsere Bücher auf und zeigten auf das Wort London, das auf den meisten derselben stand — aber es war unnütz, solche Beweise bei diesen Leuten anzuwenden.

Nach einer halben Stunde erschien der „Commandant" zu Pferde in weiter baumwollener Jacke, einen groben Hut, wie ihn das Volk trug, auf dem Kopfe und einen ungeheuren Säbel an der Seite. Seine Miene strotzte von angenommener Wichtigkeit, und nach einer Unterredung, in welcher er seine Unwissenheit und seine Ungewißheit, was er mit uns machen sollte, deutlich an den Tag gelegt hatte, kam er zu dem Schlusse, weil unsere Sprache und die der Nordamerikaner dieselbe sei, so könnten wir recht gut Bürger der Vereinigten Staaten sein, und daß für ihn jedenfalls das Beste sein würde uns als solche zu betrachten. Unglücklicherweise hatten wir keine Bescheinigung der mexikanischen Behörden über den Zweck unserer Reise. Die Bücher, die Instrumente, daß wir ohne Waffen waren und unsere Knöpfe eine Krone zeigten und einer Menge kleiner Umstände würden jeden, der einigermaßen Erziehung hatte und nur den gewöhnlichen Unterscheidungsgeist besaß, überzeugt haben, daß wir die seien, für die wir uns ausgaben; aber auf diesen eigensinnigen und unwissenden Mann machte dies Alles keinen Eindruck und nach

einem halbstündigen Aufschub gab er uns zu verstehen, daß wir uns zu einem Blauholzschuppen, der ungefähr eine halbe Meile entfernt war und auf einer kleinen Erhöhung lag, begeben müßten. Mr. Wood, dem Befehlshaber der Pandora, erlaubte er nach Acapulco zu gehen und Befehle vom Capitain-General des Stabes einzuholen. Als wir ihm meldeten, daß am Bord Kranke seien, die der Hülfe des Herrn Goodridge bedürften, ließ er auch diesen zum Schiffe zurückkehren; die Uebrigen, sagte er, möchten sich als Gefangene betrachten.

Groß war die Aufregung, als diese Nachricht an Bord bekannt wurde. Einige drangen ungestüm auf Befreiung und das Schiff wand sogleich die Anker auf, aber flaue Winde und Windstillen ließen es nicht weiter kommen und es mußte wieder Anker werfen. Die Nacht an der Küste verlebten wir im erbärmlichsten Zustande, der Morgen brachte jedoch einige Besserung; Mr. Goodridge kam mit einem guten Frühstücke. Nachher zogen wir ein reines Hemd an, ließen uns rasiren und blickten dann mit ganz andern Augen auf unser Verhältniß als Gefangene. Um Mittag kam der Herald mit dem Seewinde in den Hafen und legte sich eine halbe Meile von uns vor Anker. Der Commandant, der sich des Namens Don Vincente Amaro rühmte, schien beim Anblicke der Größe des Schiffes etwas in Unruhe zu kommen und fürchtete, daß eine Befreiung oder ein Angriff versucht werden möchte. Er versicherte, daß sobald er eine Vorbereitung hierzu bemerke, er uns auf Pferde setzen und ins Innere des Landes bringen lassen würde. Es unterlag keinem Zweifel, ein Angriff von Seiten des Schiffes würde einen dreimal größeren Haufen zurückgetrieben haben; wir waren jedoch ohne Waffen und

hätten wenig Widerstand leisten können; wir würden im Innern des Landes und auf mehrere Wochen in alle vier Winde zerstreut worden sein.

Am Montage schlugen wir ein Zelt auf und drei oder vier Mal fanden Gespräche mit den Bauern statt. Man brachte uns gutes frisches Fleisch und Gemüse, und wiewohl wir über diese unnöthige und widerwärtige Gefangenschaft ärgerlich waren, benutzten wir unsere Zeit doch besser als zu nutzlosen Klagen. Don Vincente Amaro wurde zuweilen aufgeregt und heftig, er sah die Schwierigkeit der Lage ein, in die er sich versetzt hatte, und betrank sich, um seine Unruhe zu beschwichtigen. Dann forderte er von uns geistige Getränke; Capitain Kellett sandte ihm eine Flasche leichten Rothwein — eher eine Kühlung denn ein Reizmittel — aber für seinen Zustand dienlicher. Eines Tages brachte er seine Töchter mit, ein paar niedliche Mädchen, die sich sehr über das Schiff wunderten. Bei dieser Gelegenheit führte er eine prahlerische Sprache und sagte, da er im Schooße seiner Familie, so solle dieser Tag ein Tag des Friedens sein. Seine Besuche waren sehr langweilig. Unser Zahlmeister, der selige Mr. Woodward, war der gewöhnliche Sprecher, weil er das Spanische ausgezeichnet verstand. Die Zusammenkünfte endeten meistens damit, daß er uns nach mexikanischer Sitte umarmte und den Capitain bat, ihm agua ardiente zu schicken. Mr. Trollope vermied ihn immer und als er dies bemerkte, suchte er mit diesem Officier besonders zu sprechen und sagte gnädig: Sie brauchen nicht bange zu sein, ich habe keine schlimme Absichten. Mr. Trollope antwortete ihm im besten Spanisch, welches ihm zu Gebote stand, daß Engländer nicht gewohnt seien, sich vor Mexikanern zu fürchten.

Die Eingebornen waren weit entfernt, unhöflich zu sein. Wir waren Gegenstände der Neugierde für Alle, sie drängten sich um uns, schauten in unser Zelt und beguckten mit prüfenden Blicken Alles, was wir ihnen zeigten. Die Knaben ergingen sich in einem guten Maße von Unsinn, der eine wollte warten bis man uns hängen werde, die andern machten Zeichen als ob man unsere Kehle abschneiden werde und ein dritter zeigte eine Grube, in der wir begraben werden sollten. Die Weiber erklärten jedoch einstimmig, sie wollten nicht, daß uns etwas Uebeles geschähe, und wären dieser Art Maßregeln gegen uns ergriffen, dieses Unterrocksregiment würde zu unserm Schutze eingeschritten sein. Fremde mit blauen Augen und stolzen Gesichtszügen machen gewöhnlich einen zu günstigen Eindruck auf Spanierinnen, um leicht vergessen zu werden. Unter den Völkern teutonischen Ursprungs, den Deutschen, Engländern und Niederländern, werden dunkle Augen und Haare für eine Schönheit gehalten; unter den Spaniern und ihren Abkömmlingen ist das Gegentheil der Fall und ein reiner Sachse mit Haar selbst von der brennendsten Röthe, wird gewöhnlich von dem schönen Geschlechte bewundert.

Der Volkshaufen, der uns umgab, war, was Gestalt, Gesicht und Farbe anbetrifft, so buntscheckig als nur möglich. Da war die dunkle Haut und die dicken Lippen des Negers, das eckige Gesicht und lange Haar des Aztec, das lebendige, lange und schöne Gesicht des Spaniers, kurz jede Schattirung, welche die Mischung dieser so verschiedenen Racen hervorgebracht hat. Leperos, nicht buchstäblich Aussätzige, sondern obdachlose halbnackte Bettler, deren einzige Kleidung in ein Paar Beinkleidern, einem leichten Rocke und einer Jacke bestand — machten den großen Theil der wahrlich bunten Gruppe aus. Ein

9*

buntschedkiger Haufe, dem wir nicht Preis gegeben zu sein begehrten; doch benahm er sich höflich und selbst freundlich gegen uns.

Nahe bei unserm Zelte war ein Sumpf, der von einem Süßwasserflusse gebildet wurde; wir badeten in ihm bis zu dem Tage, an welchem wir eine Anzahl Alligatoren bemerkten, die sich in ihm wärmten. Wir hätten ausrufen können: „Wo Unkenntniß 'ne Segnung ist, würd's Narrheit sein, selbst klug zu sein.“ — Die Nächte waren kühl und angenehm, die Nachmittage heiß bis der Seewind sich aufmachte und die Luft erfrischte. Wir waren in der gesunden Jahreszeit und keiner von uns litt. Hätte die Gefangenschaft in Manzanilla, dessen Gegend allgemein als ungesund anerkannt ist, stattgefunden, wir würden ein ganz anderes Lied zu singen haben.

Die Landschaft war wirklich malerisch, man konnte sie einen dichten Wald mit Flecken von Savannen und zwischengestreueten Baumgängen nennen. Rund um unser Zelt waren Palmen, amerikanische Aloes, Tamarindenbäume und Bananen. Die Landstraßen waren nur Fußwege. Einige von uns, die 8 Meilen landeinwärts bis Puebla gekommen waren, berichteten, daß das Land da frei von Wald und kümmerlich beackert sei. Wir hätten wohl einen Ausflug machen können, wir hielten es aber nicht für rathsam, eine Gunst von Don Vincente Amaro zu erbitten. Jene Leute wenigstens wurden nicht belästigt. — Capitain Kellett hörte hiervon aber nichts bis wir wieder auf dem Schiffe waren, sonst würde auch diese kleine Excursion nicht stattgefunden haben.

Am Sonnabend kam die Pandora von Acapulco zurück und brachte einen Verweis vom Governor General für den Commandanten wegen seiner Dummheit und eine Ermahnung,

wie er in seiner Unwissenheit sein Land bloßgestellt habe. Don Vincente schien, als er das hörte, vom Donner gerührt — wir sahen ihn nicht wieder. Der Haufen von Kriegern und müssigen Männern, Weibern und Knaben verschwand wie durch Zauber und binnen einer Stunde war der Ort so ruhig als er am Sonntage vorher gewesen war. Da uns nichts mehr zurückhielt, setzten wir am 14. December unsere Reise nach Panama fort.

Die Küste zwischen Singuantencjo und Acapulco ist ungemein schroff, die Gebirge erheben sich unmittelbar von der See während im Osten des Hochlandes von Marques eine lange dick mit Bäumen bewachsene Ebene sich einige Meilen weit ins Land erstreckt, ohne sich merklich zu erheben. Dieser Umstand macht Acapulco leicht kenntlich, vorzüglich wenn man von Osten kommt, wo die Veränderung im Aeußern der Küste am meisten in die Augen fällt. Wiewohl die Entfernung zwischen den zwei Häfen nur 120 Meilen ist, wurden wir von flauen Winden und Windstillen so aufgehalten, daß wir erst am 16ten in Acapulco landeten. Der Seewind legt sich gewöhnlich um 9 Uhr Morgens und den übrigen Tag ist Windstille. Wären wir näher an der Küste hingefahren und hätten uns den Landwind zu Nutze gemacht, so würde unsere Reise schneller gewesen sein, aber um dies auszuführen hätten wir eine genauere Ortskenntniß haben müssen, als wir bis jetzt besitzen.

Um Sonnenaufgang erschienen die Gebirge von Acapulco in all ihrem Glanze; dann sind ihre Gipfel frei von Wolken und Nebel, welche sie, sobald der Tag vorrückt, einhüllen. Die bemerkenswerthen Tetas von Cohuca, 4 Meilen von dem Eingange des Hafens, sind die höchsten Spitzen des

Gebirgzuges und bilden gute Landzeichen. Näher nach Acapulco hin sieht man im nördlichen Thale der äußern Bai die kleine weiße Insel Farallon del Obispo. Sie ist ungefähr 50′ hoch und bildet, woher auch immer ein Schiff komme, ein wohl zu unterscheidendes Merkmal.

Was man von Acapulco sagen kann, würde nur eine Wiederholung dessen sein, was alle Seefahrer von den Tagen des Cortez bis zur gegenwärtigen Zeit gesagt haben. Es scheint zu allen Zeiten einen größern Namen gehabt zu haben, als es verdiente. Seine einzige gute Seite ist ein Hafen — im vollen Sinne des Worts ein Hafen — in welchem das Silber und Gold von Peru und die reichen Erzeugnisse des Osten in einer jährlichen Messe, bei der Ankunft und Abfahrt der Schatzschiffe, zusammenströmten. Es wurde auch eine Verbindung mit Callao und Guayaquil ins Werk gesetzt, aber sie trug nicht viel zum Reichthum und Ruhme von Acapulco bei. Nehmen wir Acapulco seinen herrlichen Hafen und die jährlichen Besuche der Schatzschiffe, so war es nie ein Platz von einiger Bedeutung. 1748 beschrieb es Bowen als einen, ausgenommen zur Zeit der Messe, schmutzigen, jämmerlichen Platz von 2—300 mit Stroh gedeckten Häusern und Hütten. 1768 nennt ein französischer Reisender es ein jämmerliches kleines Nest, das mit dem Namen Stadt beehrt werde; dieses paßt heute noch.

In den goldenen Tagen der spanischen Herrschaft hatte der Castellan, die oberste Gerichtsperson, 20,000 Dollars jährlichen Gehalt und außerdem alle Gebühren und Sporteln, die allein es den spanischen Gerichtspersonen leicht machten, mit großen Summen zur Heimath zurückzukehren, wenngleich ihr Gehalt noch so klein war. Es war dies sowohl bekannt und so

allgemein betrieben, daß selbst die Stellen, die nur dem Namen nach einen Gehalt hatten, käuflich waren und den Ministern oder ihren Untergebenen großen Gewinn brachten. Der Cura des Hafens von Acapulco hatte ein Einkommen von 180 Dollars, doch machte er durch Sporteln und Gebühren 14—15000 jährlich. Wenn ein solches Geschäft stets schändlich ist, so ist es doppelt schändlich in einem so unglücklichen Lande.

Die Burg von San Carlos beherrscht den Hafen und die Stadt. Ihre Wälle und Bollwerke sehen recht gut aus und verbreiten einen Schein von Großartigkeit über die Stadt, der jedoch, wenn man landet, schnell verschwindet. Die Burg ist gut und mit Einsicht angelegt, ist jedoch selbst von den umliegenden Hügeln bestrichen und leistete keinen Widerstand als die Nordamerikaner die Häfen von Mexiko besetzten. Für ihre Zeit war sie stark genug, die Seeräuber an der einen, die Indianer an der Seite waren die einzigen Feinde die Spanien zu fürchten hatte. Die Stadt ist arm und jämmerlich. Sie hat zwei Kirchen von keiner Bedeutung, 30—40 Häuser und eine Vorstadt von Hütten und Schilfzeleen. Erdbeben sind häufig gewesen und leichte Stöße sind sehr oft zu vernehmen.

In dem Hafen fanden wir ein Ecuador Schiff von 300 Tonnen, eine Hawaijan Brigg, einen mexikanischen Schooner und 4—6 kleine Küstenschiffe. Die Behörden waren höflich. Der Hafencapitain sprach geläufig englisch und er sowohl als der Statthalter schienen jede Spur der Erinnerung an den unseligen und dummen Eifer unseres Freundes Don Vicente Amaro verwischen zu wollen.

In der Nacht des 17. December ließ sich einer unserer

Zimmerleute, William Harris, vom Zwischendecke zum Halbdecke nieder und versuchte an die Küste zu schwimmen. Er hatte vielleicht 50 Ellen zurückgelegt, als er um Hülfe rief. Schnell wurde ein Boot zu seinem Beistande entsandt, konnte ihn aber nicht finden. Mehrere Haifische kreuzten um das Schiff, sie hatten ihn wahrscheinlich in Stücke gerissen und verschlungen. Am folgenden Tage versuchten wir das Aeußerste, um seinen Leichnam mit Hacken heraufzuholen, wir fanden aber nichts. Sein Tod war das schreckliche Ende eines schlechten Lebens. Der arme Unglückliche schien keine Eigenschaft zu besitzen, die seine Schlechtigkeiten hätte ausgleichen können. Er hatte, um von Arbeiten frei zu sein, seit fast einem Jahre sich gestellt, als ob sein rechter Arm lahm wäre und durch Hemmung des Blutumlaufes hatte er selbst die Wundärzte getäuscht. Endlich ward sein Betrug entdeckt und er als Gefangener unter das Halbdeck gesteckt, von wo er zu entfliehen versuchte.

Am 19ten segelten wir von Acapulco ab und kamen, an der Küste hinlaufend, 20—30 Meilen täglich weiter. Die hohen Spitzen von Guatemala waren in Sicht und viele Tage hindurch machten wir trigonometrische Höhen- und Entfernungsmessungen. Am Weihnachtstage hatte wir einen starken N. W. Wind, einen Tehuantepic, wie er heißt. Alle unsere alten Segel wurden gespannt und viele zerrissen; aber die Festlichkeiten wurden dadurch nicht unterbrochen und Torten, Puddings, Pasteten, Kuchen und Suppen, die für diesen Zweck vorräthig waren, machten eine olla podrida im Midshipmansraume. Am folgenden Tage klärte sich das Wetter auf, der Herald legte aber bei, während die Pandora voraussegelte und so Panama 14 Tage früher als wir erreichte.

Am 1. Januar 1847 erblickten wir Cap Velas, dessen Beschreibung genugsam in seinem Namen gegeben ist, die Felsen sind weiß und steil und gleichen den Segeln eines Schiffes. Wir wurden, wie das überhaupt das Schicksal auf unserer Reise war, mit flauen Winden und Windstillen heimgesucht, wir sahen Cap Blanco, Punta Giones, Cagno-Insel, und waren am 11ten vor Montuoso, einem bewaldeten Eilande, das ganz einzeln im Meere liegt. Coyba, oder Quibo, und Quicara waren die Nacht in Sicht. Die erste wurde als eine Lieblingszufluchtsstätte von den Seeräubern betrachtet, weil sie hier Holz und Wasser einnehmen konnten. Als jedoch Capitain Belcher 1837 dorthin kam, konnte er kaum Wasser finden. Auf einer Insel von einer solchen Größe können manche Bäche übersehen sein, bei unserer Untersuchung im Jahre 1848 und 49 entdeckten wir reichliches Wasser. Quicara bietet einen ganz andern Anblick als Coyba, da es ebenso rauh und steil als jenes bewaldet und üppig ist.

Von San Francisco bis zur Bai von Panama waren wir immer in Sicht von Land gewesen und waren so 2500 Meilen an der Küste hingefahren. Am 15. Januar sahen wir nur Himmel und Wasser, aber die Nähe von Panama gab sich hinreichend durch die Buquen, große Kanoes mit viereckigen Segeln, die Küstenfahrten von einiger Ausdehnung unternehmen, kund. Am 16ten waren wir vor der Insel Galera, deren Schirmbaum (wahrscheinlich eine Sterculiacea) gleich einer Bake sich erhebt, um den Seefahrer vor der Nähe der gefährlichen Bänke San Jose zu warnen. Punta de Coces, die Südspitze von St. Miguel-Insel, ist mit einem blüthenreichen Baume gekrönt, der eine bedeutende Ausdehnung hat. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß eine

Straße nach Panama durch zwei in ihrem Aeußern so auffallende Bäume bezeichnet ist. Wenn man die Straße von Panama erreicht, so bemerkt man starke Fluth. Man kann ihre Stärke danach ungefähr bemessen, daß die Höhe der Fluth bei Panama 20′ ist. Wir erfuhren ihre volle Heftigkeit, das Schiff schien still zu stehen, wiewohl es $2^1/_2$ Knoten machte.

Am 17ten erhob sich ein nördlicher Wind, der heiteres Wetter brachte. Schnell kamen wir an den nördlichsten Perlinseln vorbei, San Bartolome mit ihren Kokosnußpalmen, Saboga und Pacheque mit ihren glänzenden sandigen Buchten und Bänken von Perlenmuscheln. Wir erblickten den Baum auf Chepillo-Insel — ein anderes Warnungszeichen in der Bucht — und gingen vor Sonnenuntergang bei Flaminco-Insel vor Anker. Den Thurm von Panamo Viejo hatten wir N. 5° O. und die Kirche der Stadt Panama N. 53° W.

Capitel IX.

Beobachtungen an der Küste von Neu-Granada. — Rückkehr nach Panama. — Abfahrt nach Peru. — Coyba. — Iguana-Insel. — Payta. — Callao. — Graf d'Ozeri. — Lima. — Payta. — Reise durch die Wüste. — Piura. — Reise ins Innere.

Am 26. Januar 1847 verließen wir den Hafen von Perico, um die Bai von Panama zu untersuchen. Bis Ende April waren wir mit Ablothen beschäftigt. Wir arbeiteten unsere Beobachtungen aus und legten ihre Erfolge in Plänen nieder. Beobachtungen, die sich auf Wassermessungen beziehen, sind immer schwierig und langweilig, aber sie sind es ganz besonders an einer Küste, wie die von Neu-Granada ist, wo heftige Regenschauer mit hellem Sonnenschein plötzlich abwechseln und schädliche Nebel aus diesem schnellen Wechsel entspringen, wo muddige Manglesümpfe, die von Alligatoren wimmeln und eine verpestete Luft erzeugen, meilenlang die Küste bedecken, wo die Moskitos stellenweis so zahlreich sind, daß es mehr als menschliche Geduld erfordert, ihre Stiche zu erdulden; wo die Nächte oft so heiß und drückend sind, daß der Schlaf das müde Auge flieht. Eine Landcharte mag denen ein ganz einfaches Ding scheinen, welche die Aufmerksamkeit, Mühe und den Kostenaufwand nicht kennen, die ihre Aufmessung erfordert. Wer aber ihre Entstehung beobachtet hat und den Aufwand von Arbeit kennt, welche

selbst nur zur Aufnahme einer geringen Strecke erfordert wird, der schaut mit ganz andern Augen auf sie und weiß die Größe des Schatzes zu erkennen, den das hydrographische Büreau durch seine Mittheilungen dem Publikum bietet.

Wir setzten unsere Beobachtungen an der Küste von Panama und Darien fort, bis gegen Ende April der ununterbrochene Regen unseren Arbeiten ein Ende machte und uns zwang nach der Panama-Straße zurückzukehren. Am 21. April kam das Dampfschiff Sampson, Contreadmiral Sir George Seymour, von Callao. Am folgenden Tage begrüßten wir die Flagge von Neu-Granada mit 21 Kanonenschüssen. Der Freistaat erwiederte den Gruß und Don Tomas Herrera, der damals Statthalter von Panama war, gab dem Admiral und Capitain Kellett zu Ehren einen Ball, überhaupt zeigten die Einwohner viel Freundlichkeit. Auf dem Balle waren alle Schönen der Stadt versammelt; sie waren mit Perlen überladen, womit die Damen gewöhnlich sehr reichlich versehen sind, da die Perlenfischerei seit der Entdeckung des Stillen Meeres an diesen Küsten betrieben ist. Die meisten Frauen von Panama haben niedliche Gesichter, regelmäßige Züge, dunkele glänzende Augen und schönes schwarzes Haar. Ihr Wuchs läßt jedoch viel zu wünschen übrig. Da sie zu Haus ihre Kleider hinten nicht zuhaken und keine Schnürleibchen tragen, so haben sie keine Taille und sehen deshalb im Ballanzuge nicht gut aus. Die Tänze waren meistens langsame Walzer, Contretänze und Quadrillen; Polkas und Galoppaden erhitzen in einem solchen Lande zu sehr. Gegen Ende der Festlichkeit wurden wir durch die Aufführung des „Punta“ ergötzt. Dieser Tanz wird nur von einem Paare getanzt, war früher unter den Negern und Zambos sehr beliebt, ist

jetzt aber aus den feinern Gesellschaften verbannt, was wegen seiner leichtfertigen Tendenz nicht zu bedauern ist. Er wurde uns natürlich auch nur gezeigt, um uns einen Begriff von den costumbres del pays zu geben.

Am letzten April nahm uns der Sampson ins Schlepptau und wir verließen Panama. Am 1. Mai warfen wir an der Küste von Veraguas vor der Insel Coyba Anker, um Holz und Wasser einzunehmen. Einige Zimmerleute am Bord des Sampson waren auf einige Tage geblendet, weil sie Manzanillabäume (Hippomane Manzinella, Linn.) gefällt und dabei die vergiftete Milch dieses Baumes in die Augen bekommen hatten. Sie wußten nicht, daß Salzwasser ein wirksames Gegenmittel ist, und mußten deshalb große Pein leiden. Der Mannschaft eines Bootes vom Herald widerfuhr, als wir die Küste von Darien untersuchten, dasselbe Unglück, weil sie mit seinen Zweigen Feuer angezündet, und ich selbst verlor mein Gesicht für länger als einen Tag, obgleich ich nur einige Zweige für das Herbarium gesammelt hatte. Ich fühlte den stechendsten Schmerz, den man sich denken kann, und er war noch mit dem furchtbaren Gedanken gepaart, daß ich nimmer das Tageslicht wieder sehen würde.

Am 6. Mai segelten wir weiter, berührten die Iguana-Insel in der Nähe von Punta Mala und trafen hier wieder mit der Pandora zusammen.

Ein frischer Wind trieb uns am Abend des 3. Juni in den Hafen von Payta, wo wir einen Tag verweilten, um Lebensmittel einzunehmen. Wie groß ist der Unterschied zwischen der Küste Neu-Granadas und der Perus! An der ersteren üppige Tropengewächse bis an das Wasser, die Hügel und Berge mit Grün bedeckt; an der letzteren nackte Felsen

und Sandwüsten. Nur hie und da wird dieses traurige Einerlei durch die fernen schneebedeckten Häupter der Anden oder einen von dort herkommenden Fluß unterbrochen. Sechs Monate prallt die Sonne mit aller ihrer Kraft auf die grauen Sandflächen, bis im Mai der Winter eintritt und ein allmälig dichter werdender Nebelschleier sich über Meer und Küste breitet. Wenn während der Sommerzeit die Sonne fast nie durch Wolken getrübt wird, so kommt sie im Winter, besonders im August und September, wochenlang nicht zum Vorschein. Die Witterung hat in dieser Zeit große Aehnlichkeit mit der eines englischen Herbstes, sowohl in Hinsicht des Nebels als des feinen Niederschlages, der an der peruanischen Küste die Stelle des Regens vertritt.

Ich ging am nächsten Morgen ans Land. In Payta feierte man, ich weiß nicht zu Ehren welches Heiligen, ein Fest. In allen Straßen gewahrte man tanzende Kinder, meistens Mädchen von 8—10 Jahren. Sie waren in bunte mit Bändern geschmückte Hosen gekleidet, trugen eine das Gesicht fast ganz bedeckende Maske, einen Krokodillkopf vorstellend, hinter welcher bei den Mädchen das aufgelöste schwarze Haar fast bis zur Erde herabhing. In der rechten Hand hielten sie ein Taschentuch, in der linken ein kleines Stöckchen. Neger schlugen Pauken, welche Indianer mit Flöten begleiteten. So tanzend bewegten sich die Züge zum großen Ergötzen der Einwohner von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Ich traf später im Innern des Landes ähnliche Gebräuche, welche ihren Ursprung in der alten Heidenzeit haben und bei der Einführung des Christenthums von der Geistlichkeit klüglich mit dem Ritus der römischen Kirche verschmolzen wurden.

In der Frühe des 5. Juni lichteten wir die Anker und kamen nach einer 23tägigen Reise, auf welcher wir beständig mit ungünstigem Winde und Windstillen gekämpft, am Morgen des 28. Juni 1847 nach Callao, dem Hafen von Lima. Der Anblick des Landes vom Hafen aus erinnert durch die einzelnen pyramidenartigen Weidenbäume an italienische Landschaften. Im Vordergrunde liegt Callao mit seiner berühmten Festung; das Land hebt sich allmälig, und zeigt die Stadt Lima, im Hintergrunde das Andengebirge, dessen weiße Gipfel bei hellem Wetter deutlich hervortreten. Callao ist klein und häßlich, im Winter schmutzig und im Sommer staubig. Die Häuser sind niedrig, meistens nur einstöckig und schlecht gebaut. Die Wände bestehen aus Rohr, das mit Lehm beklebt ist. Alle Dächer sind flach, aus Strohmatten, die auf ein Rohrgerippe gelegt und mit Lehm beworfen, verfertigt. Glasfenster findet man nur in sehr wenigen Häusern. Die Fensteröffnungen sind durch einen hölzernen Verschlag geschützt. In den Erdgeschossen sind Kaufläden, Branntweinschenken rc. angebracht. Das beste Gebäude Callaos ist seine Festung, auf welche die Peruaner ungemein stolz sind. Sie liegt an der Meeresküste auf einer Ebene, hat aber trotzdem ein großartiges Aussehen. Auf dieser Festung war es, wo die spanische Flagge noch wehete, als die Unabhängigkeit schon in allen Ländern des spanischen Südamerika gesichert war. Gegenwärtig wird sie größtentheils zu Gefängnissen und zu den Magazinen der Mauth benutzt, doch findet man noch immer eine starke Besatzung und eine Anzahl von Kanonen darin.

Die Pflanzenwelt der Umgegend der Stadt ist nicht ohne Interesse. Die einzigen höheren Bäume sind die schon erwähnten pyramidischen Weiden und einige Dattelpalmen;

Feigen, Bauhinien, Lycium und mehrere Sträucher aus der Familie der Compositae bilden die Gebüsche. Außerdem findet man im Winter eine Unzahl von Gräsern und Kräutern, von denen viele vom nördlichen Europa herstammen. Oft wandert man ganze Strecken, ohne durch die Pflanzen nur im geringsten erinnert zu werden, daß man nicht in Europa sei, bis plötzlich wieder tropische Formen, Tropäolum, Calceolarien, Cissus, Passifloren ꝛc. auftreten und aus der Täuschung wecken. Da wo der Boden bewässert werden kann, ist er sehr fruchtbar und bringt, vereinigt mit einem Klima wie das peruanische, Erzeugnisse hervor, die den Unkundigen in Erstaunen setzen. Auf einem Felde stehen Kohl, Zwergbohnen, Zwiebeln, Kartoffeln, Gemüse, welche im hohen Norden gedeihen; daneben Yucca, Mais, Tomatoes, Bananen und Zuckerrohr. Der Ackerbau wird auf die roheste Art betrieben; das Pflügen geschieht mit Ochsen und einem Pfluge, wie ihn die ersten Menschen wohl nicht einfacher haben konnten. Die einzige Kunst scheint zu sein, das Wasser gehörig zu vertheilen, und wird hierauf geachtet, so ist eine reiche Ernbte mit Gewißheit zu erwarten. Man erhält in Callao vielerlei Früchte, die meistens aus dem Innern oder den Gärten Lima's herbeigeschafft werden. Ich bemerkte Aepfel, deren Geschmack jedoch den unseren bei weitem nachstand, Chirimoyas (Anona Cherimolia, Mill.), eine der köstlichsten Früchte der Erde, wie Erdbeeren schmeckend; Granadillas (Passiflora sp.), Capulis (Physalis pubescens, L.), Apfelsinen und Platanen. Außerdem giebt es Weintrauben, Feigen, Quitten, Ananas, Pfirsiche und Aguacate (Persea gratissima), eine birnenförmige Frucht, welche mit dem Löffel gegessen wird und nicht mit Unrecht „Pflanzen-Butter“ heißt.

Peru war wieder in einer Gährung begriffen, denn ein Krieg mit Bolivia drohte auszubrechen. Von allen Seiten des Landes wurden Truppen zusammengezogen, Castillo, dem gegenwärtigen Präsidenten von Peru, war angerathen, selbst nach Bolivia zu marschiren; doch er wußte wohl, wenn er diesem Rathe folgte, so würde in Lima eine Revolution ausbrechen und ihn seiner Stelle berauben, deshalb ging er nicht darauf ein. Man sagt, daß dieses und eine Verschwörung in Bolivia selbst die Ursachen waren, warum der Krieg nicht zu Stande kam und man sich auf Unterhandlungen mit La Paz einließ. Castillo ist ein Zambo, der seine Laufbahn als gemeiner Soldat begann und das Land mit 6 Soldaten zu erobern anfing. Er hat mehr Glück als sein Vorgänger, Ruhe im Lande zu bewahren. Er hält sehr viel auf Soldaten, wahrscheinlich weil diese das einzigste Mittel, seine Macht aufrecht zu erhalten. Man spricht noch immer viel von Santa Cruz, der, wie General Flores und Rosafuerta in Ecuador, einer der besten Präsidenten ist, die Peru jemals gehabt hat. Peru bedarf nur einige Jahre des Friedens, um wieder das alte Goldland zu werden. Die vielen auf einander folgenden Revolutionen haben es sehr verarmt, obgleich es noch immer nicht arm zu nennen ist; doch ist der Unterschied zwischen dem sonstigen und jetzigen Peru so groß, daß sogar Leute, welche es vor 20 Jahren kannten, kaum glauben, daß es das nämliche Land sei. Der Reichthum und Luxus, welcher damals in den Häusern der Reichen herrschte, erstreckte sich bis auf die geringsten Hausgeräthe. So waren z. B. viele Gefäße von Silber und nicht selten von Gold, während jetzt der größte Theil durch Glas- oder Porzellanwaaren ersetzt wird. Was es auch an Reichthum verloren

haben mag, hat es jedoch in wissenschaftlicher und socialer Hinsicht gewonnen. Wirklich der Fortschritt in der letztern Beziehung ist erstaunungswürdig. Früher war Lesen und Schreiben nur auf die Geistlichkeit und einige andere bevorzugte Stände beschränkt, jetzt ist es schon allgemein. Aufklärung verbreitet ihr wohlthuendes Licht nach allen Seiten, und obgleich Peru weit entfernt ist, sich von den Nachwirkungen eines falschen, Jahrhunderte lang angewandten Regierungssystems so rasch und gänzlich frei zu machen, so wird doch die Freiheit der Presse, die Erlaubniß, Kinder in Europa erziehen und studiren zu lassen, — was in spanischer Zeit verboten war, — die regelmäßige rasche Verbindung mit Europa nicht verfehlen, gute Früchte zu tragen; und wie groß auch das Straucheln und Kämpfen gewesen sein mag, welches Peru so wie jedes andere Land zu durchleben hatte und noch zu durchleben haben wird, so wird doch die wahre Freiheit endlich ihr Banner auch sieghaft in Peru entfalten.

In Begleitung von Herrn William Lobb und Lieutenant Henry Trollope begab ich mich am 3. Juli nach Lima. Die Entfernung zwischen Callao und Lima ist 2 Leguas. Trotz der Kürze des Weges ist die Straße eine der gefährlichsten und unangenehmsten der peruanischen Küste. Fast keine Woche vergeht, in der nicht Räubereien und Angriffe auf die Reisenden verübt werden. Noch in derselben Woche, in welcher wir ankamen, war der Omnibus angefallen und gänzlich ausgeplündert worden. Es sind dieses sehr alltägliche Vorfälle, die meistens bei hellem Tage und in der Nähe von La Legua stattfinden. Dort ist ein Sumpf, der mit hohem Schilfe bewachsen ist, zwischen welchem sich die Straßenräuber verstecken, ihre Flinten auf die meist unbewaffneten Reisenden anlegen

und Halt gebieten. An Gegenwehr wird selten gedacht und das Gesindel erhält seine Beute gewöhnlich ohne Schwierigkeit. Der Weg selbst führt durch tiefen Sand und ist sehr staubig. Nicht selten fällt, das Ungemach zu vermehren, der Wagen um und besonders ist eine Stelle dafür berüchtigt, die deshalb von den Fremden Cap Horn genannt wird. Halben Weges steht ein Kloster und eine Kapelle, vor der gewöhnlich ein Bettelmönch steht. Daneben ist eine Schenke, in der man Erfrischungen zu sich nehmen kann und wo alle Pferde gleichsam instinktmäßig stillstehen. Für die Lastthiere ist die Strecke zwischen Callao und Lima außerordentlich beschwerlich. Doch dieses bedenken die Neger und Zambos nicht. Sie schlagen auf die Thiere mit einer kaltblütigen Grausamkeit, die für den Zuschauer wirklich herzzerreißend ist. Endlich gelangt man in eine schöne Weidenallee, die vom O'Higgins angelegt, von beiden Seiten mit lieblichen Gärten umschattet ist, und tritt dann durch das Thor in die Hauptstadt Perus. Lima, von dieser Seite betreten, macht keinen günstigen Eindruck. Die Häuser sind schlecht und ärmlich, die Straßen schmutzig, doch je mehr man sich dem Hauptplatze, dem Mittelpunkte des Handels und Lebens, nähert, desto eigenthümlicher und schöner wird der Anblick. Ich war schon durch Tschudi's berühmtes Werk über Peru mit Lima bekannt und Alles hatte daher für mich ein doppeltes Interesse. Von allen Reisewerken, die ich mit den Ländern, worüber sie handeln, zu vergleichen Gelegenheit hatte, ist mir außer Humboldt's Reise keines vorgekommen, welches unter solch bescheidener Aufschrift so getreu und richtig schildert. In Tschudi's Werk ist nirgend Uebertreibung, nirgend Entstellung der Wahrheit, Alles ist gediegen und schön.

Wir stiegen im französischen Hotel im Plaza mayor ab, wo wir mehrere Tage verblieben. Was mich selbst betrifft, so muß ich sagen, daß mir die Zeit in Lima sehr angenehm war. Jeder Gegenstand bot Stoff zu neuen Anschauungen dar, und dann ist das Gefühl, eine Stadt wie Lima zu betreten, nachdem man so lange unter halb Wilden gelebt und zwischen Himmel und Wasser geschwebt hat, so erfreulicher und erheiternder Art, daß man sich wie neu geboren fühlt. Wir drei gingen am Nachmittage zu Herrn Mac Lean, der uns freundlichst bewillkommnete und zum Essen einlud. Nachher besuchten wir die Kirchen und die Kathedrale, welche letztere genau in Augenschein genommen wurde. Das Aeußere dieses Gebäudes ist geschmacklos und bunt angestrichen, das Innere anständiger und der Hochaltar prächtig. Die Plaza mayor, auf dessen östlicher Seite die Kathedrale steht, ist eine Zierde Limas. In der Mitte erhebt sich ein bronzener Springbrunnen, welcher einen großen Theil der Stadt mit Wasser versorgt. An zwei Seiten des Platzes sind Portale, wo Kaufläden sind, die meistens von Franzosen gehalten werden. Zwischen den Säulen spinnen Knopfmacher und sitzen Blumenverkäuferinnen, Rosen, Nelken, Tuberosen, Heliotropen an die Vorübergehenden ausbietend. Die steinerne Brücke, welche über den Rimas führt, und das dortige Thor machen sich recht gut. Die Abbildungen davon in Wilke's Narrative sind sehr ähnlich. Acht Uhr Abends war Zapfenstreich, den ich als großer Musikliebhaber nicht verfehlte von Anfang bis zu Ende zu hören; die Chöre spielten mehrere Stücke mit Takt und Sicherheit. Ueberhaupt sind in Lima mehrere gute Musikchöre, sicherlich die besten, die ich gehört, seit ich Europa verlassen.

Den folgenden Tag hatten wir dazu bestimmt, einen Ritt in die Umgegend der Stadt zu machen; da es aber gerade Sonntag war, ein Tag, wo alle Schreiber und Ladendiener ausreiten, so konnten wir weder Pferde, noch Maulthiere bekommen. Herr Trollope und ich machten daher unsere Wanderungen per pedes und gelangten bald nach der Alemeda nueva, einer der besten Alleen der Stadt. In dem Mittelwege derselben sind in kleinen Entfernungen Springbrunnen angebracht, an den Seiten laufen Wassergräben, welche diese Promenade sehr kühl machen. Der Einladung zufolge begaben wir uns zu Herrn Mac Lean. Ich ergötzte mich recht über dessen werthvolle Sammlung botanischer Werke und Pflanzenabbildungen. Unter den letzteren befanden sich etwa 600 färbige Abbildungen, meistens von Orchideen, die im Innern Perus von Herrn Mathews, einem unermüdlichen Pflanzensammler, verfertigt wurden. Mathews hatte sich in jeder Hinsicht des besonderen Beistandes von Herrn Mac Lean zu erfreuen und ward dadurch in den Stand gesetzt, große Sammlungen zu machen. Er verheirathete sich im Innern mit einer Peruanerin, die jedoch ihrem Manne nicht getreu blieb, und noch dazu schändlicher Weise zu einem unnatürlichen Mittel griff, ihn aus der Welt zu schaffen; Mathews starb plötzlich und das allgemeine Gerücht ging, er sei vergiftet.

Am Montage besuchten wir die Nationalbibliothek und das Museum, welche beide in einem Gebäude sich befinden. Die erstere enthält nach Tschudi 26,344 Bände. Ich zog mehrere naturgeschichtliche Werke hervor und traf darunter manche ältere, in Europa nur selten gesehene. Viele waren von Würmern durchfressen, aus anderen Tafeln und Blätter

herausgerissen. Das Museum füllt zwei Säle, doch verdient es kaum den Namen einer solchen Anstalt und ist überhaupt noch ganz in der Kindheit. Die 43 Bildnisse der Vicekönige von Peru, welche in Lebensgröße gemalt und der Reihenfolge nach aufgehängt, mehrere Mumien der Inkas und eine Sammlung von Töpfen und Vasen aus den Gräbern derselben, sind wohl die werthvollsten Gegenstände, die es enthält. Tschudi gibt eine vollständige Aufzählung aller darin enthaltenen Sachen, und auf meine Frage an den Aufseher, wo einige derselben aufgestellt, erhielt ich die Antwort, daß sie sich jetzt in einem anderen Gebäude befänden. Dem Limaischen Museum ergeht es eigenthümlich, anstatt an Seltenheiten zuzunehmen wird es, wie die Nationalbibliothek, jährlich ärmer daran.

Mit den Herren Mac Lean und William Lobb besuchte ich die vorzüglichsten der Limaschen Gärten. Ein Nordeuropäer kann diese nicht ohne Interesse betrachten, da sie so gänzlich verschieden von den unsrigen sind. Die Floren von Europa, China, Neuholland, Südafrika und Peru sind auf das Bunteste mit einander gemischt. Hier erblickt man Clerodendron fragrans, Camelia japonica, daneben Crinum amabile, Viola odorata und Tristania albicans, während man vielleicht einige Schritte davon die schöne Araucaria excelsa neben Wein- und Jasminlauben ihr Haupt erheben sieht. Zu welcher Vollkommenheit gedeihet hier nicht das Heliotrop (Heliotropium peruvianum)! Als 6 Fuß hoher Strauch breitet es sich aus, nach allen Seiten seine hochduftenden Blumen neigend. Wie schön steht hier die Tuberose (Polyanthes tuberosa)! Wohl ist es erklärlich, wie die Peruaner sie zu ihrer Lieblingsblume wählen konnten und „Margarita olorosa“, wie sie selbige nennen, auf den Köpfen

der Damen, in Kirchen und auf den Gemälden der Heiligen eine so große Rolle spielt. Orangen, Chirimoyas und Aprikosen kommen sehr gut fort, doch die Apfelbäume haben ein schlechtes Aussehen. — Der Mangel an eigentlichem Regen ist kein geringes Hinderniß, man sucht dasselbe dadurch zu umgehen, daß man die Beete tiefer als die Wege anlegt und die ersteren unter Wasser setzt. — Geschmack für Gärtnerei ist nicht zu verläugnen. Ein Spanier baute in seinem Garten ein Orchideenhaus, das erste derartige Gebäude, welches ich in Südamerika gesehen, da seine Orchideen von Panama und den heißen Thälern von Ecuador im Freien nicht gedeihen wollten; selbst botanische Namen sind Manchen nicht fremd; doch ihren Gärten fehlt Eines — die Reinlichkeit; neben den zarten Kindern Japans und Chinas sprossen große Brennnesseln und Wolfsmilchkräuter in gleicher Ueppigkeit. — Unter den Handelsgärten gefiel mir der eines Franzosen; derselbe war erst kürzlich angelegt und fast ganz mit Rosen und anderen wohlriechenden Blumen bepflanzt, wofür Lima ein guter Markt ist.

Lima liegt am Ufer des Flusses Rimax, ist regelmäßig gebaut, hat gerade Straßen, 3380 Häuser und 54,000 Einwohner. Die Bevölkerung besteht, wie in allen Colonien, welche Spanien in Amerika besaß, aus 3 Hauptstämmen, Weißen, Indianern und Negern. Diese sind auf das Sonderbarste mit einander gemischt und bilden dadurch von Schwarz bis zu Reinweiß alle Farbenabstufungen. Die weißen Creolen, meistens Abkömmlinge von Spaniern, machen beinahe den dritten Theil der Bevölkerung aus. Sie sind schlank, ziemlich groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzen Haaren. Spielsucht, Trägheit,

unzureichende Bildung sind ihre Mängel; Gastfreiheit, Zutraulichkeit gegen Fremde, Wohlthätigkeit, ein freies offenes Betragen ihre guten Eigenschaften. Putzsucht ist beiden Geschlechtern im hohen Grade eigen. Die Männer tragen sich ganz nach Pariser Schnitt, im Winter große spanische Mäntel, welche sie über die Schultern schlagen. Die Frauen haben Saga und Manto, eine ganz eigenthümliche nur in Lima gebräuchliche Tracht. Diese Vermummung fällt jedem Fremden sogleich auf und ist mit dem Begriffe von Lima eng verbunden. — Die Neger, Zambos und deren Abkömmlinge gehören zu derselben lasterhaften Menschenclasse, wie in den übrigen Theilen der Welt, und sind eine ebenso große Landplage wie anderswo. — Fremde leben in Lima in ansehnlicher Zahl. Die meisten sind Italiener, Franzosen, Nordamerikaner und Engländer. — Deutsche finden sich nur in geringer Anzahl, stehen jedoch bei den Bewohnern Limas in der größten Achtung wegen ihrer Biederkeit, Ausdauer und Aufrichtigkeit.

Die peruanischen Zeitungen waren voll von einem Morde, welcher an der Person des französischen Grafen d'Ozery, der das Innere von Peru untersuchte, begangen war. Er hatte sich im Dorfe Bellavista, in der Provinz Jaen, in der Begleitung von vier Eingebornen als Führern eingeschifft. Als sie zu dem am Maranon gelegenen Platze Puerto de Yusamaro gekommen waren, erstach ihn einer derselben mit dem Dolche. Das unglückliche Opfer fiel nieder, da er aber noch nicht ganz todt war, so versetzte ihm ein anderer von diesen verrätherischen Führern den Todesstoß. Die vier theilten dann sein Eigenthum und seine Werthsachen unter sich und kehrten zu ihrem Dorfe zurück, wo sie vorgaben, der Graf sei von den

Gebaros, einem wilden Indianerstamme, erschlagen. Es fiel jedoch gleich Verdacht auf sie, eine Untersuchung wurde eingeleitet und sie brachte den schauderhaften Mord ans Licht. Zwei von den Mördern wurden zum Tode verurtheilt, die beiden andern, die keinen thätigen Antheil genommen hatten, mit Gefängnißstrafe belegt. In Betracht, daß ein Fremder das Opfer gewesen, daß ein großer Theil des Landes, der noch im Besitze von wilden Indianern ist, über welche der Freistaat keine Aufsicht führen kann, hatte ausgekundschaftet werden müssen, um Gewißheit über das Schicksal des Ermordeten zu verschaffen, und da endlich die verwickelte Sachlage eine Nachforschung sehr schwierig machte, so verdient die peruanische Herrschaft großes Lob für die Mühe, die Mörder zur Rechenschaft gezogen zu haben.

Während unseres Aufenthaltes erhielt die Gesellschaft am Bord des Herald Urlaub und sie belustigte sich so gut sie konnte, spielte Ball, ritt, ging nach Lima und besah, was irgend zu sehen war. Es gab in dieser Jahreszeit keine Stiergefechte, aber das Theater war offen und Hernani, von Victor Hugo, ein „höchst interessantes Drama“, wie ein englischer Ausrufer zu sagen beliebte, wurde mehrere Male wiederholt. Das Schauspielhaus hat ungefähr die Größe des Adelphitheaters in London, ist aber sehr schmutzig und so voll Flöhe, daß man mehr als gewöhnliche Theilnahme am Spiele haben muß, um sich nicht durch die unausgesetzte Bewegung der Hände, die erfordert wird, abschrecken zu lassen. Es ist ebenso ergötzlich, das Spiel der Zuschauer als das der Schauspieler zu beobachten. In den letzteren Jahren sind jedoch Verbesserungen gemacht und eine italienische Operngesellschaft ist angenommen, um der Saison von Lima einige Abwechselung zu geben

und die Meisterstücke ihres Landes aufzuführen. Was auch immer wir Nordländer über die lyrischen Dramen der Italiener sagen mögen, die Völker des Südens ergötzen sich an ihnen mehr, als an classischen Compositionen. Leichte Musik und leichten Fluß der Rede bewundern sie am meisten; daß Denken und Vergnügen mit einander verbunden werden können, daß diese Verbindung dem Nordländer gerade am meisten zusage, ist eine Thatsache, die nur wenige von ihnen begreifen können.

Am 23. Juli verließ der Herald den Hafen von Callao und erreichte Payta in 5 Tagen. Er durchmaß in dieser Zeit eine Entfernung, auf der er beim Hinauffahren 3 Wochen zugebracht hatte. — Payta war in großer Bewegung und Festlichkeit. Es war der 28. Juli der Jahrestag der peruanischen Unabhängigkeit; 27 Jahre waren verflossen, seit der General San Martin Besitz von Lima genommen und erklärt hatte, Peru und Spanien könnten nicht länger in einer Hand vereinigt bleiben. Die Unabhängigkeit wurde jedoch erst im December 1824 durch die Schlacht von Ayacucho gesichert, wo General Sucre die Spanier aufs Haupt schlug. Der Kampf war glorreich zu Ende geführt, obschon General Robil das Castell von Callao bis zum Jahre 1826 behauptete. Der Fall von Callao entriß den Spaniern den letzten Fuß breit Erde, den sie im Continente von Amerika besaßen. Ihre Politik, durch Ausschluß aller Fremden und unerträgliche Unterdrückung der Landeskinder ihren selbstsüchtigen und anmaßenden Beamten den alleinigen Besitz und allen Gewinn jener herrlichen Länder zu sichern, hatte ihr Ende erreicht und sie selbst waren durch eben dieselben Mittel gestürzt, geschwächt und zu Grunde gerichtet, die sie zu ihrer Vergrößerung an=

gewendet hatten. Obgleich die Länder, die so lange dieser ungerechten Herrschaft unterworfen waren, ihre Erfahrungen theuer erkauft und harte Kämpfe für die Erringung der Freiheit haben führen müssen, so gewähren sie doch gegenwärtig eine gute Aussicht in glücklichere Zukunft und sind als das Morgenroth der Halbinsel zu betrachten.

Payta verdankt der Invasion Pizarro's seinen Ursprung und wurde bereits 1531 erbauet. Es erblühte rasch zu erheblichem Wohlstande, in Folge dessen es, so wie durch seine offene Lage, vorzugsweise räuberischen Anfällen ausgesetzt war. Die erste Zerstörung geschah am 26. Mai 1557 durch Sir Thomas Cavendish, der es als einen „netten, wohl gebauten Platz“ antraf und es, ach! als einen Haufen rauchender Trümmer verließ. Der nächste Angriff widerfuhr am 2. November 1604 unter Capitain Swan vom Cygnet, einem Schiffe von 16 Kanonen und 140 Mann, und durch Bachelor's Delight, ein stattliches Fahrzeug von 36 Kanonen. Bei dieser Landung wurde die Stadt abermals verbrannt, nachdem die Korsaren 3000 Pfd. Mehl, 300 Pfd. Zucker, 25 Krüge Wein und 1000 Krüge Wasser für die Unbehelligung der Stadt gefordert und die Bewohner dies verweigert hatten. Ein fernerer Angriff wurde von George Shelvocke, Capitain des Speedwell, eines Schiffs von 20 Kanonen und 130 oder 140 Mann, unternommen. Das Schiff legte am 21. März 1720 an der Peña Horadado an, einem hervorspringenden Felsen ungefähr 4 Meilen vom Hafen, wo Shelvocke mit 60 oder 70 Leuten in Booten ans Land ging. Er fand die Stadt verlassen, und da die Spanier ein Lösegeld von 1000 Dollar verweigerten, so wurde dieselbe auf den Grund niedergebrannt. Während der größere Theil der Rotte mit Ein-

schiffung aller brauchbaren Gegenstände beschäftigt war, kam ein spanisches Schiff von 50 Kanonen in die Bucht; allein Capitain Shelvocke wagte den Kampf mit demselben, obgleich er nur 50 Leute an Bord hatte, und bot ihm die Spitze. Das nächste Mißgeschick wurde der unglücklichen Stadt durch würdigere Gegner bereitet; Commodore George Anson von Ihr. Brit. Maj. Schiff Centurion griff Payta am 12. November 1741 an. Er soll drei Tage lang mit Einschiffung der Beute zu thun gehabt haben, die aus Bootladungen voll Schweine, Geflügel und ändern Victualien bestand, das Gold und die Juwelen ungerechnet. Die Einäscherung der Stadt scheint eine muthwillige und unnöthige gewesen zu sein, allein dies war ein Gebrauch, der erst jetzt zu schwinden beginnt.

Gegenwärtig ist Payta der besuchteste Seeplatz im nördlichen Peru. Sein Klima ist gesund, der Hafen sicher, die Einwohnerschaft gastfrei. Als Stadt besitzt es keine Schönheiten und auch die Lage entbehrt des Reizes. Es liegt am Fuße einer Felsenwand, vor eintönigen Bergen. Häuser sind etwa 800 vorhanden, die aus Bambus und Lehm gebauet und mit sehr wenigen Ausnahmen nur ein Geschoß hoch sind. Die Straßen sind eng, unregelmäßig und nicht gepflastert; die vorzüglichsten derselben laufen von Osten nach Westen. Beide Kirchen, welche es hat, gehören dem römischen Cultus an. Der einzige öffentliche Platz ist der Markt. Erdbeben sind häufig, Holz ist spärlich vorhanden, Arbeitslohn theuer; alle öffentlichen Gebäude sind klein und verdienen keine Erwähnung. Die Zahl der Einwohner wird auf 3000 geschätzt, die meistentheils von den Indianern abstammen. Weiße, Neger und andere Dunkelfarbige sind bei der Vermischung wenig fruchtbar. Seit der peruanischen Unabhängigkeit sind

einige englische Kaufleute eingezogen, die ihr Hauptaugenmerk auf den Handel mit Chinarinde richten.

Die anliegende Gegend ist Wüste, weshalb nur wenige Artikel in Payta zu erhalten sind. Salz, ein Erzeugniß von Colan, ist ein Hauptausfuhrgegenstand. Weil es von vorzüglicher Güte und billig ist, so geht es viel nach dem südlichen Peru und wird auch in großen Massen nach Ecuador eingeschmuggelt, wo Salz ein Monopol der Regierung bildet. Holz und Wasser, dieser nothwendigste Bedarf der Schifffahrt, sind nur spärlich vorhanden; letzteres wird auf Donkeys vom Chira, einem 12—14 Meilen entfernten Flusse, herbeigeschafft. Man beabsichtigte, an verschiedenen Punkten der peruanischen Küste artesische Brunnen zu bohren; die Ausführung dieses Vorhabens würde eine große Wohlthat sein. Ziegen, Geflügel, Kartoffeln, Camoten, Yucca, Yamswurzeln und Mais werden aus dem Innern gebracht und sind stets zu wohlfeilem Preise zu haben. Seefisch von vorzüglichem Geschmack wird in großer Mannigfaltigkeit gefangen; dies scheint der einzige eßbare Gegenstand zu sein, den die Natur diesem Orte mit freigebiger Hand gespendet hat.

Der Herald mußte von Payta nach Guayaquil, um den Fluß zu vermessen. Dieser Auftrag konnte das Schiff einige Monate beschäftigen; eine günstige Gelegenheit, um eine Lieblingsidee auszuführen, die ich hegte, nämlich einen Theil des Innern von Südamerika kennen zu lernen. Ich faßte den Plan, von Payta auszugehen, die Städte Piura, Loja, Cuenca, Riobamba und Quito zu besuchen und den Herald in Guayaquil wieder aufzusuchen. Die Ansichten des Capitains Kellett entsprachen meinem Vorhaben und er erlaubte, daß mein Freund Bedford Pim mich begleitete. Bei den Vorbereitungen

zu unserer Reise wurden wir von dem britischen Viceconsul, Herrn Higginson, unterstützt, der uns freundlichst mit den nöthigen Pässen, Maulthieren und Führern versorgte.

Am 29. Juli reisten wir ab. Es wurde spät Nachmittags, ehe wir den Gipfel des Bergkessels erreichten, der die Stadt umgibt. Wir hielten einen Augenblick, um einen letzten Blick auf den Ort zu werfen. Payta war so fröhlich wie am vorigen Tage: Musik, Tanz und Festgewühl währten fort, Flaggen weheten und Boote durchschnitten den Hafen. Welch ein Gegensatz aber, als wir uns unserer Reiserichtung zuwendeten. Eine Sandgegend, wasserlose Strecken, eine schauerliche Wildniß bot sich den Blicken dar. Wir standen an der Schwelle der Wüste, die sich über 25 Breitengrade, mehr als 1500 englische Meilen hinzieht.

Unsere Maulthiere schienen zu wissen, daß wir gen Piura, ihre Heimath, zogen, denn trotz des tiefen Sandes schritten sie rüstig und ohne Unterbrechung bis 11 Uhr Abends, wo wir Licht sahen und gleich darauf an eine Herberge kamen. Das Gebäude war von etlichen hundert Maulthieren und Donkeys umringt. Die Thiere fütterten, die Treiber schliefen entweder, in ihren Poncho eingewickelt, oder sie saßen plaudernd und rauchend in Gruppen beisammen. Der Wirth, der aus dem Schlafe gerissen schien, führte uns in ein reinliches Gemach, unstreitig das freundlichste, welches wir in Peru angetroffen. Unser Abendessen, aus Eierkuchen, Tasajo und Kaffee bestehend, war schnell bereit. Während wir speiseten, unterhielt uns der Wirth. Er erzählte, daß hier das Halbwegshaus sei, die einzige Wohnung zwischen Payta und Piura, und daß wir einen Ritt von sechs bis sieben Stunden vor uns hätten, bevor wir die Stadt erreichten. Dann sprach

er von seinen eigenen Angelegenheiten und setzte uns die großen Schwierigkeiten aus einander, welche die Herbeischaffung von Speisen und Wasser erfordere, und die großen Kosten, die der Transport verursache.

Wir mußten den Aufgang des Mondes erwarten, um weiter zu reisen; da wir von den Vorbereitungen der Reise und dem langen Ritte ermüdet waren, so säumten wir nach dem Essen nicht, sondern legten uns unausgekleidet nieder und schliefen, bis ein Führer uns weckte. Wir bestiegen die Maulthiere und nach wenigen Minuten ließen wir die Herberge hinter uns. Die meisten Maulthiertreiber waren vor uns aufgebrochen, doch wir holten sie bald ein, und da unser Weg derselbe war, so wurden wir schnell gute Freunde. Ihr Gesang, die kleinen Späße, die sie erzählten, und die zahlreichen Fragen, welche wir zu beantworten hatten, kürzten die Nacht und machten die Fahrt minder ermüdend. Doch war der Ritt nichts weniger als angenehm; die Kälte machte sich scharf fühlbar und in der Morgendämmerung klapperten uns die Zähne. Glücklicherweise ist die Dämmerung in den tropischen Gegenden von kurzer Dauer. Die Sonne stieg rasch empor und verbreitete eine angenehmere Temperatur. Aber was für eine Landschaft beleuchtete sie! So weit das Auge reichte, nichts als graulicher Sand und wenige Algarobabäume. Gerippe von Thieren lagen umher, die dem Durst und Hunger zum Opfer gefallen waren. Der Weg war von Entfernung zu Entfernung durch hohe Pfähle bezeichnet und schlang sich zwischen beweglichen Sandhügeln hin, den fürchterlichen Medanos, diesen Gräbern so vieler Reisender.

Wir sowohl als die Maulthiere begannen zu ermatten. Die armen Thiere schienen daneben sehr vom Durste zu leiden;

ab und an nahmen sie ein Maul voll Sand, wahrscheinlich um durch Ansammlung des Speichels den Durst zu beschwichtigen. Wir waren daher froh, als wir gegen acht Uhr die Thürme von Piura erblickten und anderthalb Stunden später in die Stadt einzogen. Unsere Kleider waren dick mit Staub bezogen; während wir dieselben reinigten, brachten die Führer dem Schutzheiligen der Straße, dessen Bildniß wir unter einer Baumgruppe bemerkten, ihre Verehrung dar. Wir sendeten einen derselben mit einem Empfehlungsbriefe zu Don Narciso Espinosa und begaben uns in den Rancho der Führer. Der Bote kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß der Herr im Schlafe gelegen, seine Frau aber den Brief mit dem Versprechen angenommen habe, ihn augenblicklich abzugeben. Eine Stunde darauf erschien Don Narciso. Er entschuldigte sich wegen seines späten Kommens und sagte uns, daß er uns zwar wegen Mangels an Raum nicht in seinem Hause empfangen könne, aber in der Behausung eines Freundes für Wohnung gesorgt habe. Der Besitzer des Hauses, wohin er uns führte, empfing uns freundschaftlich; er war aus Lima und nach Piura gekommen, um von der Gicht geheilt zu werden, wogegen das Klima und die Sandhügel der Umgegend ein ausgezeichnetes Mittel sind. Die Patienten werden neun Tage in den heißen Sand gescharrt und mit Ausnahme des Kopfes ganz von demselben bedeckt; später müssen sie ebenso lange zu Bett liegen und beständig Sassaparillethee trinken.

Unsere Absicht war, Piura so bald als möglich zu verlassen, um weiter ins Innere zu kommnen. Wir schlossen deshalb einen Vertrag über Maulthiere und Donkeys, die uns bis Sarsaranga, das erste Dorf in Ecuador, bringen sollten,

und händigten unsere Pässe dem Unterpräfekten der Provinz, Don Manuele Cañote, ein. Dieser Beamte behandelte uns sehr grob und bedeutete uns in heftigen Ausdrücken, daß unsere Papiere nur für Peru lauteten; wenn wir nach Ecuador müßten, so bedürften wir eines anderen Passes, dessen Kosten drei Dollars betrügen. Wie unglaublich es war, drei Dollars für ein Blatt Papier zu bezahlen, das weder unser Vorhaben förderte noch unserer Person Sicherheit gewährte, so mußten wir doch zu diesem Mittel greifen.

Unsere Vorkehrungen waren beendet und wir dachten am Morgen des 2. August bei Zeiten aufzubrechen. Zur bestimmten Stunde war unser Gepäck in Ordnung, die Sporen angeschnallt und Alles fertig; allein wir mußten bis Nachmittag warten, wo der älteste der Führer erschien und mit langem Gesichte meldete, daß die Maulthiere in seinem Hofe gewesen und während der Nacht entwichen wären, ohne daß man sie bis zu dem Augenblicke wieder gefunden hätte. Es blieb uns keine Wahl, als zu warten, da wir nach Landessitte den ganzen Betrag beim Miethen der Thiere bezahlt hatten. Das ist eine der schlimmsten Unannehmlichkeiten für Reisende in Südamerika, daß sie diesen Leuten ganz in die Hand gegeben sind. Verträge nützen nichts; Höflichkeit ist schlecht bei ihnen angebracht, und das Vorauszahlen beraubt den Reisenden des einzigen Anhalts, wodurch er sie sonst zu zwingen vermöchte. Thiere zu kaufen ist eben so gewagt; wenn dieselben den Führern nicht gehören, so achten sie nicht darauf, das Futter wird, wo die Gelegenheit sich bietet, vorenthalten und verkauft, und nicht selten kommt es vor, daß während der Nacht die Thiere davonlaufen.

Anfänglich vermochten wir uns das plötzliche Zögern

unserer Führer nicht zu erklären, doch klärte sich die Sache bald auf. Vor kurzer Zeit war die Umgegend von Piura durch eine Räuberbande beunruhigt und an demselben Tage, da wir abreisen wollten, waren zwei Leute ermordet worden. Vielerlei Gerüchte verbreiteten sich. Es wurde erzählt, daß ein Weib von ungewöhnlichem Muthe das Oberhaupt der Bande wäre; dies und andere eben so seltsame Dinge liefen von Mund zu Mund. Abtheilungen von Soldaten waren zur Verfolgung der Friedensstörer ausgeschickt, aber bis jetzt ohne Erfolg: mit einem Worte, Piura befand sich in großer Aufregung und so lange dieselbe währte, war es klar, daß unsere Maulthiere nicht aufgefunden würden.

Diese unfreiwillige Verzögerung gab uns Zeit, die Bekanntschaft mehrerer Personen zu machen, aus deren Mittheilungen und eigenen Wahrnehmungen wir eine leidliche Kenntniß von Piura und Umgegend gewannen.

Piura — oder San Miguel de Piura, wie sein Name in ganzer Ausdehnung sich schreibt — war die erste Niederlassung der Spanier nach ihrem Einzuge in diese Gegend, und der erste Platz, wo eine christliche Kirche erbauet wurde. Die Lage dieser ersten Colonie war indessen nicht auf dem Platze, den die Stadt gegenwärtig einnimmt, sondern einige Meilen davon; des Klimas willen war man später umgesiedelt. Piura ist die Hauptstadt einer Provinz desselben Namens, sie liegt auf dem linken Ufer des Flusses Piura und ist die umfangreichste Stadt des nördlichen Peru. Die besten Häuser liegen in der Mitte der Stadt; sie sind meistens ein Geschoß hoch, aus Luftsteinen gebauet und weiß getüncht. Die innere Einrichtung ist gleich der in Lima geschilderten, mit Veranden und Pateos. Die äußeren Theile der Stadt sind

bloße Hütten (Ranchos), welche von den ärmeren Classen und Indianern bewohnt werden. Die Straßen sind schmal, unregelmäßig und ohne Pflaster. Im Mittelpunkte der Stadt befindet sich die Plaza mit der Statue der Freiheit; zwei Kirchen, Matriz und Belen, das Stadthaus, die Regierungsgebäude und einige Privathäuser nehmen die Seiten desselben ein. Außer jenen beiden Kirchen hat die Stadt noch fünf. Neben der einen liegt das Collegium, welches 1846 errichtet wurde und zur Zeit unseres Besuches gegen 120 Zöglinge enthielt. Die Lehrgegenstände desselben sind Latein, Spanisch und Naturwissenschaft. Auch einige Vorbereitungsschulen sind vorhanden und in einer derselben herrscht der Gebrauch, daß Eier statt des Schulgeldes gezahlt werden.

Die Zahl der Einwohner wurde auf 10,000 angegeben. Etwa der zehnte Theil davon sind Weiße, kaum ein Zehntel Neger und der Rest Indianer. Die Landessprache ist Spanisch, doch wird auch Quichua verstanden. An Bildung standen die Piuraner nicht so weit zurück, als man von Leuten, die in der Wüste leben, vermuthen könnte. Alle Woche erscheint eine Zeitung, „El Vijia“, die nicht allein politische Neuigkeiten aus Peru und Südamerika bringt, sondern auch aus den übrigen Theilen der Welt. Im Zeichnen und Malen beweisen Manche eine große Geschicklichkeit; so lernten wir einen jungen Mann kennen, Luis Montero, der Piura nie verlassen, keinen andern Unterricht erhalten hatte als in den dortigen Volksschulen, und doch meisterhaft malte. Musik wird viel getrieben; wenn man Abends durch die Straßen geht, so hört man den Klang zahlreicher Pianos. Die Unterhaltung der Communication zwischen der Küste und dem Inneren ist eine Hauptbeschäftigung der Einwohner. Die

Zucht von Ziegen und der Bau von Baumwolle an den Flußufern ist eine andere Erwerbsquelle. Landwirthschaft in größerer Ausdehnung findet nicht statt, da die Beschaffenheit des Klimas, der sandige Boden und der Mangel an Wasser derselben nicht günstig sind.

Der Fluß, woran die Stadt liegt, hat nur so lange ausreichendes Wasser, als der Regen in den Anden anhält. Sobald dieser aufhört, nimmt er ab und trocknet nicht selten ganz aus. In Piura selbst regnet es zuweilen in sieben oder acht Jahren nicht; ein dicker Nebel oder ab und an ein Staubregen sind der einzige Ersatz dafür. Daß es in der Wüste von Peru überall nicht regne, ist eine jener leichtfertigen Mittheilungen, denen wir in den Erzählungen älterer Reisenden oft begegnen. Im Gegentheil, im Monat Februar gießen die Wolken zuweilen ungeheuere Wassermassen herunter. 1834 waren die Regenschauer so heftig und folgten so reichlich auf einander, daß in den Straßen von Piura Dämme aufgeworfen werden mußten, um das Wasser aus den Häusern zu halten. Einige dieser Dämme waren noch vorhanden. Die Wirkung, welche ein solcher Regen auf die Wüste ausübt, wird als wunderbar geschildert: allerlei Vegetation tritt hervor, die verschiedensten Wassermelonen, Mais und zahlreiche Gräser schießen empor und die Nahrungsgegenstände werden so häufig, daß die Indianer des Gebirges einige Zeit hindurch ihre Zufuhren einstellen müssen.

Die Umgebung von Piura ist flache Gegend, die nur hier und dort von beweglichen Sandhügeln (medanos) Abwechselung erhält. Gleich dem größten Theile oder vielleicht der ganzen Küste von Peru scheint sie in früherer Periode von der Meeresfläche bedeckt gewesen zu sein und ihre gegen-

wärtige höhere Lage erst jüngeren Zeiten zu verdanken. Zahlreiche Muscheln, die sich im Sande finden und den Gattungen angehören, welche in dem benachbarten Meere angetroffen werden, so wie das Vorherrschen salziger Bestandtheile und das häufige Vorkommen von Uferpflanzen, wie Prosopis horrida, Varronia rotundifolia, Capparis scabrida und C. avicenniaefolia, sprechen für diese Annahme.

Von der natürlichen Beschaffenheit der Gegend läßt sich eine wohl vertretene Flora und Fauna *) nicht erwarten. Es gibt nur fünf Pflanzenarten, welche Holz bilden. Die mächtigste und gemeinste ist die Algaroba (Prosopis horrida, Willd.), ein Baum, dessen Bohnen den Maulthieren, Donkeys und Ziegen zur Nahrung dienen. Der Overal (Varronia rotundifolia, DC.) ist ein starker buschiger Strauch, der zahlreiche Beeren liefert, womit Vieh und Geflügel gemästet wird. Die natürlichen Verhältnisse, unter denen diese Pflanze gedeiht, sind wie bei denen in Ascension; die Früchte derselben sind von dem größten Nutzen. Ich habe deren Einführung in England empfohlen. Die Zapote de perro (Capparis scabrida, H. B. et K.) und Capparis crotonoides (H. B. et K.) sind sehr gemeine holzige Pflanzen, von denen man keine Anwendung kennt und die eben nicht von Thieren berührt werden. Die Yierba blanca (Teleianthera Peruviana, Moq.), ein weißliches Kraut, welches im Sande kriecht, wird in Ermangelung besseren Futters dem Viehe gereicht. Wenn Cactus, Aloe und andere saftige Pflanzenarten auf trockenen Plätzen getroffen werden, so erscheint dies natürlich und wir kennen

*) Vergl. einen ausgezeichneten Bericht über die Thiere in Tschudi's „Untersuchungen über die Fauna Peruana.“

die Ursachen davon; allein wenn Pflanzen von holziger Bildung, wie Algaroben, Zapote de perro und Visacha in einer Gegend vorkommen, welche zuweilen Jahre lang des Regens ermangelt, so darf dies wohl überraschen.

An den Flußufern ist die Vegetation glänzender. Die Algarobabäume erreichen eine Höhe von 30 bis 40 Fuß, sie wachsen mit der peruanischen Weide (Salix falcata, H. B.?) zusammen und bilden Dickichte, in denen sich Papageien, Carpinteros, Putitas (Myoarchus coronatus, Cab.) und andere Vögel aufhalten. Fast jedes Fleckchen ist bebaut, sei es mit der buschigen Baumwollpflanze, oder mit Mais, Wassermelonen, Platanen, Bataten, Cassavewurzeln und Rauschpfeffer. Alle Produkte dieser Landstriche, so wie diejenigen, welche aus den Gebirgen zugeführt werden, sind täglich bei Sonnenaufgang zum Verkauf ausgestellt, an Alltagen auf der Plaza, Sonntags auf der Plazuella de la Restauracion.

In der Nähe von Piura finden sich viele Gräber der alten Peruaner, die häufig aus Gewinnsucht durchforscht werden, besonders am Charfreitag, den der Volksglaube für einen Glückstag hält. Die gefundenen Gegenstände sind vertrocknete Leichname und irdene Gefäße; Gold wird selten darin angetroffen. Diese Thongefäße sind zierlich gearbeitet und haben gemeinlich eine Pfeife, welche einen Ton von sich gibt, wenn man hineinbläst oder Wasser in den Topf gießt. Wir trieben eins auf, welches den Schrei eines brasilianischen Geiers täuschend nachahmte; ein anderes ward uns gezeigt, woran eine Anzahl Indianer, die einen Leichnam bestatten, abgebildet war; wenn dieses mit Flüssigkeit gefüllt und geschüttelt wurde, so verursachte es einen Ton wie das Geschrei einer Menschen-

menge. Dergleichen Thongefäße sind häufig nach Europa gesendet, allein es ist damit gegangen wie mit den alten römischen Münzen, die Nachfrage war so groß, daß Nachahmungen für ächte verkauft wurden.

Am 4. August kehrten die Soldaten zurück und brachten einige Räuber mit. Es war scherzhaft, wie unsere Führer und die Maulthiere gleich hinterher ebenfalls erschienen. Da wir Alles in Bereitschaft hatten, so konnten wir aufbrechen. Unsere kleine Caravane nahm sich ganz stattlich aus. Acht Donkeys mit Wasserbehältern, Provisionen und Futter eröffneten den Zug, zwei Maulthiere mit dem nothwendigen Reisebedarf folgten, wir selbst und die Führer bildeten den Nachzug. Die Straße lief meistens längs den Ufern des Piura hin und war in den ersten Stunden sehr eintönig. Allmälig wurde der Boden hügelig, die Algarobabäume erreichten eine beträchtlichere Höhe, ab und an zeigte sich eine scharlachfarbene Schmarozerpflanze (Loranthus) an ihren Zweigen, und hier und da wuchsen einige hohe Cactus, die wir als Freunde in der Noth begrüßten, nicht weil ihre unbedeutende Höhe die Gegend belebte, sondern weil die fleischigen Stengel derselben den Thieren so Nahrung als Wasser boten.

Gegen Abend erreichten wir La Peñete, eine Anzahl von Hütten, die vorzugsweise von Ziegenhirten bewohnt werden. Die Führer brachten uns nach einem Hause ihrer Bekanntschaft, zu einem Manne aus Lima, der große Freude empfand, Etwas aus seiner Heimath zu hören. Nach dem Essen tischte er uns Räubergeschichten auf und flößte unseren Leuten solche Furcht ein, daß sie uns kaum von der Seite zu bringen waren. Weil wir am nächsten Tage die Gegend passiren

mußten, wo diese Vorfälle sich ereignet hatten, so ließen wir die Mittheilungen nicht ganz außer Acht; wir luden unsere Feuerwaffen und trafen etliche andere Vorkehrungen, um einen Angriff zurückzuweisen. In La Peñete stieß uns nichts Bemerkenswerthes auf. Wir brachen am nächsten Morgen bei guter Zeit auf und bevor die Sonne Kraft gewann, hatten wir ein ansehnliches Stück Weges zurückgelegt. Die Straße oder der Pfad, wie es eigentlich heißen müßte, stieg sanft hinan; der Boden ging aus losem Sande in harten Lehm über und einige Flußbette, obwohl sie ausgetrocknet waren, zeigten wenigstens an, daß wir in eine Gegend gekommen, welche dem Regen und der Feuchtigkeit mehr unterworfen war, als die zurückgelegte.

Wir ritten den ganzen Tag, ohne Wasser anzutreffen, und erstickten fast vor Hitze und Staub. Gegen Abend endlich erreichten wir die Ufer des Siupira. Als wir denselben durchschritten, trafen wir auf eine Frau, die uns einlud, die Nacht in ihrem Hause Quartier zu nehmen. Sie war Wittwe und Besitzerin von El Parco, einer kleinen Meierei. Das Haus, wohin sie uns führte, stand an einer Erhöhung und glich den übrigen dieses Landstrichs — der größere Theil war nur ein Schuppen mit einem platten Dache, welches leicht mit Maisstroh bedeckt war. Die Wände waren aus Stäben gemacht, die dicht an einander lagen; allein da sie sämmtlich krumm waren — in der Gegend wächst kein schlankes Holz — so hatte das Ganze ein unregelmäßiges, unfertiges Ansehen. Der hintere Theil des Hauses bildete ein großes Gemach und war fester gebauet, denn er hatte ein Ziegeldach, eine Pforte und Fensterläden; er war mit Lagerstätten, einem Tische und etlichen Stühlen versehen. Die Küche lag

in einem Seitenbau, der so roh wie das übrige Gebäude war; die Feuerstelle befand sich an der Erde und einige Töpfe und Kürbisschalen machten das gesammte Küchengeschirr aus, welches sich vorfand.

Während mein Gefährte die Schlafstelle — denn Bett konnte man es nicht nennen — zurecht machte, bereitete ich das Abendessen. Die Wirthin und ihre Tochter, ein schmuckes Mädchen von etwa 16 Jahren, leisteten mir hülfreiche Hand. Als die Speise fertig, lud ich sie ein Theil zu nehmen, allein sie konnten nicht dazu bewogen werden. Die Südamerikaner halten es nämlich für eine Unart, mit Gästen zu essen, die eben von der Reise kommen, weil sie annehmen, daß sie denselben Zwang anlegen und am herzhaften Zulangen hindern würden. Nachdem wir uns am andern Morgen durch ein Bad erfrischt und Frühstück eingenommen hatten, brachen wir wieder auf. Die Gegend hatte jetzt mehr Waldung und Gruppen von Cactus, sowohl Melocacti als Cerei, standen am Wege. Die letztere Art bildet Bäume von 30 bis 40 Fuß Höhe und ihr Holz ist hart wie Ebenholz. Ziegen und Schafe wurden zahlreicher, auch zeigten sich zuweilen Rinder. Mittags rasteten wir wohl eine Stunde im Schatten eines Baumes, und um Sonnenuntergang erreichten wir den Fluß Quiros. Die Ufer desselben waren mit Weiden besetzt und sein Bett mochte gegen 100 Yards Breite haben. Dicht daran lag eine Hütte, die elendeste und schmutzigste, welche uns vorgekommen. Moskitos und Sandfliegen waren so überhäuft vorhanden, daß wir uns ganz in Rauch hüllen mußten, um ihre Angriffe etwas abzuhalten. Die Insassen waren schrecklich arm und vermochten weder Futter für die Thiere, noch Speise für uns zu geben. Einige Algarobabohnen mußten jene zu-

frieden stellen; wir selbst suchten die Ueberreste unserer Vorräthe zusammen, woraus wir eine Art Backwerk machten, welches aus Reis, etwas Kartoffeln, Käse, einer Brodrinde und einer Schnitte Tasajo bestand. Wie schlecht dieses Gemengsel auch war, so wurde es erst recht verdorben, da es verbrannte.

Die Leute, bei denen wir herbergten, sahen verdächtig aus und ließen uns auf unsere Hut Bedacht nehmen. Ein Vorfall in der Nacht rechtfertigte diesen Argwohn. Gegen ein Uhr kam Jemand in das Gemach und schlich behutsam zu dem Winkel, in welchem wir lagen. In der Meinung, daß wir schliefen, streckte die Person ihre Hand über uns hinweg nach unseren Flinten. Wach gehalten von den Moskitos, beachtete ich alle Bewegungen, und als der Diebstahl begangen werden sollte, sprang ich auf und zog meinen Dolch. Allein bevor Pim erwachte, oder ich den Arm fassen konnte, war die Person entschlüpft. Anfänglich dachten wir, daß sich ein Dieb ins Haus geschlichen hätte; als wir jedoch unsern Wirth und die Wirthin zusammen flüstern hörten, lag der Verdacht nicht fern, daß sie zuerst unsere Gewehre stehlen und dann möglicherweise uns mittels derselben ermorden wollten. Um den Schlaf war es für die Nacht gethan. Wir erwarteten mit Angst das Morgenroth und ehe es noch ganz hell geworden, setzten wir unsern Weg fort. Wir passirten Suya und Las Pampas de Chirina, ohne in einem der beiden Orte Vorräthe bekommen zu können. Gegen Mittag kamen wir zu einer Farm, in deren Hofe Massen von Futter lagen; der Besitzer war aber nicht zu bewegen, uns Etwas davon abzulassen. Unsere Thiere waren jetzt völlig erschöpft, und es kostete die größte Mühe,

sie vorwärts zu bringen. Endlich gewannen wir den Macara, den Grenzfluß zwischen den Freistaaten Peru und Ecuador, und ohne Schwierigkeit gingen wir aufs jenseitige Ufer über.

Capitel X.

Republik Ecuador. — Hazienda Sobiango. — Safaranga. — Tambo Colosacapi. — Cariamango. — Gonzanama. — Fluß Catamayo. — Ankunft in Loja. — Herrn Pim's Besuch in Piscobamba.

Wir machten unter einigen Weiden Halt und sahen mit Wohlgefallen unsere Thiere das prächtige Gras weiden, womit die Flußufer bekleidet waren. Wir selber waren nicht so glücklich Nahrung anzutreffen. Die Bäume umher trugen keine genießbare Früchte, und obgleich wir mit allem Eifer nach eßbaren Wurzeln suchten, so blieben doch unsere botanischen Bemühungen ohne Erfolg. Wir mußten uns also mit der Hoffnung begnügen, die uns die Ankunft in der Hazienda Sobiango für den Abend verhieß. Nach Ablauf von zwei Stunden setzten wir die Reise fort. Jetzt hatte sich das Ansehen der Gegend vortheilhaft verändert: die Hügel waren zu Bergen, die Sandflächen zu wohlbewässerten Thälern geworden, und an die Stelle verkrüppelter Baumgruppen traten schattige Wälder. Aber unsere Hoffnung, Sobiango zu erreichen, wurde getäuscht: die Thiere waren von dem Marsche durch die Wüste zu ermüdet, um erheblich vorwärts zu kommen, und ehe wir uns dessen versahen, brach die Nacht herein und nöthigte uns, auf dem Gipfel eines Berges zu bivouakiren. Der gesammte Rest unserer Vorräthe bestand in zwei Platanen und etwas Kaffee — fürwahr eine schmale Ration

für vier Personen, welche den ganzen Tag auf der Reise zugebracht hatten und, was noch schlimmer war, sich in der Hoffnung auf neue Vorräthe betrogen sahen. Weil ich an dem vorigen Abende das Essen verbrannt hatte, so erlaubte mir mein Gefährte nicht, daß ich meine Kochkunst zum Besten gäbe, sondern er besorgte das Rösten der Platanen und die Bereitung des Kaffees selbst. Allein die Ausführung blieb nicht ohne Unfall. Da es dunkel und der Boden felsig und abschüssig war, so ließ sich kein Wasser auftreiben. Der Ueberrest des Schlauches war nicht ausreichend; nichts desto weniger bediente er sich desselben, that den Kaffee ein und um ihn, wie er sagte, recht stark und gut zu machen, ließ er ihn dreimal aufkochen. Zweimal würde der Topf im richtigen Augenblicke vom Feuer gezogen, allein als das Experiment zum letzten Male wiederholt werden sollte, vergaß er Etwas um die Finger zu legen, um den Henkel anzufassen: — so verbrannte er sich selbst, der Topf schlug um und der Kaffee floß auf die Erde. Dieser Unfall wäre sehr ergötzlich gewesen, wenn wir ein anderes Getränk gehabt hätten, allein da wir nichts zur Stillung des Durstes hatten, so war es im höchsten Grade verdrießlich. Nach dem Abendessen, d. h. nachdem wir zwei Platanen verzehrt hatten, befestigten wir unsere Hängematten an etlichen Bäumen und die Führer nahmen Platz am Feuer. Indeß keiner von uns schlief erheblich; ein leerer Magen ist der ungeduldigste von allen Mahnern und wenn er einmal an seine Schuld erinnert hat, so läßt er sich nicht eher beschwichtigen, als bis er die ganze ihm gebührende Schuld oder schließlich noch ein wenig mehr bekommen hat.

Mit dem Morgen brachen wir auf, allein wir blieben

noch sieben Stunden unterwegs, bevor wir Soviango erreichten. Diese Besitzung lag an einer Anhöhe in Zuckerpflanzungen, die sie rings umgaben. Unsere Ankunft war augenscheinlich bemerkt worden, denn wir trafen am Hauptgebäude zwei Damen, deren eine sich als die Eigenthümerin ankündigte und uns einlud, gastlich von dem Hause Besitz zu nehmen. Unseren Thieren wurde Mais und Guineagras in Fülle gereicht und für uns ließ ein rasch bereitetes Mahl nicht auf sich warten. Kaum war die Mahlzeit beendet und wir fingen eben an uns behaglich zu fühlen, als sich ein Feuerruf hören ließ. Alles stürzte in den Hof, hinter der Zuckermühle erhob sich ein dicker Rauch — die Pflanzung hatte Feuer gefangen. Die ganze Ansiedelung war in Aufruhr; die Arbeitsleute rannten von der Höhe herunter, und die Stimme des Majordomo ließ sich vernehmen, um Befehle zu ertheilen. Wir folgten den Damen hinter die Mühle, wo sich ein kläglicher Anblick darbot: einige Felder lagen bereits in Asche, die Flamme, von einem scharfen Windzuge getragen, griff rasch um sich. Kaum hatte die Gluth ein Feld erfaßt, so prasselte das Zuckerrohr mit einem Geräusch wie Musketenfeuer in die Luft. Die Arbeitsleute hatten sich mit Stöcken bewaffnet, und suchten das Feuer zusammenzuschlagen; allein ihre Anstrengungen hatten keinen Erfolg. Erst als die Flamme einen Bach erreicht hatte, erlosch sie aus Mangel an Nahrung.

Der verursachte Schaden war beträchtlich; die Damen verriethen jedoch in ihrem Benehmen keine Empfindlichkeit über den Verlust, sondern blieben zuvorkommend wie zu Anfang. Ihre einzige Sorge war, ob Jemand verletzt sein möge. Als sie bemerkten, daß wir Anstalten zum Aufbruch trafen, baten sie uns doch ja zu bleiben. Wir konnten auf ihr eindring-

liches Begehren nicht eingehen; unsere Absicht war, Quito zu besuchen, und da wir noch sehr weit von der Hauptstadt entfernt waren, so mußten wir auf jede Stunde halten. Wir verabschiedeten uns daher unter Danksagungen für die gastfreundliche Behandlung, welche die Damen uns hatten angedeihen lassen.

Nunmehr begannen wir die Hauptkette der Anden zu ersteigen. Die Temperatur wurde niedriger, die Luft reiner, und die Pflanzen- und die Thierwelt entfaltete die mannigfaltigsten Formen. Gelbe Calceolarias sprossen zwischen scharlachfarbenen Salvias und blauen Browallias; Kolibri wiegten sich auf den Zweigen der Fuchsia; Schmetterlinge und Käfer schwirrten durch die Luft und zwischen dem Gesteine schlüpften kleine schwarze Schlangen mit Behendigkeit. Welche Ueberfülle von Leben! welche Mannigfaltigkeit der Farben! Wahrlich, der Anblick eines tropischen Waldes ist großartig, aber der Blick auf die Anden in einer Erhebung von etlichen tausend Fuß über dem Meeresspiegel ist entzückend — Alles, Alles scheint ein Garten zu sein.

Als wir den Gipfel der Bergreihe gewannen, welche Soviango von Sasaranga trennt, bot sich unseren Blicken eine herrliche Aussicht dar. Auf der einen Seite behielten wir jene Anpflanzung im Auge mit ihren Zuckerfeldern, die im lebhaftesten Grün prangten und einen reizenden Gegensatz mit den Straßen, Bächen und Wohnungen bildeten; auf der andern Seite erblickten wir Sasaranga, ein Dorf von etwa funfzig Häusern mit einer nett aussehenden Kirche. Der Weg dahin war ein beständiges Zickzack und es kostete uns gegen eine Stunde, bevor wir unten anlangten. Die Häuser des Dorfs fanden wir sämmtlich sehr klein, weshalb man uns

nach dem Cabildo (Stadthause) wies, einem Gebäude, welches das Gefängniß und zwei große Räumlichkeiten einschloß.

In Sasaranga sahen wir uns genöthigt, einen Tag liegen zu bleiben, weil unsere peruanischen Maulthiertreiber uns verließen und wir sobald keine frische Thiere aufzutreiben vermochten. Das Reisen in Ecuador ist eigenthümlich. An den Hauptstraßen befinden sich alle sechs oder acht Wegstunden Tambos, Gebäude zur Aufnahme von Reisenden. In jedem Tambo ist ein Tambero oder Gasthalter stationirt, der von der Regierung eingesetzt wird. Derselbe hat die Obliegenheit, beim Auf- und Abladen zu helfen, für Feuerung, Wasser und Lebensmittel zu sorgen, Thiere für die nächste Tagreise zu verschaffen und einen Koch zu halten. Für alle diese Bemühungen erhält er von jeglichem Reisenden einen Real für den Tag, dem Koch gebührt außerdem ein halber Real. Der Preis für jedes Thier, sei es Pferd oder Maulthier, ist vier Realen von einem Tambo zum andern. Wir bedienten uns in Ecuador beständig dieser Einrichtung und obgleich an manchen Orten große Unordnung und Saumseligkeit herrschte, so zeigte sich dieselbe doch im Ganzen sehr vortheilhaft. Die Tambos stammen aus der Zeit der Inkas; sie waren die Poststationen, wo die königlichen Boten von einem zum andern Tambo ihre geheimnißvollen Quipos empfingen und ablieferten. Die Beförderung war damals so wohl unterhalten, daß die Könige an ihrer Tafel zu Cuzco täglich frische Fische aus dem Meere hatten. Die Abkömmlinge dieser Boten sind immer noch ausgezeichnet; wir hatten Gelegenheit, die Behendigkeit zu beobachten, womit mehrere von ihnen meilenweit Schritt mit unseren Thieren hielten.

Am 9. August trafen die Maulthiere ein. Wir machten

uns sogleich daran, unser Gepäck auf den Rücken derselben zu laden. Hierbei empfanden wir den Verlust unserer geschickten Peruaner schmerzlich, denn wir gebrauchten eine volle halbe Stunde zu dem, was sie in zehn Minuten verrichteten. Unsere neuen Führer standen gemächlich daneben und bezeigten nicht die leiseste Regung uns zu helfen. Endlich brachen wir nach dem Tambo von Colosacapi auf. Derselbe ist freilich nur 6 Wegstunden entfernt, allein da unser Gepäck fortwährend losging, so erreichten wir unsern Bestimmungsort nur spät. Eine zahlreiche Caravane von Maulthieren traf mit uns ein; dieselbe führte Chinarinde nach Loja. Jedes Maulthier trug zwei Ballen von zwei bis drittehalb Fuß Länge und anderthalb Fuß Breite. Der Tambo war ein elender Ort, mit schlechten, wahrhaft kothigen Löchern, und am Boden mit Kuhmist und andern Unsauberkeiten bedeckt. Ein Feuer war gemacht, allein da es an einem Rauchfange fehlte, so hatten wir die ganze Nacht vom Rauche zu leiden. Die Tambera, ein altes, dürres, armseliges Weib, präsentirte sich; sie war von ihrem Hunde begleitet, der eben so elend aussah, denn ihm standen alle Rippen aus dem Leibe. Sie machte sich alsbald daran, uns eine Suppe zu bereiten: zuerst wurde Wasser mit einigen gebräunten Zwiebeln gefärbt, dann etwas Maismehl und einige Eier hineingerührt, ein Ei auf eine Pinte Wasser. Dieses Gebräu mit einem erklecklichen Zusatz von Schmutz war, wie kaum zu erwähnen, unerquicklich; allein hungrige Reisende, denen nichts anderes zu Gebote steht, sind leicht zufrieden gestellt.

Am nächsten Morgen fanden wir keine Seele am Platze, mit Ausnahme des alten Weibes. Dieses benachrichtigte uns, daß die Leute ausgegangen seien, um Saumthiere für uns zu

holen. Als wir zu Mittag nichts kommen sahen, gingen wir selbst aus und erlangten glücklich drei Maulthiere; ein anderes wurde bald nachher gebracht, und um vier Uhr machten wir uns auf den Weg nach Cariamango, begleitet von zwei Indianern als Führern, die den vorigen an Dummheit nichts nachgaben. Nur mit großer Mühe konnten wir sie bedeuten, die Reise zu beginnen, da ein dicker Nebel gekommen war und der Wind sich aufzumachen begann. Nichts desto weniger brachen wir auf; wir kamen jedoch nur zwei Stunden weit und mußten in einem Rancho einkehren, den wir glücklicherweise antrafen. Die Wirthin, eine Indianerin, zeigte die übelste Laune und behauptete, daß sie keinerlei Lebensmittel besitze. Ihre Tochter zeigte sich indeß freundlicher gesinnt; als die Mutter fortgegangen war, wies sie uns den Ort, wo ein frisch geschlachtetes feistes Zicklein, sowie Kartoffeln und Mais aufbewahrt waren. Die Wirthin konnte nun bei ihrer Rückkehr sich nicht mehr weigern, uns den Bedarf für eine Mahlzeit abzustehen; auf diese Art wurden wir einigermaßen für die Ungunst der letzten Tage entschädigt.

Hinter dem Rancho fanden wir die Gegend sehr abwechselnd, Wälder, Höhen und herrliche Thäler im Zustande der Cultur. Die Einwohnerschaft war dagegen bei weitem geringer, als es bisher auf der ganzen Länge unserer Reise der Fall gewesen. Spät am Nachmittage erreichten wir Cariamango, welches sieben Wegstunden von Colosacapi entfernt ist. Wir wurden in das Cabildo quartiert. Cariamango ist in einer Ebene erbauet und zählt gegen hundert Häuser, deren Mehrzahl mit Ziegeln gedeckt ist. Ringsherum ziehen sich Berge, die mit Wäldern von Chinabäumen bedeckt sind; dieselben sind Eigenthum des Dorfs, und jeder Einwohner

desselben darf daraus nach Belieben holen. Diese Chinarinde ist aber von geringer Güte und wird an Ort und Stelle nur mit sechzehn bis achtzehn Realen für den Aroba bezahlt. Nordwärts vom Orte befindet sich ein merkwürdiger Berg, der sich gleich einer Säule in die Wolken erhebt. Auf der Spitze desselben ist ein mächtiges Kreuz errichtet, zu dem an hohen Festtagen kirchliche Processionen gehalten werden.

Unsere nächste Station war Gonzanama, ein Dorf von etwa funfzig Häusern, welches eine Kirche und eine Kapelle einschließt. Es liegt am Fuße des Cerro de Columbo. Die Umgegend scheint ganz besonders zur Niederlassung einzuladen; sie ist frei von Bäumen, hat vortrefflichen Boden, ist von zahlreichen Bächen bewässert und bringt außer den Pflanzen, die den Anden angehören, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Weizen und andere Vegetabilien hervor, welche im nördlichen Europa verbreitet sind. Das Klima ist vortrefflich; während unseres Aufenthalts stieg das Thermometer nicht über 67° Fahr. Die nasse Jahreszeit geht von November bis Mitte Mai, doch kommen auch in den übrigen Monaten Regenschauer vor. Die einzige Klage der Einwohner lief gegen die heftigen Windstöße, welche von Zeit zu Zeit die Bedachung der Häuser beunruhigen und zuweilen wohl gar Gebäude niederreißen. Chinabäume sind in den nahen Bergen in Ueberfluß vorhanden; auch trafen wir zum ersten Male Linné's Psoralea glandulosa, eine Staude von etwa fünf Fuß Höhe mit kleinen bläulichen Blumen, die an sonnigen Orten, an den Straßen und auf den ganzen Cordilleras von Chile bis Quito wächst. Die Blätter derselben werden statt Thee gebraucht, geben indeß kein sehr aromatisches Getränk.

Zu Gonzanama ist weder Cabildo noch Tambo, doch

erfuhren wir dadurch keine Unbequemlichkeit, denn wir wurden aufs Beste von Don Juan Cueva, dem Teniente des Orts, aufgenommen, welchen wir bei der Ankunft vor seinem Hause antrafen und der uns einlud, bei ihm einzusprechen. Er war eine zuvorkommende Persönlichkeit und hatte eine große Vorliebe für die Engländer. Ja, als wir abreisten, schrieb er in unsere Pässe, die er als Ortsvorstand zu visiren hatte, daß er uns allen Vorschub geleistet, der in seiner Macht gestanden, und sich beeifert habe, den großen Verpflichtungen nachzukommen, welche die Republik Ecuador Großbritannien schulde.

Wir verweilten zwei Tage in Gonzanama. An den Abenden unterhielt uns unser Gastherr von Geistergeschichten, Hexen und Feen; denn die Bewohner der Anden haben ihren Aberglauben gleich andern Bergbewohnern, wie in den Hochlanden von Schottland, dem Harze und den Alpen, woran sie steif und fest hängen. Sein Lieblingsthema war aber die Zerstörung der Stadt Zamora. In der Nähe dieser Stadt befanden sich reiche Goldminen. Die Spanier begnügten sich nicht mit dem Ertrage derselben, sondern legten den Eingeborenen schwere Abgaben auf, um größere Schätze zu erpressen, bis die Indianer das Joch der Unterdrückung nicht länger zu ertragen vermochten und sich für ihre Freiheit erhoben. Alle ergriffenen Spanier wurden ermordet; den Gouverneur und die obersten Beamten zwang man, glühendes Gold zu verschlucken, damit sie, wie die aufgebrachten Eingeborenen sich ausdrückten, ihren Durst nach diesem Metalle ganz sättigen möchten. Zamora selbst wurde zerstört; ein Haufen Trümmer bezeichnet gegenwärtig den Platz, wo einstmals eine der reichsten Städte von Oberperu stand. Der spanische

Geschichtschreiber Herrera erwähnt Zamora und sagt, daß in den Minen desselben Goldklumpen von vier Pfund gefunden wurden und daß zu jener Zeit eben ein Klumpen von zwölf Pfund an den König von Spanien gesendet worden sei. Gegenwärtig möchte es ein gewinnreiches Unternehmen sein, die Minen wieder zu betreiben, doch sollen die Indianer der Gegend sehr feindselig gesinnt sein und keinem Weißen den Eintritt in ihr Bereich gestatten.

Don Juan Cueva fungirte auch als Richter. Am Sonntage nach der Kirche wurden verschiedene Leute wegen Schlägerei vor ihn gebracht. Die Untersuchung beschäftigte ihn bis fünf Uhr, worauf er die Einen zum Gefängniß, die Anderen zu Stockschlägen verurtheilte. Am Nachmittage versammelte sich das Volk in Haufen auf der Plaza, um ein Spiel zu halten, das dem englischen Cricket ähnelt, aber ohne Stock gespielt wird. Die Aufgabe war, die drei Ballstäbe niederzuschlagen und zu gleicher Zeit den Ball so weit als möglich fortzutreiben. Der Pfarrer gesellte sich zu seinen Pfarrkindern und schien einen lebhaften Antheil zu nehmen. Abends wurde kirchliche Andacht gehalten, wobei die Heiligenbilder paradirten und allerlei Feuerwerk angebrannt wurde; Musik und Tanz währte fast die ganze Nacht hindurch. Uns wollte bedünken, daß die Menge genossenen Chicha's — ein Bier aus Mais — die Leute aufgeregter machte, als sich mit der Ceremonie vereinigen wollte.

Am 16. August gelang es uns, ein Paar Indianer aufzutreiben, die nüchtern genug waren, um uns nach Loja zu geleiten, und am Nachmittage brachen wir auf, zum großen Bedauern unseres leutseligen Don Juan Cueva. Ungefähr eine Wegstunde von Gonzanama besuchten wir die Ruinen

eines Dorfes, welches von den Inka's gebauet war und in einer Ebene lag. Wir fanden ein geräumiges Gebäude von 250′ Länge und 50′ Breite, das sich von Osten nach Westen zog. Die Mauern hatten 3′ Dicke und waren aus Stein; der Eingang maß 6′ in der Breite. Außer den Mauern war nichts erhalten, und diese waren schlecht und zerfallen. Die Kunst, Bogen zu bauen, war den alten Peruanern unbekannt; sie bedeckten die Häuser und Tempel mit Streu, weshalb dieselben dem Wasser nicht lange zu widerstehen vermochten.

Wir konnten vor der Nacht kein Haus erreichen und mußten unter einigen Berberitzenbüschen bivouakiren. Weil das Holz feucht war, so gelang es uns nicht ohne Schwierigkeit, ein Feuer anzuzünden und Abendbrod zu bereiten. Die Nacht war sehr unangenehm; ein feiner Regen durchnäßte unser Lager und die Decken, und gegen den Morgen waren wir so steif und kalt, daß wir kein Glied zu rühren vermochten.

Beim Aufstehen fanden wir unsere Maulthiere verlaufen, die nach dem Gebrauche in Ecuador während der Nacht frei gelassen waren, um zu weiden; wir mußten ein Paar Stunden warten, bis unsere Führer mit dem Beistande eines andern Indianers, welcher des Weges kam, dieselben wiedergefunden hatten. Wir brachen auf und stiegen in ein tief gelegenes Thal, dessen Vegetation den Charakter der unteren tropischen Gegenden trug. Die Gebüsche bestanden aus Crotons, Cactus, Feigenbäumen und Convolvulaceenstauden; im Allgemeinen war das Grün der Vegetation etwas schwach, was eine Folge der trockenen Jahreszeit war. Nachmittag traten wir in einen Wald von Chirimoyabäumen (Anona cherimolia, Mill.), die mit köstlichen Früchten bedeckt waren. Die

Ananas, die Mangostien und der Chirimoya werden für die vortrefflichsten Früchte des Erdballs gehalten; ich habe dieselben in den verschiedenen Gegenden gekostet, in denen sie die höchste Vollkommenheit erlangen sollen, die Ananas in Guayaquil, die Mangofrucht im indischen Archipelagus und den Chirimoya auf den Abhängen der Anden; wenn ich das Amt eines Paris üben soll, so trage ich kein Bedenken, den Preis für den Chirimoya zu bestimmen. Der Geschmack desselben übertrifft jede andere Frucht und Hänke hatte nicht Unrecht, wenn er ihn das Meisterstück der Natur nannte.

Wir kehrten eine halbe Stunde in einer Indianerhütte ein, aßen einige Eier und Platanen und setzten den Weg fort. Nachdem wir den Fluß Catamayo überschritten, stiegen wir einen Bergrücken hinan. Die Straße wand sich durch ewige Krümmungen und an manchen Plätzen dicht am Rande von Abgründen hin, ohne breit genug zu sein, um unseren Maulthieren freien Weg zu gewähren. Der Wind blies heftig und wurde von Regen begleitet, was diesen Tag höchst unangenehm machte. Eben als die Sonne unterging, gewannen wir den ersten Blick in das reizende Thal Cujibamba und auf die Stadt Loja. Die Niederfahrt kostete uns fast zwei Stunden: der Regen hatte die Wege aufgeweicht, so daß die Maulthiere nicht gehen konnten, sondern die Füße zusammenstemmten und hinabglitten, eine so unangenehme Beförderungsart, daß wir froh waren, endlich wohlbehalten unten anzukommen. Es wurde acht Uhr, ehe wir in die Stadt gelangten, weil wir einen der Flüsse überschreiten mußten, zwischen denen Loja liegt. Wir begaben uns zu dem Hause des Dr. Richard Ekins, eines Engländers, der sich in dieser Gegend niedergelassen und verheirathet hat und an den wir ein Empfehlungs-

schreiben vom britischen Vice-Consul zu Payta empfangen. Leider war der Doctor und seine Frau abwesend; indeß nahm uns der Schwager desselben für die Nacht auf. Da in Loja kein Gasthof war, so mietheten wir zum Leidwesen unseres Gastgebers einige bequeme Räumlichkeiten in dem Hospitale, wofür wir ein wahrhaftes Spottgeld zahlten. Auch nahmen wir eine indianische Frau an zur Besorgung unserer Küche. Sie verpflegte uns für etwa zwei Schilling täglich, wofür sie Frühstück und Mittagsessen lieferte. Sie gab uns eine so große Auswahl von Gerichten, daß wir nicht begreifen konnten, wie es möglich sei, für so geringes Geld so viel zu geben. Dennoch bat sie um Entschuldigung, daß die Mahlzeit nicht so gut wäre, als es die Ordnung erfordere, und wenn Etwas fehle, liege die Schuld an dem schlechten Wetter. Sie sagte uns, daß die Flüsse angeschwollen seien und die Zufuhren nicht bequem heran könnten. Wahrlich, Ecuador ist das Land, wo man wohlfeil lebt, schade nur, daß man nicht überall in der Republik leichte Zufuhr haben kann.

Der Gouverneur von Loja, Don Mariano Riofrio, bewies sich ungemein zuvorkommend gegen uns; er sendete uns mancherlei kleine Gegenstände, die zu unserer Bequemlichkeit dienten, lieh uns Maulthiere und Pferde zu Ausflügen und machte uns mit Allem bekannt, was er für sehenswerth oder merkwürdig hielt. Er wünschte sehr, daß wir in die Minen von Piscobamba gingen, um einen Begriff von dem Reichthume der Gegend zu erhalten. Allein die Umgegend von Loja war gar zu ersprießlich für naturwissenschaftliche Einsammlungen; deshalb hielten wir nicht für zweckmäßig, daß wir Beide fortgingen. Es wurde also verabredet, daß Pim

nach Piscobamba gehen sollte, besonders da Dr. R. Ekins sich dort befand und wir von ihm ausführliche Mittheilungen erwarten durften.

„Der Gouverneur,“ erzählte mein Reisegefährte, „lieh mir ein Maulthier und gab mir eine Strecke lang das Geleit. Ich ritt den ganzen Tag scharf, konnte jedoch Piscobamba nicht erreichen, sondern mußte in Vilacabamba einkehren, einem kleinen Dorfe von etwa 150 Einwohnern. Am nächsten Morgen ging der Teniente des Orts nebst etlichen seiner Freunde mit mir. Der erste Theil der Straße lief über Pampas, die von herrlichem Rasen bedeckt waren. Dann kamen wir in das heiße Thal von Piscobamba, welches viel Aehnlichkeit mit den Wüsten Perus hat; der Wechsel der Bodenbeschaffenheit war ein plötzlicher. Hier sah ich zum ersten Male die schneebedeckten Gipfel der Anden. Am Nachmittage erreichte ich die Hazienda, wo sich Dr. Ekins aufhielt. Der Eigenthümer der Farm, Don Jose Miguel, litt an Gicht und wurde von dem Doctor behandelt. Ich hatte eine Empfehlung an denselben und wurde von ihm wie von dem Doctor freundschaftlich empfangen.

„Während meines Aufenthalts in Piscobamba besuchte ich täglich die Minen, oder richtiger die Löcher, welche sich bis zu einer Tiefe von 250 Fuß in die geneigte Ebene senkten. Die Arbeiten waren Wassers halber eingestellt. Ich sammelte die besten Proben, die ich finden konnte, Gold, Silber und Kupfer. Diese Minen sollen ehedem einen beträchtlichen Gewinn ergeben haben. Ich fand auch eine unermeßliche Grube, die auf Kosten einer Gesellschaft Kaufleute gegraben war, um einen Schatz zu heben, der hier verscharrt sein sollte. Die Sage darüber lautete: — Als Atahualpa,

der letzte Inka von Peru, in Pizarro's Gewalt gerathen war, sendete er Indianer zu den vorzüglichsten Städten seines Königreichs, um das Lösegeld zusammenzubringen, welches für seine Loslassung gefordert war. Die Ueberbringer des Schatzes vernahmen bei ihrer Ankunft in Piscobamba, wohin sie ihr Weg zu dem spanischen Lager führte, daß ihr König ermordet sei; sie vergruben deshalb ihre kostbare Last, damit sie nicht in die Hände ihrer Feinde geriethe. Einer der Indianer beichtete später die Sache einem spanischen Priester und entwarf mit dessen Hülfe eine Karte, die vor etlichen Jahren aufgefunden wurde und die Bildung der Gesellschaft veranlaßte. Die Karte ließ die Gesellschaft an einem Platze nachgraben, der wegen der Menge von Krügen, Knochen und anderen Ueberbleibseln, die man fand, zu der Annahme berechtigte, daß hier die Hand des Menschen thätig gewesen sei. Indeß nach längeren vergeblichen Nachsuchungen sanken die Aktien und das Unternehmen blieb aus Mangel an Geld stocken.

„Am 28sten reiste ich früh am Morgen wieder ab. Mein Maulthier war mit zwei Paar Satteltaschen voll mineralogischer, botanischer und zoologischer Sammlungen bepackt. Der Doctor und Don Jose Miguel wünschten, daß ich eine Silbermine in dem Kirchspiele von Malacartos sähe; sie begleiteten mich deshalb eine Strecke, aber auf anderer Straße, als ich gekommen war. Die Mine war größer, als die anderen, aber gleich denselben eine sehr große Grube. Man hatte mir gesagt, daß ich Loja bei bequemer Tageszeit wieder erreichen könne. Trotz dieser Versicherung überkam mich der Abend, als ich noch drei Stunden entfernt war, völlig allein, unkundig des Wegs, den ich zu nehmen hatte, und auf einem Erdreiche, wo das Maulthier bis an die Brust in Morast

versank. Ich erinnerte mich, daß ich von dem Instinkte der Maulthiere gehört hatte, warf meinem Thiere die Zügel auf den Hals und ließ es seinen Weg selbst wählen. Es trug mich durch die entlegensten Richtungen und blieb etwa gegen 10 Uhr vor einem Thorgitter halten. Die Pforten in Ecuador sind von den unsrigen sehr verschieden. Sie bestehen meistentheils aus zwei aufrechten Pfosten mit großen Löchern in regelmäßigen Entfernungen, durch welche Stäbe eingeschoben werden. Weil ich sehr ermüdet war, so hatte ich keine Lust, lange Umstände zu machen, sondern zog so viele Stäbe aus, als ich losmachen konnte, und spornte mein Thier zu einem Sprunge, den es auch sehr gut ausführte. Unglücklicherweise hakte meine Flinte gegen einen der Pfosten und riß mich aus dem Sattel; mein Fuß saß fest in dem Steigbügel und ich war in bester Weise gehängt. Einige Sprünge, die das Maulthier that, zerrissen jedoch den Steigbügelriemen und ich sah mich erlöset. Ich ging nun eine kurze Strecke und gelangte zu einem Hause, welches, wie sich ergab, dem Gouverneur gehörte. Es war die Geburtsstätte des Maulthiers. Als die Unruhe der Ueberraschung sich gelegt hatte, weckten die Leute einen Indianer, der mich in die Stadt geleitete. Nach Verlauf einer Stunde hatte ich Loja erreicht. Meine Sachen wurden am andern Tage nachgebracht und die einzige Unannehmlichkeit, die ich erlitt, war ein Schmerz in der rechten Schulter, welchen mir ein Schlag des Maulthiers verursacht hatte.«

Capitel XI.

Loja. — Las Juntas. — San Lucas. — Saragura. — Oña. — Verirrung. — Cochopato. — Ravon.

Die Stadt Loja (Loxa) oder wie sie ehedem hieß, Zarza, liegt im Thale Cujibamba an dem Zusammenflusse des Malacartos und Zamora, zweier Flüsse, die sich in den Amazonenstrom ergießen. Sie wurde im Jahre 1546 vom Capitain Antonio de Mercadillo gegründet und erlangte bald Bedeutung, die sie theils der günstigen Lage an der Hauptstraße verdankt, welche Cuzco mit Cuenca, Riobamba und Quito verbindet, theils dem Handel mit Chinarinde und ihrem Jahrmarkte. In den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft theilte Loja den allmäligen Verfall von Südamerika und die späteren politischen Stürme versetzten ihm eine schwere Wunde, bis es denn in den Zustand gelangte, worin wir es antrafen — öde, verfallen und elend. Die Hauptstraßen laufen von Süden gen Norden und werden unter rechten Winkeln von anderen durchkreuzt, so daß die Stadt in regelmäßige Vierecke zerschnitten ist. Alle Straßen sind gepflastert und Wasserbäche fließen in der Mitte einer jeden. Die Häuser sind ein oder zwei Geschosse hoch und aus Luftsteinen gebauet. Mehrere größere Häuser besitzen Balkone; Glasfenster gab es nicht viele, hölzerne Laden vertreten die Stelle derselben. Die Wohnzimmer sind schmutzig und voll Flöhe, besonders Sand-

flöhe (Pulex penetrans, Linn.). Letztere sind winzige Thierchen, die sich in die fleischigen Theile des Körpers einbeißen, besonders in die Füße, und daselbst überaus schnell aufschwellen und ihre Eier legen. Sie lassen sich nur mit Schwierigkeit entfernen. Wir mußten jeden Tag wenigstens 4 oder 5 dieser Eindringlinge ausreißen lassen, eine Operation, worin die Eingeborenen eine große Geschicklichkeit besitzen. In der Mitte der Stadt befindet sich ein großer viereckiger Platz mit einem Springbrunnen in der Mitte. Die Seiten werden von Regierungsgebäuden, einer unvollendeten Kirche, einem Collegium und etlichen Privatgebäuden gebildet. Loja hat 7 Kirchen, ein Nonnenkloster (Concepcion), das zur Zeit unseres Besuchs 22 Nonnen zählte, und ein Hospital. Die Behandlung der Kranken in dem letztgenannten Gebäude ist Frauen anvertrauet, die ihre Heilmittel in der Umgegend der Stadt einsammeln. Der einzige medicinisch gebildete Mann in Loja ist Dr. Ekins; da er aber meistens Patienten in den verschiedenen Theilen des Landes zu besorgen hat, so genießen die Einwohner von Loja wenig Vortheil von seiner Kunst, sondern müssen sich auf die oberflächliche Kenntniß der Kräfte von Pflanzen und Thieren verlassen, welche sie überliefert bekommen haben.

Das Klima von Loja und dem ganzen Thale Cujibamba ist sehr feucht. Die Regenzeit beginnt im Januar und endet um Ausgang April, zuweilen auch erst Mitte Mai. Im Juni, Juli und August gibt es hier heftige Regengüsse, die von starken Stürmen begleitet werden; von September bis Januar herrscht gemeiniglich schönes Wetter, doch kann diese Zeit just nicht trocken genannt werden, da ab und an Regenschauer eintreten. Die mittlere jährliche Temperatur von Loja ließ

sich nicht ermitteln; während unserer Anwesenheit stand das Thermometer in der Regel um 6 Uhr früh auf 50° Fahr., um 2 Uhr Nachmittag 65°, und um 10 Uhr Abends 58°. Wann die Sonne südlich vom Aequator steht, soll es sehr warme Tage geben. Trotz des feuchten Klimas zeigen die Einwohner eine auffallende Gesundheit und Fälle von hohem Alter gehören nicht zu den Seltenheiten; manche Leute haben es bis zu hundert Jahren gebracht.

Die Zahl der Einwohner wird auf 5000 geschätzt; sie bestehen aus Weißen, Indianern und Mischlingen. Sie sind gutmüthig und gastfrei, aber gleich den meisten Stämmen, die spanischem Blute entsprossen sind oder den Spaniern ihre Bildung verdanken, träge, schmutzig, ausschweifend und aufs Spiel erpicht. Die Männer sind groß und wohlgebauet: in den Straßen tragen sie einen Strohhut und einen Mantel oder einen hellfarbenen Poncho; übrigens sind sie nach europäischer Weise gekleidet. Die Frauen haben allerdings ein nettes Gesicht, allein sie sind klein und mißgestaltet. Sie kleiden sich wohl oder übel nach ihrer Weise, tragen jedoch nie Haube oder Mütze, sondern nur wenn sie zu Pferde reiten, einen Panamahut.

Das Rauchen trifft man bei beiden Geschlechtern. Die Frauen bedienen sich kleiner Papiercigarren, die man ihnen höflicher Weise präsentirt. Da aber diese Sitte bei dem zarteren Geschlechte in anderen Städten Ecuadors nicht geduldet wird, so beobachten sie einige Scheu, vor Fremden zu rauchen; mehrere Damen wollten uns einreden, daß sie sich des Tabacks einzig wegen des feuchten Klimas bedienten. Branntwein wird in großen Massen und von allen Klassen getrunken. In Gesellschaften herrscht der Gebrauch, daß eine Person

ein gefülltes Glas nimmt und einer andern mit den Worten vortrinkt: „con usted"; will der Angeredete nicht beleidigen, so antwortet er: „con mucho gusto", und leert sein Glas ebenfalls. Die Folgen dieser Sitte müssen nicht erst erwähnt werden. Es ist allgemeiner Gebrauch, daß die Frauen zu den Mahlzeiten der Männer nicht zugelassen werden, sondern in der Küche speisen. Indessen hat der Gouverneur nebst einigen anderen Gebildeteren dieser unsinnigen Gewohnheit einen Stoß gegeben. Die Sittlichkeit steht in tiefem Verfall. Dies haben zu großem Theile die Priester verschuldet, deren Gebühren für Einsegnung von Ehen ungeheuer sind, wie man uns sagte. Dadurch werden viele Leute genöthigt, ohne das Band der Ehe mit einander zu leben, oder wenigstens bedienen sie sich dieses Vorwandes zu ihrer Rechtfertigung.

Die Bewohner beschäftigen sich mit Einsammlung der Chinarinde und dem Handel dieses Artikels, mit Verfertigung von Pillons und Ponchos und dem Anbau von Korn. Jährlich im September findet ein großer Markt Statt, der am 8ten beginnt und einige Wochen dauert; er wird sehr stark von aller Art Leuten des Landes besucht. Als Einleitung dazu wird eine kirchliche Procession zu Ehren von Nuestra Señora de la Feria gehalten, einem Heiligenfeste, das für diese besondere Gelegenheit eingerichtet ist. Am 22. August, als „Unsere Liebe Frau" eingezogen war, gerieth die Stadt in förmliche Aufregung. Am Morgen zog eine Bande von fünf Trommelschlägern und drei Pfeifern durch die Straßen, um ihre Ankunft zu verkündigen. Die Häuser in den Stadttheilen, durch welche die Heilige passiren mußte, waren mit Vorhängen, Teppichen, Bettlaken und dergleichen von den buntesten Formen und Farben bekleidet und die Straßen

mit Blumen bestreuet. Ein Zug Indianer, an deren Spitze der Alcalde ging, eröffnete die Procession: manche von diesen Indianern trugen Alligatorköpfe als Masken, alle aber schnitten abscheuliche Grimassen zu ihrer eigenen Musik und nahmen häufig einen Trunk Chicha. Dies ist noch ein Ueberrest des alten Aberglaubens, welchen die schlauen Spanier mit den Gebräuchen der römischen Kirche verschmelzen ließen, um sich die Gunst der Eingebornen zu erwerben.

Die Vegetation um Loja ist sehr üppig. Es gibt eine große Menge prächtiger, großer Blumen; Farnbäume sind in Ueberfluß vorhanden und Calceolarias, Fuchsias, Convolvulaceä, Siphocamphylos nebst manchen schönen Ericaceä finden sich in Masse. Die Chinarinde von Loja ist berühmt; doch sind in der Nähe der Stadt selbst gegenwärtig nur wenige Bäume vorhanden; die Leute müssen zur Gewinnung der Rinde in einige Entfernung gehen. Sie muß zu einer bestimmten Jahreszeit gesammelt werden; ein Beil und ein Messer sind die einzigen Erfordernisse, deren es dazu bedarf. Ein Mann ist im Stande, an einer günstigen Stelle täglich etwa ein Aroba einzusammeln; ein Aroba von der besten Sorte, Loja=Auslese (Cinchona Condaminea, H. und B.), wird mit ungefähr 12 Schilling bezahlt, die übrigen Sorten stehen geringer im Preise. Die Achira (Canna discolor, Lindl.) wird sehr häufig wegen ihrer knolligen Wurzeln gebauet, welche gegessen werden und wie Camoten aussehen. Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Bananen (Musa sapientum, Linn.), Bataten und Weizen gedeihen in großen Massen.

Am 1. September verließen wir Loja. Wir beabsichtigten, frühzeitig am Morgen aufzubrechen; leider waren die Leute so betrunken, daß wir unsere Maulthiere selbst bepacken

mußten und dann die größte Last hatten, die Indianer in Bewegung zu setzen. Das Wetter war trostlos genug, Regen mit der Aussicht auf anhaltende Dauer desselben. Die Wege waren äußerst schwierig; die Pferde und Maulthiere, so wie ein Ochse, welcher einen Theil unseres Gepäcks beförderte, sanken bis an den Leib in den Koth, und wir kamen nicht davon ohne etliche Male zu fallen. Ein Haus war nicht anzutreffen, so mußten wir im Walde bivouakiren, unter strömendem Regen, von Kopf bis zu den Füßen mit Schmutz bedeckt und einen wirklichen Morast zur Unterlage. Nur mit Mühe gelang es uns, eine Schale heißer Chocolate zu bereiten, um es gegen die Kälte auszuhalten. Man kann sich leicht denken, daß wir eine höchst traurige Nacht verbrachten.

Mit Tagesanbruch zogen wir auf ähnlichen Wegen weiter, in allen Gliedern von rheumatischen Schmerzen geplagt. Um Mittag überschritten wir den Fluß Las Juntas auf einer Brücke von indianischer Anlage, die aus Baumstämmen bestand, über welche Zweige und Sand gelegt waren; eine Schutzwehr an den Seiten fehlte und die Breite belief sich nicht über 6 Fuß. Wir erreichten darauf den Tambo gleichen Namens, der aus zwei Hütten bestand. Hier hätten wir die vorige Nacht Quartier nehmen sollen. Wir erfrischten uns mit Eierspeise und Chicha, und begaben uns nach dem Dorfe San Lucas. Eine kurze Strecke hinter Las Juntas änderte sich Wetter und Weg; beides wurde trocken und die Umgebung gewährte einen herrlichen Anblick. Als wir die Straße entlang ritten, hatten wir das Glück, den Cura von San Lucas anzutreffen, der sich als den Bruder unseres gastfreundlichen Teniente von Gonzanama zu erkennen gab und uns mit gleicher Freundlichkeit behandelte.

San Lucas fanden wir als einen Zusammenbau von Indianerhütten, der an der einen Seite des gefährlichsten Hügels liegt, den wir zu passiren gehabt hatten. Es waren Stufen in die Abhänge desselben gehauen, um den Maulthieren das Auf- und Niedersteigen zu erleichtern. In der Nähe des Dorfs befinden sich die Ruinen einer spanischen Stadt, welche durch einen Einfall der wilden Indianer von Zamora zerstört worden war. Die Farnbäume sind um San Lucas so häufig, daß die Leute das Holz zu den gemeinsten Dingen anwenden.

Am nächsten Morgen reiseten wir nach Saragura, 15 Wegstunden von Loja. Bis auf eine Stunde hinter San Lucas war die Straße trocken; aber es kam schrecklich hinterher. Die Höhen waren steil und schlüpfrig, so daß die Thiere ihre Vorderfüße zusammenpressen und so gut es gehen wollte, hinuntergleiten mußten. Nach manchem Sturze erreichten wir Saragura, wo wir freundlich vom Teniente des Orts aufgenommen wurden. Er theilte uns mit, daß das Dorf 2000 Einwohner zähle; uns wollte es nicht so scheinen, doch lagen die Häuser sehr zerstreut und bedeckten einen weiten Raum. Die Kirche, die halb innen, halb außerhalb liegt, war die ansehnlichste die wir angetroffen hatten; sie war nett und sauber. Das Land um Saragura befand sich auf einem hohen Grade der Cultur; Weizen war in Fülle vorhanden. Die gesammte weiße Bevölkerung des Orts beschränkte sich auf den Pfarrer, den Teniente und zwei oder drei Kaufleute. Die letzten führten einen Handel mit Cascarille, allein dieser Artikel ist von geringerer Güte und nicht mehr als 6 oder 7 Realen die Aroba von 25 Pfund werth.

Wir übernachteten in Saragura und setzten sodann unsere Reise fort. Frische Maulthiere waren — zu unsrer großen

Ueberraschung — früh am Morgen für uns bereit. Augenweide boten uns zahlreiche Cavalcaden, die an uns vorbeipassirten, um sich nach dem Markte von Loja zu begeben. Alle, Männer wie Frauen, sahen angegriffen aus und waren mit Schmutz bedeckt; denn die Frauen sind denselben Beschwerlichkeiten unterworfen wie die Männer. Nur die Reicheren begeben sich während der Nacht unter Obdach, die übrigen campiren im freien Felde.

Eine Stunde hinter Saragura wurde die Vegetation recht spärlich; die Gegend nahm ein dürres Aussehen an und die Höhen zeigten die wunderlichsten Formen. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf Oña, 5 Stunden von Saragura entlegen. Das Kirchspiel umfaßt etwa 2000 Bewohner, von denen jedoch nur ein- oder zweihundert auf das Dorf selbst kommen; dieses besitzt eine gute Kirche nebst einem hübschen geräumigen Hause für den Cura. Der Tambo ist wohlfeil und sauber, der beste den wir angetroffen. In diesem District giebt es keine Minen; der Feldbau ist dürftig, doch sind Kornfelder da. Die Säezeit fällt hier wie in Saragura in den Januar, Februar und auch wohl März, und die Erndte in den October.

Am 5. September verließen wir Oña. Der Morgen war entzückend; während die Thäler noch in den langen Schatten der Berge schlummerten, waren die erhabenen Gipfel der Cordilleras bereits von der aufgehenden Sonne vergoldet und bildeten einen wunderbaren Contrast mit dem tiefen Azur des Himmels. Wir genossen alle Schönheiten der tropischen Gegend ohne eine ihrer Unannehmlichkeiten. Die Luft war rein und erfrischend, die Landschaft großartig und kühn gezeichnet, und die Felder um uns her trugen Halme und Früchte, die

uns an unser heimisches glückliches Klima erinnerten und uns einen Augenblick vergessen ließen, daß wir in einem Lande der Aequinoctialgegend reiseten.

Unsere Thiere hatten frischen Muth, der Weg war fest und trocken, so ließen wir die Packesel hinter uns und kamen lange vor denselben in Cochopato, einem kleinen Dorfe, an. Hier wollten wir das Eintreffen der Maulthiertreiber erwarten, allein da sie sich nach geraumer Zeit nicht blicken ließen, so beschlossen wir ohne sie nach Ravon zu eilen, welches der nächste Haltplatz war. Von Oña bis Cochopato war nur eine einzige Straße gewesen, deren Befolgung bis dahin keinerlei Weitläufigkeit verursacht hatte. Jetzt traten uns aber zwei Wege entgegen: der eine lief über Ebenen, während der andere sich links an Bergen hinzog. Obgleich wir keinen Zweifel hegten, daß wir dem ersten folgen müßten, so näherten wir uns doch, um völlige Gewißheit zu haben, einer indianischen Schäferin und fragten, indem wir auf den ebenen Pfad deuteten: „Ist dies die Straße nach Ravon?" Sie nickte und antwortete: „Arì" — ein Wort, von dem wir später lernten, daß es in Quichua Ja bedeutet. Da wir jedoch unsere Frage in spanischer Sprache gestellt hatten, so erwarteten wir eine Antwort in eben derselben und nahmen auf diese Weise in sehr begreiflichem Irrthume Arì für eine Verderbung von Arriva (aufwärts).

Fest überzeugt, dem richtigen Wege zu folgen, nahmen wir den Bergpfad, durchzogen einen finsteren Wald und gelangten nach mehrstündigem Ritt in eine jener unermeßlichen rasenbedeckten Flächen, die Pampas heißen und in den Anden so häufig vorkommen. Eine Weile gingen wir längs dem Ufer eines Baches, stiegen darauf ins Thal nieder und sahen

uns nun von zahlreichen Hügeln umgeben. Ich beschäftigte mich so eifrig mit Einsammeln, daß ich dem Wege nur geringe Aufmerksamkeit schenkte. Als ich meine Haupternte vollendet, schaute ich um und erkannte auf einmal, daß wir uns nur auf einem Viehwege befanden. Ich wollte diese Bemerkung meinem Gefährten mittheilen; dieser war voraufgegangen und verweilte ebenfalls in einem kleinen Thale. Da ich nicht so weit rufen konnte, so nahm ich meinen Poncho und winkte ihm zum Umkehren. Er machte gleichfalls ein Zeichen der Rückkehr, und zufrieden von ihm verstanden zu sein, lenkte ich meinen Schritt rückwärts. Meine frühere Unachtsamkeit auf den Weg zeigte jetzt ihre üblen Folgen. Nach wenigen Augenblicken gerieth ich in einen kleinen Baumwald, wo ich etliche Minuten verweilte, um botanische Schätze zu sammeln. Dann erkannte ich, daß ich falsch gegangen, kehrte um und kam wieder zu dem Wasser, an dessen Ufer wir hergekommen waren. Diese Stelle schien mir günstig, um die Rückkehr meines Gefährten zu erwarten. Ich setzte mich hin und harrte wohl eine Viertelstunde; allein er kam nicht. Schnell eilte ich dem Thale zu, wo ich ihn zuletzt gesehen hatte; er war nicht mehr dort. Nun dachte ich, daß er wohl vorübergekommen wäre, während ich unter den Bäumen weilte. Ich wendete mich also in der Richtung von Cochopato. Ungefähr zwei englische Meilen konnte ich dem Bache folgen, dann machte derselbe eine plötzliche Wendung und ich stand vor einer Menge von Fußpfaden, die nach den verschiedensten Richtungen liefen. Ich wählte zuerst den mittelsten derselben, der mir am ersten nach einem Dorfe zu führen schien; er brachte mich zu einer seichten Stelle, die als Viehtränke diente. Ich mußte umkehren. Alle übrigen Pfade endeten eben so; ent-

weder führten sie zu einem Moraste oder zu Wäldern, in denen sich die Spur verlor.

Durch das Hin- und Herreiten war ich ganz aus der Richtung gekommen. Alle Versuche zur Auffindung des rechten Weges waren fehlgeschlagen; der Abend begann zu dunkeln und ich befand mich jetzt auf der Irre in endlosen Pampas, vor Kälte zitternd und von Hunger und Anstrengung erschöpft. Ich hatte Alles verloren: Gefährten, Führer, Weg. Plötzlich tauchte ein Schimmer von Hoffnung auf. Ich entdeckte auf einem der Pfade einen Gegenstand von Pim's Sattelzeuge; sicherlich konnte er nicht allzuweit entfernt sein. Ich rief seinen Namen, ich schrie. Keine Antwort; nur der Widerhall warf meine Stimme zurück. Meine Freude wurde schnell in Besorgniß umgewandelt. Was konnte aus ihm geworden sein? Vielleicht war er von der Hand hinterlistiger Indianer ermordet oder von wilden Thieren zerrissen!

Mein Gefährte war eben so schlecht gefahren. Als ich ihm winkte, meinte er, ich hätte etwas verloren und wäre umgekehrt, um zu suchen. Da ich aber zu lange ausblieb, so kam er an den Bach zurück und passirte wahrscheinlich vorüber, während ich zwischen den Bäumen steckte. Gleich darauf scheuete sein Pferd und geberdete sich so ungestüm, daß ein Steigbügel abriß, woher der Fund, der mir so große Sorge bereitete. Mein Gefährte hatte gleich mir den Weg verloren, bemerkte jedoch glücklicherweise eine Hütte im Thal, die er auch nach einigen Bemühungen erreichte. Er gewann einen Einwohner derselben ihm als Führer zu dienen und erreichte Navon ohne weitern Unfall. Er begab sich zu dem Hause des Cura, in der Hoffnung, mich und die Maulthiertreiber zu finden. Die letzteren trafen eben ein, allein zu seinem Erstaunen

hörte er, daß man nichts von mir vernommen. Der Cura zeigte große Besorgniß und theilte meinem Gefährten mit, daß die Gegend der Sierra, wo ich mich verirrt, unbewohnt und durch die Einfälle wilder Indianer gefährlich wäre. Sofort beorderte er sechs Eingeborne, denen er Lebensmittel mitgab und befahl, auf hochgelegenen Punkten Schüsse abzufeuern, um meine Aufmerksamkeit zu erwecken. Er blieb dabei nicht stehen; sein Einfluß bestimmte seinen Bruder und einige andere Gutsbesitzer, am nächsten Morgen meinen Freund zu begleiten, um die Spuren des verlorenen Reisenden zu suchen.

Als es ringsum finster geworden war, gab ich die Hoffnung auf, den Weg zu entdecken. Ich befand mich über 8000 Fuß über dem Meeresspiegel und litt von Kälte und Hunger. Weil ich keine Aussicht hatte dem Uebel abzuhelfen, so entschloß ich mich zu thun, was das Beste war, mich darein zu ergeben. Ich band mein Pferd an ein Gebüsch, nahm den Sattel als Kopfkissen, die Satteldecke als Matratze, bedeckte mich mit meinem Poncho und überließ mich den Armen des Schlafes. Eben wollten sich meine erschöpften Sinne dem Schlummer ergeben, als sich Stimmen vernehmen ließen. Aengstlich horchte ich auf: es war keine Täuschung, sondern es kam näher und näher und bald unterschied ich das Blöcken einer Schafheerde, untermischt mit den Tönen eines Indianerliedes. Ich fand mich in der Nähe eines Thales, in welches sich die Stimmen hinabzogen.

So rasch als die Beschaffenheit des Bodens gestattete, eilte ich hinunter und in weniger als 10 Minuten befand ich mich inmitten der Heerde. Die Schafe befanden sich in der Hut zweier Indianermädchen, die bei meinem plötzlichen Erscheinen aufschrieen und davon liefen. Ich verfolgte die eine

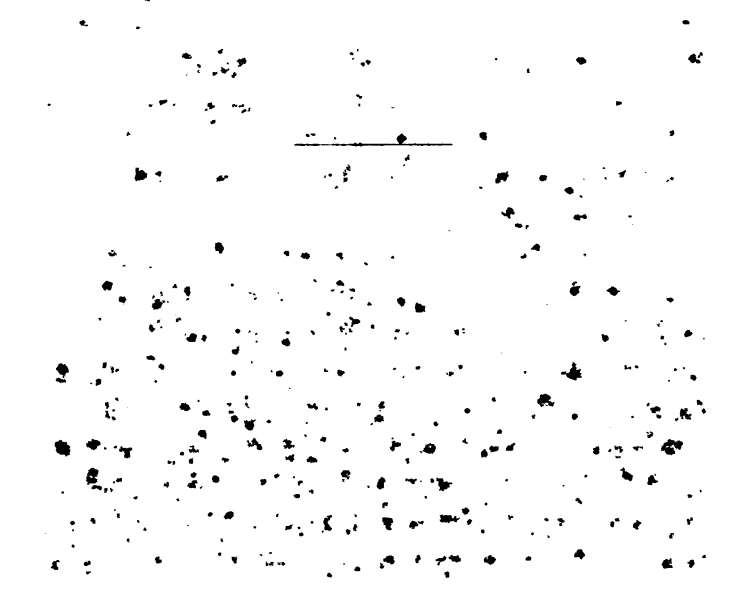
und erwischte sie. Auf meine Frage belehrte sie mich, daß ich nicht gar weit von Cochopato, dem Orte, den wir Vormittags passirt waren, entfernt, Ravon dagegen über vier Stunden entlegen sei.

Jetzt hatte ich eine bestimmte Richtung vor mir; ich setzte mich in raschen Trab und erreichte bald einen jungen Burschen, der ein Bündel Holz trug. Er sagte, daß er zum Dorfe ginge und seine Eltern mich wohl bei sich aufnehmen würden. So geschah es; Vater und Mutter des Burschen bezeigten mir große Aufmerksamkeit, und während der eine den Gast unterhielt, erfüllte die andere die Pflichten einer guten Hausfrau und setzte mir ein Nachtessen vor, das aus geröstetem Meerschweine, Kartoffeln und vortrefflichem Rahmkäse bestand. Obgleich es spät war, verbreitete sich die Nachricht von meiner Ankunft schnell durch das Dorf und in kurzer Frist war das Zimmer mit Besuchern angefüllt, die herbeigeeilt waren, um den Fremden zu sehen.

Mein Wirth suchte mich zu überreden, die Nacht über zu bleiben; ich konnte nicht einwilligen. Ich hatte erfahren, daß die Führer und Pim durch das Dorf gekommen waren, und wußte, wie sehr es sie beängstigen müsse, wenn sie mich nicht zu Ravon fänden. Ich nahm einen Führer, brach um Mitternacht auf und erreichte das letztere Dorf um 4 Uhr Morgens. Unsere Maulthiertreiber waren in dem Tambo; von ihnen erfuhr ich, daß mein Gefährte im Hause des Cura übernachtete. Ich wollte dorthin, allein eine Menge wüthender Hunde gestattete mir den Eintritt nicht. Also kehrte ich nach dem Tambo zurück, wickelte mich in eine Decke und schlief augenblicklich ein. Nachdem ich wohl ein Halbstündchen geschlummert hatte, fühlte ich mich an der Schulter berührt;

ich fuhr auf — sieh, der Gefährte meiner Reise stand vor mir. Er hatte sich so früh erhoben um mich aufzusuchen, und war aufs angenehmste überrascht, mich bereits zu finden.

So endete unsere Lehrstunde in der Quichuasprache, deren Kosten sich mit Einschluß aller verursachten Ausgaben und Verzögerungen fast auf 10 Dollars beliefen. Nach diesem Vorfalle zollten wir beide der Sprache der Indianer größere Aufmerksamkeit; wir schrieben uns Wörter auf und lernten Redeweisen, und ehe wir noch Guayaquil erreichten, konnten wir uns für die Bedürfnisse des Lebens schon verständlich machen. Gegenwärtig haben wir aus Mangel an Uebung manchen Ausdruck vergessen, allein wir werden immer daran denken, daß ari Ja sagen will, und daß die Verwechselung von ari mit arriva schlimme Folgen haben kann.



Capitel XII.

Nabon. — Mariviña. — Cumbi. — Cuenca. — Quinoas. — Guatenase. — Mollatura. — Yerba Buena. — Höhle Chacayuque. — Naranjal. — Ankunft in Guayaquil.

Das Dorf Nabon umfaßt etwa 200 Bewohner und das ganze Kirchspiel wenig über 1000, meist Indianer. Das Klima unterscheidet sich wenig von den letzten Plätzen unserer Route. Die Regenzeit beginnt im December und währt bis Anfang Mai; aber der Regen ist nicht anhaltend und während der sogenannten trocknen Jahreszeit fehlt es nicht an öfteren Regenschauern. Vom Mai bis December herrschen hier starke Winde. Weizen wird im Februar und März gesäet, reift gegen Mitte August und wird, wie in allen höheren Gegenden von Südamerika, wenig über 2 Fuß hoch. Kartoffeln werden im December gepflanzt.

Wir bemerkten in der Nähe der Häuser Stäbe in die Erde getrieben, die mit den Spitzen gegen einander standen. Man belehrte uns, daß diese Vorkehrung dem Federvieh Schutz gegen die Condors gewähre, die mit außerordentlicher Schnelligkeit auf ihre Beute niederschießen. Die Leute hier haben eine gute Art, sich von diesen Feinden zu befreien. Ein altes Pferd, ein Maulthier oder sonst ein großes Thier wird ins Feld geworfen. Sobald der Condor das todte Thier bemerkt, steigt er nieder und verschlingt so viel von dem Fleische,

daß er dadurch am Fluge gehindert wird. Die Eingebornen werfen ihm dann einen Poncho, ein viereckiges Stück Tuch mit einem Loch in der Mitte, über den Kopf und machen so mit Hülfe eines Lazo den König der Vögel zum Gefangenen.

Am 7ten September setzten wir unsere Reise fort. Die Maulthiertreiber, die wir gemiethet hatten, waren so betrunken, daß wir sie zurückschicken mußten und zwei Buben an ihrer Stelle nahmen. Auch die Maulthiere waren schlechter, und beim Passiren eines Flusses stürzte das eine davon und durchnäßte zwei Koffer, welche gerade die kostbarsten Gegenstände unserer Sammlungen enthielten. Wir eilten, ein Obdach zu erreichen, aber der Abend überfiel uns auf einer grasbedeckten Fläche, worauf einzelne Bromeliaceae standen. Wir bivouakirten unter einigen Büschen (Macleanias), allein es regnete und stürmte und wir konnten unsere Pflanzen nicht trocknen. Für einen Naturforscher kann es nichts Betrübenderes geben, als die Sammlungen, die er mit so viel Mühe und Kosten, oft auf Gefahr seines Lebens gemacht hat, vom Verderben bedroht zu sehen. Der Gedanke an unsere durchnäßten Koffer ließ uns die ganze Nacht keine Ruhe und trieb uns mit dem ersten Schimmer des Tages zum Aufbruch. Die Nacht war eine der erbärmlichsten gewesen, da wir ohne Zelt dem Ungemache eines ungestümen Wetters preisgegeben waren. Glücklicherweise erreichten wir bald den Tambo von Mariviña, wo wir ein tüchtiges Feuer anmachten und daran gingen, unsere Papiere und Pflanzen zu trocknen, eine Arbeit, die uns einige Stunden kostete.

Die Erlangung von Maulthieren und Pferden für den Weg nach Cuenca machte uns viele Beschwerden, da wir sie selbst einfangen mußten, was so leicht nicht anging, weil die

Thiere ganz wild waren. Jedoch gelang es uns, vor Dunkelwerden Cumbi zu erreichen, ein Dorf von reizender Lage in einem geräumigen Thale. Der Cura des Ortes, ein dicker lustiger Geistlicher, empfing uns gastfreundlich und lud uns ein, ein treffliches Mahl mit ihm zu theilen. Er wunderte sich sehr, als wir von der reichlichen Spende geistiger Getränke, die man dem Fremden vorzusetzen pflegt, nichts genossen. In der That befremdete es Alle, mit denen wir in Berührung kamen, daß wir weder rauchten, noch geistige Getränke nahmen, und daß wir uns jeden Morgen mit kaltem Wasser wuschen. Sie sagten uns, es sei nicht gerathen, so früh am Tage Gesicht und Hände zu waschen, man könne sich dadurch Rheumatismus zuziehen. Sie erinnerten sich bei dieser Gelegenheit eines Engländers, Mr. William Lobb, der vor etlichen Jahren durch diese Gegend gekommen und nach dem Ausdrucke der dortigen Bewohner, ebenfalls so närrisch gewesen war, des Morgens kaltes Wasser zu gebrauchen. Die Eingebornen haben einen wirklichen Widerwillen gegen das Wasser und waschen sich nicht regelmäßig, vielleicht einmal die Woche oder in noch größeren Zwischenräumen.

Gleich nach dem Essen ging unser Wirth zu Bett und wir wurden in ein Zimmer geführt, das von allem Bedarf entblößt war. In Ecuador und in den meisten Gegenden des spanischen Amerika erwartet man von einem Reisenden, daß er sein Bett selber mitbringe; die Gastfreundschaft schließt nur Essen und Obdach ein, dehnt sich aber nicht auf das Bett aus. Wir halfen uns leicht, breiteten unsere Pillons (die Decken, welche über den Sattel gelegt werden) auf die Erde, legten uns darauf, und deckten uns mit unsern Wolldecken zu. Kaum war das Licht ausgelöscht, so erhielten wir Besuch

von einer Menge Ratten, die durch die Kammer und über uns hinwegliefen und an unserm Gepäck zu nagen begannen. Wir besorgten, daß sie unseren Sammlungen Schaden zufügen möchten, von denen wir einen Theil kaum erst wieder getrocknet hatten; deshalb standen wir auf und verscheuchten sie. Kaum lagen wir wieder, so kehrten auch die Ratten zurück. Wir mußten uns deshalb entschließen, daß einer wachte, während der andere schlief, denn der Schlaf war das höchste Bedürfniß für uns, da wir ihn vorigè Nacht entbehrt hatten und ganz erschöpft waren.

Am folgenden Morgen brachen wir nach Cuenca auf. Die Gegend ist ganz flach, eine angenehme Abwechselung nach dem Auf- und Niedersteigen so vieler Berge, die vom Regen schlüpfrig gemacht waren. Es giebt hier vortreffliche Matten, worauf Viehheerden — Ziegen, Pferde, Kühe, Ochsen — weideten. Wir hatten das Glück, die Gesellschaft zweier Damen anzutreffen, welche zur Stadt ritten. Dieselben waren sehr gesprächig und kramten jede Merkwürdigkeit der Straße aus, hier den Platz, wo die Post um eine ansehnliche Summe bestohlen war (ein unerhörter Vorfall in Ecuador, den jetzt ein großes Kreuz bezeichnete); — dort die Stellen, wo in der Revolution Scharmützel vorgefallen waren.

Cuenca erreichten wir bei Zeiten und begaben uns zu der Wohnung des Dr. James Taylor, eines Schotten, welcher uns mit äußerster Zuvorkommenheit aufnahm. Wir fanden hier Briefe vom Capitain Kellett, der uns aufgab, den Herald so bald als möglich wieder zu gewinnen. Dies nöthigte uns, die nächste Straße nach Guayaquil einzuschlagen und unseren Plan, Quito zu besuchen, aufzugeben. Ihr. Maj. Consul in Guayaquil, Walter Cope, Esq., hatte ebenfalls Briefe an

verschiedene seiner Freunde in Cuenca gesandt und sie gebeten, unsere Absichten zu fördern — ein Gesuch, dem sie mit herzlicher Bereitwilligkeit nachkamen.

Am 12ten lud Dr. Taylor mehrere Freunde zu einer Abendgesellschaft ein, um unsere Ankunft zu feiern. Zahlreiche Gesundheiten wurden ausgebracht und Tanz und Gesang währte bis spät hin oder richtiger bis früh in den Tag. Die drei Engländer, welche in Cuenca leben, Colonel Harris und Talbot und Dr. Jervis, befanden sich unter uns. Die beiden erstgenannten hatten den ganzen Unabhängigkeitskrieg mitgemacht und waren die ersten Freiwilligen gewesen, welche in die Reihen von Bolivar's Armee getreten waren. Dr. Jervis war ein Verwandter vom Earl von St. Vincent und noch ungemein lebhaft, obgleich er 73 Jahre zählte. Er wußte sehr unterhaltende Anekdoten aus seinem Seedienste zu erzählen. Der Doctor hatte lange Zeit in Südamerika gelebt, ohne das Spanische geläufig sprechen zu lernen; seine Rede war ein wunderliches Gemisch von Englisch und Spanisch, worin mitunter auch wohl einige Worte Quichua unterliefen.

Cuenca gilt für die hübscheste Stadt in Ecuador; sie liegt in einer Ebene in der Nähe des Flusses Matador, und ihre Kirchen und Klöster geben ihr ein großartiges Ansehen. Nach Herrera hieß sie früher Bamba und wurde von dem Marquis von Cañete gegründet, als derselbe Vicekönig von Peru war. Gleich den meisten Städten, welche die Spanier in Amerika erbauten, ist Cuenca in regelmäßige Vierecke getheilt. Die Straßen sind von mäßiger Breite und gepflastert, die größeren unter denselben haben einen Seitenweg für die Fußgänger, und durch jede läuft fließendes Wasser. Die Stadt besitzt zwölf Kirchen, diejenigen eingerechnet, welche zu

Klöstern gehören. In der Mitte der Stadt befindet sich ein großer viereckiger Platz (Plaza Mayor) mit einer Fontaine in der Mitte und an den Seiten von Regierungsgebäuden und der Kathedrale umgeben. Drei kleinere viereckige Plätze (Plazuelas) liegen in verschiedenen Stadttheilen. Die Häuser sind aus Luftsteinen gebaut und haben meist ein, selten zwei Geschosse. Die Wände sind, der Erdbeben wegen, sehr dick. Die Fenster sind mit eisernen Stäben versehen, wie bei uns die Gefängnisse; allein da das Volk von vortrefflicher Gemüthsart ist, so geschieht dies weniger zur Sicherung gegen Einbrüche, sondern weil das Glas zu kostspielig ist, um allen Classen zugänglich zu sein. Keines der öffentlichen Gebäude verdient eine besondere Erwähnung; die Klöster und Kirchen zeichneten sich weder durch Bauart, Lage noch Reichthum aus. In dem Collegium befanden sich zur Zeit unsers Besuchs etwa 500 Schüler, welche in Theologie, Latein und Spanisch unterwiesen wurden. In der Nähe von Cuenca auf dem Wege von Cumbi passirt der Reisende eine schöne Steinbrücke von zwei Bogen, die über den Matador, einen tiefen und reißenden Fluß, führt. In geringer Entfernung von der Stadt sind Ueberreste einer Brücke (Incachaca), welche von den Inkas über den Fluß Talqui gebaut war, der auch Chaguarchimbaria genannt wird.

Die Bevölkerung belief sich auf etwa 20,000, doch existirt keine genaue Zählung. Sie stammt größtentheils von den Indianern her und nur ein Drittel der Bewohner ist weiß. Sie nennen sich selbst Murlacos, ein Name, dessen Abstammung dunkel ist. Die Bewohner haben eine gute gesunde Farbe, selbst die Indianer haben rothe Wangen. Krankheiten herrschen wenig, und scheinen alsdann mehr von Unsauberkeit

als vom Klima veranlaßt. Die Kleidung der weißen Einwohner ist europäisch; die Frauen tragen die Mantilla, die sie beim Gange auf der Straße über den Kopf ziehen; zu Zeiten bedecken sie sich auch mit einem Panamahute. Als Sitz eines Bischofs und mehrerer Klöster wimmelt Cuenca von Geistlichen aller Art. Auch die Krämer sind eine verbreitete Classe, weil Jedermann einen Stolz darein zu setzen scheint, Etwas feil zu haben. Jedoch kann sich die Stadt keines großen Handels rühmen; früher war der Handel mit Wollzeug und Flanell, den Erzeugnissen der inländischen Industrie, beträchtlich; allein seit fremde Waaren billiger und zugleich besser zu haben sind, hat derselbe nachgelassen. Indessen verfertigen die Indianer ein Tuch, das in allen Classen getragen zu werden scheint. Eine geringe Menge Häute wird gelegentlich nach Guayaquil gesendet und manche andere Rohprodukte würden wohl nach diesem Hafen gehen, wenn die Vermittlung nicht durch den Mangel guter Straßen unmöglich gemacht wäre. So müssen die Bewohner von Guayaquil ihren Weizen von Chile kaufen, obgleich die Hochlande Ecuadors eine unermeßliche Menge davon erzeugen. Kohlen giebt es in der Nähe von Cuenca in Fülle, und wenn es eine Heerstraße gäbe, so könnten sie bis zum Hafen von Naranjal auf 5 oder 6 Dollars die Tonne kommen. Es wurde eben eine neue Straße nach der Küste gebaut; der vollendete Theil war etwas besser als ein Sandweg in einem englischen Garten, was für Ecuador ausgezeichnet genannt werden muß und von unberechenbarem Vortheile sein würde, wenn der Weg ganz vollendet wäre.

Die Bewohner von Cuenca leben gleich der Bevölkerung der übrigen Orte, durch die wir gekommen waren, mehr von

vegetabilischen als thierischen Nahrungsstoffen. Sie nehmen den Tag über unterschiedliche Mahlzeiten zu sich. Früh Morgens trinken sie Kaffee oder Chocolade; um 10 Uhr nehmen sie ein Frühstück von gekochten Gerichten, Suppen, Eier u. s. w., und um 2 oder 3 Uhr das Mittagsessen, welches fast wie das Frühstück aussieht. Meerschweine bilden ein Lieblingsgericht aller Classen und bei den Indianern gilt es für einen Beweis von Auszeichnung, wenn sie dasselbe dem Gaste vorsetzen. Die Gänge werden in so vielen Tellern auf den Tisch gebracht, als Personen speisen; jeder nimmt sich selbst einen Teller. Locro, eine Art Suppe, die vorzüglich aus Kartoffeln bereitet wird, beschließt jegliche Mahlzeit. Wenn Jemand auf seinem Teller einen guten Bissen findet und sich dem Nachbar höflich erweisen will, so überreicht er ihm denselben mit einer artigen Redensart. Den Frauen ist nicht gestattet, ihr Mahl mit den Männern zu nehmen, sondern sie müssen warten, bis letztere fertig sind. Es giebt noch einige andere Gebräuche, die zu unbedeutend sind, um erwähnt zu werden, aber als Beweis dienen, daß der Grad der Civilisation noch ein sehr anfänglicher sei.

Oeffentliche Vergnügungsplätze giebt es hier nicht; die Leute scheinen ihre Zeit mit Siesta, Spazieren in den Straßen und auf Plätzen, Cigarrenrauchen und Plaudern hinzubringen. Die Quichuasprache ist allgemein gängig; selbst Weiße sprechen sie unter einander; sie nimmt dieselbe Stellung ein, welche das Plattdeutsche im nördlichen Deutschland behauptet. Viele Personen haben große Fertigkeit im Lesen, besonders unter denen, die seit der Unabhängigkeit des Landes geboren sind; sonst ist ihr Wissen sehr beschränkt und von großen Menschen kennen sie nicht leicht einen außer Bolivar,

Humboldt und Napoleon. In der Geographie begehen sie die lächerlichsten Mißgriffe, wie sie z. B. Frankreich die Hauptstadt von Paris nennen.

Die Indianer in der Nähe von Cuenca und alle, welche in Ecuador die Quichuamundart reden, haben sich so wenig in Erscheinung, Haltung, Tracht und Gebräuchen seit Pizarro's Eindringen verändert, daß die besten Beschreibungen eine Wiederholung dessen wären, was die alten spanischen Geschichtschreiber uns davon überliefert haben. Sie sprechen immer noch die Sprache ihrer Vorfahren: das Wortverzeichniß, welches wir gesammelt hatten, stimmte vollkommen mit den ersten Proben, die vom Quichua mitgetheilt sind; die Männer tragen immer noch ein Hemd, Kniehosen und einen Poncho, alles von Wolle und eigenhändig verfertigt; die Frauen kleiden sich wie ehemals in Unterröcke, die etwas unter die Kniee reichen, kurze Leibröcke und eine Schärpe, welche gleich einem Shawl gewunden und auf der Brust mit einer großen Silbernadel befestigt wird. Sie haben ihre Religion geändert und mögen vielleicht in manchen Stücken der katholischen Kirche aufrichtig zugethan sein, allein im Ganzen verehren viele immer noch den Inti (die Sonne), und der Antheil, den sie an den kirchlichen Processionen nehmen — das Tanzen vor den Heiligenbildern, das Tragen phantastischer Anzüge — scheinen tiefer zu wurzeln, als in eitlem Gebrauche. In der That ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Volk, welches in allen anderen Beziehungen so hartnäckig an den alten Gebräuchen hängt, sich so leicht zu einer Aenderung in dem verstanden haben sollte, was dem Menschen das Theuerste ist — in der Religion. Die Spanier befleißigten sich nach der Eroberung der neuen Welt nicht des Weges, den die Missionare der Gegen-

wart mit so vielem Eifer und großer Gewandtheit verfolgen. Daß Belehrung der Ueberzeugung voraufgehen müsse, das war ein Grundsatz, bei dem die Spanier sich nicht aufhalten konnten; ihnen war es genug, wenn die Eingeborenen sich verstanden, dem Namen nach Christen zu werden. Deshalb finden wir, daß der Geist des Christenthums so selten von den Indianern begriffen wird und sie vielfach die katholischen Heiligen verehren, in dem Glauben, sie brächten ihren eigenen Göttern, nur unter anderen Namen, ihre Huldigung dar.

Die Indianer sind kräftige und abgehärtete Menschen; sie sind sehr zahlreich in Gegenden, wo sie die Verbindung mit Weißen und Negern vermieden haben — was, nach Allem zu schließen, das große Geheimniß zu sein scheint, sie vor Vernichtung zu bewahren. Es ist oft gesagt, wenn ein Stamm untergegangen nachdem er civilisirt worden, so liege dies daran, weil er alle Laster und wenige oder gar keine Tugenden der Civilisation überkommen hätte. Diese Behauptung muß als leeres Geschwätz betrachtet werden. Nähere Prüfung zeigt, daß selbst wenn der überfeinerte Europäer den Wilden hätte in neuen Lastern unterweisen wollen, er nicht im Stande gewesen wäre, dies auszuführen. Wer alte Geschichtswerke und Reisebücher nachschlägt, wird finden, daß die meisten Stämme so demoralisirt waren als nur immer möglich, ehe sie mit uns in Berührung kamen. Selbst hitzige Spirituosen waren durchaus nichts Neues für die meisten wilden Völker; sie kannten weit schädlichere berauschende Getränke als wir: die Mexikaner hatten ihr Pulque, die Peruaner ihr Chicha; die Sandwichsinsulaner gewannen ein Getränk aus den Ki- und Awapflanzen, und die Kamtschadalen

waren sehr geübt in der Bereitung eines starken Tranks aus den Wurzeln von **Spiraea Kamtschatica.**

Die Indianer sind sich sehr wohl bewußt, daß sie die Herren des Landes waren; man hat sie oft äußern gehört, wenn sie etwas stöhlen, das einem Weißen gehöre, so machten sie sich des Diebstahls nicht schuldig, denn sie nähmen nur, was von Grund aus ihr Eigenthum wäre. Wie gefährlich eine solche Denkungsart in größerer Ausdehnung der Gesellschaft werden müsse, läßt sich leicht erachten: sie beweist aber, daß die Folgen einer widerrechtlichen Handlung — und als eine solche ist die Eroberung von Peru zu bezeichnen — noch nach dem Verlauf von Jahrhunderten empfunden werden. Daß die Indianer die Hoffnung nähren, sich von ihren Unterdrückern zu befreien und dieselben »in das Meer zu jagen«, scheint eine ausgemachte Sache. Ob sie nun einig genug unter einander sind, um gemeinschaftlich an der Ausführung eines so schwer ins Werk zu setzenden Unternehmens zu arbeiten? So viel ist gewiß, daß unter allen Indianern, welche Quichua sprechen und von den Spaniern Los Gentiles genannt werden, eine Verbindung mit den ganz wilden Stämmen, die in der Tiefe der Urwälder leben, besteht. Sollten sie bei ihrem Plane beharren, so werden sie denselben künftig leichter finden, obgleich die Gestalt des Inlandes von Ecuador und Peru sehr verändert ist; denn die weiße und gemischte Einwohnerschaft ist im Abnehmen, seit die Einwanderung ins Stocken gerathen ist oder minder häufig erfolgt; dagegen wächst die Zahl der Indianer überall, wo sie sich frei von der Vermischung mit anderen Racen erhalten haben.

Das Klima von Cuenca und dessen Umgebung ist angenehm. Während unseres Aufenthaltes stieg die Wärme in

der Mitte des Tages nicht über 70° F. und man sagte uns, daß leichte Nachtfröste im September nicht ungewöhnlich wären. Die nasse Jahreszeit beginnt im November und endet um die Mitte Mai. Der Boden ist fruchtbar und giebt reiche Ernten von Mais, Weizen, Kartoffeln und Alfalfa (Medicago sativa, Linn.). Die Arracatscha, mit Wurzeln gleich denen der Dahlie, wird als das feinste eßbare Knollengewächs geachtet, gedeiht sehr gut und ist besonders werthvoll, weil sie den verschiedenen Krankheiten der Kartoffeln und Cassave nicht unterworfen ist. In Cuenca wachsen zwei Arten derselben, die eine hat gelbe, die andere weiße Wurzeln. Den Freunden der Agricultur die Bemerkung, daß Preise für einen erfolgreichen Anbau des Arracatscha in Nordeuropa ausgesetzt sind, ohne daß die Einführung dieses schätzbaren Gewächses in unseren Breitegraden bisher gelungen wäre. In Ecuador werden die Stengel der Knollen ausgegraben und auf den Feldern gelassen. Die Lebenskraft derselben ist so groß, daß sie, nachdem sie Monate lang dem Einflusse des Wetters preisgegeben waren, wieder anfangen zu treiben, sobald sie in die Erde kommen. Man sollte meinen, daß eine Pflanze von solcher Beschaffenheit, die obendrein denselben Gegenden entstammt wie die Kartoffel, sich leicht bei uns gewöhnen müsse; allein alle Versuche berechtigen zu der entgegengesetzten Annahme. Mit Ausnahme der verschiedenen Kohlarten, die nur aus europäischem Samen gedeihen, kommen alle Arten von Gemüsen — Rüben, Wurzeln, Lattich, Erbsen u. s. w. — vortrefflich fort. An Früchten herrscht die größte Mannigfaltigkeit — Apfelsinen, Chirimoyas, Banamen, Platanen, Aepfel, Pfirsiche, Camburis und vielerlei andere. Der Johannisbeerstrauch war wenige Jahre zuvor aus England durch Don

Horacio Alvarez eingeführt. Auf dem Markte bekommt man Lebensmittel in Fülle und zu außerdentlich geringem Preise. Ein Rind ist für 24 Sh. zu haben, ein fettes Schwein für 10 bis 20 Sh., ein Schaaf für 4 Sh., 24 Eier für 3 d. und ein Rahmkäse von 9 Zoll Länge und 3 Zoll Dicke für 6 d. Einheimische und europäische Gemüse sind zu niedrigen Preisen feil. Ja, man giebt eine solche Menge für die kleinste Geldmünze, daß Leute, denen es an Geld fehlt, um den täglichen Bedarf zu kaufen, Eier nehmen und für diese die gewünschten Gegenstände eintauschen.

Alle unsere Hausthiere gedeihen ganz vortrefflich, und die eben erwähnten Preise deuten an, daß die Viehzucht sehr leicht sein muß. Das Lama wird als Lastthier gebraucht, indeß nicht häufig. Meerschweine werden in großer Menge gehalten, namentlich von den Indianern. Ueberhaupt war man nicht allein zu Cuenca, sondern in allen Städten und Dörfern von Ecuador, durch welche uns die Reise führte, reich mit Lebensmitteln versehen. Die Gegend verlangt nur die Hand einer thätigen Bevölkerung, um eine der blühendsten auf dem Erdenrund zu sein. Die Vorsehung hat dieselbe nicht bloß mit hohen Gebirgen, ausgedehnten Weiden und kostbaren Chinabäumen versehen, sondern auch mit einem gesunden und gemäßigten Klima, unerschöpflichen Minen aller Metallarten und fruchtbarem Boden, und hat sie überdies in den Mittelpunkt der bewohnten Erdkugel gelegt, zwischen einen der mächtigsten Ströme der Erde, den Amazonenfluß, und den großen stillen Ocean. Ecuador bietet ein weites Feld für den Unternehmungsgeist und wenn der Drang der Auswanderung, der sich jetzt mit solcher Gewalt nach Nordamerika und Australien geworfen hat, nur einige Wochen

nach Ecuador gelenkt werden könnte, so würden sich die politischen und socialen Verhältnisse dieses Landes in kürzester Frist anders gestalten. Gegenwärtig ist es so schwach bevölkert und von einer so geringen Anzahl Weißer bewohnt, daß 12,000 Einwanderer einen überraschenden Einfluß ausüben würden. Dieselben würden nicht allein eine äußerst vortheilhafte Einwirkung auf die Wahlen verursachen und die Staatsgewalt in die Hände überlegener Köpfe bringen, sondern sie würden auch die Uebermacht des Clerus zerstören, der bis dahin die öffentliche Ausübung protestantischen Gottesdienstes verhindert hat; auch würde es ihnen nicht schwer fallen, die Neger und Zambos von Guayaquil im Zaume zu halten, welche die Hauptanstifter der meisten Revolutionen gewesen, von denen die Annalen dieser Republik befleckt sind.

Am 18. September sagten wir Cuenca, wo wir eine so warme Aufnahme erfahren hatten, Lebewohl. Unsere englischen Freunde versahen uns mit einer ganzen Maulthierladung von Vorräthen und Dr. Taylor so wie die Colonels Harris und Talbot begleiteten uns eine Strecke Weges. Die Straße ging über Berge, die meist wohlbewaldet waren; nachdem wir aber den letzten derselben überschritten, wurde die Gegend offen und grasreich. Ein Ritt von vier Stunden brachte uns zum Tambo von Quinoas, wo wir die Nacht blieben. Da hier nichts zu bekommen war, so zeigten sich die Vorräthe, die uns unsere Freunde geschenkt hatten, von größtem Nutzen. Die Herberge war in baufälligem Zustande, was uns einem frischen Zuge aussetzte. Früh am Morgen wurde es außerordentlich kalt; auf der Erde lag dicker Rauhfrost und wir mußten uns in Lauf setzen, um warm zu werden.

Je weiter wir kamen, desto interessanter wurde die Gegend; sie war überall mit Rasen bedeckt und ziemlich frei von Bäumen. Felsen, die sich zu furchtbarer Höhe thürmten und vielerwärts überhingen, gaben derselben einen großartigen Charakter. Nach Mittag erreichten wir Punta de Caja, welches ungefähr 14,000 Fuß über dem Meeresspiegel angegeben wird. Zu unserer Rechten war ein Gebirge mit Schnee bedeckt; von dem Gipfelpunkte hatten wir eine Aussicht auf wohl funfzig Niederungen. Wir fanden hier in der Nähe des Berggipfels einige schöne Compositä-Sträucher, darunter den seltenen Baccharis thyoides, Pers., der auf den ersten Anblick dem Lebensbaume ähnlich sieht. Nachdem wir Punta de Caja passirt, stiegen wir abwärts und fanden die Temperatur auf der Westseite des Gebirges bedeutend höher als auf der Ostseite. Die Straße war eine Strecke lang mit Schädeln und anderen Knochen von Menschen, Pferden und Maulthieren bedeckt: hier war eine Truppenabtheilung, welche von der Küste kam, um Cuenca anzugreifen, von einem Schneegestöber überfallen und alle waren umgekommen, da ein Entrinnen unmöglich war. Nachmittags kamen wir in einen dichten Wald, der vorzugsweise aus Podocarpus-Bäumen bestand, und bei Sonnenuntergang erreichten wir zu unserer Freude den Tambo von Guaicuase, wo wir unsere Kleider trocknen konnten, denn mehrere Regenschauer hatten uns ganz durchnäßt.

Am nächsten Morgen passirten wir Mollatura, ein Dorf das nur 14 Einwohner hat, aber eine nette kleine Kapelle besitzt. Am folgenden Tage erreichten wir den Tambo von Yerba Buena, welches etwa 5000 Fuß über dem Meere liegt und seinen Namen von einer Pflanze (Mentha, sp.) erhalten hat,

welche in der Umgegend in Masse wächst. Einige Reisende von Guayaquil lagerten an dem Orte und beklagten sich sämmtlich über den gräßlichen Zustand der Straße von Naranjal. Eine Dame, die eben ankam, war von der Anstrengung der Reise ganz erschöpft, da sie die letzte Nacht in dem Walde schlafen und den ganzen Tag zu Pferd sitzen müssen. Wir standen ihr nach Kräften bei und weil wir reichlich mit Vorräthen versehen waren, so konnten wir ihr und ihrem Gemahle ein gutes Abendessen anbieten.

In Yerba Buena mußten wir einen ganzen Tag liegen bleiben, denn zwei Maulthiere hatten sich während der Nacht verloren und waren wahrscheinlich nach Cuenca zurückgekehrt; um das Uebel zu vergrößern, bekam auch noch einer von unseren Indianern das Fieber. Es herrschte ein dicker Nebel, allein obgleich wir nur wenige Schritte vor uns sehen konnten, entdeckten Pim und ich manche schöne Pflanze, darunter die Fuchsia spectabilis, Hook., eine der schönsten bekannten Arten. Am Nachmittage klärte sich der Himmel auf, der Nebel zog wie ein Vorhang in die Höhe und wir genossen eine wundervolle Aussicht auf den stillen Ocean, den Fluß Guayaquil, zahllose Niederungen und den Chimborasso.

Am 23sten gegen Mittag kehrten die Maulthiertreiber zurück. Sie hatten die Thiere glücklich gefunden. Wir konnten aber nur fort, indem sie ihre eigenen Güter zurückließen. Als wir aufbrachen, traf eine Gesellschaft ein, welche zwei Maulthiere durch Sturz in den Abgrund verloren hatte. Der Zustand der Straße war nicht übertrieben geschildert; dieselbe war so kothig, daß die Maulthiere schier versanken. Weiterhin, als wir hinabzusteigen begannen, mußten die armen Thiere den Bergabhang von wenigstens hundert Yards in einer Zickzack-

linie hinuntergleiten; es war schrecklich. Die Maulthiere wurden ihrem Instinkt überlassen und es war erstaunlich anzusehen, wie sie an Stellen, die dicht am Abgrunde hinliefen, vorüberglitten und mit der größten Zierlichkeit das Gleichgewicht behaupteten.

Es fiel ein entsetzlicher Regen, die Erde wurde ein vollkommener Morast und es war unmöglich, vor Nacht einen Haltpunkt zu erreichen. Indessen wie schwierig es war, die Führer anzuspornen, weil es ihnen gleichgültig ist, ob sie naß oder trocken sind, so waren wir fest entschlossen, die Höhle von Chacayaque zu gewinnen. Wir mußten nach Eintritt der Dunkelheit mehrere Flüsse passiren, von denen zwar keiner tiefer als bis zum Sattelgurt der Maulthiere war, allein die so reißenden Strom hatten, daß wir fast einen unserer Koffer verloren hätten. Der stärkste von den Leuten mußte in's Wasser gehen, um das am meisten erschöpfte Maulthier hindurchzuziehen. Gegen 10 Uhr Nachts erreichten wir die Höhle; sie war wenig besser als die Erde draußen, weil der Regen hineingeschlagen war und sie ganz feucht gemacht hatte. Es war nicht möglich Feuer anzuzünden, und da wir sehr durchnäßt waren und von Fledermäusen, Moskitos und Sandfliegen beunruhigt wurden, so konnten wir nicht zu Schlafe kommen.

Den Fluß Chacayaque fanden wir von beträchtlicher Größe; seine Ufer und der Fußweg waren dick mit Glimmersand bedeckt, so daß unsere Stiefel und Beinkleider davon bestäubt wurden. Mit dem ersten Schimmer des Tages verließen wir die Höhle; unser Weg führte durch einen dichten Wald, worin viele Palmen und Farnbäume standen; wir kamen durch mehrere Moräste, die zum Theil durch Verwe-

fung von Pflanzenstoffen verursacht waren; die Ausdünstung derselben war ekelhaft. Nach zweistündigem Ritt durch diese ungesunden Gegenden wurde der Boden trockener. Wir bemerkten eine große Menge Salamander, die einen hübschen Anblick abgaben wie sie zwischen den Steinen und Baumwurzeln hinschlüpften. Zu Mittag kamen wir nach Naranjal, einer kleinen Stadt von ungefähr 400 Einwohnern, meist lauter Negern. Die Häuser derselben sind gleich denen der Bucht von Choco auf Pfählen erbaut. In der Nachbarschaft giebt es ausgedehnte Pflanzungen von Cacao, dem das feuchte Klima sehr günstig ist. Apfelsinenbäume (Naranjos) sind nicht stark angebaut, obgleich der Name des Orts große Wälder davon erwarten ließ.

Don Manuel Pico, der Teniente des Orts, an den wir einen Empfehlungsbrief hatten und der außerdem durch den britischen Consul in Guayaquil, Walter Cope, Esq., von unserer Ankunft benachrichtigt war, kam uns mit großer Freundlichkeit entgegen. In seinem Hause fanden wir ein Schreiben von unserem Wundarzt, Hr. John Hoodridge, der in der Hoffnung uns anzutreffen, mit dem Consul hergekommen war. Am Nachmittage kamen wir zu dem Hafen von Naranjal, welcher zwei Stunden weiter liegt. Hier standen nur zwei Häuser, die am Rande eines Grabens lagen, worin sich einige Canoes befanden; weiter unter, wo der Fluß sich erweitert, waren Schiffe von größerem Umfange zu sehen. Colonel Talbot hatte in seinem Briefe den Teniente ersucht, uns mit Moskitovorhängen zu versehen, die in der That eine Wohlthat waren. Ohne dieselben würden uns die Moskitos schrecklich gepeinigt haben. Selbst die Neger haben ihre Betten damit versehen.

In einem der Häuser trafen wir vier Damen von Guayaquil, die auf Pferde warteten, um nach Cuenca zu ziehen. Die Mutter war erst vom Fieber genesen und wollte in den höheren Gegenden der Anden den Segen der Bergluft genießen. Wir hatten einiges Mitleid mit diesen Reisenden. Als sie sich ängstlich nach der Beschaffenheit des Weges erkundigten, mußten wir ihnen leider die Wahrheit gestehen. Am nächsten Morgen schifften wir uns auf einem Chaté ein, einem schmalen Fahrzeuge, das mit Cacao beladen war. Der Fluß erweiterte sich tiefer hin beträchtlich, bis er an seiner Mündung wohl nicht unter drei Viertelmeilen Breite haben mochte. Die Ufer trugen Mangobäume; Alligators waren in Menge vorhanden. Obgleich wir wiederholt danach schossen, gelang es uns nicht, einen zu erlegen. An der Mündung des Naranjal erhob sich eine lebhafte Brise, die uns mit Hülfe der Ebbe rasch in den Guayaquil brachte. Bei Sonnenuntergang wurde es windstill und heftiger Regen fiel, so daß wir gegen Beginn der Nacht vor Anker gehen mußten. Durch den Eintritt der Fluth wurde der Chaté noch länger unterwegs gehalten; erst der frühe Morgen brachte uns an den Kai von Guayaquil.

Capitel XIII.

Guayaquil. Santa Elena. — Solango. — Manta. — Monte Christi. — Sua. — Esmeraldas. — Tumaco. — Bucht von Choco. — Ankunft in Panama.

Die Stadt Guayaquil hieß ehemals Culanta und wurde nach Herrera von dem Adelantado Belalsar gegründet. In einem der Aufstände der Indianer, welche nach der Eroberung durch die Spanier stattfanden, wurde sie zum größten Theile zerstört und viele Spanier verloren ihr Leben. 1537 unternahm Capitain Francisco de Orellana ihren Neubau. Die Flibustier machten mehrere Angriffe auf den Ort und nahmen ihn auch einmal ein, wo sie denn eine beträchtliche Summe als Lösegeld erpreßten. Während des Unabhängigkeitskrieges erklärte sich die Stadt selbst für unabhängig, und es kostete Schwierigkeiten, sie zu der Republik zu ziehen, welche Bolivar unter dem Namen Columbia gründete und die seitdem in Venezuela, Neugranada und Ecuador zersplittert ist. In neueren Zeiten war Guayaquil fortwährend ein Heerd der Verwirrung für die Regierung von Ecuador. Die Schwarzen und Zambos, aus denen die größte Masse der Einwohnerschaft besteht, sind beständig zur Revolution aufgelegt. Da Guayaquil der vorzüglichste Hafen der Republik ist und bisher immer den Erfolg gehabt hat, die Regierung umzuwerfen, wann es ihm einfiel, so hat die Staatsverwaltung darauf

gedacht, den Hafen Esmeraldas aufzuthun und auf diese Weise ein Gegengewicht gegen Guayaquil herzustellen. Allein die Schwierigkeiten dieser Maßregel und die geringere Güte des Hafens Esmeraldas haben die Ausführung des Plans verhindert und es ist wahrscheinlich, daß er niemals ins Leben treten wird.

Guayaquil hat keine Bauwerke von Bedeutung, wie die wenigsten Städte des spanischen Amerika in dieser Hinsicht von Belang sind. Die Kirchen sind in leichtem Phantasiestyle erbauet, der sich bei Mondlicht recht gut ausnimmt, allein bei Tage besehen zu sehr aussieht wie Häuser aus Kartenspahn. Das Innere ist flitterhaft ausgeputzt, ohne Geschmack und Eleganz. Die Straßen sind nach dem Muster der spanischen Städte-Anlagen rechtwinklig; allein der Plan ist in seiner regelmäßigen Anlage nicht ganz ausführt, vielmehr ist das Areal der Stadt nur zur Hälfte bebauet. Die größte Sehenswürdigkeit ist der schöne Kai, oder Marina, der sich anderthalb englische Meilen an den Ufern des Flusses Guayaquil hinzieht. Er ist 60 Fuß breit, mit Steinen belegt und von einer Reihe ansehnlicher, selbst prächtiger Häuser begrenzt, die vom Wasser aus gesehen eine stattliche Ansicht gewähren, besonders zur Abendzeit, wenn die Fenster von Lichtern erhellt sind. Des Morgens ankert eine unzählige Menge Canoes und Boote am Kai, die mit Früchten beladen sind. Man weiß nicht, was man am meisten bewundern soll, die große Mannigfaltigkeit dieser Produkte, oder den seltenen Grad von Vollkommenheit, der sie auszeichnet.

Die Stadt zählt 18,000 Einwohner, die ungefähr in dem Zustande leben, der in Frankreich und England unter der Herrschaft Ludwigs XIV. und Karls II. geschildert wird.

Bei Besichtigung der Stadt stießen wir allenthalben auf Aehnlichkeiten mit ehemaligen Zeiten, von denen wir wie von einer verschollenen Welt reden und kaum zu denken vermögen, daß dergleichen noch bestehen solle. In Guayaquil erfuhren wir alle Unannehmlichkeiten, welche von kothigen Gossen und Rinnen in der Straßenmitte herrühren; junge Mädchen — zwar schön von Gestalt, aber nicht in der That — schütteten allerlei Unflath und dergleichen aus den Fenstern, während der unglückselige Fußgänger in unwillkürlicher Verwunderung über dies sonderbare Schauspiel aufschauete — bis seine erstaunten Sinne durch den niederstürzenden, so wenig reinen als sauberen Strom aufgerüttelt wurden. Gay, in seiner „Trivia, oder die Kunst durch die Straßen von London zu gehen“, einem vor 120 Jahren geschriebenen Buche, giebt eine ganz gute Vorstellung von dem gegenwärtigen Zustande der Städte Lima und Guayaquil; eine Beschreibung von Paris aus den Zeiten der Regentschaft oder Ludwig's XIV. möchte noch besser passen.

In der Nähe der Stadt befindet sich viel gutes Land, das wegen seiner flachen Ausdehnung und des zahlreichen darauf weidenden Viehes viele Aehnlichkeit mit den Marschgegenden von Cambridgeshire und Huntingdonshire hat. Indeß giebt es auch einige Hügel und mehrere der höchsten Berge der Erde sind in der Nähe dieses halb in Wasser liegenden Landstrichs. Nördlich von Guayaquil befinden sich drei Hügel, die „Kreuzberge“ genannt werden, weil auf der Spitze eines jeden ein Kreuz steht. Der östliche derselben ist 247′ über dem Meere, der mittlere 326, der westliche 284. Die Sage verlegt die Lage der Stadt in den Zeiten der Inkas hierher. Ein klarer Nachmittag gestattete uns eine deutliche Ansicht des

Chimborasso — El lindo Chimborazo, wie ihn die Bewohner von Guayaquil nennen. Obgleich das Gebirge hundert Meilen entfernt ist, so gewährte es doch einen großartigen Anblick und machte auf mich einen mächtigern Eindruck als der Aetna und der Pik von Teneriffa. Der Chimborasso ist eine ungeheure unregelmäßige Masse mit zwei Koppen, die sich über 21,000′ erheben; da die Grenze des ewigen Schnees unter dem Aequator 15,000′ ist, so bleibt der ganze übrige Rest des Berges immerdar mit Eis bedeckt.

Der Fluß Guayaquil ist ein stattlicher Strom. Bei der Insel Puna hat er eine Breite von 8 bis 9 Meilen und bei der Stadt sechs Faden Tiefe. Bei hoher Fluth könnte wohl ein Kriegslinienschiff ohne Beihülfe von Dampfkraft hinauffahren. Zwar sind in dem Bette gefährliche Untiefen und einige Felsenbänke, die der Passage Schwierigkeit bereiten, allein die Messungen des Capitains Kellett werden künftig die Schiffe davor behüten. Bei der Auffahrt ist der Wind gemeinlich Südsüdwest; beim Niederfahren dagegen, wo beigelegt werden muß, wird die Vermeidung der Bänke schwieriger. Dieser Fluß erinnert sehr an die Themse — so weit eine tropische Gegend an gemäßigtere Zonen erinnern kann. Puna, die große Insel an der Mündung, ließe sich für Sheppey nehmen, jene gefährlichen Untiefen für die von Grain Island und im Bereiche des Medway; es giebt sodann auch einen tauben Arm von der Breite des Hauptstroms, der mit dem Medway verglichen werden mag, obgleich er in der Wirklichkeit kein Fluß ist, sondern nur ein Salado, wie die spanische Bezeichnung lautet — ein stehender Meerarm oder eine Bucht. In einer der Revolutionen, denen Ecuador unterworfen gewesen, landete General Flores eine Heermacht in dieser Bucht und

nahm Guayaquil. Der Marsch wird als schrecklich geschildert, denn man mußte über halb unter Wasser stehende Manglewurzeln passiren; „allein" — schreibt Henry Trollope in seinem Tagebuche, „Mr. Hull und ich, wir fuhren in dem „Whaler" bis zur obersten Spitze der Bucht und gelangten in 10 Minuten mittelst eines vortrefflichen Fußpfades zu einem freien Platze, der uns eine volle Aussicht auf die Stadt gewährte, und wir sahen uns nur eine Viertelmeile von der nächsten Kirche entfernt."

Die Ufer des Salado wie die des Flusses Guayaquil sind mit undurchdringlichen Manglesümpfen eingefaßt; es giebt schwerlich einen Platz, an dem die Landung möglich wäre. Punta Piedra, etwa 15 Meilen von Puna, gestattet allenfalls den Versuch festen Grund zu gewinnen; auf diesem Punkte stand früher ein Fort, dessen Trümmer noch vorhanden sind. Der Name Stein oder Fels ist bildlich genommen. Ycasa, die Besitzung einer Doña Josefina, ist ein anderer Platz den man freudig begrüßt, wenn man Tage lang nichts gesehen hat als endlose Manglewälder. Prescott giebt in seiner Geschichte der Eroberung Perus freilich ein reizendes Gemälde von dem Einzuge der Nachfolger Pizarros und Almagros in den „wundervollen Golf von Guayaquil"; allein mit Ausnahme der Wüste wird selten ein unerquicklicherer Anblick angetroffen als die sumpfigen Ufer dieses Golfs. Wilder Unterwald, lange Manglewurzeln und dichtes Laubwerk ist alles was das Auge erblickt; man kann sich leicht vorstellen, was das in einer flachen Gegend sagen will. Alligators schwärmen auf den Morästen des Ufers wo das Wasser niedrig steht, und es ist schwer, sie zu verscheuchen. Sie haben einen abscheulichen Geruch. Die Einwohner bilden sich ein, daß sie,

gleich den brasilianischen Geiern und den wilden Hunden von Konstantinopel die Stelle von Gassenkehrern vertreten und die Ansammlung zu großer Massen von Fäulniß verhüten.

Wir mußten uns nun wieder an Bord des Herald begeben. Derselbe hätte Payta im Juli verlassen, sich nordwärts gehalten und in den Monaten August und September den Fluß Guayaquil von der Insel Puna bis zur Stadt Guayaquil untersucht; desgleichen den Salado und Mandragon, zwei Wasserstraßen, die den größten Schiffen zugänglich sind. Am 29. September ankerte der Herald in der Bucht von Punta Santa Elena, um dieselbe nochmals zu untersuchen und so den Golf von Guayaquil, von welchem Santa Elena der nördliche Schlußpunkt ist, vollständig festzustellen. Als Pim und ich Guayaquil erreichten, war der Herald schon abgesegelt und wir mußten in der Stadt bleiben, bis Lieutenant Wood ankam und uns benachrichtigte, daß die Pandora bei Punta Español, auf der Insel Puna, halte und uns nach unserem Schiffe bringen wolle. Wir brachen ohne Verzug auf und erreichten den Herald auf der Punta Santa Elena.

Am 6. October, während der Nacht, setzten der Herald und die Pandora ihren Lauf längs der Küste fort und ankerten am 7ten bei der Insel Salango, die ein äußerst feuchtes Klima hat und eine sehr üppige Vegetation besitzt. Wir fanden sie nur von einer schwachen Einwohnerzahl bevölkert, welche sich mit dem Flechten von Panamahüten beschäftigt. Die Hüte nämlich, welche unter diesem Namen bekannt sind, werden nicht alle auf der Landenge von Panama verfertigt, sondern bei weitem die Mehrzahl und noch dazu die besten Sorten werden in Manta, Monte Christi und anderen Orten Ecuadors gemacht. Diese Hüte werden fast auf dem ganzen

Festlande von Amerika und in Westindien getragen und würden gewiß eben so gängig in Europa sein, wenn der hohe Preis, der zwischen 200 und 150 Dollars schwankt, nicht der Einführung entgegenstrebte. Sie zeichnen sich vor anderen Strohhüten dadurch aus, daß sie nur aus einem Stücke bestehen, ungemein leicht und sehr biegsam sind. Man kann einen solchen Hut aufrollen und in die Tasche stecken, ohne daß es ihm Nachtheil bringt. In der Regenzeit werden sie leicht schmutzig; dann wäscht man sie mit Seife und Wasser, hierauf mit Kalkwasser oder einer andern Säure und setzt sie der Sonne aus; so wird ihre Weiße leicht hergestellt. Diese Hüte sind im Allgemeinen so wenig bekannt, daß wohl ein Wort über ihre Verfertigung eingeschaltet werden darf. Die Pflanze, deren Blätter dazu genommen werden, heißt im gemeinen Leben „Jipijape“ oder „Portorico“ und in der botanischen Sprache Carludovica palmata, Ruiz et Pav. Sie hat das Ansehen einer Palme und findet sich längs der Westküste von Neu-Granada und Ecuador auf einer Ausdehnung von 12 Breitegraden. Das „Stroh“ (paja) unterliegt vor dem Flechten verschiedenen Zubereitungen. Die Blätter werden eingesammelt, ehe sie abfallen, alle Rippen und gröberen Fasern entfernt und der Rest, ohne von dem oberen Ende des Blattstiels getrennt zu werden, in feine Schnitte zerlegt. Nachdem es einen Tag der Sonne ausgesetzt worden, wird das Stroh in einen Knoten geschlungen und in kochendes Wasser getaucht, bis es weiß wird. Dann hängt man es auf einen schattigen Platz und läßt es einige Tage bleichen. Nun ist das Stroh für die Verarbeitung fertig und wird in diesem Zustande nach verschiedenen Plätzen versendet, besonders nach Peru, wo die Indianer es viel zu Cigarrentaschen ver-

arbeiten, von denen das Stück bisweilen 6 Pfund Sterling einbringt. Die Hüte werden über einem Blocke gemacht, den man zwischen den Knieen hält, wobei die Brust fortwährend zum Andrücken dienen muß. Das Flechten ist sehr mühsam und erfordert je nach der Güte eine mehr oder minder lange Zeit. Gröbere Hüte werden wohl in zwei bis drei Tagen vollendet, allein feinere erfordern bis zu mehreren Monaten. Die beste Zeit für das Flechten ist bei feuchter Witterung, in der Regenzeit und in den Frühstunden; bei trockenem Wetter und in den mittleren Tageszeiten bricht das Stroh leicht ab, was sich bei den fertigen Hüten durch Knötchen verräth, die den Werth vermindern.

Der bemerkenswertheste Zug der Küste von Ecuador ist der plötzliche Wechsel des Ansehens und des Klimas der Gegend. Orte, die nur wenige Meilen von einander getrennt sind, unterscheiden sich weit von einander. Zu Guayaquil giebt es Manglesümpfe und undurchdringliche Dickichte; zu Santa Elena Dürre und eine karge Vegetation; zu Salango eine feuchte Atmosphäre, Ueberfluß an Regen und einen dicht mit Pflanzen bedeckten Erdboden; zu Manta eine Wüste und in der Bucht von Atacamas wiederum dichte Wälder und reichlichen Regen. Es ließe sich eine malerische Karte von der Westküste Amerikas entwerfen; dem Darsteller wären alle Gegensätze zu Gebote gestellt, die er nur wünschen könnte: die unbarmherzige Witterung der Polarmeere, und Gegenden welche in der Sonne verdorren; Wälder des prächtigsten Nutzholzes und unfruchtbare Wüsten; das trübe Klima von Choco und die glänzenden Sonnentage von Untercalifornien; die Palme und die Fichte, der Alligator und das Wallroß, freie Männer und Sklaven, Schwarze und Weiße.

Am 10. October ankerten wir zu Manta und am 13ten wurde ein Ausflug nach Monte Christi gemacht, dessen Seehafen Manta ist. Wir kamen durch das Dorf Colorado, das nur aus einer Anzahl Hütten bestand und ein trauriges Ansehen hatte. Monte Christi, von dem ein Theil an dem Tage unserer Ankunft im Hafen abgebrannt war, ist von Bambus gebauet und wurde auf 3000 Einwohner angegeben, eine Zahl, die ich für überschätzt halte. Die Umgebung ist reine Wüste und mit Ausnahme von etwas Mais und Cassave durchaus nicht bebauet. Die Regenzeit währt von December bis Mitte März; außer dieser Zeit ist die Weide so spärlich, daß das Vieh die Rinde eines Baumes (Pachira, sp.) und etwas kümmerliche Bromeliaceae fressen muß. Auch die Jipijapa, aus deren Blättern die Einwohner Hüte flechten, kommt nicht fort. Alle Vegetation, die wir bemerkten, bestand in buschigen Baumwollpflanzen, einigen Cactus, der Zapote de perro (Colicodendron scabridum, Seem.) und einigen Crotons.

Am 16ten verließen wir Manta und nachdem wir Punta Galena besucht, richteten wir unsern Lauf nach dem Flusse Sua, den wir am 18ten erreichten. Die Meisten von uns, unter denselben Herr J. G. Whiffin, der bei dem Unfalle zugegen gewesen war, durch welchen Thomas Edmonston das Leben verloren hatte, statteten dem Grabe Edmonston's einen Besuch ab. Die üppige Vegetation hatte den Grabhügel mit einem grünenden Mantel bekleidet und mit schimmernden Blumen bedeckt.

Bei dem Dorfe Sua, etwa eine Meile landeinwärts, sind ausgedehnte Zuckerrohrpflanzungen zur Bereitung von „Aguardiente“. Taback, der hier stark gebauet wird, geht auf

Schmuggelwegen nach Neu-Granada, wo derselbe Monopol der Regierung ist, und wird sehr hoch bezahlt. Apfelsinen sind in Fülle vorhanden und von ausgezeichnetem Geschmack. Ananas mit Blättern ohne Aehren werden reichlich am Gestade gezogen.

Am 23. October erreichten wir die Mündung des Esmeraldas. Dieser Fluß entspringt in den Anden und obschon von beträchtlicher Breite, taugt er doch nicht für Seeschiffe, weil er voll seichter Stellen ist. Ungefähr sechs Meilen über der Mündung liegt die Stadt Esmeraldas, ein Ort von etwa 4000 Einwohnern, meist Neger und Zambos. In der Nähe sind Smaragdgruben, die früher von den Jesuiten ausgebeutet wurden. Seit der Vertreibung des Ordens sind dieselben vernachlässigt; ein Aberglaube behauptet, daß der Ort, wo sich die kostbaren Steine finden, von bösen Geistern bewohnt werde; diese werden daselbst wohl so lange hausen, bis die Jesuiten ihre Macht wieder über die Gegend ausgebreitet haben.

Am 25sten gingen wir unter Segel und warfen am folgenden Tage bei der Insel Tumaco Anker, wo wir den Fluß und die Bai desselben Namens untersuchten. Unsere Operationen wurden sehr durch Regen behindert und Ausflüge ans Land waren sehr schwierig, da der Boden an manchen Stellen ein völliger Sumpf und an anderen ganz überschwemmt war, so daß wir durchs Wasser waten mußten. Bei der Insel Morro erhielten wir vortreffliche Austern für unsere Tafel und fügten unserer conchologischen Sammlung ein schönes Exemplar von Pholas bei. Die Stadt Tumaco ist nichts als ein Dorf mit ungepflasterten Straßen und Häusern aus Bambus. Sie ist reich an Früchten

und führt Bauholz, vorzugsweise Mangle- und Cedernholz aus.

Am 3. November besuchten wir die Insel Gorgona und ankerten zwei Tage später bei Buenaventura in der Bai von Choco, um unsere Untersuchungen zu beendigen. Diese Bai ist wohl der regenreichste Ort der Erde und die Vegetation daselbst die üppigste, die sich denken läßt. Als unsere Aufgabe vollendet war, fuhren wir am 10ten weiter und erreichten unter dem Beistande eines heftigen Westwindes am 14ten die Insel Flaminco in der Bai von Panama, wo wir Depeschen, Briefe und Zeitungen aus England vorfanden.

Capitel XIV.

Untersuchung der Küste von Darien. — Garachine. — Bai von Ardita. — Cupica. — San Franzisco. — Solano. — Utria. — Cap Corrientes. — Fluß San Juan. — Rückkehr nach Panama.

Wir blieben auf der Rhede von Panama bis zum 1. December, wo wir die Untersuchung der Küste, von Punta de Garachine durch den Golf San Miguel bis zum Flusse San Juan, begannen. Während dieser Arbeit hatten wir häufig schlechtes Wetter, heftige Regengüsse, flaue Winde und einen Thermometerstand von gewöhnlich 84° und 86° F. Wir benutzten die Zeiten, in denen die Sonne schien, zur Ausführung unserer Operationen und ankerten beständig in hinreichend tiefem Wasser — 44, 54, 56, 60 und auch 62 Faden wurden oft im Logbuche bemerkt. Die Küste ist merkwürdig als die Scene der Versuche Pizarro's und Almagro's vor der Eroberung von Peru. Sie ist gegenwärtig noch so, wie die ersten Reisenden sie beschrieben: dichte Wälder, die von Regenströmen getränkt werden, reichen bis an den Meeresstrand; menschliche Wohnungen sind nur wenig und in weiten Zwischenräumen vorhanden. Die einzige Veränderung scheint im Charakter der Indianer vor sich gegangen zu sein. Als die Eingeborenen zuerst mit Europäern in Berührung kamen, waren sie kriegerisch und lieferten denselben häufige Schlachten. Gegen uns zeigten sie das Gegentheil; sie waren

scheu und flohen beim Anblick unsers Schiffs in die Wälder, aus denen sie erst zurückkehrten, nachdem sie sich überzeugt, daß wir keine feindliche Absichten hegten.

Am 3. December erreichten wir Punta de Garachine, wo ein Theil der Mannschaft ans Land ging. Verschiedene Markzeichen — starke Bäume — die im vorigen Jahre errichtet waren, hatten angefangen zu grünen und sechs Fuß lange Schüsse getrieben, so feucht ist das Klima. Am 8ten waren wir bei Punta de Caracoles, und am 14ten bei Punta de Piñas; den letztern Ort fanden wir unbewohnt und ohne Spuren lebender Wesen, obgleich er früher stark bevölkert war. Wir verfolgten die südliche Richtung und erreichten am 20sten die Bai von Ardita. An der Küste lagen mehrere Canoes und in einigen davon fanden wir frische Platanen; aber keine Seele ließ sich sehen. Am nächsten Tage näherte sich ein Canoe mit weißer Flagge dem Schiffe. Vier Indianer und zwei Neger waren darin. Einer von den ersteren stellte sich als den Alcalden des Dorfes Jorado vor. Er führte einen Stock mit silbernem Knopfe und war der Einzige, welcher etwas von Kleidung an sich hatte; seine Begleiter waren im Adamskleide. Sie brachten Platanen, Zuckerrohr, Eier und Papageien zum Austausch, womit wir schnell fertig wurden. Der Alcalde theilte uns mit, daß drei Flüsse in die Bai mündeten, der Ardita, der Jurador und der Bocorichichi.

Am 28sten legten wir in der Bai von Cupica Anker, die einer der besten natürlichen Häfen an der darischen Küste ist. Der Alcalde des Orts, ein Indianer, schien ein einsichtsvoller Mann zu sein, und da er das Spanische geläufig sprach, so konnten wir einige Auskünfte von ihm erhalten. Wir theilten ihm also unsere friedlichen Absichten mit, damit

er die Bewohner, die ins Innere geflohen zu sein schienen, beruhige. Er wußte von einem Flusse Naipipi in der Nähe der Bucht, welcher sich in den Atrato ergösse. Capitain Kellett und Lieutenant Wood gingen aus, um sich von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen. Nach einigen Stunden erreichten sie einen Fluß, von dem sie annahmen oder hörten, daß er dem atlantischen Meere zuströme. Wenn dies wirklich der Fall, so könnte es die Anlage eines Kanals zur Verbindung der beiden Meere erleichtern. Wirklich hat sich jetzt eine Gesellschaft in London gebildet, um diesen Plan zu verfolgen und ich bedauere, daß ich außer Stande bin, eine Meinung über die Möglichkeit abzugeben. Capitain Kellett äußerte sich nie über diesen Gegenstand, wahrscheinlich weil er nicht sicher war, daß der damals erreichte Fluß wirklich in den Atrato fließe, und der Theil seines Tagebuchs, welcher Darien umfaßt, ist leider nicht vorhanden. Trollope, der Inspections-Assistent, lag zu jener Zeit in einem heftigen Fieber; Wood's Bericht, welcher mehrfach veröffentlicht worden, ist Alles was ich darüber kenne. Das Land um die Bai von Cupica ist hügelig; ob das Innere dieselbe Beschaffenheit hat, ließ sich nicht ermitteln; dicke Nebel hingen über den dichten Wäldern und gestatteten keine weite Aussicht. Die Regenzeit währt ziemlich das ganze Jahr durch.

An der Küste fanden wir ein kleines Dorf, das am Ufer des Flusses Cupica gelegen war. Die Häuser waren auf Pfählen erbaut und wurden mittelst Leitern erstiegen, gleich denen in der Bai von Choco. Diese Bauart erstreckt sich von Guayaquil bis zum Golf San Miguel, von hier ab nach Central-Amerika herrschen verschiedene Bauarten. Die Indianer bauen Ananas, Guayavas (Psidium pomiforum),

Platanen, Cassaven, Oto (Arum) und Mais. Sie erzählten, daß vor langen Zeiten eine große Stadt an der Bai gelegen habe, welche von der See »verschlungen« worden sei. Möglich, daß diese Stadt — wenn es eine war — das Schicksal von Callao theilte.

Wir machten mehrere Ausflüge auf dem Flusse Cupica und wurden von dem üppigsten Pflanzenwuchse entzückt. Wir erblickten große Gruppen von vegetabilischem Elfenbein (Phytelephas, sp.), diesem schönen, palmartigen Gewächse, dessen »Nüsse« sehr viel von Drechslern zu Stockknöpfen, Hemdknöpfen, Nippsachen und ähnlichen Gegenständen verarbeitet werden. Die Indianer nennen die hiesige Art Antà; wahrscheinlich ist sie von der am Magdalenenflusse gefundenen verschieden. Sie wächst an niedrigen, feuchten Orten, vorzüglich an den Ufern der Flüsse und Bäche, und ist über das südliche Darien und die Nachbarschaft von Portobelo verbreitet, Gegenden, welche fast das ganze Jahr hindurch von Regenströmen begossen oder von dicken Nebeln umhüllt werden, die der feuchte Boden und die üppige Vegetation aushauchen. Das vegetabilische Elfenbein wird in abgesonderten Gruppen angetroffen, selten oder nie mit anderen Bäumen oder Büschen untermischt; wenn Kräuter sich spärlich dazwischen zeigen, so sieht der Boden wie gekehrt aus. Im Aeußern gleicht es dem Corozo colorado oder der Oelpalme (Elais melanococca, Gaertn.) so sehr, daß man die beiden auf den ersten Anblick verwechselt. Beide verlangen dieselben Bodenbeschaffenheiten, und haben Stämme, die einige Yards lang am Boden kriechen und sich dann beide zu gleicher Höhe erheben. Auch die Blätter sehen sich ähnlich und die Früchte wachsen in gleicher Weise, auf kurzen Stielen sitzend und meistens in Narben

versteckt. Aber nur die äußere Form stellt die Antà mit den Palmen zusammen; die Blumen, Staubfäden, die Organisation der Frucht, kurz alle wesentlichen Merkmale unterscheiden sie weit von jener Familie und setzen sie zu den Pandaneae. Der Stamm kriecht auf dem Boden und erhebt sich dann zu einer Höhe, die selten über 4—6 Fuß geht; sein Zug geht dann wieder niederwärts, theils wegen seiner Schwere, theils wegen der Luftwurzeln, und bildet so ein kriechendes Gewächs, dessen Länge nicht selten 20 Fuß beträgt. Die Spitze ist mit 12 bis 16 gefiederten Blättern gekrönt, deren volle Länge 18 bis 20 Fuß hält. Alle Pflanzen dieser Art, die ich sah, waren diöcisch; die männlichen Bäume stärker und von höheren, aufrechteren Stämmen als die weiblichen. Die Blüthen von beiden verbreiten einen sehr scharfen, mandelartigen Geruch, welcher Schwärme von Honigbienen, besonders die stachellosen des Waldes, anzieht. Die männlichen Blumen sitzen auf fleischigen Dornen, welche an 5 bis 6 Fuß Länge haben und niederhängen; die weiblichen Blüthen erscheinen in Bündeln auf kurzen, dicken Stielen und stehen aufrecht. Die Früchte, eine Gruppe von Steinfrüchten, bilden große Kolben und stehen anfangs aufrecht; bei Annäherung der Reife mehrt sich ihre Schwere; die Stiele, welche die gewichtige Masse bis dahin getragen, schrumpfen zusammen, und sie senkt sich abwärts. Eine Pflanze bringt zu gleicher Zeit 6 bis 8 solcher Kolben, von denen jeder 80 Samen enthält und bei völliger Reife gegen 25 Pfd. wiegt. Die Indianer machen von der Antà folgenden Gebrauch: mit den Blättern decken sie ihre Hütten, der junge, flüssige Kern wird gegessen, aus den „Nüssen“ aber wird kein Vortheil gezogen. Die spanischen Bewohner des Isthmus wußten vor meinem Besuche

nicht, daß das vegetabilische Elfenbein, oder Marfil vegetal, wie sie es nennen, in dieser Gegend existire. Obgleich ihnen bekannt war, daß ganze Schiffsladungen voll der Producte dieser Bäume aus Darien in den Handel gingen, so hatte sich doch Niemand die Mühe gegeben, danach zu suchen.

Wir verließen Cupica, passirten am 1. Januar 1848 das Cap San Franzisco Solano und ankerten am 3ten in der Bai von Solano. Der folgende Tag war ein Unglückstag. Die Brandung ging so hoch, daß es äußerst schwierig war zu landen und wieder einzuschiffen. Als ich an die Küste fuhr, wurde mein Boot umgeschlagen; Alles was darin lag, ging verloren und ich selbst wäre umgekommen, wenn mich nicht die Wellen ans Gestade geworfen hätten. Die Herren Jago und Parkinson bewerkstelligten zwar eine glückliche Landung, allein Abends war es unmöglich, wieder ans Schiff zu kommen. Es war bereits finster, als es den Bemühungen Maguire's, des ersten Lieutenants, gelang uns wieder an Bord zu bringen. Hier stellte es sich heraus, daß an diesem Tage fast Jeder einen Unfall zu beklagen hatte, und wenn er auch nur etwas verloren; nach dem alten Sprichwort: „Unglück kommt nie allein.“ Keiner jedoch war in einer gefährlichern Lage gewesen als Herr Whiffin.

„Ich wollte“, erzählte Herr Whiffin, „die Bai von Solano in einer kleinen Bucht passiren, die durch einen scharfen, steilen Vorsprung gebildet wurde und worin die Landung für ein Boot leichter zu sein schien. Unsere Gesellschaft, der Wundarzt, der Zahlmeister und ich, fanden es nöthig, längs der Küste dieser Landspitze durch einen dichten Wald, der dieselbe bedeckte, durchzubrechen. Jeder trug sein Gewehr; die Schwierigkeit eine glatte, schlüpfrige Höhe zu erklimmen, war

nicht gering, da wir beständig durch verwachsene Schlingpflanzen und niederhängende Zweige von Bäumen und Büschen einen Weg suchen mußten. Die Regenzeit war erst kürzlich zu Ende gegangen und die wenigen Sommertage, welche ihr gefolgt waren, hatten die Feuchtigkeit des ganz durchnäßten Bodens noch nicht aufzusaugen vermocht. Stämme von umgestürzten, dem Ansehen nach gesunden Bäumen lagen nach allen Richtungen hin, und waren beim Falle in Stücke zerschlagen, wogegen kleinere, ganz verrottete Bäume bloß durch die Kraft ihrer Zweige aufrecht erhalten wurden, aber in der Hand, die an ihnen einen Halt fassen wollte, morsch zerbrachen.

„Alle fünf bis zehn Minuten mußten wir über kleine Wasserfälle setzen, welche den schlüpfrigen Felsen hinabrannen und sich entweder in die See ergossen oder in einem Dickicht verloren. Wir standen einander mit hülfreicher Hand bei, um die verschiedenen Hindernisse unsers Weges zu überwinden, und benutzten jeglichen kleinen Unfall zu Scherzen und Späßen. Etwa zwei Drittel des Weges mochten so zurückgelegt sein, als wir wieder an einen solchen Gießbach gelangten. Derselbe war breiter als die bisherigen und schwer zu überschreiten. Das Wasser rann gemächlich einen schlüpfrigen, sanft geneigten Felsen hinab, beherrschte eine Breite von 8 bis 10 Fuß und fiel einige 30 Fuß abwärts über einen Abhang von 100 Fuß Tiefe, unter welchem die See heftig gegen den Felsen brandete.

„Meine Gefährten gelangten mit Hülfe überhängender Baumzweige glücklich auf die andere Seite; ich faßte aber einen verrotteten Stamm, der mir in der Hand zerbrach, mein Fuß gleitete und ach! schaudervolle Erinnerung! da sank

ich in raschem Falle den schlüpfrigen Abhang hinunter dem brandenden Abgrunde entgegen. Hundert Bilder traten auf eins vor meine Seele: Heimath — Freunde — der schreckliche Tod, dessen Hand sich mir entgegenstreckte — Alles stand in demselben Augenblicke vor mir. Die Heftigkeit meines Niedergleitens nahm zu; umsonst ließ ich mein Gewehr fahren, umsonst bemühete ich mich, den nassen, schlüpfrigen Felsen zu erfassen, umsonst versuchte ich meine Füße irgendwie festzustemmen; es war vergebens, mein Schicksal schien entschieden zu sein. Die Vorsehung hatte mir die Geistesgegenwart erhalten und zwar in mehr als gewöhnlichem Maße. Indem ich so hinabglitt, indem ich der verderblichen Tiefe näher kam und den verhängnißvollen Sturz durch Anspannung aller meiner Muskeln zu verzögern strebte, bemerkte ich an der andern Seite des Wasserbettes eine dünne Ranke, die in den Felsenspalten wurzelte. O! dachte ich, wäre ich doch auf der andern Seite! Die Ranke könnte mich retten! Aber wie kann ich sie erreichen! — und doch war es die einzige Rettung, der einzige Hoffnungsstrahl für mich, der sich schon dem Verderben geweihet glaubte. Mit unerklärlichem Instinkte — ich mag nicht so anmaßend sein es Geistesgegenwart zu nennen — wand ich meinen Körper so, daß er die nöthige Richtung annahm, um dem ersehnten Gegenstande nahe zu kommen. Ich näherte mich demselben — mehr — und mehr — doch neue Zweifel indem ich darnach greife — wird er mich halten? — ist er nicht auch verrottet? — wird meine Schwere, die Wucht meines Falles die Ranke nicht zerreißen oder entwurzeln? Nein! ich erfaßte dieselbe, sie hielt. Ich wand meine Hand darin fest und schauete auf. Meine Begleiter standen wie versteinert am Rande des Abhanges. Schnell eilten sie

heran und durch ihren raschen Beistand wurde ich aus meiner gefährlichen Lage auf sichern Boden gezogen. Bei dem ersten Tritte ans Land schwindelte es mir vor den Augen; mein Hut fiel ab und glitt den Abhang hinunter in die brandende See, als wolle er mir ein Bild des schrecklichen Todes geben, dem ich selber glücklich entronnen."

Solano ist eine treffliche Bai mit tiefem Wasser, gesegnet mit Fischen und mit Waldung, worin eine große Menge wilder Cocusnußpalmen. Letztere befinden sich längs der ganzen Küste von Darien an Orten, wo weder Menschen leben noch Spuren vorhanden sind, daß je welche dort gewesen. Dies bestärkt Martius Meinung, daß der Isthmus von Panama das Vaterland derselben sei, und sie von hier aus über die tropischen Gegenden beider Hemisphären verbreitet wurden.

Wir steuerten südwärts und kamen am 9. Januar zur Bai von Utria, einem guten, natürlichen Hafen, der vor Capitain Kellett's Reise den Geographen unbekannt gewesen zu sein scheint. Ueberhaupt war die ganze Westküste von Darien früher eine bloße gerade Linie auf den Karten, die seit der Expedition des Herald eine ganz andere Gestalt bekommen haben und das Dasein vortrefflicher Häfen und Zufluchtsstellen für große und kleine Fahrzeuge nachweisen. Am 13ten ankerten wir am Flusse Nuqui. Hier lebte nur ein einziger Weißer, ein Engländer, alle übrigen Bewohner waren Indianer, welche dieselbe Sprache wie am Cupico redeten.

Am 16ten erreichten wir das Cap Corrientes, ein Vorgebirge, welches leicht an einem domartigen Berge, dem Janano, zu erkennen ist, und von Chirambira her das erste

hohe Land bietet, welches im Sicht kommt. Wir hielten einige Zeit an diesem Vorgebirge, konnten aber von hier bis nach dem Flusse San Juan nicht ans Land fahren, weil die Brandung so hoch ging, daß es gefährlich war ein Boot auszusetzen.

Am 28sten warfen wir Anker bei der Chirambira-Insel und verwandten einige Tage auf die Untersuchung der Mündung des San Juan, eines der breitesten Flüsse in Darien. Es ist zu bedauern, daß Capitain Kellett verhindert wurde, diesen ansehnlichen Fluß zu verfolgen, besonders da es bekannt ist, daß er sich dem Atrato auf wenigen Meilen nähert und gegenwärtig — wenn man den Berichten Glauben schenken darf — mit demselben durch einen Kanal verbunden ist, welcher den Canoes die Fahrt aus dem Atlantischen zum Stillen Ocean eröffnet. Der San Juan hat mehrere Ausflüsse, deren bedeutendere zwischen den Inseln Cacagual und Chirambira liegt. Auf Chirambira ist ein kleines Dorf, in dem wir einen Spanier trafen, welcher „Aguardiente“ destillirte, das nach seiner Aussage an den Flußufern vortrefflichen Absatz findet.

Mit Punta Chirambira hatten wir die Messungen der Bai von Panama zu dem Punkte geführt, wo unsere Operationen in der Bai von Choco sich anschlossen, und auf diese Weise die Delineation der Westküste von Südamerika vollendet. Wir segelten also am 1. Februar nach Panama zurück, das wir am 12ten erreichten, nachdem wir unterwegs noch einmal bei Cap Corrientes vorgesprochen.

In Panama trafen wir einen Franzosen, der eine Anzahl Honigbienen aus Europa herübergebracht hatte, um damit nach Peru zu gehen. Mit Mühe und Kosten war es ihm

geglückt, den Isthmus zu erreichen, allein die meisten Bienen waren beim Eintritt in die tropische Zone gestorben. Es war bereits das zweite Mal, daß er den Versuch machte, dieses nützliche Insect nach Peru einzuführen. Er hatte bei seinen fruchtlosen Bemühungen eine ansehnliche Summe Geldes zugesetzt; allein da die peruanische Regierung ihm ein Patent auf sechs Jahre garantirt hatte, so dachte er schon wieder auf seine Kosten zu kommen, wenn es ihm gelänge, nur einige Bienen in die höheren Gegenden der Anden zu bringen.

Herr Stephens, der unternehmende amerikanische Reisende — dessen Bekanntschaft ich durch Herrn Nelson, Consul der Vereinigten Staaten, gemacht hatte — hielt sich in Panama auf. Er war von einer Gesellschaft abgeschickt, um die Einleitungen für eine Dampfschiffverbindung zwischen Panama und San Franzisco zu treffen, eine Aufgabe, wofür er eben der rechte Mann war. Herr Steffens ist von mittlerer Größe und sehr lebhaftem Wesen; seine Miene verräth große Entschlossenheit; sein Aussehen ist militärisch, was vielleicht mit von dem Tragen eines Schnurbarts herrühren mag.

Gegen Ende Februar begab sich der Herald auf die Ausmessung der Küste westwärts von Punta Mala, der Inseln Coyba und Quicara, und der Einfahrten in den Hafen von Boca Chica, während ich eine Reise durch Theile der Provinzen Panama und Veraguas machte, wo ich Chorera, Natà, Santiago und David besuchte. Die gesammte Expedition kehrte gegen Ende April wieder nach Panama zurück. Ich übergehe die Erzählung dieser Reise, welche mich zu weit in Einzelnheiten führen würde, und gebe dafür eine allgemeine Uebersicht des Isthmus von Panama, die ursprünglich für meine „Geschichte des Isthmus von Panama“ geschrieben

wurde, hier jedoch wegen der vielen an mich gerichteten Nachfragen von Mitgliedern der Gesellschaften für interoceanische Verbindungen am Platze sein mag. Wie unvollständig sie auch ist, so wird sie doch in einem Augenblicke interessiren, da der schmale Landstrich zwischen den beiden Continenten von Amerika die Aufmerksamkeit der Handelswelt auf sich gezogen hat und Millionen britischen Capitals im Begriff sind, denselben mit Straßen, Eisenbahnen und Kanälen zu durchschneiden.

Capitel XV.

Geographische Lage des Isthmus von Panama. — Grenzen. — Umfang der Oberfläche. — Küsten. — Inseln. — Ebbe und Fluth. — Karten. — Flüsse. — Allgemeine Beschaffenheit des Landes. — Geologie. — Metalle. — Goldminen. — Salinen. — Vulkane. — Erdbeben. — Heiße Quellen. — Klima. — Winde. — Wasserhosen.

Der Isthmus von Panama liegt zwischen dem 4° und 10° N. B. und dem 77° und 83° W. L. In politischer Hinsicht gehört er zu der Republik Neu-Granada und umfaßt die Provinzen Panama und Veraguas, und die Gebiete Darien und Bocas del Toro. Seine geringste Breite von See zu See beträgt 27 Meilen; seine Gestalt gleicht einem Bogen, dessen äußere Linie das Caribbäische Meer bildet, während die Südsee die innere beschreibt. Er ist im N. und N. O. vom Atlantischen Meere, im S. und S. W. vom Stillen Ocean, im Osten von den Flüssen Atrato und San Juan, und im Westen von der Republik Costa Rica begrenzt, und umfaßt mit Einschluß der anliegenden Inseln eine Oberfläche von 34,000 Quadratmeilen — ein Umfang der ungefähr Portugal gleichkommt.

Die Küste vom Atlantischen Ocean beträgt von Costa Rica bis zum Flusse Atrato 360 Meilen. Das westliche Ende derselben bilden die Lagunen von Chiriqui, eine länglich runde Bai, in der sich der Hafen von Bocas del Toro befindet.

Oestlich davon liegt der Fluß Belen, wo Columbus auf seiner vierten Reise eine Niederlassung zu gründen versuchte, und unter 9° 18′ 6″ N. B. und 79° 59′ 2″ W. L. der Hafen von Chagres, welcher der besuchteste an dieser Seite des Isthmus ist. Der Hafen selbst ist offene Rhede; der Binnenhafen bietet wegen eines Felsens schweren Zugang und dient nur für leichtere Fahrzeuge. Ungleich besser ist Portobelo, unter 9° 34′ 29″ N. B. und 79° 43′ 40″ W. L. gelegen.

In östlicher Richtung weiter gehend, kommt man zu Limonesbai oder Navybai, wie es Seefahrer auch wohl nennen. „Beim Eingange," beschreibt J. A. Lloyd, „ist dieselbe gegen fünf Meilen breit und bietet bei Tag und Nacht und bei jeglichem Wetter gefahrlosen Zutritt. Ihre Oeffnung steht gen Norden. An der Westseite bilden einige vorspringende Punkte sichern und bequemen Ankerplatz. Der Boden der Bai bildet ein regelmäßiges Becken und wird von einem Strande aus sehr festem Sande begrenzt; an diese lehnt sich eine Bank, die einige Fuß über den Hochwasserstand ragt und aus Muscheln besteht, welche von der Brandung aufgetrieben werden. Ungefähr drei Meilen vom östlichen Punkte der Bai zieht sich die Küste rückwärts zu einer andern tiefen Curve, worin Mazanilla liegt, eine Insel von $1^1/_4$ Meilen Länge und einer Meile Breite. Zwischen ihr und dem Festlande fließt ein Fahrwasser, das beim Eingange einen vortrefflichen Ankerplatz für große Schiffe bietet und weiterhin kleineren Schiffen in einer Lagune zwischen dem Festlande und der südöstlichen Spitze der Insel zur Ausbesserung und zum Kielholen dient. Die Tiefe des Wassers in dieser Bucht verringert sich allmälig von 6 zu 3 Faden, und $1^1/_2$ dicht an der Küste. An den Häfen von Bastimentos und Retrete vorübergehend, die

weniger ihrer commerciellen Vortheile willen als durch Unglücksfälle bekannt sind: kommt man zu Puerto de Escoces, dessen Name von der schottischen Colonie herstammt, die hier ehemals war. Von hier ab nimmt die Küste eine südliche Richtung und bildet in Verbindung mit der Provinz Cartagena den Golf von Darien oder Uraba, in der Geschichte als der Theil des Isthmus bekannt, welcher zuerst von Europa entdeckt und bewohnt wurde.

Die Linie, welche die Küste am Stillen Ocean beschreibt, geht vom Flusse Chiriqui Viejo zu den Mündungen des San Juan und mißt 660 Meilen Länge. Die Küsten sind im Allgemeinen steil und felsig bis zum Cap Corrientes, von hier bis Chirambira sind sie flach und erheben sich nur wenige Fuß über den Spiegel des Meeres. Es giebt hier verschiedene Ports und natürliche Häfen. Der westlichste ist Boca Chica, der bedeutendste Seehafen des Cantons Alanje (Chiriqui); er liegt unter 8° 13′ N. B. und 82° 13′ 30″ W. L., der Platz zur Einschiffung von Gütern liegt jedoch 8° 21′ 43″ N. B. und 82° 26′ W. L. Die Passage zu letzterem steht nur Fahrzeugen von geringem Umfange offen und leitet durch ein vollkommenes Labyrinth von Manglewäldern zu den Mündungen verschiedener Flüsse, welche sich durch drei Fahrwasser, Boca Chica, Boca del San Pedro und Boca Brava in die See ergießen. Die Boca Chica ist für die Landung am geeignetsten, allein die Boca del San Pedro wird sich wohl als zugänglicher und vortheilhafter ergeben, wenn sie untersucht und mit Bojen versehen sein wird. Die Küste in ziemlich östlicher Richtung verfolgend, gelangt man nach Bahia Honda, einem guten Naturhafen, Montijo, dem Seehafen von Santiago de Veraguas, und beim Eintritt in

die Bai von Panama nach Punta Mala, den Häfen von Aquadulce, San Carlos, Chorera und Perico. Letzteres, welches Perico von Panama geheißen wird, ist eine offene Rhede, die sich schlecht zu einer Post=Station eignet. Schiffe von mehr als 300 Tonnen müssen zwei Meilen seewärts liegen bleiben und sich nach der Insel Taboga begeben, um frisches Wasser einzunehmen. Die Lage der Stadt wurde offenbar mehr wegen des Schutzes gewählt, den sie gegen Angriffe bietet, als wegen ihrer Vortheile für den Handel. Da sie jedoch frei von heftigen Winden ist, so ist die Rhede sicher. Die Küste von Panama bis zum Golf San Miguel ist niedrig, muddig und ohne Hafen. Der Golf San Miguel, in welchem sich Balboa zuerst in die Südsee einschiffte, ist eine geräumige Bucht, in die zahlreiche Flüsse münden. Seine Oeffnung wird von den beiden Punkten Punta Brava und Punta de Garachine begrenzt; der letztere bildet mit der Punta Mala die Bai von Panama. Die Perlinseln liegen ziemlich in der Mitte, wodurch zwei Eingangswege gebildet werden. Die Seefahrer ziehen den westlichen während der nassen und den östlichen während der trockenen Jahreszeit vor. Die östliche Passage hat den Nachtheil, daß im Fahrwasser derselben die San Josebank liegt, in deren Mitte Capitain Kellett eine felsige Stelle mit weniger als drei Fuß Wasser fand. — Von Garachine südwärts befinden sich die Buchten von Piños, Ardita, Cupica, San Francisco Solano und näher zum Cap Corrientes die von Utria; sie sind sämmtlich für die Schifffahrt geeignet und werden von Wichtigkeit werden, wenn die Gegend mehr civilisirt und stärker bevölkert ist. Ihnen steht bevor zu werden, wozu die Natur sie bestimmt zu haben scheint — die Hauptstraße der Welt.

Die Küsten sind mit zahlreichen Inseln umgeben. Die größten an der Atlantischen Seite sind Escudo de Veraguas und die der Lagune von Chiriqui. Andere von geringerem Umfange sind den Reisenden im Allgemeinen unter dem Namen von Cayos, Kais, bekannt; sie sind längs der Küsten zerstreuet und bilden ab und zu regelmäßige Ketten, wie die Sambaloes. Diese letzte Gruppe begreift die Isla de Piños, die Goldinsel und andere, sie sind aus der frühesten Geschichte des Landes hinlänglich bekannt. Alle diese Inseln sind schwach bevölkert und zur Zeit nicht oft von fremden Schiffen besucht.

Von größerer Bedeutung sind die Inseln im Stillen Ocean. Mehrere Gruppen, die Secos, Paredez, Ladrones und Contreras, liegen an der Südwestküste von Veraguas; eine andere Gruppe, worin Coyba, Gobernadora und Cebaco die beträchtlichsten sind, ist in der Bai von Montijo. Coyba — oder Quibo, wie es fälschlich von Fremden bezeichnet wird — ist die größte Insel; sie mißt 24 Meilen in der Länge, 14 in der Breite und ist gut mit Holz und Wasser versehen. Bis in spätere Zeiten war sie unbewohnt und nur in gewissen Jahreszeiten von Perlfischern besucht. Vielleicht wäre sie noch in diesem Zustande, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Regierung von Neu-Granada plötzlich auf sie gelenkt wäre. Die Aufnahme Coybas durch den Herald und die Anträge einer nordamerikanischen Gesellschaft, die Insel zu kaufen, mußten als Beweise des Werths derselben gelten, so daß 1848 die Staatsbehörde es für nothwendig erachtete, auf derselben eine Niederlassung zu gründen und hundert Soldaten hinzusenden, welche die Flagge der Republik aufhißten. Die Perlinseln, auch unter dem Namen Islas del Rey, Islas del Istmo und Islas de Colombia bekannt, sind wegen

der zahlreichen Perlen, die jährlich an ihren Küsten gesammelt werden, von großem Werthe. Sie bilden einen kleinen Archipelagus am Eingange der Bai von Panama und bestehen aus 16 Inseln und einigen Felsen. San Miguel ist die größte derselben, San Jose, Gonzales, Saboga, Pacheque, Casayos und Contadora sind zweiten Ranges, die übrigen von minderem Umfange. Geringer an Größe, doch kaum weniger bedeutend, ist die Gruppe in der Nähe von Panama, welche aus den Inseln Perico, Flaminco, Otoque, Taboguilla und Taboga besteht. Die letztgenannte ist einer der angenehmsten Punkte in der Bai. In ihrem Mittelpunkte erhebt sich ein Berg von etwa 1000′ Höhe, der fast bis zu seinem Gipfel mit Früchten und Pflanzen bebauet ist und zwei Bäche in die Thäler sendet, wo sich die Wohnungen der Eingeborenen zwischen Cocusnußpalmen und Tamarindenbäumen verstecken. Wenn man zwischen den Orangenbäumen lustwandelt, oder die Zweige mit köstlichen Sapotillen, Alligatorbirnen und Mangofrüchten beladen sieht oder die Felsenabhänge des Berges erblickt, welche mit Ananasfeldern bedeckt sind, so träumt sich der Fremde leicht in den Gedanken, daß er in einem prächtigen Garten weile.

Der Unterschied der Fluthhöhe zwischen den beiden Oceanen ist groß. Auf Atlantischer Seite, zu Chagres, beträgt die mittlere Höhe 1.16 Fuß, während die höchste Fluth zu Panama 22′ erreicht und J. A. Loyd bemerkte, daß sie sich bis 27′ erhob. Diese Angabe fand freilich keine Bestätigung durch die Beobachtungen der Expeditionen des Sulphur und des Herald; allein ein so gewissenhafter Beobachter wie Herr Loyd kann nicht leichthin in Verdacht genommen werden, einen so groben Fehler begangen zu haben. Es liegt nahe

zu glauben, daß die größere Steigerung um 5′, von der er berichtet, durch eine andere Ursache als den Fluthgang veranlaßt wurde, vielleicht durch strenge Winde oder eines der Erdbeben, die in der See vorkommen und oft einen Andrang des Meeres an die anliegenden Küsten verursachen. Von dem erheblichen Unterschiede, der zwischen den beiden Oceanen herrscht, läßt sich nicht leicht genügende Rechenschaft geben. Wahrscheinlich ist, daß Panama, als der Schlußpunkt einer tiefen Bucht, den plötzlichen Zusammenstoß der eindringenden Fluthen erfährt und dadurch eine höhere Fluth erzeugt wird. Diese Annahme steht im Einklange mit der Thatsache, daß die Fluth sich bei Taboga 19′, bei Saboga (einer der Perlinseln) 15′ und an anderen Punkten außer der Bai von Panama nur 12 und 11′ erhebt.

Die Hydrographie des Isthmus ist beinahe vollständig. Ein Theil der Nordküste wurde 1828 durch Capitain Henry Forster mit dem britischen Schiffe Chanticleer festgestellt; eine beträchtliche Strecke der Südküste während der Jahre 1837, 1838 und 1839 durch Sir Edward Belcher mit den britischen Schiffen Sulphur und Starling. Die Nachmessung der Strecken des Stillen Oceans geschah in den Jahren 1846, 1847, 1848 und 1849 durch den Herald und die Pandora, welche die ganze Küste vom Flusse San Juan bis Punta Bunica durchnahmen und so die Messungen der Südwestküste von Amerika vervollständigten, einer Strecke von 4000 Meilen, deren Karten als Denkmal der großen Verdienste bestehen, welche sich die britische Nation um die Geographie erworben hat. Vom Innern giebt es keine Karten, die auf astronomische oder trigonometrische Beobachtungen gegründet wären.

Eine Gegend wie der Isthmus, welche so vielem Regen

unterworfen ist, muß reich an Flüssen sein. Die kleineren und periodischen Bäche ungerechnet, kann die Zahl derselben nicht weit von zweihundert bleiben. Von denen, die sich unmittelbar in den Ocean ergießen, sind der Belen, Veraguas, Chagres und der neunmündige Atrato die größten. Außer diesen fließen in den Stillen Ocean der Chiriqui, Tavasara, Santa Maria, Rio Grande de Nata, Bayano, Churchunqui und San Juan. Sie sind größtentheils seicht und nur für flache Canoes fahrbar. Der Chagres hieß früher Rio de los Lagartos und wurde nach Herrera zuerst 1527 durch den Capitain Hernando de la Serna und den Piloten Corzo erforscht. Genauer untersuchte ihn J. A. Lloyd, welcher in dem Journal der königlichen geographischen Gesellschaft zu London die folgende Beschreibung davon giebt:

„Der Chagres entspringt in beträchtlicher Entfernung östlich von Portobelo in den hohen Gebirgen, welche sich in der Nähe der Mandingobai erheben. Er hat eine geraume Strecke Landes zu durchlaufen, bevor er den Rio Pequeni aufnimmt, welcher von Südosten kommt und ihm an Breite und Tiefe gleicht. Beide bilden in ihrer Vereinigung einen stattlichen Fluß, der indessen zu reißend ist, um für die Schifffahrt geeignet zu sein. Obgleich Canoes im einen und andern während der trockenen Jahreszeit über den Vereinigungspunkt hinauffahren, so wird diese Fahrt doch wegen der zahlreichen Wasserfälle und heftigen Strömungen für gefährlich gehalten. Allmälig wird die Strömung geringer; bei Cruces, das 23 Meilen vom Meere und 44 Meilen von dem Orte liegt, wo der Fluß die Richtung ändert, beträgt sie selten über 3 bis $3^1/_2$ Meilen die Stunde; bei Peña Blanca mißt sie nur 2 Meilen, bei Gatun kaum eine und bei Brusa

ist die Strömung zu Sommerszeiten kaum zu bemerken. Wenige Flüsse von derselben Breite gewähren einen schöneren Anblick als der Chagres oberhalb Cruces. Meilenweit wird er von schroffen Kalkfelsen eingeengt, welche die sonderbarsten phantastischsten Formen bilden. Anderwärts reichen Savannen bis an den Rand des Wassers und der edle Bongobaum verziert seine Ufer. An den meisten Stellen ist der Fluß von dem Higueron (Ficus, sp.) beschattet, einem mächtigen Baume, dessen Zweige über das Wasserbett reichen. Der Fluß läuft meistens über verschiedene Kieselarten und ist im Sommer durchsichtig klar. Mehr aufwärts ist er an manchen Stellen breiter als an der Mündung, weil er sich von Zeit zu Zeit in mehrere Arme theilt und Inseln bildet. In der Regenzeit werden diese sämmtlich überschwemmt und bilden eine einzige Fläche mit heftigen Strömungen und Strudeln, welche an den plötzlichen Biegungen entstehen und die Schifffahrt äußerst gefährlich machen. Vor etlichen Jahren schwoll der Fluß von häufigem Regen so hoch an, daß er den Fuß der Kirche von Cruces erreichte, die auf einer Erhöhung liegt, welche sich 40 bis 50′ über den gewöhnlichen Spiegel desselben erhebt; der größte Theil des Dorfes stand unter Wasser und Wochen lang wurde die Straßenverbindung nur durch Canoes unterhalten. Gegen die Mündung zu kennt man kein höheres Steigen desselben als 6—8′, ein Wasserstand, dem die Ufer genügend gewachsen sind.“

Die Flüsse Atrato und San Juan nähern sich bis auf eine Entfernung von 400 Yards da, wo der Isthmus mit dem Continente von Südamerika zusammenhängt, und bilden eine natürliche Scheide der beiden Länder. Der Atrato, oder Darien, wird als ein mit Klippen angefüllter Fluß geschil-

dert, der selbst für Canoes gefährlich zu befahren ist. Wenn leichte Dampfschiffe auf demselben gehen könnten, so würde diese Gegend des Isthmus die bequemste für Anlage eines Kanals sein. Eine zweite große Annäherung der Flußgebiete besteht zwischen dem Chagres und dem Rio Grande von Panama, welche deshalb mit in die Pläne zur Verbindung der beiden Weltmeere aufgenommen sind. Die meisten Flüsse bilden Deltas, welche oft das Ansehen von Inseln haben. Ihre Vegetation ist eine Mischung von Ufer- und Landpflanzen und nicht selten finden sich Arten, die den höheren Bergen angehören; die Ursache davon läßt sich in der Lage der Quellen suchen.

Der Isthmus zeichnet sich nicht durch hohe Gebirge aus. Die Andenkette nimmt mit dem Austritte aus Südamerika ab und bildet in der Provinz Panama nur eine Kette von Bergen, welche selten eine Höhe von 1000′ übersteigen. Die Angabe, daß die Cordilleras in der Nähe von Cupica in Darien ganz abbrechen, hat keine zuverlässige Gewähr für sich. Eine neue Bergkette scheint bei Punta de Chame zu beginnen, dieselbe nimmt bei ihrem Eintritte in die Provinz Veraguas an Erhebung zu und bildet in dem Vulkan von Chiriqui den höchsten Punkt des Isthmus; der Gipfel dieses Berges liegt 7000′ über dem Meere. Die genannte Bergkette ist mit Wäldern bedeckt und liegt in den mittleren und nördlichen Theilen des Landes. Die Küstenstriche am Stillen Ocean, namentlich die Cantons Natà, Santiago und Alanje, besitzen zahlreiche Grasebenen (Llanos) von bedeutender Ausdehnung, welche unzähligen Viehheerden Weide geben und den vorzüglichsten Reichthum des Landes bilden. Personen, deren Glaubwürdigkeit verbürgt ist, haben mir mitgetheilt, daß man

von den Gipfeln der Berge, welche zwischen Bocas del Toro und der Stadt David liegen, die Aussicht auf beide Weltmeere hat, — ein Blick, dessen Größe nur von dem Schauspiele erreicht wird, welches die Behringsstraße zwischen Asien und Amerika gewährt. Während meiner ganzen Reise in Veraguas war entweder die Küste des Atlantischen oder die des Stillen Oceans in Nebel gehüllt, so daß ich persönlich die obige Angabe nicht bestätigen kann. Daß die Doppelsicht stattfinden kann, halte ich für wahrscheinlich, da in Central-Amerika, dessen Landbreite die von Veraguas weit übertrifft, Herr Stephens deutlich das Caribbäische Meer und die Südsee wahrnahm. Die Behauptung, daß die Berge von Cruces dasselbe Schauspiel darböten, habe ich unbegründet gefunden; die Erhebung derselben ist zu niedrig. Auch der Annahme, daß von der Doppelsicht auf beide Oceane der Name „Veraguas" herstamme, kann ich mich nicht anschließen.

Die geologischen Verhältnisse sind bis jetzt völlig unbekannt. „In einigen Gegenden herrschen goldhaltiger Porphyr und Granit vor, theilweise eingesprengt zwischen Eisenkies und hier und dort Adern von Feldspath und Basalt einschließend; in anderen silberhaltige Hornblende, Schiefer von verschiedenen Farben und chlorigsaure Salze. Goldhaltige Quarze werden an verschiedenen Punkten wahrgenommen *)." Der Boden besteht aus Thon, der mehr oder weniger mit fossilen Seemuscheln, Gold und Eisen untermischt ist. Die Strecken, wo letzteres vorherrscht, sind sehr unfruchtbar und bringen in

*) E. Hopkins's geologische Beschaffenheit des Isthmus, Manuscr. — Diesen Bericht schrieb Hopkins zu Panama, als er im Dienste der Regierung von Neu-Granada war. Eine spanische Uebersetzung, glaube ich, erschien zu Bogotà.

ihrer ursprünglichen Beschaffenheit kaum etwas Anderes als Gras zur Viehzucht hervor. Versteinerte Baumstämme sind in ganz Veraguas sehr häufig. Am Santiago sind dieselben so gemein, daß ein Theil der Straßen dieser Stadt damit gepflastert ist. Die Eingeborenen nennen sie Chumicos petrificados und halten sie für Stücke des Chumico (Curatella Americana, Linn.). Allerdings ist einige Aehnlichkeit vorhanden, allein ob die Annahme richtig, läßt sich schwerlich aus dem Stamme allein entscheiden. Bituminöser Schiefer, der häufig das Vorhandensein von Steinkohlen anzeigt, ist auf der Insel Muerto, in der Nähe von David, entdeckt. Nicht unerhebliche Salinen sind zu Agua dulce, im Canton Natà; ihr Ertrag befriedigt den Bedarf des Isthmus. Eine andere Salzquelle ist in der Nähe von La Mesa entdeckt; dieselbe soll nach der Behauptung des Volks einige ungewöhnliche Erscheinungen zeigen, deren Beobachtung die Aufmerksamkeit späterer Reisenden verdient.

Kupfer, Eisen und Gold finden sich im ganzen Lande; von Silber ist noch keine Spur entdeckt, und das Vorkommen von Quecksilber bei Panama unterliegt dem Zweifel. Der Bergbau nach Eisen und Kupfer läßt sich wegen des hohen Arbeitpreises nicht ausführen, sondern muß unterbleiben, bis die Bevölkerung stärker angewachsen ist. Die Menge Goldes, welche die ersten Ansiedler sammelten, gab dem Isthmus den Namen Castilla del Oro; allein als Peru und Mexico bekannt wurden, hörte die Beilegung dieses Namens auf. Indeß, so lange die Spanier im Besitz des Landes waren, wurde der Gewinn von Gold in ziemlicher Ausdehnung betrieben und es scheint, daß manche Minen sehr ergiebig waren. Die bedeutendsten waren und sind noch gegenwärtig die Bergwerke von

Veraguaz. Auch in den Ebenen wurde Gold gefunden und aus dem Sande der Flüsse und Bäche erhielt man große Stücke. Im Jahre 1804 belief sich die Einnahme des Provinzialschatzes (3 Procent von der Regale) jährlich auf eine halbe Million Dollars; eine bedeutende Summe, wenn man erwägt, daß große Sendungen abgingen, von denen jene Procente nicht entrichtet wurden. Seitdem hat die Ergiebigkeit nachgelassen; Einige meinen, weil die Hauptlager erschöpft seien, Andere behaupten, weil die Bergwerke nicht mit Energie betrieben würden. Die Minen von Estrella in Chiriqui und Cana in Darien waren ehedem berühmt und stehen noch in gefeiertem Andenken des Landes. Die letzteren wurden auf Befehl des Königs von Spanien geschlossen, um, wie es hieß, die Einfälle der Flibustier zu verhindern. Vor einigen Jahren wurde in Panama viel von ihrer Wiederauffindung gesprochen und Expeditionen zu ihrer Aufsuchung ausgesandt. Da aber die Gegend völlig unbekannt ist, so blieben die Versuche eitel. Der Sand der Meeresküste bei Panama, so wie der Boden, worauf die Stadt erbauet ist, enthält Goldstaub, etwa so viel, daß ein Mann täglich den Werth von 3 bis 4 Realen gewinnen kann. Da das Verfahren zu viel Arbeit erfordert, so wird sich wenig darum gekümmert. Goldwäschereien sind freilich allenthalben eingerichtet, allein der Gewinn ist nur für einzelne Personen in Ermangelung anderer Beschäftigung beachtenswerth, sonst aber zu unbedeutend, um die Aufmerksamkeit fremder Gesellschaften zu erwecken oder große Capitalien darin anzulegen.

Vulkane sind an verschiedenen Punkten vorhanden; sie sind sämmtlich erloschen. Der höchste ist der bereits erwähnte von Chiriqui; ebenfalls von erheblicher Höhe, 3000′, ist der

Janano, den man vom Cap Corrientes erblickt. In Veraguas sollen ebenfalls mehrere von bedeutender Erhebung sein. „Selbst die Insel Taboga,“ sagt E. Hopkins, „scheint das Ergebniß eines Vulkans zu sein. Sie ist ein abgebrochenes Lager von Thonschiefer, welches an der Südseite zu Tage bricht und sich gegen die Bai niedersenkt; die Spitzen und Risse desselben sind mit geschmolzenen eisenhaltigen Felsen angefüllt; beträchtliche Massen davon zeigen sich am Ufer der Bai. Aus der Gestalt der letztern und ihrer großen Tiefe läßt sich schließen, daß hier die Krateröffnung war.“ — Obgleich ohne thätige Vulkane, ist der Isthmus doch nicht frei von Erdbeben. Sie ereignen sich meistens während der trockenen Jahreszeit, vom Januar bis Mai, und bestehen aus wellenförmigen Bewegungen, die vom Westen kommen und allem Anscheine nach ihren Ursprung in Central-Amerika haben. Diese Annahme wird durch die Erscheinung bestärkt, daß die Erdbeben in Veraguas weit stärker empfunden werden, als in Panama oder Darien. Sie scheinen indeß keinen nachtheiligen Einfluß auf die Vegetation zu üben, wie in Peru, wo nach heftigen Erdstößen Kornfelder verwelkten. Heiße Quellen werden in verschiedenen Gegenden angetroffen und von den Bewohnern als Bäder gebraucht. Eine derselben, Agua de Salud geheißen, liegt beim Dorfe Calobre im Canton Santjago; andere sind bei Caldera in Chiriqui und am Cap Corrientes in Darien. Keine derselben ist einer chemischen Untersuchung unterworfen worden.

Die geographische Lage des Isthmus, der Mangel an hohen Gebirgen und die große Ausdehnung der Wälder und anderer unbebauter Strecken bedingen ein heißes und regniges Klima. Nichts desto weniger ist dasselbe mit Ausnahme

weniger Orte, wie Chagres, Portobelo und Chirambira gesund und der kaukasischen Race zuträglicher, als die meisten tropischen Gegenden. Die vorherrschendste Krankheit ist das Wechselfieber, welches sich beim Wechsel der Jahreszeiten äußert. Das remittirende Fieber ist weniger häufig, aber gefährlicher. Hautkrankheiten von gefährlichem Charakter sind gemein, besonders bei den farbigen Racen und in Gegenden, die dem Regen am meisten ausgesetzt sind. Personen, die erst aus den nördlichen Gegenden ankommen, sind häufigen Entzündungen ausgesetzt. Beim Eintritt in die Gegend nimmt ihre Haut, besonders die der Beine und Füße, eine ungemeine Reizbarkeit an und das leiseste Kratzen, oder auch ein Moskitostich, erzeugt Geschwüre und Wunden, die monatelanger Heilung bedürfen und häßliche blaue Flecke hinterlassen. Elephantiasis und Gicht, diese Pest des spanischen Amerika, kommen nicht so häufig vor wie in den oberen Regionen der Anden, wo sie in schrecklicher Ausdehnung herrschen. Die Cholera hat den Isthmus zu verschiedenen Malen besucht; allein diese Krankheit hat sich in gemäßigten und heißen Ländern, in trockenen und feuchten Gegenden, auf den Spitzen hoher Gebirge und in den Niederungen der Meeresküste gezeigt; kurz, sie hat in Ländern von ganz entgegengesetzter physischer Beschaffenheit gewüthet, so daß man das Klima und die geographische Lage nicht als die Ursache derselben ansehen kann, wie sehr ihr Auftreten gemildert oder heftiger ausfallen mag *).

Die Jahreszeit theilt sich regelmäßig in feuchte und

*) Die geistreichste Erklärung der Ursache der Cholera gab am 24. September 1852 Dr. Nees von Esenbeck zu Wiesbaden; dieselbe ist seitdem in einer besondern Schrift veröffentlicht.

trockene. Der Regen tritt mit dem Neumond des April ein und währt acht Monate, bis Ende December; im südlichen Darien und an einigen Orten des Atlantischen Oceans verlängert er sich jedoch auf zehn, ja elf Monate. Anfangs ist der Regen sanft, nimmt allmälig zu und ist Ende März in voller Kraft; dann fällt er oft tagelang in ununterbrochenen Strömen und ist meistens vom schrecklichsten Donner und Blitz begleitet. Die Luft ist mit Feuchtigkeit geschwängert und dicke Nebel mit Windstillen oder veränderlichen flauen Winden herrschen. Die Temperatur wechselt nur zwischen 75° und 87° Fahr., allein da die Ausdünstung gehemmt ist, so wird die Atmosphäre außerordentlich heiß und schwer. In dem Höhenpunkte der Regenzeit, gegen Mitte des Sommers, gemeiniglich am 20. Juni, hören die Regen, wie in anderen Gegenden von Südamerika, eine kurze Zeit lang auf. Wohl eine Woche hindurch scheint nach jenem Tage die Sonne mit großer Kraft und der Himmel ist heiter und klar. Diese Erscheinung tritt so regelmäßig ein, daß sich die Bewohner danach richten. Sie nennen dieselbe „Veranito de San Juan", wahrscheinlich weil der Johannistag (24. Juni) um diese Zeit fällt. Gegen Ende December werden die heftigen Regengüsse seltener, die Wolken vertheilen sich und mit Beginn des neuen Jahres tritt Nordwestwind ein. Ein unmittelbarer Wechsel erfolgt. Die Luft wird jetzt rein und erfrischend, die Sonne glänzt und das Klima zeigt sich in voller tropischer Schönheit. Die Hitze, zwischen 75° und 94° Fahr., ist zwar größer, aber weniger drückend und die Luft ganz von Feuchtigkeit frei. Die Strahlen der Sonne haben eine ungeheure Kraft; ein Steigen des Thermometers zu 124° Fahr., wenn man es um Mittag ihrer vollen Wirkung aussetzt, ist keine unge-

wöhnliche Erscheinung. Doch gilt dies nur von den tiefer liegenden Gegenden, höher auf den Bergen ist das Klima gemäßigt und wegen seiner geringen Hitze der Constitution der Weißen zuträglicher.

In der heißen Jahreszeit sagt das Klima dem Europäer ziemlich zu. Allein ein Sommertag in Europa und auf dem Isthmus — welcher Unterschied! Nacht und Tag sind wegen der Nähe des Aequators fast von gleicher Länge. Kaum hat die Dämmerung begonnen, so geräth alle Welt in Thätigkeit — es ist die Zeit der Geschäfte und körperlicher Erholung. Die Natur steht erquickt da und Tropfen Thau hängen an jeglichem Blatte. Zwischen dem üppigen Flor von Blumen erhebt die stattliche Palme ihr Haupt, glänzende Vögel verbreiten Bewegung und Leben und bilden mit ihrem buntfarbigen Gefieder ein prächtiges Farbenspiel auf dem Azurgrunde des Himmels. Umsonst horcht jedoch des Nordländers Ohr — statt der süßen Melodieen der Nachtigallen und Zeisige kreischen Papageien und Macaos. — Gegen acht Uhr macht sich die Hitze fühlbar und die bekannte Erschlaffung der tropischen Zone ergreift Alles. Je weiter der Tag vorrückt, desto fühlbarer wird die Hitze: die Blätter senken sich, es schweigt der eintönige Ruf, den die Waldtauben des Morgens hören lassen, die Bewohner flüchten sich vor den brennenden Strahlen in das Innere der Häuser und ergeben sich der Ruhe — tiefe Stille wie um Mitternacht herrscht überall. Nach und nach läßt die Hitze wieder ab; die Luft wird frischer und ein kühler Abendwind ruft neues Leben hervor. Die Wälder erglänzen jetzt von Feuerwürmern, Heuschrecken zirpen und hier und dort sitzt eine Gruppe Menschen kosend und scherzend beisammen. Doch Nichts ist

dem Anblicke vergleichbar, der sich darbietet, wenn der Mond sein Silberlicht über das mächtige Grün der Tropenwelt gießt; alle Beschwerden des Tages, alle Plagen der Hitze und Erschlaffung werden über diesem Schauspiele vergessen. Solche Nächte lassen sich nicht beschreiben — sie sind der Inbegriff äquinoctischen Lebens.

Die Winde haben meist den Charakter von gemäßigten Brisen; selten sind sie heftig und von Orkanen weiß man nichts. Während der nassen Jahreszeit sind sie veränderlich, indeß gemeinlich von S. oder S. W.; an der Küste nehmen sie einige Regelmäßigkeit an, indem sie während der Nacht vom Lande und während des Tags von der See wehen. Windstillen herrschen oft Tage lang. In der heißen Jahreszeit herrscht N. W.-Wind vor; er weht regelmäßig, mit größerer oder geringerer Kraft, und wechselt nur ab und zu um wenige Punkte des Compaß. Er hält bis Ende April an, dann wird er weniger beständig, wechselt mit Windstillen und veränderlichen Winden und hört mit Anfang Mai auf. Wasserhosen kommen an beiden Küsten vor, besonders während der nassen Jahreszeit.

Capitel XVI.

Flora und Fauna des Isthmus von Panama. — Beschaffenheit und Charakter der Vegetation. — Nützliche, schädliche und Zierpflanzen. — Thiere. — Ackerbau.

Die Beschaffenheit der Flora ist verschiedenartiger, als die Gleichmäßigkeit des Klimas und die Bodenbeschaffenheit erwarten läßt. Die Seeküste und die Gegenden, welche unter dem Einflusse des Fluthwechsels und der unmittelbaren Ausdünstung des Meeres stehen, bringen eine völlig eigenthümliche Vegetation hervor, die sich im Allgemeinen durch lederartiges, glattes Laubwerk und dickränderige Blätter charakterisirt. An allen sumpfigen Orten, welche im Spiegel des Meeres liegen, herrschen undurchdringliche Dickichte, die faule Dünste aushauchen und die umliegende Gegend verpesten. Hier und da sind große Striche mit Guagara de puerco (Acrostichum aureum, Linn.) bedeckt, dessen Schüsse bis 10′ Höhe erreichen. Myriaden von Moskitos und Sandfliegen erfüllen die Luft; große Alligatoren sonnen sich am morastigen Ufer, wo sie ohne Regung liegen und mit ihren großen Augen ausschauen, und ins Wasser schlüpfen wenn Jemand sich nahet. Die Austrocknung dieser schrecklichen Moräste ist fast unmöglich: Avicennias mit ihren spargelartigen Wurzelstöcken schicken zahllose junge Schüsse in die Höhe, wenn der Mutterstamm fiel; Rizophoras entsenden nach allen Richtungen ihre langen

Luftwurzeln, die bald den Boden erreichen und die Zweige des Baumes vor dem Sinken bewahren, indeß die Erdwurzeln sich hoch aus ihrer ursprünglichen Lage erheben. In Panama, wo die Fluth eine Höhe von 22 Fuß erreicht, stehen diese Bäume häufig unter Wasser; die wogende Brandung wäscht ihre Krone, ohne daß ihr Gedeihen darunter zu leiden scheint. Die Natur hat für diesen Baum mit großer Vorsicht gesorgt; der Same des Rhizophoras keimt, während die Frucht noch am Baume sitzt; erst wenn der Keim einige Zoll lang getrieben hat, fällt er als junge Pflanze in den Morast nieder. So weit die Flüsse der Ebbe und Fluth unterworfen, sind sie mit Manglebäumen besetzt, von denen der Rhizophoras, der höchste, den Eingebornen als Merkzeichen dient, um ihre Canoes zwischen den Untiefen durchzubringen, weil er stets an der Seite wächst, wo das Wasser am tiefsten ist. Im Sande der Seeküste wächst Ipomaea pes-caprae in wilder Ueppigkeit, deren Ausläufer oft über 200 Fuß lang sind. Höher hinauf, wo der Boden fester wird, sind Wälder von Cocusnußpalmen, giftigen Manzanillobäumen und stacheligen Prosopises und Pitajahas, oder Dickichte von Crescentia cucurbitina und Paritium tiliaceum.

Ganz anders ist die Vegetation der Savannen. Der ebene oder leicht gewellte Boden ist den größten Theil des Jahres hindurch mit Rasen vom glänzendsten Grün bedeckt. Hier und dort sprießen Gruppen von Bäumen oder Büschen, silberne Bäche, Viehheerden, Rudel Rothwild und die vereinzelten Hütten der Eingeborenen beleben die Scene, welche durch den Mangel der Palmen und Farnbäume eher den Charakter eines europäischen Parks hat, als das Ansehen

eines Landstrichs des tropischen Amerika. Der Rasen ist überall dicht wie in einem englischen Garten, und enthält außer zahllosen Arten von Gräsern manche zierliche Papilionaceae, Polygaleae; Gentianeae und Violaceae; die Sinnpflanze (Mimosa pudica, Linn.), die an einzelnen Stellen vorherrscht, schließt ihre zarten Blätter, wenn sich ein harter Fußtritt naht. Die Baum- und Gebüschgruppen, über welche Garumos und Pavas ihr breites Laubwerk erheben, bestehen aus Myrtaceae, Melastomeae, Chrysobalaneae, Papilionaceae, Verbenaceae, Compositae, Dilleniaceae, Anonaceae, Malphigiaceae und Acanthaceae und sind überzogen mit Convolvulaceae, Aristolochiae, Apocyneae und anderen Schmarotzer- und Schlingpflanzen. Orchideae finden sich in Masse in der Nähe von Flüssen, wo die Bäume im buchstäblichen Sinne damit beladen sind. Die Vanille (Vanilla, sp.) wuchert in Masse auf den Stämmen junger Bäume und belastet sie oft so schwer, daß sich dieselben unter ihr beugen. Die Chumicales oder Gruppen von Sandpapierbäumen (Curatella americana, Linn.) bilden wunderliche Züge in der Landschaft; sie erstrecken sich über ganze Districte und beurkunden durch ihre Anwesenheit einen von Eisen getränkten Boden. Sie erreichen gegen 40 Fuß Höhe, haben gekrümmte Zweige — eine Annäherung zu dem gewundenen Aussehen des Stammes — und ihre papierartigen Blätter machen bei Säuseln des Windes ein rasselndes Geräusch, welches sehr an einen europäischen Herbst erinnert, wenn der Nordwind die Blätter von den Bäumen peitscht.

Wälder bedecken übrigens zwei Drittheile des ganzen Gebiets. Die hohen Bäume, das dichte Laubwerk und die zahllosen Schmarotzer- und Schlingpflanzen wehren den Son-

nenstrahlen den Zugang und verbreiten eine Dunkelheit, die unerträglich ist, da sie alle übrigen Gegenstände vor dem Auge verbirgt. Der Regen ist so häufig und die Feuchtigkeit so groß, daß ein Verbrennen dieser Wälder rein unmöglich ist — ein schneidender Gegensatz zu den gemäßigten Gegenden, wo ein Feuer oft in kurzer Zeit ausgedehnte Waldungen in Asche legt. Blumen sind im Verhältniß zu der Masse von Bäumen spärlich, und in keiner Hinsicht findet sich der Europäer mehr getäuscht. Weil er in seinen Gärten nur die auserlesensten und prächtigsten Blumen zieht, welche die Sonnengegenden hervorbringen, weil er in Gewächshäusern die Abtheilung der Tropenwelt in einer Zusammenstellung sieht, die eher dem Bilde eines Feenlandes als sublunarischer Gegenden gleicht, und weil er die stark aufgetragenen Schilderungen liest, womit manche Reisende ihre Mittheilungen ausgeschmückt haben: so hat sich seine Einbildung ein Gemälde von den äquinoctischen Gegenden entworfen, welches von der Natur mit einem Schlage verwischt wird. Die Espave (Anacardium Rhinocarpus, DC.) und der Corotu (Enterolobium Timboüva, Mart.) gehören zu den riesigsten Bäumen und erlangen eine Höhe von 90 bis 130 Fuß bei einem Umfange von 24 bis 30 Fuß. Man kann keinen besseren Begriff von ihrer Größe bekommen, als wenn man in den Hafen von Panama geht, wo Schiffe von 12 Tonnen Last ankern, die aus einem einzigen Stamme gemacht sind. Die Wälder bestehen zuweilen aus einer Art von Bäumen; allein im Allgemeinen sind sie aus verschiedenen Arten zusammengesetzt, von denen die häufigsten zu den Sterculiaceae, Tiliaceae, Mimoseae, Papilionaceae, Euphorbiaceae, Anacardiaceae, Rubiaceae, Myrtaceae und Melastomeae gehören; diese

und das häufige Vorkommen der Palmen, Farnbäume, Scitamineae und Aroideae geben den Waldungen den ächten tropischen Charakter.

Berge über 2000 Fuß, hauptsächlich im westlichen Veraguas gelegen, besitzen eine Vegetation, die in mancher Beziehung derjenigen der mexikanischen Hochlande gleicht; auf ihnen sind die Formen der heißen Zone harmonisch mit denen der gemäßigten Himmelsstriche vermengt. Erlen und Brombeeren findet man neben Fuchsias und Salvias; die Himbeere wächst mit Lupinen und Ageratums zusammen; Eichen und Palmen stehen vermengt und große Blumen sind in Fülle vorhanden. Die vorkommenden Gattungen sind: Styrax, Rondeletia, Salvia, Lopezia, Fuchsia, Centradenia, Ageratum, Conostegia, Lupinus, Hypericum, Freziera, Galium, Smilax, Euphorbia, Rhopala, Equisetum, Clematis, Chorisia, Verbena, Condaminea, Inga, Solanum, Clethra ꝛc. Die Eichen erreichen, gleich den meisten tropischen Bäumen, kaum mehr als 30 Fuß Höhe und gleichen weder an Umfang noch an Größe den gewaltigen Stämmen, welche unsere heidnischen Vorfahren verehrten. Ihre Zweige sind schlank und entbehren des knorrigen Aeußern, welches ihren nordischen Geschwistern ein so malerisches Ansehen giebt.

Der Isthmus ist reich an medicinischen Pflanzen. Manche derselben sind nur den Eingeborenen bekannt, die ihnen ihre besonderen Heilkräfte abzulauschen verstanden haben. Gegen das Fieber wenden sie an Chicoria (Elephantopus spicatus, Juss.), Córpachi (Croton), Guavito amargo (Quassia amara, Linn.), Cedron (Simaba Cedron, Planch.), und verschiedene Gentianeae — krautartige Pflanzen, die unter dem Namen Canchalaquas bekannt sind. Als Reini-

gungsmittel werden gebraucht: Niño muerto oder Malcasada (Asclepias Curassavica, Linn.), Frijolillo (Cassia occidentalis, Linn.), Cañafistola de purgar (Cassia Fistula, Linn.), Laureño (Cassia alata, Linn.), Javilla (Hura crepitans, Linn.) und Coquillo (Jatropha Curcas, Linn.). Brechmittel geben Garriba de peña (Begonia sp.) und Frailecillo (Jatropha gossypifolia, Linn.). Gegen Wunden gebrauchen sie: Chiriqui (Trixis frutescens, P. Br.), Guazimillo oder Palo del soldado (Waltheria glomerata, Presl), und Cope Chico de suelo (Clusia sp.). Antisyphilitisch sind: Cardo santo (Argemone Mexicana, Linn.), Zarzaparilla (Smilax sp. pl.) und Cabeza del negro (Dioscorea sp.). Kühlende Tränke werden bereitet aus Farnkräutern, Calahuala (Goniophlebium attennatum, Presl) und Doradilla de palo (Goniophlebium incanum, Swartz). Gegengifte wider Natternbiß werden gefunden in den Stengeln und Blättern von Guaco (Mikania Guaco, H. B. K.) und dem Samen von Cedron (Simaba Cedron, Planch.). Hautkrankheiten heilt man mit der Rinde von Palo de buba (Jacaranda filicifolia, Don), Nanci (Byrsonima cotinifolia, H. B. K.) und den Blättern von Malva (Malachra capitata, Linn.).

Die gefährlichsten Giftpflanzen sind die Amancay (Thevetia neriifolia, Juss.), Cojon del gato (Thevetia nitida, De Cand.), Manzanillo de playa (Hippomane Mancinella, Linn.), Florispondio (Datura sanguinea, Ruiz et Pav.) und Bala (Gliricidia maculata, Kunth). Von der Manzanillo de playa wird erzählt, daß Personen den Tod fanden, weil sie im Schatten derselben schliefen, und daß der milchartige Saft Blasen auf der Haut ziehe, welche schwer

zu heilen seien. Die erstere Angabe muß zu den Fabeln geworfen und die andere in beschränktem Maße aufgenommen werden. Einige ertragen den Saft auf der Hand ohne die geringste Beschwerde, während Andere die heftigsten Schmerzen davon bekommen; der Unterschied scheint lediglich von der Körperbeschaffenheit bedingt zu sein. Große Vorsicht muß man aber nehmen, die Augen davor zu beschützen; wenn der kleinste Tropfen in dieselben kommt, sind Erblindung und tagelange brennende Schmerzen die Folge; die Ausdünstung des Holzes bringt dieselbe Wirkung hervor. Bei der Ausmessung der darischen Küste erblindete die Mannschaft eines Bootes vom Herald auf mehrere Tage, weil sie mit den Zweigen dieses Baumes Feuer angemacht hatte. Wenn die Eingeborenen von diesem Gifte berührt werden, so waschen sie die Stelle sogleich mit Salzwasser. Dieses Gegenmittel ist das wirksamste und leicht zu haben, da der Manzanillo nur in der Nähe des Oceans wächst. Es ist behauptet, daß die Indianer des Isthmus ihre Pfeile in den Saft des Manzanillobaumes getaucht hätten. Dagegen sprechen folgende Gründe: Erstens ist das Gift, gleich dem aller Euphorbiaceae, äußerst flüchtig; wie gewaltig seine Kraft auch im frischen Zustande ist, sie verliert sich schnell; sodann ist selbst das frische Gift nicht stark genug, um den Tod eines menschlichen Wesens herbeizuführen, da ja, wie oben erwähnt, manche Constitutionen es ohne die geringste Beschwerde ertragen. Die Sache scheint danach ungegründet zu sein und es ließe sich eher annehmen, daß die Indianer gleich den Bewohnern von Guiana ihr Gift aus zwei Arten von Strychnos nahmen, welche durch ganz Panama und Darien verbreitet sind. Die Frucht von Amancay (Thevetia neriifolia, Juss.) wird

gleichfalls für höchst giftig gehalten, doch scheinen ihre gefährlichen Eigenschaften überschätzt zu sein, denn in Panama lebt ein Herr, der als Knabe vier von diesen Früchten aß, ohne andere Wirkung als bloßes Bauchgrimmen zu erfahren. Die Blätter von Bala, oder wie die Pflanze auch heißt, Madera negra (Gliricidia maculata, Kunth), werden als Rattengift gebraucht. Die Florispondio (Datura sanguinea, Ruiz et Pav.) scheint allenthalben eine erste Stelle im Gebiete des Aberglaubens der tropischen Gegenden Amerikas eingenommen zu haben und noch gegenwärtig zu behaupten. Die Indianer von Darien wie von Choco bereiten einen Trank aus den Samenkörnern derselben, welchen sie ihren Kindern eingeben. Diese werden dadurch in einen aufgeregten Zustand versetzt, in dem sie die Gabe haben sollen, Gold zu entdecken. An der Stelle, wo der unglückliche Patient endlich niederfällt, wird angefangen zu graben, und da der Boden fast überall mit Goldstaub gesegnet ist, so erhält man immer eine größere oder geringere Menge. Um den üblen Wirkungen des Giftes vorzubeugen, wird saures Chicha de Maiz, Bier aus Mais, angewendet.

Manche der dortigen Pflanzen liefern eßbare Früchte, die meistens von köstlichem Geschmack sind. Einige wilde Erzeugnisse dienen als Gemüse. Marathrum foeniculaceum, H. B. K., eine Pflanze, die dem feineren Seegras ähnlich sieht und an den meisten Flüssen von Veraguas wächst, wird von den dortigen Bewohnern so hoch geschätzt, daß sie dieselbe Passe-carne, d. h. so gut als Fleisch, nennen. Wirklich haben die gekochten jungen Stengel derselben einen vortrefflichen Geschmack, welcher an wälsche Bohnen erinnert. Die Blätter von Ñaju de espina (Peirescia Bleo, De Cand.) werden

roh und abgekocht als Salat gegessen, wie in Mexiko die jungen Zweige einiger Arten Opuntias. Sie bilden in Gegenden, wo Boden und Klima dem Anbau des Lattichs viele Hindernisse entgegensetzen, einen erträglichen Ersatz für dieses Gewächs. Das Laub von Col de Nicaragua (Jetropha multifida, Linn.) dient ebenfalls der Küche, da es gleich den meisten Euphorbiaceae seine giftigen Eigenschaften durch Kochen verliert. Der Same von Chigua (Zamia Chigua, Seem.), einer Pflanze, die in der Nähe von Chirambira häufig vorkommt, wird zu Brei gekocht, mit Milch und Zucker versetzt und so gegessen; auch eine Art Brod wird daraus bereitet. Als Gewürz der Speisen dienen verschiedene Pflanzen. Die rothen Beeren von Malagueto chico oder Malagueta hembra (Xylopia frutescens, Aubl.) vertreten, namentlich bei den Negern, die Stelle des Pfeffers. Die Früchte der Vainilla (Vanilla sp.) und Vainilla chica (Sobralia sp.) dienen als Würze von Confect, Chocolate und Pudding. Die Blätter von Toronjil (Ocimum), ein gemeines Kraut, werden zerhackt und ersetzen unsere Petersilie. Das wichtigste Gewürz der panamanischen Küche ist jedoch Culantra (Eryngium foetidum, Linn.); es giebt den Speisen einen Geschmack, der dem Fremden durchaus nicht mundet; allein die dortigen Bewohner können sich desselben nicht begeben und sind ganz unzufrieden, wenn aus Versehen ihr Lieblingsgewürz an Suppe und Sancoches vergessen wurde.

An vortrefflichem Bauholz und Nutzholz für Tischler ist Ueberfluß vorhanden. An Färbeholz erzeugt das Land einiges: Gelb liefert das Holz von Macano (Diphysa Carthaginiensis, Jacq.), Scharlach die Blätter von Hojita de teñir (Lundia Chica, Seem.), Blau die Zweige von Añil silvestre

(Indigofera Anil, Linn.), Violett die Frucht von Jagua (Genipa), Roth das Mark von Bija oder Achotte (Bixa Orellana, Linn.) und Schwarz die Samenkörner von Ojo de venado (Mucuna sp. pl.). Eine braune Farbe ließe sich mit Dichromena pura, Nees v. E., erzielen, die in den Savannen häufig ist und auf Baumwolle und Leinwand Flecken erzeugt, wie sie der Rost eines Eisennagels verursacht, woher der Landesname der Pflanze Clana, Nagel. Die Indianer von Süddarien malen ihr Gesicht mit einer Farbe, die sie aus Bixa Orellana, Linn., erhalten und die sie selbst Bija nennen. Die Scharlachfarbe der Hangematten von Veraguas kommt nicht von der Purpurmuschel (Purpura patula, Lam.), wie die Leute in Panama behaupten, sondern von den Blättern der Lundia Chica.

Die Seilerarbeit, deren sich die Bewohner des Isthmus bedienen, kommt nur von einheimischen Pflanzen. Die besten und längsten Seile werden aus der Faser von Corteza (Apeiba Tibourbou, Aubl.) bereitet. Ein bräunliches Strickwerk, das leicht von Feuchtigkeit angegriffen wird, vermuthlich weil der Baum, welcher das Material liefert, salzige Eigenschaften hat, wird aus Majagua de playa (Paritium tiliaceum, Adr. Juss.) gesponnen. Der Barrigon (Pachira Barrigon, Seem.) und der Malagueto hembra (Xylopia frutescens, Aubl.) liefert ebenfalls eine Faser für Taue. Die Hangematten von Veraguas kommen von der Faser des Cabuya (Agave sp.) und einer Palme, welche Chonta genannt wird. Eine starke Faser geben die Blätter von Pita de zapateros (Bromelia sp.), sie wird von verschiedenen Indianerstämmen wie der Flachs bearbeitet und zu Säcken oder Chacaras verwebt; die Schuhmacher bedienen sich ihrer viel

als Faden. Der Bast des Cucua oder Namagua bildet ein dichtes Gewebe von ordentlichen, natürlichen Matten, welche die Eingeborenen in Wasser weichen, klopfen und zu Kleidungsgegenständen, Betten und Stricken verarbeiten oder auch als Segel für ihre Canoes verwenden. Die Matten, auf welchen die ärmeren Classen schlafen, werden aus der Faser von Platanenblättern (Musa paradisiaca, Linn.) verfertigt.

Zahlreiche vegetabilische Substanzen dienen zu verschiedenem Gebrauch. Ein Aufguß auf Blätter des Tè (Corchorus siliquosus, Linn.) wird statt Thee getrunken; eben so gebraucht man die Blätter von Freziera theoides, Swartz, ein Gesträuch, das an dem Vulkane von Chiriqui gemein ist. Die Luftwurzeln von Zanora (Iriartea exorrhiza, Mart.), die mit vielen Stacheln besetzt sind, werden als Reibeisen gebraucht und wenn sie auch nicht so gut sind als künstliche, so muß ihnen doch in einer Gegend, wo die Feuchtigkeit der Luft Metall leicht rostig macht, der Vorzug zuerkannt werden. Die Eingeborenen bedienen sich ihrer vorzugsweise zum Zerreiben der Cocosnüsse, die mit Reis gekocht ihr Lieblingsgericht sind. Die Blätter von Papayo (Carica Papaya, Linn.) dienen statt Seife. Das Holz des Balsa (Ochroma Lagopus, Swartz), welches weich und leicht wie Kork ist, dient zum Verschluß der Flaschen; die nie versinkenden Boote, welche bei der Entdeckung von Südamerika das große Erstaunen der ersten Abenteurer erregten, waren daraus gemacht und werden noch jetzt verfertigt. Die Früchte von Palo de velas oder Kerzenbaum (Parmentiera cereifera, Seem.) liefern Viehfutter. Die Wolle verschiedener Sterculinaceae, der Balsa (Ochroma Lagopus, Swartz), Ceiba (Eriodendron Caribbaeum, Don), und Barrigon (Pachira Barrigon,

Seem.) wird zum Stopfen von Kissen, Polstern u. s. w. verwandt. Zu Hecken dienen Ortiga (Urtica baccifera, Linn.), Poroporo (Cochlospermum hibiscoides, H. B. et Kth.), Pitajaya (Cereus Pitajaya, De Cand.) und Piñuela (Bromelia sp.). Aus der harten Rinde von Crescentia cujeta, Linn. werden Flaschen, Siebe, Eimer, Löffel und andere Haushaltsgegenstände verfertigt. Um Fische durch Betäubung zu fangen, bedienen sich die Eingeborenen des Saftes von Manzanillo de playa (Hippomane Mancinella, Linn.), der Rinde von Espavè (Anacardium Rhinocarpus, De Cand.) und der Blätter von Barbasco (Ottonia glaucescens, Miq.). Oel wird gewonnen aus der Frucht von Corozo colorado (Elais melanococca, Gaertn.), und Wein, Weinessig, Lebensmittel, Wohnung, Kleidung und eine Menge anderer Lebensbedürfnisse liefern die verschiedenen Palmarten, welche das Land erzeugt. Die Blätter von Chumico (Curatella Americana, Linn.) und Chumico bijuco (Davilla lucida, Presl) dienen zum Putzen des Eisens und zum Poliren und Scheuern des Holzes; sie vertreten vollkommen das Sandpapier. Vom Jipijapa (Carludovica palmata, Ruiz et Pav.) werden die weit bekannten Panamahüte verfertigt.

Ferner fehlt es der Flora nicht an Pflanzen, welche durch ihre Schönheit, Seltenheit oder seltene Bildung Aufmerksamkeit verdienen. Die Espiritu Santo oder Heiligengeistblume (Peristeria elata, Hook.), deren Blüthen einer Taube ähnlich sehen, wird gleich einem andern Orchisgewächs, Flor de semana santa, mit religiöser Verehrung betrachtet und eifrig aufgesucht, wenn die Zeit ihres Flors da ist. Die Biura (Petraea volubilis, Jacq.) ist von solcher Schönheit, daß man sich nur eine sehr ungenügende Vorstellung davon

machen kann, wenn man sie nur in Herbarien gesehen hat. Es läßt sich nichts Reizenderes denken, als der Anblick ganzer Baumgruppen, die mit den langen blauen Trauben dieser Schlingpflanze bedeckt sind. Der Palo de buba (Jacaranda filicifolia, Don) ist ebenfalls eine Pflanze, welche die Feder des Poeten und den Pinsel des Malers zu entzücken vermag: wenn sich dieser edle Baum an dem Ufer der Flüsse aus dem dunkeln Laube einer üppigen Vegetation erhebt und seine großen Rispen in die Luft streckt, so wird man unwillkürlich gebannt und läßt den Blick eine Weile voll Staunen und Bewunderung darauf haften. Die Zahl der Pflanzen, welche köstliche Düfte ausathmen, ist ebenfalls so groß, daß sich lange Listen davon anführen ließen.

Amerika wird im Allgemeinen in zwei zoologische Provinzen eingetheilt, die von einander durch die mexikanische Hochebene geschieden werden. Daß diese Eintheilung bezeichnend sei, darüber ist wenig Zweifel erhoben; doch möchte ich fragen, war oder ist diese Grenze genügend, um die weitere Verbreitung der verschiedenen Arten zu verhindern? Stellen wir uns in die tropische Gegend, so ist es möglich von Guayaquil nach Mazatlan zu gehen, welche Orte als die äußersten Grenzen an der Westküste anzusehen sind, ohne daß mehr als ein geringer Wechsel der Temperatur um einige Grade dazwischen läge und ohne daß sich Berge erhöben, deren physische Beschaffenheit von der des unten liegenden äquinoctischen Gebiets verschieden wäre. Daß hier ein Uebergang stattgefunden hat, erhellt aus dem Vorkommen verschiedener südamerkanischer Arten in Nordamerika, und daß manche Thiere den Isthmus ohne Aufenthalt passirt sind, ist ebenfalls eine Thatsache. Der Armadillo z. B., der unbestreitbar Südame-

rika angehört, wird nirgends in Panama gefunden, aber er erscheint in der Nähe von Mazatlan bei 23° 12′ 0″ N. B. Eben so steht der Annahme nichts im Wege, daß die Wanderung der Thiere, falls dieselbe nicht durch die Nahrung u. s. w. beschränkt wurde, die Hochebene von Mexico bei Seite gelassen hätte, indem sie sich vom Norden den Golf von Californien entlang zog, eine Straße, die nach den neueren Forschungen von den Aztec-Stämmen genommen wurde, als dieselben in die Ebenen von Anahuac zogen*). Der Isthmus aber, der die beiden Continente von Amerika verbindet, vermittelt nicht allein die Verbreitung von Pflanzen, sondern bietet nicht geringere Erleichterung für die Wanderung der Thiere, und ohne diese Uebergangsstraße möchten manche Gattungen und Arten, die gegenwärtig in beiden Continenten gemein sind, wahrscheinlich sich nur auf einen derselben beschränken.

Die Säugethiere sind sehr zahlreich vertreten. Schaaren von Affen, darunter der weißköpfige Cebus hypoleuca, Gray, bewohnen die Wälder. Fledermäuse sind zahlreich: eine Art Vampyr, welche dem Viehe gefährliche Wunden verursacht, ist gemein; Dicliderus Freyreisii, Gray, scheint dem Isthmus eigenthümlich zu sein. Der Jaguar oder, wie die Eingeborenen ihn nennen, Tigre (Felis onca, Linn.) und der Puma (Felis concolor, Linn.), dort Löwe genannt, sind dem Viehe verderblich, greifen aber selten einen Menschen an. Ein graues Opossum (Didelphis sp.), wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Eremiten Gato solo genannt, ist häufig. Verschiedene Arten Cornejos oder Eichhörnchen kommen vor.

*) Ich nehme hierin Bezug auf die Forschungen meines Freundes Don Fernando Ramirez in Durango.

Ratten und Mäuse sind allenthalben auf dem Isthmus die Plage der Häuser. Der Gato de pachorra, den man hier und da wahrnimmt, ist ein Faulthier (Bradypus didactylus, Linn.). Sajinos sind häufig, werden aber nur von den Hunden gefressen. Schweine ziehen in Heerden durch die Wälder und werden von den Eingeborenen gefürchtet, welche sich durch die Flucht retten oder auf Bäume klettern, wenn sie denselben begegnen. Der Tapir (Tapirus Americanus, Linn.), von den Bewohnern Panamas Macho de monte, Danta und Gran bestia genannt, ist das größte Landthier der Fauna, doch im Vergleich mit der asiatischen Art (Tapirus Indicus) nur ein Zwerg. Sein Fleisch wird gegessen, ist aber ungesund. Heilsame Kräfte werden der Klaue zugeschrieben, die gegen Gicht angewandt und wovon eine Abkochung von Frauen nach der Niederkunft getrunken wird.

Der einzige Wiederkäuer ist der Venado, eine Art Hirsch (Cervus sp. nov.?), der in den Savannen heerdenweise vorkommt. Sein Geweihe ist nicht einfach wie bei Cervus rufus, Cuvier, der gemein in Peru ist, sondern mit Aesten versehen und getheilt. Der Venado hat ungefähr drei Fuß Höhe und ist jung mit weißen Flecken gezeichnet; diese Farbe geht jedoch bald in hellbraun über. Das Fleisch ist frisch sehr zähe, wird aber zart, wenn es liegt oder mit Papaya abgekocht wird; aus dem Felle bereitet man ein weiches dauerhaftes Leder, woraus Beinkleider für das heiße Klima ungemein geeignet sind. Das Thier ist leicht zu zähmen. Herr J. Agnew in David besaß eines, welches von einer Hündin aufgezogen war und alle Gewohnheiten eines Hundes besaß; es fraß Fleisch, lief ab und zu im Hause und folgte seinem Herrn. Die Bewohner von Veraguas haben eine eigenthüm-

liche Weise, die Venados zu jagen. Der Knochen eines Pelikanflügels wird an dem einen Ende mit einer eigenthümlichen Art Spinngewebe überzogen, worauf sich mit demselben der Schrei eines jungen Thieres so täuschend nachahmen läßt, daß die Alten glauben, ihrem Sprößlinge sei ein Unfall widerfahren, und zu dem Platze hergerannt kommen, wo sie das tödtende Blei erwartet. Die Jäger erlegen an einem Tage oft 12 bis 15 Stück.

Meerschweine und Blackfische sind an den Küsten des Stillen Oceans häufig, und der Manabi oder Seekuh (Trichechus manatus), eine Art kräuterfressende Cetacea, findet sich an der atlantischen Küste. Dies war den Flibustiern wohl bekannt, welche in Zeiten des Mangels sich mit demselben versorgten. Das Fleisch soll dem Rindfleisch an Ansehen und dem Schweinefleisch an Geschmack ähnlich sein. Von der Haut sagt ein alter Schriftsteller, daß sie auf dem Rücken des Thieres zwei Finger dick sei und getrocknet so hart wie Fischbein werde, daß man Stöcke daraus verfertigen könne.

Vögel giebt es in großer Menge. Die Kolibris, Macaos und Papageien sind durch Schönheit und Glanz des Gefieders ausgezeichnet; Tauben, Rebhühner und Truthähne durch den Wohlgeschmack ihres Fleisches, während die Galinazos (Discolophus cristatus), Pelikane und andere durch Eigenthümlichkeit der Bildung und des Habitus die Aufmerksamkeit fesseln.

Reptilien sind sehr zahlreich. Die Schalen der Schildkröte bilden einen Handelsartikel. Zur Zeit der Entdeckung des Landes empfanden die Spanier einen großen Widerwillen gegen die Iguanas (Lacerta iguana, Linn.) und ekelten sich, als sie dieselben von den Wilden essen sahen. Dieser Wider-

willen ist verschwunden; sowohl die Eier als das Fleisch gelten für Leckerbissen. Dies ist nicht das einzige Beispiel veränderten Geschmacks: eine andere Sitte der Indianer war ja auch der Gebrauch des Tabacks; auch dieser wurde verabscheut, und gegenwärtig bedient sich Niemand desselben mehr als die Spanier und ihre Abkömmlinge. Alligatoren sind in Menge an den Mündungen der Flüsse; einige derselben erreichen eine Länge von 14 bis 18′. Ihre Begierde, Menschen anzufallen, ist oft angeführt, allein man darf mit besserem Grunde annehmen, daß sie feige sind, gleich den meisten Thieren, die zum Eidechsengeschlechte gehören. Ich habe nur von einem Falle gehört, daß Jemand von ihnen gebissen sei, und dies geschah in der Nacht, als derselbe durch einen kleinen Fluß wadete. In dem Rio Grande von Panama erblickt man Kinder, die rings von Alligatoren umgeben sich baden; wären die Thiere wirklich so gefräßig, wie man behauptet, so würde ein solches Wagniß wohl unterbleiben.

Es kommen sowohl Land- als Seeschlangen vor; erstere haben zuweilen 18′ Länge. Die Coral, mit scharlachrothen und schwarzen Ringeln, die Vivora, schwarz und braun gefleckt, und die Voladora, oder fliegende Schlange, von lebhafter grüner Farbe, werden für die giftigsten gehalten. Die Volabora lebt auf Bäumen und schlingt sich mit Geschwindigkeit von Zweig zu Zweig, so daß es scheint, als ob sie flöge, woher der Name entstanden ist. Ehe die Heilkraft des Cebron bekannt war, kam mancher Todesfall durch Schlangenbiß vor; das Volk pflegte bis dahin — und in manchen Gegenden geschieht dies noch — einen Alligatorzahn als Talisman am Halse oder Beine zu tragen. Mir kam ein Knabe vor, der zwei Stunden, nachdem er gebissen war, den Geist

aufgab; am Abende war der Körper so stark aufgeschwollen, daß er das Doppelte des frühern Umfangs erreicht hatte; der Anblick war schrecklich. Die größte Vorsicht ist daher nöthig; glücklicherweise empfindet man die Anwesenheit einer Schlange, ehe man dieselbe hört oder sieht. Die Eingeborenen schreiben dies einem eigenthümlichen Geruche dieses Reptils zu, allein da die Europäer diesen Geruch nicht kennen und doch die Anwesenheit des Thieres empfinden, so muß es einer Ursache zugeschrieben werden, die erst noch zu ermitteln ist. Kröten und andere froschartige Thiere sind in der nassen Jahreszeit überaus zahlreich. Eine sehr kleine Art, die sehr schön mit Schwarz und Roth gefleckt ist, soll von den Indianern zu Giftpfeilen benutzt worden sein. Der Menge der Kröten um Portobelo ist oft gedacht: „So ungeheuer ist ihre Zahl nach einem Regen," schreibt J. A. Lloyd, „daß das Volk meint, die Regentropfen verwandelten sich in diese Thiere" („de cado goto viéne un sapo"); und selbst Gebildetere behaupten, daß die Eier sich mit der Ausdünstung der benachbarten Sümpfe erhöben und von dem Regen in die Stadt geführt und daselbst ausgebrütet würden. Der bedeutende Umfang dieser Thiere — manche sind 4—6" groß — beweist immerhin ihr schnelles Wachsthum unter günstigen Umständen. Nach einer Regennacht ist die Straße ganz mit ihnen bedeckt, so daß es unmöglich ist, einen Schritt zu thun, ohne auf sie zu treten.

Der Reichthum an Fischen, besonders in der Bai von Panama, gab Veranlassung zu dem Namen „Panama" oder „Platz, wo viele Fische sind". Der Markt der Hauptstadt ist überfüllt, besonders mit Stockfischen, Delphinen, Steinbolk, Zungen, Katzenfisch, Bonit und jungen Haifischen. Seeteufel,

Haifische (zuweilen 30′ messend) und verschiedene andere Gattungen umschwärmen die Küste. Auch die Flüsse sind reich an Fischen. Um dieselben zu fangen, gesellen sich mehrere Indianer zusammen und ziehen an einer seichten Stelle ein Netz quer durch den Fluß; mit Schlägen auf das Wasser und lautem Geschrei treiben sie die Fische gegen das Netz. Die gefangenen Fische werden durch Schläge getödtet und in ein Boot geworfen, welches zu diesem Zwecke in der Mitte des Flusses hält. Eine einfachere Weise ist die Betäubung der Fische mit dem Saft von Manzanilla (Hippomane Mancinella, Linn.), der Rinde von Espavè (Anacardium Rhinocarpus, De Cand.) oder den Blättern von Barbasco (Ottonia glaucescens, Miq.). Ein Netz wird von Ufer zu Ufer gezogen und jene Gegenstände in das Wasser geworfen. Die Wirkung ist überraschend. Augenblicklich erscheint der Fisch auf der Oberfläche und wird gegen das Netz getrieben. Das Gesetz verbietet indeß diese Art des Fischfanges mit scharfer Strafe, weil nicht allein die Flüsse dadurch entvölkert werden, sondern auch Krankheiten unter den Leuten entstehen, welche sich des Flußwassers zu häuslichen Zwecken bedienen.

Muscheln giebt es in großer Mannigfaltigkeit und Schönheit; sie gehören zu den Gattungen Arca, Avicula, Buccinum, Cancellaria, Cerithium, Chiton, Clavagella, Columbella, Conus, Corbula, Cypraea, Harpa, Marginella, Murex, Neaera, Nucula, Oliva, Ostraea, Patella, Pecten, Phos, Pinna, Purpura, Pyrula, Scalaria, Solarium, Terebra, Triton, Trophon und Venus. Arten von Arca und zwei Austernarten werden gegessen; Purpurfarbe liefert Caracolilla (Purpura patula, Linn.) und Perlen erzeugt Avicula margaritifera, Bruguière. Perlaustern sind gemein an der

ganzen Küste des Stillen Oceans, doch am häufigsten in der Bai von Panama. Balbao war der erste Europäer, der — bei der Entdeckung der Südsee 1513 — von ihrem Dasein hörte, als der Kazike Tamaco ihn mit mehreren Perlen beschenkte. Gleich darauf begann die Perlenfischerei und dauert bis heute. Sie ist gegenwärtig freies Gewerbe. Ein Taucher erhält außer seinem Lebensunterhalt monatlich 15 Dollars; er vermag, wenn er glücklich ist, mit jedem Male ein Dutzend Muscheln heraufzubringen, von denen er vier mit den Fingern der linken Hand, die übrigen acht mit dem gekrümmten Arme derselben Seite hält. Die rechte Hand bleibt frei, um die Muscheln vom Felsen zu lösen. Die Taucher klagen über die Aguamalas oder Seenesseln von der Species Medusa, die heftige Schmerzen verursachen, wenn sie den Körper berühren; die größte Furcht aber haben sie vor den Haifischen, die ihnen oft Verderben bringen. Kaum in dem zehnten Theile der Muscheln werden Perlen gefunden und von diesen sind wiederum viele grau oder unförmig und deshalb von geringem oder gar keinem Werthe. Die Perlen werden nach Gewicht bezahlt und unterscheiden sich im Werthe nach der Gestalt und Farbe. Eine der größten und vollkommensten, die vielleicht an der Küste des Isthmus gefunden worden, lieferten die Paredes-Inseln; dieselbe ist gegenwärtig im Besitze des Herrn James Agnew zu David; sie hat 3/4 Zoll im Durchmesser und ist völlig rund. Die Perlenmuscheln bilden einen gewinnreichen Handelsartikel und werden viel von französischen Schiffen gesucht. Die Weichthiere derselben werden auf Fäden gezogen, an der Luft getrocknet und gegessen. Vor etwa 30 Jahren sandte eine englische Gesellschaft eine Taucherglocke her, die jedoch den Erwartungen nicht entsprach. Die Kosten

der Ausrüstung waren zu groß und die Muscheln liegen nicht in Bänken, wie das in der Regel der Fall ist, sondern zerstreut zwischen Felsen und auf dem unebenen Grunde. Die wellenförmige Beschaffenheit des letzteren und ein starker Strom im Wasser erlauben nicht, die Taucherglocke mit Sicherheit und Nutzen niederzulassen.

Krabben, Krebse und Garnelen lohnen die Mühe des Suchers. Spinnen und Scorpione sind häufig; der Biß der letztern verursacht große Schmerzen, die verwundete Stelle schwillt auf und verursacht zuweilen leichte Fieber. Garrapatas (Ixodes sp.), welche in den Wäldern schwärmen, sind eine Plage für Menschen und Thiere. Sie heften sich fast an alle Theile des Körpers und lassen sich nur mit einem Federmesser oder durch Waschen mit Spiritus entfernen. Die trockene Jahreszeit ist ihrer Entwickelung am günstigsten; während der Regenzeit sind sie weniger häufig, allein dann treten Colorabitas in ihre Stelle, ganz kleine rothe Insekten, von denen es auf rasigen Flächen wimmelt. Die Schmerzen, die sie verursachen, indem sie in die Haut dringen, sind so heftig, daß sie als die größte Plage des Isthmus angesehen werden können. Der Nigua, oder Zecke (Pulex penetrans, Linn.), ein anderes unerträgliches Insekt, das in die zarteren Theile der Füße, unter die Nägel, zwischen die Zehen u. s. w. dringt, findet sich hauptsächlich auf den höheren Bergen. Sein Geschlechtsverwandter, der gemeine Floh (Pulex irritans, Linn.), und mehreres andere Geschmeiß der kälteren Gegenden sind glücklicherweise selten. Käfer sind nicht zahlreich, allein die vorkommenden sind sehr schön. Die aasfressenden Käfer sind spärlich, dagegen diejenigen, welche von vegetabilischen Gegenständen leben, desto zahlreicher — wohl eine Folge der raschen

Auflösung, welcher animalische Substanzen hier unterliegen. Manche der Käfer leuchten. Der Cocullo giebt ein so glänzendes Licht, daß man dabei lesen könnte. Die Weibchen versammeln sich in den Zuckerpflanzen, um ihr Haar für den Abend zu schmücken, wo diese Thiere wie Diamanten schimmern. Myriaden von Leuchtkäfern schwärmen in den Wäldern, darunter verschiedene Arten von Schaben (Blatta sp. pl.), Heuschrecken (Mantis sp.) und manche andere Orthoptera, zwischen denen verschiedene Arten von Grillen. Eine Grille, Cigarro von den Eingeborenen genannt, erreicht eine Länge von 6 Zoll und ist wahrscheinlich die größte dieser Art. Die Gorgojo (Cicada sp.) hat die Eigenthümlichkeit, daß sie einen Ton von sich giebt, der dem Gezisch der Schlange nicht unähnlich ist, so daß Fremde leicht dadurch getäuscht werden. Als zu Coyba einer der Officiere des Dampfers S*** eine Strecke in den Wald gegangen war, um nach Wild zu suchen, machte ihn auf einmal das Zischen von Schlangen stutzen; er rannte zurück nach der Küste und hatte es so eilig, das Offene zu gewinnen, daß er ganz athemlos eintraf. Die Ursache des Zischens wurde bald ermittelt und der kühne Waidmann mußte einige Tage den Spott seiner Gefährten hinnehmen. Der Neuroptera, Wasserjungfern und Ameisen sei ebenfalls Erwähnung gethan. Der Arriero (Atta sp.) ist ungefähr einen Zoll lang und ein Verderben für die Pflanzungen; er macht regelmäßige Wege, die zuweilen eine bis zwei Meilen lang sind und überall sieht man ihn Stücke von Blättern, Blumen und andern Gegenständen schleppen, die meistens seine eigene Schwere weit übertreffen. Eine Honigbiene findet sich häufig, die stachellos ist und deren Vorräthe sich daher leicht plündern lassen. Schmetterlinge erscheinen

beim Beginn der nassen Jahreszeit in großer Menge; einige darunter sind freilich von ausgezeichneter Schönheit und Größe, allein im Allgemeinen sind sie klein und entbehren der Farbenpracht, an welche das Auge in den tropischen Gegenden gewöhnt ist. Moskitos und Sandfliegen sind eine Geißel der Seeküste, im Innern jedoch weniger zahlreich. Eines der unerträglichsten Thiere ist der Gusano del monte oder Guineawurm (Filaria sp.). Er drängt sich in das Fleisch, besonders in der Nähe des Kniees, als ein winziges Geschöpf, wächst aber in etwa sechs Wochen zu der Länge eines Zolls und der Dicke einer tüchtigen Spule. Die Stelle, wo er sitzt, hat zu Anfang das Ansehen einer leichten Finne, allein allmälig entzündet sie sich heftiger und verursacht Steifigkeit des Beines und heftige Schmerzen. Wenn der Wurm nicht ausgeschnitten wird, so greift er den Knochen an. Unglücklicherweise entdeckt man ihn selten, bevor er nicht eine erhebliche Größe gewonnen hat, sondern sieht die böse Stelle meistens als ein bloßes Geschwür an, gegen welches man alle Mittel anwendet, nur nicht das richtige.

In einer Gegend wie der Isthmus, wo die Natur für alle Lebensbedürfnisse gesorgt hat und die Consumtion der schwachen Bevölkerung kaum bemerkt wird, ist die Agricultur ihrer vorzüglichsten Triebfeder beraubt und kann nur geringe Fortschritte machen. Es herrscht deshalb auf dem Isthmus überall noch der ursprüngliche Zustand — unsere Vorfahren können kaum roher gelebt haben. Ein Spaten ist ein Wunderding, von einem Pfluge hat man nie gehört; die einzigen Geräthe zur Umwandlung der Wälder in Feld sind Axt und Machete oder Schneidemesser. Man wählt einen Platz, den man bebauen will, im Walde aus, lichtet ihn durch Fällen

und Verbrennen der Bäume und umzieht ihn mit einer Fenz. Beim Beginn der nassen Jahreszeit wird das Feld mit Pflanzen bestellt, indem man mittelst des Beils einfach ein Loch macht und dahinein den Samen oder die Wurzeln legt. Die ungemeine Hitze und Feuchtigkeit erzeugen schnell Leben, die Fruchtbarkeit des Urbodens liefert die Nahrung und ohne weitere Menschenhülfe kommt die reichste Erndte von selbst. Derselbe Platz wird zwei oder drei Jahre hinter einander in derselben Weise bestellt; dann aber wird der Boden so hart und die alten Baumstumpfe treiben mit solcher Gewalt, daß eine neue Stelle ausgewählt werden muß. In den meisten Gegenden würde diese Weise nicht angehen, allein in Neu-Granada ist alles uneingehegte Land gemeinsames Eigenthum, von dem sich Jeder so viel aneignen kann als ihm beliebt, vorausgesetzt, daß er es künstlich einhägt, oder sich Flüsse, See oder Berge dabei zu Nutze macht. So lange das Land eingeschlossen ist, bleibt es in seinem Besitz; sobald aber die Fenz zerfällt, wird das Land wieder Eigenthum der Republik. Colonialprodukte, als Zucker, Kaffee, Cacao, Tamarinden u. s. w., die mehr Aufmerksamkeit erfordern, als die Bewohner anzuwenden geneigt sind, werden nur für den eigenen Bedarf gebauet. Obgleich die Regierung versucht hat, diesen Industriezweig durch Aussetzung von Preisen für den Anbau einer gewissen Anzahl von Pflanzen zu heben und obgleich Boden und Klima günstig sind, so hat doch mit Ausnahme einiger unternehmender Fremden Niemand ein Erhebliches in der Cultivirung des Bodens geleistet. Man muß annehmen, daß so lange die Bevölkerung so gering bleibt, die Höhe der Taglöhne andauern und ein wesentliches Hinderniß für die Anlegung von Pflanzungen in größerem Maßstabe bleiben wird.

Die wachsenden Cerealien sind Reis und Mais. Der erstere wurde von den Spaniern eingeführt, den letzteren kannten die Ureinwohner bereits, welche ihn reichlich anbaueten, um Brod und Chicha, eine Art Bier, daraus zu bereiten. Einige erfolgreiche Versuche mit Weizen sind an den Bergen von Veraguas angestellt, die sich ohne Zweifel zu einem ausgedehnten Anbau dieser Kornart eignen würden. An eßbaren Früchten kann nicht leicht eine Gegend reicher sein. Die Platane liefert den Bewohnern den Haupttheil ihres Nahrungsbedarfs. Angebaute eßbare Wurzeln sind Ñame (Dioscorea alata, Linn.), Yuca (Mahinot utilissima, Pohl), Batata oder Camote (Batatas edulis, Chois.), Otò (Arum esculentum, Linn.) und Papas (Solanum tuberosum, Linn.). Mit Ausnahme der Kartoffel werden alle diese Pflanzen durch Zerschneiden der Wurzeln (Knollen u. s. w.) vermehrt. Die Lebenskraft dieser zerschnittenen Stücke ist außerordentlich; sie können wochenlang in Sonne und Regen auf den Feldern liegen, ohne Schaden zu nehmen. Andere vorkommende Vegetabilien sind Challote (Sechium edule, Swartz), Guineo (Musa sapientum, Linn.), Guandu (Cajanus Indicus, Spr.), Mani (Arachis hypogaea, Linn.), Pepino (Cucumis sativus, Linn.), Sapallo (Cucurbita Melopepo, Linn.), Lechuga (Lactuca sativa, Linn.) und Col (Brassica oleracea, Linn.). Der Lattich und der Kohl werden in den niederen Landstrichen nur mit Mühe gezogen; sie bilden niemals Köpfe und sehen den unsrigen wenig ähnlich. Tomatos (Lycopersicum esculentum, Mill.) und verschiedene Arten Aji (Capsicum sp. pl.) werden in beträchtlicher Menge gebauet und als Küchengewürze gebraucht.

Hausthiere waren vor der Ankunft der Spanier unbe-

kannt; jetzt sind sie sehr verbreitet, aber ausgeartet, wahrscheinlich eben so sehr wegen Mangels an Pflege, als in Folge des Klimas. Katzen und Hunde sind klein und schmächtig. Schweine sind leidlich und werden wegen des Specks gezogen, der für die Küche von Panama unentbehrlicher ist als die Butter für den europäischen Koch. Die Pferde sind klein und dürr. Ich sah einmal einen Europäer, dem ein solches Pferd angeboten war, dasselbe unter den Arm nehmen und zur großen Belustigung der Umstehenden in die Höhe heben mit dem Ausrufe: „Hier ist ein Ding, worauf ein Mensch reiten soll!“ Die Farbe der meisten Pferde ist grau, oder richtiger greis, und der Preis eines gewöhnlichen Thieres steht zwischen fünf bis dreißig Dollars. Esel sind selten im Gebrauch, dagegen stehen die Maulthiere sehr im Werth. Ziegen werden nicht in großer Ausdehnung gezogen; Schafe sind Gegenstände, die man zur Seltenheit hält. Ochsen sind so zahlreich, daß es nicht ungewöhnlich ist, 5—6000 auf einer Wiese grasen zu sehen; ihr Preis ist 12 Dollars für das Stück. Sie werden in großen Haufen von 500—1000 auf einmal gefällt; das Fleisch wird in Stücke zerschnitten, leicht gesalzen, in der Sonne gedörrt und unter dem Namen Tasajo nach Choco gesandt, wo es gut bezahlt wird. Die Häute, im Werth von 6—8 Realen das Stück, gehen nach den Vereinigten Staaten, das Talg nach Peru. Käse wird in kleinen Quantitäten verfertigt, Butter ist kaum gekannt. Stiere werden selten als Last- oder Zugthiere gebraucht. Das Vieh läuft in voller Freiheit herum und ist wild geworden, wie dies der Fall in verschiedenen Theilen des tropischen und subtropischen Amerika; obgleich in Südafrika, wo man sich eben so wenig die Mühe giebt, es einzuhägen, Pferde und Stiere

zahm sind und in der Nähe der menschlichen Wohnungen weiden. Dieser Unterschied hat wahrscheinlich seinen Grund in der Menge fleischfressender Thiere, welche die Fauna des Caps aufweist, wogegen in den heißeren Landstrichen von Amerika weniger wilde Thiere angetroffen werden und die Heerden unbehelligt grasen können, ohne weiter des menschlichen Schutzes zu bedürfen.

Auf Geflügel wird mehr Sorge verwendet. Hausvögel vermehren sich sehr stark, doch sollen einzelne Orte für die Zucht derselben ungünstig sein. Lloyd versichert, daß Hühner, die von Carthegena oder Panama nach Portobelo gebracht waren, aufhörten Eier zu legen, und daß ihr Fleisch hart und ungenießbar wurde.

Capitel XVII.

Topographische Beschreibung. — Gebiet Bocas del Toro. — Provinz Veraguas. — Provinz Panama. — Gebiet Darien.

Der Isthmus von Panama, früher der spanischen Krone gehörig, wurde im Jahre 1821 Columbia einverleibt und nach der Trennung dieses Staates 1831 wurde er ein Theil der Republik Neu-Granada, wozu er noch jetzt gehört. In politischer Hinsicht ist er in zwei Provinzen getheilt, Panama und Veraguas, und in zwei Gebiete (Territorien), Darien und Bocas del Toro. An der Spitze der beiden ersteren steht ein Gouverneur, die letzteren leitet ein Präfekt. Die Provinzen sind wieder eingetheilt in Cantons, und diese in Kirchspiele. In kirchlicher Hinsicht wird der Isthmus als ein Bisthum betrachtet, dessen Bischof in Panama residirt; und in Bezug auf die Rechtspflege als einer der sieben Districtos judiciales, aus denen die Republik Neu-Granada besteht. Der oberste Gerichtshof befindet sich in der Stadt Panama und steht unter der Obhut zweier „Majistrados", außerdem befindet sich in jedem Canton ein oder zwei Richter. In den beiden Gebieten sind die Präfekten mit der Verwaltung der Justiz betraut. Der Isthmus hat 114 Wähler, welche Stimme bei der Wahl des Präsidenten, Vicepräsidenten und der höheren Beamten haben; sie ernennen ebenfalls die Senatoren

und Abgeordneten zum Congreß und wählen die eigenen Provinzialbeamten.

Das Gebiet Bocas del Toro erstreckt sich über die nordwestlichen Spitzen des Isthmus und die Inseln in der Lagune von Chiriqui; es begreift etwa 721 Quadratmeilen. Begrenzt wird es im N. von dem Atlantischen Ocean, im W. von der Republik Costa Rica, im S. und O. von der Provinz Veraguas. Ursprünglich waren seine Grenzen ausgedehnter; ein Gesetz des Königs von Spanien vom 20. November 1803 stellte die ganze Küste bis zum Cap Gracias a Dios unter die Jurisdiction des Vicekönigthums Neu-Granada. Da solche Grenzen in der Regel anerkannt wurden, wenn die spanischen Amerikaner ihre Freiheit erhielten, so reclamirt das Gouvernement zu Bogotà gegenwärtig die ganze Küste und hat dieselbe, wenigstens dem Namen nach, in dieses Gebiet einverleibt. Bis 1843 machte Bocas del Toro einen Theil von Veraguas aus, wurde dann in ein selbstständiges Gebiet verwandelt, und um zur Einwanderung aufzumuntern, erhielten alle Personen, die in den Grenzen desselben lebten, bis zum 31. August 1850 Freiheit von Abgaben; zu gleicher Zeit wurde Bocas del Toro zu einem Freihafen erklärt. Allein da das Klima sehr ungesund ist, so blieb die Bevölkerung dünn; die ganze christliche Einwohnerschaft zählte im Jahre 1843 nicht mehr als 595 Seelen. Die Regierung führt ein Präfekt, welcher einen Jahrgehalt von 1500 Dollars bezieht. Weil die alte Straße, welche die Stadt David mit dem Hafen von Bocas del Toro verband, so schlecht ist, daß nur ein Fußgänger sie passiren kann, so hat die Chiriqui-Straßenbau-Gesellschaft eine neue unternommen, wodurch der Handel von West-Veraguas und, was wichtiger ist, die Verbin-

bung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean vermittelt werden wird.

Bocas del Toro zunächst liegt Veraguas; diese Provinz stößt im N. an den Atlantischen Ocean, im N. W. an das Gebiet Bocas del Toro, im W. an die Republik Costa Rica, im S. an den Stillen Ocean und im O. an die Provinz Panama. Ueber die Abstammung des Namens Veraguas herrschen verschiedene Meinungen. Einige meinen, daß er aus den Wörtern ver (sehen) und agua (Wasser) zusammengesetzt sei, weil zwischen der Stadt David und dem Hafen Bocas del Toro ein Berg sein soll, von dem man beide Oceane erblickt. Andere erklären das Wort für eine Verderbung von Virde und agua; sie sagen, weil das Wasser des Flusses Veragua zu Zeiten eine grüne Farbe habe, so sei letzterer von den Entdeckern Virde-aguas genannt, woraus sich der Name Veraguas entwickelt habe, der auf die ganze Gegend übertragen sei. Eine dritte Meinung leitet es von „ver agua" („er sah Wasser") her; Columbus soll nämlich bei der Entdeckung der Nordküste vielen Regen angetroffen haben und von der anhaltenden Nässe wurden die Kleider der Reisenden „averaguado" durchnäßt. Da das Wort averaguar ein Provinzialismus des Isthmus ist, so hat diese Ableitung allerdings Etwas für sich; allein sie ist gleich den übrigen im Widerspruch mit der Geschichte. Ferdinand Columbus erwähnt den Namen Veraguas lange bevor sein Vater diese Provinz betrat. Der Name war den Leuten von Carette, die Columbus als Führer geleiteten, wohlbekannt, und das Wort Veraguas ist demnach indianischen, nicht spanischen Ursprungs.

Veraguas bedeckt eine Oberfläche von etwa 7416 Q.-Meilen und zählt 45,376 Einwohner. Die Provinz zerfällt

in zwei Cantone, Santiago und Olanje, von denen der erstere den Osten, der letztere den Westen einnimmt. Alanje, oder Chiriqui, enthält 15,111 Einwohner und begreift die Kirchspiele David, Alanje, Boqueron, Bugaba, Dolega, Gualaca, Remedios, San Felix, San Lorenzo und San Pablo. Die Stadt David ist der Hauptort oder Cabecera des Cantons. Dieser Vorzug wurde ihm jedoch erst vor einigen Jahren zu Theil; früher genoß ihn Santiago de Alanje — oder, wie es auch heißt, Riochico — das einige Meilen mehr südwärts liegt. David liegt unter 8° 23′ N. B. und 82° 27′ W. L., am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, in einer herrlichen Ebene; es ist von den Dörfern Gualaca, Dolega, Boqueron und Bugaba und von ansehnlichen Bergen umgeben. Im S. W. erhebt sich der Vulkan von Chiriqui, eine Spitze von 7000′ Höhe, im N. der Galera de Chorcha, ein plattes Tafelgebirge, das, wie sein Name andeutet, einige Aehnlichkeit mit einer Gallerie hat. Vom Gipfel stürzt ein Wasserfall über mächtige Granitblöcke mehrere hundert Fuß tief. Während der nassen Jahreszeit, wo derselbe große Wassermengen führt, ist er weithin zu sehen; er gleicht von weitem einem Silberstrome und dient den Seefahrern als Landzeichen für Boca Chica, den Seehafen von David.

David hat gegen 600 Häuser, die aus Holz und Lehm gebauet sind und in der Regel ein Geschoß haben. Sie sind sämmtlich weiß getüncht und geben den Straßen ein freundliches Ansehen. Es ist nur eine Kirche vorhanden, die in der Mitte des Marktplatzes liegt, an dem auch die Regierungsgebäude befindlich sind. Die Stadt hatte 1843 nach officiellen Angaben 4321 Einwohner; diese Zahl ist jährlich durch Einwanderung gestiegen. Besonders Franzosen, Italiener und

Nordamerikaner haben sich hier niedergelassen und es ist vorzugsweise ihren Bemühungen zu verdanken, daß David in den letzten 15 Jahren von einem armseligen Dorfe zu einer aufblühenden Stadt erhoben ist. Die Bewohner von David sind meistens von gemischten Racen, doch ist die Zahl der Weißen beträchtlich; ihre Beschäftigung besteht in Viehzucht, Ackerbau und Handel. Ausfuhrgegenstände sind Reis, Kaffee, Sasseparille, Perlen, Häute, Schildpatt, gedörrtes Fleisch und etwas Goldstaub. Es lassen sich wohl auch noch einige andere Produkte mit Vortheil verladen; der Corpachi (Croton), dessen Rinde von großem Werthe ist, wächst häufig in den Wäldern; der Quira (Platymiscium polystachyum, Benth.) findet sich sehr viel in der Nähe, und der Saumerio (Styrax) mit seinem duftigen Balsam wird in großen Gruppen auf den anliegenden Bergen bemerkt. Gegenwärtig müssen alle diese Produkte nach Panama geführt werden, allein wenn die Straße nach Bocas del Toro vollendet und eine unmittelbare Verbindung zwischen Europa und dem Isthmus hergestellt sein wird, so werden manche bisher vernachlässigte Produkte mit Vortheil für die Ausfuhr dienen. Das Klima von David ist im Vergleich zu anderen Gegenden des Isthmus besonders gesund. Hohes Alter ist gewöhnlich, Hautkrankheiten, die in anderen Distrikten so häufig sind, kommen wenig vor. Das gewöhnliche Fieber ist die herrschendste Krankheit und zeigt sich nur beim Wechsel der Jahreszeiten. Das Klima verbessert sich von Jahr zu Jahr; wenn man mündlichen Ueberlieferungen Glauben beimessen darf, so war die Regenzeit vor hundert Jahren so heftig, daß man von Haus zu Haus in Canoes fahren mußte.

Die größten Dörfer des Cantons sind San Lorenzo

und Pueblo Nuevo de los Remedios. Der Name Remedios ist für letztern Ort der allein gängige geworden, da es noch ein Pueblo Nuovo in der Playa von Chiru, in der Bai von Panama giebt, das zum Unterschiede Pueblo Nuovo de San Carlos benannt wird. Remedios ist an der Hochstraße, welche David mit Santiago de Veraguas verbindet, in einer Ebene gelegen, in der Mitte zwischen den Dörfern Tole und San Lorenzo. Es besteht aus 400 Gebäuden, die meistentheils leicht aus der Rinde und den Blättern der Palme hergestellt sind; nur eine geringe Anzahl ist fester gebaut, mit Wänden aus Luftsteinen und Dächern von Ziegeln. Als Hauptort des Kirchspiels hat Remedios eine Kirche von ansehnlicher Größe; jedoch ist dieselbe kleiner und schlechter, als eine ältere, von der die Trümmer noch sichtbar sind. Die Zahl der Einwohner war 1843 laut des Census 1235; sie sind ein Gemisch der drei Racen, die man gewöhnlich in den heißeren Gegenden des spanischen Amerika antrifft, der kaukasischen, afrikanischen und amerikanischen; Mestizen und Mulatten sind vorherrschend. Früher war Remedios bedeutender, allein es ging hier wie überall, wo eine gemischte Bevölkerung das Uebergewicht hatte, es erfolgt eher eine Abnahme als Zuwachs sobald die Einwanderung aufhört. Die genaue Zeit der Gründung ist unbekannt; während der letzten Zeit des 17ten Jahrhunderts befand es sich in so vortheilhaften Umständen, daß die Flibustier es am 23. Mai 1680 eines Angriffs werth erachteten. Allein die Einwohner leisteten an der Flußseite wackern Widerstand; der Anführer der Piraten, Capitain Sawkins, wurde getödtet, worauf Sharp, der zweite Führer, den Muth verlor und sich zurückzog. Später, am 31. Juni 1685 waren die Seeräuber glücklicher; das Dorf

wurde genommen und theilte das Schicksal aller Plätze, welche in die Hand dieses schrecklichen Bundes fielen.

Der Canton Santiago, der östliche Theil von Veraguas, enthält 30,265 Bewohner und zählt 13 Kirchspiele. Santiago de Veraguas, die Hauptstadt der Provinz, liegt in dem Canton Santiago, in einer Ebene an der Südseite der Cordilleras, acht Meilen nördlich vom Port Montijo, ungefähr 13 Meilen südöstlich vom Dorfe Mesa und 40 Meilen westlich von der Stadt Natà. Die Zeit der Gründung ist zweifelhaft, da die meisten alten Chronikenschreiber Santiago mit Natà verwechseln. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es gleich der Mehrzahl der anliegenden Plätze bald nach der Eroberung erbaut wurde. Die Häuser, 900 an der Zahl, sind meistens aus Holz und mit einer einzigen Ausnahme ein Stock hoch. Außer zwei Kirchen und einem Hospitale giebt es keine öffentliche Gebäude von Erheblichkeit. Die Hauptstraßen laufen von Norden nach Süden; ein großer Theil des Pflasters ist versteinertes Holz, den Eingeborenen zufolge Chumicos petrificados. Santiago, als Hauptstadt, ist der Sitz des Gouverneurs und des obersten Richters der Provinz. Der erstere wird immer auf vier Jahre gewählt und erhält jährlich 1800 Dollars. Die Zahl der Einwohner ist gegen 5000, wovon ein großer Theil Weiße. Die Hauptbeschäftigung derselben ist Viehzucht, Verfertigung von Hängematten und Flechten der sogenannten Panamahüte. Manche wohlhabendere Bewohner sind am Bergbauunternehmen betheiligt. Die Umgegend der Stadt hat viele Schönheiten. In der nassen Jahreszeit bildet der Fluß Chorro einen Wasserfall, der einen malerischen Anblick gewährt; reizende Baumgruppen beschatten den Ort, wo er von steilen Felsen niederstürzt.

In dem Bette des Flusses sind große Lager von fossilen Seemuscheln.

Die vorzüglichsten Dörfer des Cantons sind Calobre, Cañajas, Mesa, Mineral, Montijo, Palmas, Rio Jesus, Sonà und Tole. Palmas wurde 1774 von Mönchen gegründet, Rio Jesus 1755. In der Nähe von letzterm Orte sind die berühmten Paradiesbäume, die ich in Hooker's botanischem Journal beschrieben habe. Mineral, ungefähr 22 Stunden von Santiago, war früher wegen seiner Goldminen wichtig, die jetzt unbedeutend geworden sind; Calobre ist wegen seiner Quellen berühmt. Die Stadt Santafé, welche Herrera beschrieben hat, wurde 1805 von den Indianern zerstört; einige andere Orte, deren von demselben Schriftsteller Erwähnung geschieht, sind spurlos verschwunden. In der Nähe von Mesa — oder Mesita de Oro, wie das Dorf während des letzten Jahrhunderts wegen seines Aufblühens genannt wurde — sind Ueberreste einer prächtigen Basaltsäule gefunden. Diese Säule stand ehedem auf einer Anhöhe, welche die umliegende Gegend beherrscht, wurde aber vor ungefähr 70 Jahren durch ein Erdbeben umgeworfen und in Stücke zerbrochen. Sie mißt 16 Fuß im Durchmesser und muß in ihrer ganzen Höhe wohl 150 Fuß erreicht haben. Die Eingeborenen nennen sie Barca de Piedra, obgleich nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem Schiffe vorhanden ist, und glauben, daß sie von den Indianern errichtet worden sei, um als Wachtthurm zu dienen, eine Annahme, zu der wohl die eigenthümliche Gestalt und der ehemalige Standpunkt Veranlassung gegeben*).

*) Es ist nicht unmöglich, daß die Säule ursprünglich „Balco de Piedra genannt und aus diesem Namen später Barca gemacht wurde. Die Bewohner des Isthmus verwechseln immer die Buchstaben l und r.

Die Provinz Panama, der bedeutendste und am meisten bevölkerte District des Isthmus, liegt östlich von Veraguas. Sie grenzt im Norden an das caribbäische Meer, im Westen an die Provinz Veraguas und im Süden an den Stillen Ocean und das Gebiet Darien. Ihre Oberfläche beträgt etwa 9139 Meilen und trägt eine Bevölkerung von 70,578 Seelen. Sie zerfällt in die Cantons Los Santos, Parita, Natà, Chorera, Portobelo und Panama. Der Name Panama ist indianischen Ursprungs und wurde zuerst einem kleinen Fischerdorfe beigelegt, welches sich an der Stelle befand, wo jetzt die Ruinen von Panama Viejo sind; später ging er auf die Stadt über und wurde endlich auf die ganze Gegend ausgedehnt.

Die Cantons Los Santos und Parita nehmen die kleine Halbinsel ein, deren südlichste Spitzen Punta Mariato und Punta Mala bilden. Los Santos hat zur Cabecera das Dorf gleichen Namens und zerfällt in die Kirchspiele Pedasi, Pocri, Tablas und Los Santos, die 14,539 Einwohner enthalten. Parita wird aus den Kirchspielen Macaracas, Minas, Ocú, Pesé und Parita gebildet und zählt 15,119 Einwohner; die Cabecera ist Parita. Die Bevölkerung dieser beiden Cantons wird für die gewerbthätigste des Landes gehalten.

Der Canton Natà nimmt den Theil der Provinz ein, welcher an Ost-Veraguas stößt. Er enthält 19,610 Bewohner und umfaßt die Kirchspiele Anton, Olà, Penenome, Santamaria und Natà. Der Hauptort des Cantons, die Stadt Natà, ist merkwürdig als die älteste Stadt, die von Europäern auf dem amerikanischen Continente erbaut wurde. Der Licenziat Gaspar de Espinosa und einige andere Edelleute gründeten sie 1517. Trotz ihres Alters ist sie eine kleine Stadt.

Sie liegt in einer Ebene zwischen dem Rio Grande und Rio Chico de Natà, hat ungefähr 800 Häuser, zwei Kirchen, unregelmäßige Straßen ohne Pflaster und enthält 5000 Einwohner. Zur Zeit ihrer Gründung bewohnte ein Indianerstamm die umliegende Gegend, an dessen Spitze ein Häuptling Namens Natà stand. Von diesem Umstande und wegen der Gründung durch eine Gesellschaft Edelleute empfing die Ansiedlung den Namen Natà de los Caballeros — ein Beisatz, den sie noch führt. Die vorzüglichsten Dörfer des Cantons sind Santamaria und Anton. Bei letzterem wachsen so zahlreiche Cocusnußpalmen, daß sie von weitem wie ein Wald aussehen.

Der Canton Chorera grenzt an den vorigen und zählt 7559 Einwohner. Die Kirchspiele desselben sind Araijan, Capira, Chame, Chorera und San Carlos. Chorera ist das Hauptdorf des Cantons; es zählt 2500 Einwohner. Es besitzt den Vortheil eines Flusses, der sich zum Baden eignet, und eines kühlen, gesunden Klimas während des Sommers; deshalb besuchen es viele Leute aus Panama, um ihrer Gesundheit zu pflegen und die Annehmlichkeiten des Landlebens zu genießen. Während der nassen Jahreszeit ist Chorera wahrhaft abscheulich; Dreck und Wasser reichen in den Straßen bis über die Knöchel. Capira ist ein ziemlich erhebliches Dorf, welches Kaffee von besserer Qualität erzeugt. San Carlos oder Puebla Nuevo de San Carlos ist ein freundliches Dörfchen in der Playa von Chirù; nicht weit davon liegt Chame, Dorf mit 1300 Einwohnern. Der Name Chame kommt von einem Häuptlinge, der den Spaniern längern Widerstand leistete. Arraijan ist ein geringes Dorf in ziemlich gleicher Entfernung von Cruses und Chorera.

Der Canton Portobelo bildet die nordwestliche Spitze der Provinz Panama und enthält vier Kirchspiele: Chagres, Minas, Palenque und Portobelo. Die Stadt Portobelo ist die Cabecera des Cantons; sie liegt 9° 34′ 29″ N. B. und 79° 43′ 40″ W. L., dicht an der See, am Fuße eines hohen Berges, welcher den ganzen Hafen einschließt. Die Stadt wird aus einer langen Straße gebildet, die um die Bai läuft, aus einigen kürzeren, welche in erstere münden, und zwei Plätzen, wovon einer vor dem Schatzgebäude, der andere vor der Kirche liegt. Die vorzüglichsten öffentlichen Bauwerke sind die Fortificationen, das Hospital, das Schatzgebäude und die Kirche, jedoch gleich den Privathäusern in einem trostlosen Zustande. Portobelo zählt ungefähr 1300 Einwohner, meist Neger und Mulatten. Außer dem vortrefflichen Hafen giebt es nichts Empfehlenswerthes. Das Klima der ganzen Gegend ist sehr ungesund und hat schon manchem Europäer den Tod gebracht. Selten ereignet sich ein schöner Tag; fast immer hüllt sich der Ort in Nebel, welchen die üppige Vegetation der Umgegend oder Regen erzeugt. Die Hitze ist so übermäßig und das Klima so schädlich, daß wenige Weiße es hier kurze Zeit aushalten, und daß mehrere Thierarten sofort ihre Art verlieren. Die Chaussee, welche früher Panama mit Portobelo verband, ist gegenwärtig in trostlosem Zustande; heftige Regengüsse haben sie zerstört und Büsche und hohe Bäume haben sie so stark überwuchert, daß selbst der Fußgänger mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Der Hafen von Portobelo wurde im Jahre 1501 von Columbus entdeckt; der Bau der Stadt dagegen begann erst unter Philipp II. Bald nach der Gründung gelangte sie zu Bedeutung, weil sie der Hafenort für den ganzen Handel

zwischen Spanien und Amerika wurde und jährlich ein großer Markt hier stattfand. Wegen dieser Vortheile erregte Portobelo den Neid anderer Nationen und hatte häufige Angriffe zu bestehen; den ersten durch Francis Drake, im Jahre 1595, während des Krieges zwischen Philipp II. von Spanien und Elisabeth von England. Dann wurde es von den Flibustiern 1624 und 1673 angegriffen, und als unter Georg II. Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, wurde es vom Admiral Vernon angegriffen und beinahe ganz in Asche gelegt, am 22. November 1739. Neun Jahre darnach gingen die spanische Galeone und der große Markt verloren, worauf Portobelo, dem sein Klima schon immer Gefahr drohete, beinahe entvölkert wurde: und es fiel auf immerdar, als nach dem Unabhängigkeitskriege der Handel sich nach Chagres zog, das trotz des Mangels an einem regelmäßigen Hafen, verschiedene Vortheile vor Portobelo bietet.

Die Stadt Chagres gehört wie Portebelo zu den elendesten und ungesundesten der Gegend; sie liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, 9° 18′ 6″ N. B. und 79° 59′ 2″ W. L., und wird von einem finstern Festungswerke, dem Castell San Lorenzo, beschützt. Dasselbe liegt am Eingange des Flusses auf einem hohen Felsen, wurde 1671 von Henry Morgan zerstört, jedoch wenige Jahre nachher wieder erbaut. Chagres hat etwa 1000 Einwohner, die fast sämmtlich Neger oder von gemischtem Blute sind. Durch die zahlreichen Dampf- und Segelschiffe, die hier seit den letzten Jahren anlegten, ist Chagres wichtig geworden, allein es hat wenig Aussicht eine große Stadt zu werden, selbst wenn die augenblicklichen Verbindungsstraßen zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere keine Veränderung erfahren sollten. Das

Klima wüthet mit furchtbarer Zerstörung gegen die neuen Ankömmlinge, besonders gegen Weiße. Die Regenzeit hält 9 bis 10 Monate an, ein Umstand, der allein der dauernden Niederlassung der kaukasischen Race widerstrebt. Die Häuser von Chagres sind einfach gebaut, in der Regel aus Rinde und Blättern von Palmen.

Der Canton Panama liegt zwischen Portobelo und Chorera; er enthält 10,494 Seelen und zerfällt in neun Kirchspiele: San Felipe, Santa Ana, Cruses, Chepo, Chiman, Gorgona, Pacora, San Juan und Taboga. Die Stadt Panama ist als Hauptstadt der Provinz auch die Cabecera des Cantons. Sie wurde 1673, zwei Jahre nach Zerstörung der alten Stadt, erbauet. Durch ihre günstige Lage rasch emporblühend, währte die gedeihliche Zunahme derselben bis zur Zeit der Abschaffung der spanischen Galeone und des Portobelo-Marktes, worauf sie eben so rasch wieder fiel. Die reicheren Kaufleute verließen den Ort, viele Gebäude zerfielen, Vieh grasete in den Straßen und die Wände und Dächer der Häuser wurden von Büschen und Schlingpflanzen überwuchert. Einige verheerende Feuersbrünste vollendeten das grauenvolle Aussehen der Stadt: die erste derselben ereignete sich 1737, die zweite 1756, die dritte 1781 und die vierte 1821; die drei letzteren verursachte der Zufall, die erste aber war von Eingeborenen aus Guatemala angelegt. Es ist mehr als unwahrscheinlich, daß die Stadt Panama sich von ihrem Verfalle während des 18. Jahrhunderts erholt hätte, wenn der Isthmus unter dem despotischen Zwange Spaniens verblieben wäre. Der Unabhängigkeitskrieg und die großen Umwandlungen, welche das gesammte spanische Amerika erfuhr, haben wieder Leben in derselben angefacht. Der Handel hob

an, Fremde zogen ein, Vertreter mehrerer Nationen wurden nach Panama geschickt, die Bevölkerung vermehrte sich und die Stadt nahm allmälig wieder auf. Am meisten wirkten die Dampfschifflinien des Stillen und des Atlantischen Oceans. Seit dem ersten Erscheinen dieser Schiffe und namentlich seit der Entdeckung der Goldlager von Californien hat die Stadt sich so sehr verändert und verbessert, daß sie kaum wieder zu erkennen ist, und der Isthmus, der früher nur eine Straße war, welche den eigennützigen Zwecken der spanischen Polizeiherrschaft diente, wurde von da an die Hauptstraße der Völker.

Die Stadt Panama liegt 8° 56′ 56″ N. B. und 79° 31′ 12″ W. L. am Fuße des Cerro de Ancon auf einer kleinen Halbinsel, deren westlicher Theil mit dem Hauptlande zusammenhängt. Sie ist in zwei Kirchspiele getheilt; San Felipe oder die City, der Stadttheil innerhalb der Mauern; und die Vorstadt Santa Ana. Panama sticht sehr gegen andere Städte des spanischen Amerika ab; seine hohen Gebäude mit Ziegeldächern, zahlreiche Kirchen und steinerne Ringmauern geben ihm auf den ersten Anblick das Ansehen einer europäischen Stadt; erst bei näherer Besichtigung springen die Eigenthümlichkeiten der alt spanischen Bauart in die Augen. San Felipe, der beste und regelmäßigste Theil der Stadt, ist von Mauern und Wachtthürmen umgeben, die indeß gegenwärtig im Verfall sind. Die Fortificationen sind unregelmäßig und ungeachtet der Höhe der Wälle nicht sehr stark. Die Bastionen wurden zu verschiedenen Zeiten, bei der Bedrohung durch Piraten und andere Feinde, errichtet; die jüngsten scheinen die südlichen und östlichen zu sein, die aus dem Jahre 1778 stammen. Die City hat vier Thore, zwei see-

wärts und zwei nach dem Lande zu. Der Weg von Chagres führt durch das Westthor, welches früher stark vertheidigt war und mehrere Zugbrücken besaß. Die Hauptstraßen laufen von Westen nach Osten; andere, die von See zu See gehen, durchkreuzen jene in der Richtung von Norden nach Süden und unterhalten einen frischen Luftzug, welcher dem Gesundheitszustande der Stadt sehr zu Hülfe kommt. Die Straßen sind regelmäßig und gepflastert, aber schmal und überschreiten selten die Breite von 50 Fuß. Die Seitenwege für Fußgänger werden von den Balkonen der Häuser bedeckt, so daß man beim Regen trocken durch die ganze Stadt gehen kann. Vier öffentliche Plätze sind vorhanden, drei in San Felipe, einer in Santa Ana; der Hauptplatz heißt Plaza del Catedral und liegt fast in der Mitte der Stadt. Seine Westseite trägt die Kathedrale und das Jesuiten-Collegium, nach Süden liegt das Stadthaus, die nördliche Seite wird von dem „Colegio“ und die östliche von Privathäusern eingenommen.

Von den öffentlichen Gebäuden verdienen die Wohnung des Gouverneurs, das Postamt, das Stadthaus, das Zollhaus, die Kasernen, Hospitäler, die Kathedrale und die Klöster eine Erwähnung. Die Gebäude, welche zu frommen Zwecken bestimmt sind oder vielmehr waren, nehmen die Hälfte des Flächenraums der City ein, ein Beweis der Wohlhabenheit und Bedeutung, deren sich die Stadt ehemals erfreute. Die Kathedrale ist ein schönes Gebäude, das fast die ganze Westseite der Plaza del Catedral einnimmt; sie ist von altspanischer Bauart und hat an der Ostseite zwei Thürme und mehrere Statuen, welche die Jungfrau Maria und die Apostel darstellen. Die Kirche ist reich, aber geschmack-

los verziert; die Gemälde derselben sind mit Ausnahme der Portraits der Bischöfe von Panama, welche einiges historische Interesse besitzen, ohne jeglichen Werth. Sieben Klöster sind vorhanden, von denen sechs bereits zum Theil verfallen sind; das letzte, Concepcion, am östlichen Ende der Stadt gelegen, ist noch bewohnt, enthielt jedoch 1848 nur noch vier alte Nonnen, so daß es ebenfalls bald sein Ende erreichen wird, da keine neue Nonnen aufgenommen werden. San Francisco, das umfangreichste der Klöster, war bis 1821 von Mönchen bewohnt, denen viele Indianer von Veraguas ihre Bekehrung zum Christenthum verdankten. Gegenwärtig dient es als Vorrathshaus und Stallung und außer der Kirche ist nichts davon gut erhalten. Das Kloster San Domingo ist fast ganz zerfallen, nur eine kleine Nebenkapelle, in welcher zwei schwarze Frauen Abends Gebete verlesen, ist in gutem Zustande. Die alte Kirche desselben ist völlig von Schlinggewächsen überwuchert; in derselben befindet sich ein bemerkenswerther weitgespannter Bogen aus Backsteinen, der von einer Seite zur andern gesprengt ist. Das alte Jesuiten-Collegium ist die schönste Ruine in der Stadt. Dasselbe wurde 1739 begonnen, war 1773 als die Gesellschaft Jesu aufgelöst wurde, noch nicht vollendet und wurde auch nicht weiter gebauet; es hat eine Höhe von zwei Geschossen. Die dazu gehörige Kirche ist gegenwärtig zu öffentlichen Vergnügungen, Schauspielen, Vorstellungen von Seiltänzern u. s. w. bestimmt. Die übrigen Klöster, Merced, San Augustin und San Juan de Dios, liegen ebenfalls bis auf die Kirchen in Trümmern. Die Vorstadt hat eine Kirche und eine kleine Kapelle. Es sind zwei öffentliche Hospitäler vorhanden, eins für Männer in dem Kloster San Juan de Dios und eins für Frauen, San

Tómas genannt und in der Vorstadt gelegen. In letzterer Zeit haben auch einige amerikanische Aerzte Häuser für Aufnahme von Kranken eröffnet.

Die meisten Privatgebäude von San Felipe sind aus Stein gebaut, die von Santa Ana aus Holz. Sie sind zwei Stock hoch, mit Balkonen versehen und haben Ziegeldächer, da die Heftigkeit der Regengüsse keine andere gestattet. Sämmtliche Häuser haben geräumige Eingänge, die einem Manne zu Pferde bequemen Eintritt gestatten. Die Vorplätze sind klein. Bei der Treppe befindet sich eine Thür, welche in den Hofraum, zu den Ställen, dem Waschraume und dem Brunnen führt. In den meisten Häusern ist das Erdgeschoß Krämern, Schenken und Handelsleuten eingeräumt. Die untere Hausflur wird von der Dienerschaft bewohnt, die obere, als die gesundere, von dem Hausherrn und seiner Familie. Alle Zimmer sind groß und luftig; die Gesellschaftszimmer messen gemeiniglich 30 Fuß Länge bei 24 Fuß Breite und 20 Fuß Höhe. Der Fußboden ist mit Holz, Backsteinen, Sandsteinen oder Marmor belegt. Jedes Zimmer hat eine oder mehrere Flügelthüren, die auf den Balkon führen; die Flügel sind mit Läden versehen und vertreten die Stelle von Fenstern. Zuweilen ist ein Glasrahmen in dieselben eingefügt, allein regelmäßige Fensterläden existiren nicht und werden auch wohl nie eingeführt werden. Diese Einrichtung unterhält einen frischen Luftzug — eine unerläßliche Bedingung für das heiße Klima. Neben den Thüren befinden sich, in etwas größerer Höhe, kleinere Oeffnungen, die meistens sternförmig sind; sie dienen ebenfalls zur Erleichterung der Temperatur. Die Wände sind an 2 Fuß bis 2 Fuß 6 Zoll dick; sie sind mit Gemälden, Kreuzen, Heiligenbildern u. s. w.

ziert und haben in der Regel eine weiße Grundfarbe, welche zwar nicht das stattliche Aussehen unserer Tapeten bietet, allein dafür den Eindruck der Frische gewährt und verhindert, daß Vielfüße, Scorpionen und andere schädliche Insecten sich einnisten. Die Balkone haben eine Breite von 4 bis 5 Fuß; ein Schirmdach schützt sie vor Sonne und Regen; ein hölzernes Geländer faßt die Seiten ein und zahlreiche Blumentöpfe mit Rosen, Balsaminen und Nelken geben ihnen Freundlichkeit und Leben. In einer schattigen Ecke steht der Filtrirstein nebst mehreren irdenen Gefäßen voll Wasser; hier wird eine Sauberkeit beobachtet, wie nirgend mehr im ganzen Hause. Die einfachen Möbeln sind meistentheils aus Europa, Nordamerika oder China gekommen. In allen Räumen sind Hangematten vorhanden, in denen sich die Bewohner von Panama wie des Isthmus überhaupt oft stundenlang wiegen.

Panama, besonders die Vorstadt Santa Ana, ist in täglicher Zunahme begriffen; die Zahl der Einwohner steigt in demselben Maße. 1843 hatte der Ort nur 4897 Einwohner, von denen nur ein Zehntel aus Weißen, die übrige Zahl aus Indianern, Negern oder Mischlingen bestand, und es waren damals nur 15 Fremde anwesend. Gegenwärtig (1848) beläuft sich die Einwohnerschaft über 10,000. Ihre Thätigkeit erstreckt sich auf den Handel, die Güterbeförderung über den Isthmus und die Versorgung der Seefahrer.

Ungefähr eine Stunde westlich von Panama liegt der Cerro de Ancon, der nach Sir Edward Belcher 500 Fuß hoch ist. Von seinem Gipfel genießt man eine herrliche Aussicht auf die Stadt, die Inseln der Bai, die benachbarten

Pflanzungen, die Berge gen Veraguas, die Bergkette zwischen Portobelo und Panama, den Rio Grande und das niedere Land um Panama Viejo, den Chepo und Pacora. Am Fuße dieses Hügels befinden sich die Begräbnißplätze der Katholiken und Protestanten. Auf letzterem waren 1848 drei Personen bestattet; wie viele mögen seitdem diese Zahl vermehrt haben! Der katholische Friedhof ist ein länglicher Raum mit einem hoch gewölbten Thorwege aus neuerer Zeit von abscheulichem Aussehen; die Bewohner von Panama haben sich denselben ein hübsches Stück Geld kosten lassen und halten ihn für ein stattliches Baudenkmal. Längs der Einfassungsmauer befinden sich Grabstätten, in denen die Leichname der Wohlhabenderen zwei Jahre lang aufbewahrt werden, ehe sie in den Kirchen der Stadt beigesetzt werden dürfen. Nur die Reicheren werden in Särgen begraben; die meisten Armen wickelt man nur in Tücher.

Die Ruinen von Panama Viejo (Alt-Panama) liegen ungefähr 4 Meilen weiter ostwärts und sind ganz verödet. Die vorzüglicheren Ueberreste dieser 1673 von dem Flibustier Henry Morgan zerstörten Stadt bestehen in einer Kathedrale, einer Kirche, einer Brücke und etlichen Wachtthürmen. Die Gegend um Panama ist ungemein schön, besonders an dem Orte, welcher Losaria geheißen wird und mit Landhäusern der reicheren Bevölkerung geschmückt ist.

Die vorzüglicheren Dörfer, welche zu dem Canton Panama gehören, sind San Juan, Chepo, Gorgona, Cruces und Taboga. Letzteres liegt auf der Insel desselben Namens; Chepo an dem Flusse Bayano, San Juan dagegen, Gorgona und Cruces auf dem linken Ufer des Chagres. Gor-

gona ist sehr jungen Ursprungs, Cruces aber war schon zur Zeit Herrara's bekannt, der es eine „Venta" nennt. 1671 fanden es die Flibustier als ein ansehnliches Dorf; seitdem hat es viel von Ueberschwemmungen und Feuersbrünsten gelitten; 1828 wurde fast das ganze Dorf eingeäschert. Hätte es Gorgona nicht zum Nebenbuhler, so möchte es sich bald zur Stadt erheben. Jedes dieser beiden Dörfer hat eine Kirche und mehrere Herbergen. Die Einwohner sind fast sämmtlich Besitzer von Canoes und Lastthieren, oder Handelsleute, welche die Besorgung von Waaren übernehmen, oder Bogars, Verfertiger von Canoes.

Das Gebiet Darien ist die vierte der größeren politischen Eintheilungen des Isthmus. Es grenzt im Norden an das Atlantische Meer, im Süden an den Fluß San Juan, im Westen an den Stillen Ocean und die Provinz Panama, im Osten an den Atrato. Mit Einschluß der Perlinseln, die zu seiner Jurisdiction gehören, umfaßt Darien ungefähr 16,941 Quadratmeilen. Es enthält die Kirchspiele Chapigana, Islas del Istmo, Molineca, Pinogana, Santamaria, Tucuti und Yabisa. Yabisa, die Cabecera des Gebiets, hat 332 Einwohner und ist die Residenz des Präfekten, der einen Jahrgehalt von 1000 Dollars bezieht. Darien ist hauptsächlich von wilden Indianern bewohnt, deren Zahl sich nicht feststellen läßt. Die Civilisation beschränkt sich fast auf den Golf San Miguel, wo Yabisa und die übrigen Dörfer liegen. Die Anzahl der ganzen christlichen Bevölkerung beläuft sich auf 3148, wovon 1941 den Perlinseln angehören. Obgleich Darien die erste europäische Niederlassung war, so ist unsere Kenntniß desselben doch sehr gering. Seit

Paterson hat außer Dr. Cullen kein wissenschaftlich gebildeter Mann die Gegend bereiset; Alles was wir über dieses Gebiet wissen, verdanken wir den Schriften von Wafer, Dampier und Ringrove.

Capitel XVIII.

Bewohner des Isthmus. — Ihre Anzahl. — Weiße. — Neger. — Mischlinge. — Sitten und Gebräuche.

Die Bevölkerung des Isthmus ist, wie in dem größern Theile des spanischen Amerika, aus drei Racen zusammengesetzt, der kaukasischen, der afrikanischen und der amerikanischen. Die Vermischung derselben hat zahlreiche Schattirungen und Abarten hervorgebracht. So lange das Land als spanische Colonie bestand, war der Vorzug der Farbe von Wichtigkeit wegen der Privilegien oder der für Andere aus denselben entspringenden Nachtheile, weil der Unterschied der Kasten eine Hauptmaßregel der spanischen Verwaltung bildete. Seit diese Unterschiede verschwunden sind, kann Jeder, ob er schwarz, braun oder weiß sei, die höchsten Staatsämter bekleiden. Wegen dieses Grundsatzes ist bei der Zählung keine Rücksicht auf die Farbe der Einwohner genommen; es ist deshalb unmöglich, die Anzahl der Farbigen mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Dem Augenscheine nach mögen sie etwa zwei Drittel der Bevölkerung betragen.

Die genaue Zahl der Einwohnerschaft ist eben so zweifelhaft. Fast in allen Theilen des Landes sind wilde Indianerstämme, deren Anzahl in den öffentlichen Berichten fehlt. Dieselben müssen wenigstens 10,000 betragen. Nimmt

man diese muthmaßliche Schätzung zu der bestimmten, so läßt sich für den Isthmus eine Bevölkerung von 129,697 Menschen annehmen. Die Zunahme hat von 1822 bis 1843 18,147 betragen, oder etwa 8 Procent in 10 Jahren, wie die nachstehende Uebersicht ergiebt.

	Zählung von 1822.		1843.
Provinz Panama	64,316	...	70,578
„ Veraguas	35,367	...	45,376
Gebiet Darien.................	1,872	...	3,148
„ Bocas del Toro.........	—	...	595
Muthmaßliche Zahl der Indianer.	10,000	...	10,000
Summe...	111,550	...	129,697.

Mit Ausnahme einiger neuerer Ansiedler sind die weißen Einwohner des Isthmus von spanischer Abkunft. Die Männer sind ziemlich groß, mager, aber wohlgebauet und haben schwarzes Haar. Ihre Gesichtsfarbe ist blaß mit einem sehr leichten Anfluge von Farbe; dunkle, blitzende Augen geben dem Antlitze ein lebhaftes Aussehen. Die Frauen sind klein, haben zarte Füße und Hände, meistens hübsche Gesichter, allein schlechten Wuchs. Da sie keine Schnürleiber tragen und die Kleider sehr lose nesteln, so haben sie keine Taille und machen in Gesellschaften keine Figur. Die Männer halten ungemein auf ihre Kleidung und zeigen im Anzuge weit mehr Geschmack als die Frauen. Selbst diejenigen, welche nicht viel Geld aufwenden können, legen sich lieber die härtesten Entbehrungen auf, als daß sie sich die Eitelkeit versagten, wie Stutzer einherzugehen. Gemeiniglich sieht man sie in Strohhüten und der Tracht, welche wir Sommerkleidung nennen; sie huldigen den Pariser Moden, so weit es das Klima nur erlaubt. Die

Frauen fügen sich ebenfalls der europäischen Mode. Man sieht sie nie ohne Shawl von blauer Baumwolle oder Seide um die Schultern; doch tragen sie weder Hüte noch Hauben. Halskragen sind nicht gewöhnlich, sondern werden nur bei besonderen Gelegenheiten getragen. Auf Bällen und an Festtagen tragen sie Massen von Perlen, goldenen Ketten und anderen Zierrathen zur Schau; die Perlen mancher Dame machen ein kleines Vermögen aus.

Der Hauptzug im Charakter der Bewohner des Isthmus ist Mangel an sittlichem Ernst und Ausdauer. Das Erste mag die Schuld ihres Glaubens, das Andere die Folge des erschlaffenden Klimas sein. Sie sind träge, ausschweifend, auf das Spiel versessen und wenn auch nicht ohne Talent, doch ohne Bildung. Das Land hat nicht einen einzigen Mann hervorgebracht, der sich über die Mittelmäßigkeit erhoben hätte. Neben diesen schlechten Eigenschaften besitzen sie indessen einige gute; sie sind gastfrei, zuvorkommend gegen Fremde und freigebig gegen Arme und Kranke. Fast jede Familie verpflegt mehrere Arme, die regelmäßig jeden Sonnabend erscheinen, um ihr Almosen zu holen. Erwähnt muß aber werden, daß nicht selten die Sucht zu glänzen die Mutter dieser Mildthätigkeit ist. Mit Ausnahme der Zöglinge Europas oder Nordamerikas ist die Erziehung sehr mangelhaft; deshalb finden tiefere Unterhaltungen, Lesen und andere geistige Beschäftigungen keinen Anklang. Die Frauen insbesondere sind sehr ungebildet und lassen sich leicht mit hochklingenden Redensarten, wie hohl dieselben auch sein mögen, in Entzücken versetzen. Dies ist jedoch ein allgemeiner Fehler auf dem Isthmus, und daher läßt sich die größere Vorliebe erklären, welche die Bewohner den Franzosen vor anderen Nationen schenken.

Jedoch räumen verständigere Personen vollkommen ein, daß sie der englischen und nordamerikanischen, und nicht der gallischen Race ihr gegenwärtiges Gedeihen verdanken. Alles was die Franzosen für den Isthmus gethan haben, bestand darin, daß sie zu Gunsten verschiedener Verbesserungen geredet und geschrieben haben: damit nahm ihre Freundschaft ein Ende. Allein als der Angelsachse erschien, gewann das Land neues Leben und gedeihliche Blüthe. — Trotz aller dieser Mängel lassen aber die Bewohner des Isthmus die übrigen spanischen Amerikaner weit hinter sich. Häufiger Verkehr mit Fremden hat ihre religiöse Beschränktheit vermindert und sie duldsamer gegen ihren Nächsten gemacht. Mit dieser Sinnesart werden sie sich bald von den Vorurtheilen frei machen, welche spanische Priesterherrschaft und Tyrannei ihnen eingeimpft haben.

Die Neger sind hinterlistig, diebisch und im höchsten Grade faul. Die Freien unter ihnen arbeiten vielleicht eine oder zwei Stunden täglich und hören dann auf, bis die Nothwendigkeit sie wieder zur Thätigkeit zwingt. „Nur Narren und Pferde arbeiten," ist ihr Lieblingssprichwort, und danach handeln sie. Deshalb nehmen sie allenthalben nur eine untergeordnete Stellung ein, obgleich sie das Gesetz auf gleiche Stufe mit der übrigen Bevölkerung stellt. Sie sind sehr lärmsüchtig und wegen ihres beständigen Eiferns, Schreiens und lauten Lachens sehr unangenehme Gesellschafter. Sklaverei besteht nur in beschränkter Ausdehnung. Man muß sich hier erinnern, daß die Sklaven Privateigenthum waren und die republikanische Regierung sie nicht auf einmal emancipiren konnte, ohne persönliche Interessen zu verletzen. Sie verbot die Einführung neuer Sklaven; da aber die Unsittlichkeit der bestehenden Einrichtung eine Abhülfe erheischte, so wurde ein ver-

mittelnder Weg eingeschlagen, der alle Theile befriedigt zu haben scheint. Jeder Sklave konnte sich selbst die Freiheit erwerben, und alle Kinder von Sklaven, die nach dem 21. Juni 1821 geboren wurden, theilten die Leibeigenschaft ihrer Eltern nicht. Die Eigenthümer waren verpflichtet, sie zu kleiden, zu ernähren und für ihre Erziehung zu sorgen, dafür mußten die Kinder bis zum achtzehnten Jahre für den Herrn ihrer Mutter arbeiten. Dies Gesetz wird allmälig die Befreiung der Sklaven herbeiführen, ohne persönliche Interessen zu verletzen oder durch einen plötzlichen Schlag eine Menge Arbeiter aus ihrer Beschäftigung zu reißen. Obgleich der Sklavenhandel verboten ist, so wurde doch vor einigen Jahren noch eine Anzahl Neger von Panama nach Peru gesendet; sie mußten an der Küste eingeschmuggelt werden, weil die dortigen Gesetze die öffentliche Landung verboten. Es muß indeß zur Ehre der Bewohner des Isthmus hinzugesetzt werden, daß sie keinen Antheil daran hatten, sondern der schmutzige Handel von einem Franzosen ausging. Der britische Consul protestirte gegen diese That als eine Verletzung der Verfassung von Neu-Granada und der Verträge mit England; leider war der Handstreich geschehen, ehe wirksame Maßregeln dagegen ergriffen werden konnten.

Der Charakter der Mischlinge ist wo möglich noch schlechter als der der Neger. Diese Menschen haben alle Laster und nicht eine der Tugenden ihrer Erzeuger. Ihr Körper ist schwächlich und mehr zu Krankheiten geneigt als bei den Weißen oder den anderen Racen. Es hat den Anschein, daß die Mischlinge gedeihen, so lange reines Blut in ihre Adern kommt; allein wenn sie sich unter einander verheirathen, so zeugen sie zwar viele Kinder, aber dieselben kommen nicht

auf. Während Familien von ungemischtem Blute weniger fruchtbar sind, ist die Lebensdauer der Kinder desto bedeutender. Da die physischen Verhältnisse, unter denen beide Arten leben, ganz dieselben sind, so muß wohl in den Racen selbst eine specifische Verschiedenheit sein und die Vermischung derselben als ein Ueberschreiten der Naturgesetze angesehen werden. Die Neger und Mischlinge sind mit wenigen Ausnahmen die ärmsten Bewohner; sie tragen sich demnach auch einfacher. Wenn der Mann im Geschäfte oder beim Betriebe seines Handwerks ist, so trägt er weiße Hosen und Jacke; der Sklave, der Tagelöhner und Lastträger ist mit Strohhut, Hemde und kurzen Hosen, die etwas über die Knie herabgehen, angethan. Die Frauen zeigen sich in weiten Oberkleidern, welche nachlässig auf den Schultern hängen und häufig niedergleiten. Um den Hals haben sie goldene Ketten, an welche Escudillas oder andere Goldmünzen geneftelt sind, ein Gebrauch, der allerdings nach Prahlerei aussieht, aber nicht ohne gute Wirkung ist. Wenn die Münze im Beutel wäre, so würde sie bald verthan sein; so wird die Eitelkeit die Mutter der Sparsamkeit und im Falle der Noth ist ein Sparpfennig vorhanden. Die farbigen Kinder tragen einen Strohhut und ein Hemde, oft genug auch nur den ersten allein, besonders auf dem Lande.

Die Lebensgewohnheiten der höheren Klassen sind nüchtern und regelmäßig. Diese Personen stehen bei Zeiten auf und gehen früh schlafen; um 10 Uhr halten sie Frühstück, in der Mitte des Tages Siesta und gegen 3 oder 4 Uhr Mittagsmahl. Hierauf machen die Herren einen Spazierritt und die Frauen setzen sich zum Plaudern auf den Balkon oder in die Veranda. Ihre Mahlzeiten sind mannigfaltig

und nahrhaft. Selbst die ärmeren Klassen haben täglich Reis, Gemüse und Fleisch. Wenn man ihnen erzählt, daß in Europa zahlreiche Familien Tage, ja Wochen lang kein Fleisch zu sehen bekommen, so scheint ihnen das unglaublich. Weil sie niemals eine wirkliche Armuth erfahren haben, so können sie sich keine Vorstellung davon machen; und die Erzählungen, die sie von dem Glanze und den Reichthümern der Alten Welt gehört haben, erfüllten sie mit eben so übertriebenen Vorstellungen von Europa, wie sie im Kopfe manches Europäers von Amerika existiren. Das gewöhnliche Brod auf dem Isthmus bilden Tortillas de maiz, Maiskuchen, welche sich von denen in Mexico und Central-Amerika dadurch unterscheiden, daß sie einen Fuß groß und einen Zoll dick oder von cylindrischer Form und in Palmblätter gewickelt sind. Brod aus Weizen kommt nur in Städten und größeren Dörfern vor. Als Fleisch dient hauptsächlich Schweine- und Rindfleisch. Letzteres wird auch in dünne lange Schnitte zerlegt, leicht gesalzen und an der Luft gedörrt, dann heißt es Tasajo und wird an manchen Orten Yardweise verkauft. Die Weißen sind mäßig im Trinken und vermeiden sorgfältig starken Kaffee und Thee, Bier und Spirituosa. Trunkenheit kommt selten bei ihnen vor, desto häufiger dagegen bei den Negern und Zambos. Die gängigsten Getränke sind die im Lande selbst bereiteten, nämlich Aguardiente, Branntewein aus Zuckerrohr, Chicha, ein Bier aus Mais und Ananas, und Palmwein. Um letztern zu gewinnen, wird der Baum gefällt und unter der Krone, da wo die Blätter ihren Ursprung haben, ein viereckiges Loch in den Stamm gehöhlt. Der aufsteigende Saft wird in dem Loche aufgefangen und giebt ein herrliches Getränk, das dem Champagner ähnlich ist und ohne weitere

Behandlung getrunken wird. Mit Ausnahme der weißen Damen, besonders der jüngeren, raucht alle Welt Taback, obgleich diese Gewohnheit kostspielig, weil der Verkauf des Tabacks Monopol der Regierung ist. Die Neger schieben zuweilen das brennende Ende der Cigarre in den Mund und wissen dieselbe in dieser Lage so geschickt zu halten, daß sie eine lange Unterredung führen, ohne die Cigarre fortzunehmen oder sich die Zunge zu verbrennen. Die Kinder fangen das Rauchen schon mit vier bis fünf Jahren an; ja, wie seltsam es klingt, selbst kleineren Kindern steckt man, wenn sie schreien, eine Cigarre in den Mund und beschwichtigt sie auf diese Weise. Die thörichten Mütter bilden sich ein, daß ihre Säuglinge nicht besser beruhigt werden können, als wenn sie denselben einen Gegenstand geben, den sie selbst für den größten Luxus halten. Beim Schwimmen bedienen sich die Bewohner des Isthmus desselben Verfahrens, welches bei verschiedenen Indianerstämmen Nordamerikas üblich ist; sie werfen sich von Seite zu Seite und greifen abwechselnd mit den Armen aus. Auf diese Weise sollen Brust und Rückgrat von Anstrengung verschont bleiben.

Trotz des allgemeinen Mangels an sittlichen Grundsätzen werden verhältnißmäßig wenig Verbrechen begangen. Ein oberflächlicher Beobachter könnte dies als einen Beweis der hohen Sittlichkeit des Volkes halten; allein dies ist weit gefehlt. Selten begeht Jemand ein Verbrechen bei kaltem Blute; gewöhnlich hat Leidenschaft ihn entflammt oder Noth getrieben. Da nun die Bewohner des Isthmus weder leidenschaftlich sind, noch an den gemeinen Lebensbedürfnissen Mangel leiden, so haben sie wenig Antrieb zu Verbrechen. Das Land ist deshalb überall sicher. Straßenraub ist unerhört, Mord

selten und großer Diebstahl nicht häufig. Es ist allerdings richtig, daß die Neger großen Hang zum Stehlen haben, allein sie beschränken sich auf kleine Gegenstände, deren Verlust eben nicht des Werthes halber schmerzlich berührt. Ein Blick auf die Wohnungen zeigt, wie wenig Besorgniß vor Einbrüchen herrscht: keine Eisenstäbe sichern Fenster und Thüren, sondern dieselben sind so leicht gearbeitet, daß der geringste Druck freien Eingang verschafft. Die größten Verbrechen, deren man die Bewohner des Isthmus zeihen kann, entspringen wohl aus ihren ausschweifenden Sitten. Unnatürliche Verbrechen scheinen nicht vorzuherrschen, obgleich es bekannt ist, daß die Frauen sich zum Abtreiben der Frucht gewisser Kräuter bedienen, unter denen Culantrilla de pozo (Anemia Seemanni, Hook.) als das wirksamste bezeichnet wird. Doch müssen wir in diesen Dingen nicht zu streng richten: sie haben nicht das Buch der Bücher zu ihrer Leitung, sondern einen Schwarm unwissender, träger Pfaffen, welche ihr Rechtsgefühl verwirren und sie durch Indulgenzen zu Allem verleiten, was der Moral und ehrbarem Wandel entgegenläuft; dazu leben sie in einem Klima, wo sich Tag für Tag Blößen zeigen, deren Anblick dem Nordländer das Blut in die Wangen jagen würde.

Schulen sind im Lande erst seit dem Unabhängigkeitskriege errichtet; deshalb ist die Bildung der ärmeren Klassen, besonders der älteren Leute, in argem Rückstande; nur wenige können lesen und schreiben. Eine sonderbare Erscheinung ist ihre gänzliche Unkenntniß von Zeit und Entfernung, von Maß und Gewicht. Wenn sie bezeichnen müssen, daß sie einen Ort um acht Uhr verlassen und einen andern um Mittag erreicht haben, so sagen sie: „Wir gingen aus als die Sonne

hier (dabei deuten sie den Sonnenstand am Himmel an) war, und kamen an als sie gerade über uns stand.“ Sie haben wohl eine schwache Vorstellung von der Eintheilung in Wegstunden, allein wenn man sie fragt wie groß die Entfernung eines Orts von dem andern sei, so sind sie nicht im Stande eine genaue Antwort zu geben, wenn schon sie den Weg häufig zurückgelegt hatten.

Die katholische Religion, zu der sich alle Eingeborenen bekennen, ist als Staatsreligion beibehalten; doch ist kein anderer Glaube verboten, so lange er nicht den Gesetzen der Republik zuwiderläuft. Protestantischer Gottesdienst, der seit der Ankunft von Nordamerikanern eingerichtet ist, wird in Privathäusern gehalten. Manche Ceremonien des katholischen Cultus in Panama werden eigenthümlich begangen. Gegen Ostern füllen sich die Städte mit mehr Leben als gewöhnlich; zahlreiche Fremde strömen aus allen Gegenden herbei und fast jeden Abend werden unter starkem Zudrange Processionen gehalten, bei denen man singt und betet und Blumen streut. Am Morgen des Palmsonntags versammelt sich Alles in der Kathedrale; der Bischof und einige Geistliche kommen mit Palmblättern in der Hand in die Hauptpforte und bitten um Einlaß. Ihr Gesang wird von der Gemeinde in der Kirche erwiedert und nach einigem Hin- und Wiedersingen und heftigem Klopfen an die Pforte werden die Ankömmlinge eingelassen; die Kirche ist prächtig aufgeputzt, der Clerus zieht nun mit Fahnen und Kreuzen einige Male durch das Schiff derselben und alle jungen Leute, mit Wachslichtern und Palmblättern in der Hand, bilden sein Gefolge. Am Nachmittage geräth die ganze Stadt in Aufruhr. Zuschauer füllen die Balkone, die mit farbigen Stoffen und Palmblättern geschmückt

sind, eine gedrängte Menge wogt durch die Straßen, alle Glocken der Kirchen und Klöster ertönen: — Christus hält seinen Einzug. Ein hölzernes Bild mit einer goldenen Glorie um den Kopf erscheint auf einer Eselin, ihm folgt ein Priester unter blauem Baldachin, ein Zug von Knaben, die auf Instrumenten aus Palmblättern blasen, und ein dichter Volksschwarm, der sich durch Schreien, Pfeifen, Scherzen und Lachen Luft macht. Die Procession kommt durch das Hauptthor, zieht über die Plaza del Catedral und von da nach dem Kloster Concepcion, wo die Eselin mit „Confect und Wein" erquickt wird. Nachdem Eselin und Bild den Nonnen überliefert worden, wird ein Faustkampf abgehalten. Die Verbindung der Boxerei mit der religiösen Ceremonie ist schwer zu ergründen; allein es ist ein alter Gebrauch und daher unerläßlich. Am Abend des Charfreitags sind alle Kirchen erleuchtet und die Thüren aufgesperrt. Während der Nacht gehen Züge von 40 bis 60 Personen langsamen Schritts und unter lautem Gebet in dieselbe; die Frauen haben ein weißes oder schwarzes Tuch über den Kopf gezogen, die Männer tragen die Hüte in der Hand. Die Pilgrime knieen vor dem Altare nieder, sagen eine Anzahl Gebete her und begeben sich dann andächtig auf einen andern Platz. Am Charfreitag herrscht lautlose Stille; allein am Samstagmittag folgt eine sonderbare Scene. Mit dem Schlage Zwölf heben alle Glocken an zu läuten, Kanonen werden gelöset, und das ganze Volk stürmt mit allem nur möglichen Gelärme in die Straßen; einige schreien, andere schlagen Steine aneinander, hier lassen Buben Raketen steigen, dort tanzen Weiber. Wer dieses Schauspiel zum ersten Male sieht, muß glauben, daß ein Wahnsinn in die ganze Bevölkerung gefahren sei; und fragt

er, nachdem der Lärm sich gelegt, nach der Bedeutung, so hört er zu seinem Erstaunen, daß die Bewohner von Panama auf diese Weise die Auferstehung des Hellands feiern. Am Ostersonntage wird eine Messe mit großem Pomp gehalten; der Nachmittag ist der Verbrennung des Judas gewidmet. Eine im Innern mit Schwärmern angefüllte Figur wird über der Calle Principal aufgehängt und unter dem Spiele einer Musikbande so lange auf- und niedergezogen, bis die Schwärmer zur großen Erheiterung der Menge prasselnd die Figur zersprengen. Die Ceremonien der übrigen Festtage sind ebenso wunderlich, doch möge das Mitgetheilte zur Bezeichnung des dortigen Treibens genügen.

Die Hauptbelustigungen sind Pferderennen, Hahnenkämpfe, Tanz, Musik, Singen, Billard, Kartenspiel und Hazard. Stiergefechte, diese große Quelle der Unterhaltung in den meisten spanischen Gegenden, sind in Neu-Granada sehr selten. Wir wollen hoffen, daß die Regierung Strenge genug finden möge, um auch die schändlichen Hahnenkämpfe zu beseitigen. Die Bälle werden ziemlich nach europäischer Weise gehalten; sie beginnen um zehn Uhr Abends und währen bis drei oder vier Uhr Morgens. Um Mitternacht wird ein Zimmer geöffnet, in welchem auf einem Tische Confect, Früchte und Wein aufgestellt sind. Man führt die Damen hierher, stellt sich um den Tisch, und nachdem einige Erfrischungen genommen, geleitet man sie wieder in den Ballsaal. Die Herren kehren darauf zurück um ihren Antheil zu nehmen. Die üblichen Tänze sind langsame Walzer, Contretanz und Quadrille; die Polka ist zu erhitzend und deshalb nicht beliebt. Der Punta, ein eigenthümlicher Tanz des Landes, wird nur noch selten in Ballräumen gesehen, was wenig zu bedauern ist.

Er wird nur von einem Paare getanzt und besteht aus einer Reihenfolge wiegender Bewegungen mit dem Fuße und Wehen mit dem Tuche. Die Neger sind wie närrisch auf diesen Tanz; sie versammeln sich Nachts beim Mondenlicht und tanzen bis zum Morgen; Singen, eine Trommel aus einem ausgehöhlten Baumstamme, und ein mit Kieselsteinen angefülltes Instrument aus Bambusrohr bilden die Begleitung. Zauberer, Seiltänzer und Comödiantentruppen kommen oft nach Panama und finden immer große Schaulust.

Die Kinderspiele sind bezeichnend für die Gegend. Es sind immer nur solche, die keine Anstrengung erfordern und fern von jener Fröhlichkeit und Ausgelassenheit bleiben, der sich die Jugend der nördlichen Gegenden so gern hingiebt. Feuerwerke, Luftdrachen, „Nimm und gieb" und Processionspielen sind die Hauptarten derselben. Weit gefehlt, daß man die Processionen mißbillige, vielmehr sehen die Eltern mit Vergnügen, daß ihre Sprößlinge schon in so zartem Alter die Aeußerlichkeiten ihres Glaubens üben. Doch die Kinder legen bald die Spiele beiseit und nehmen rasch Ansehen und Haltung der Erwachsenen an, auch in dieser Hinsicht den meisten spanischen Amerikanern gleichend, von denen ein bittrer Spott sagt, daß sie nie Kinder wären und nimmer Männer würden.

Landessprache ist Spanisch, das hier mit größerer Reinheit gesprochen wird als in den meisten Theilen Amerikas. Indeß fehlt es nicht an Provinzialismen und ein Castilianer würde viel zu tadeln finden. Die Buchstaben c und z werden nie gelispelt; s am Ende der Wörter wird meistens ausgelassen; d wird in manchen Fällen nicht ausgesprochen; l und r werden oft vertauscht. Außer diesen Gewohnheiten giebt es viele Wörter, die der Gegend eigen sind, und ent-

weder aus indianischen Ausdrücken oder aus örtlichen Veranlassungen entstanden. Französisch, Italienisch und Portugiesisch wird, wegen der Leichtigkeit, die die große Aehnlichkeit mit dem Spanischen gewährt, von manchem Gebildeten getrieben. Ueber die Verbreitung des Englischen scheint eine irrige Ansicht zu herrschen. Weil Capitain Basil Hall bei seinem Besuche 1822 in Panama einige Neger antraf, welche diese Sprache redeten, so schloß er, daß das Englische durch den Verkehr mit Jamaika und den übrigen britischen Inseln sehr verbreitet worden sei. Dies ist aber weit von der Wahrheit entfernt. Vor der Ankunft der Nordamerikaner gab es nur wenige Personen, die Englisch verstanden. Gegenwärtig erscheinen einige Zeitungen in englischer Sprache, auch wird sie in dem Collegium gelehrt; beides wird ohne Zweifel zur Verbreitung derselben beitragen: wer aber meint, daß sie in wenigen Jahren Landessprache sein werde, der täuscht sich sehr. Man hat sich viele Mühe gegeben, das Englische in Wales, Ireland und den Hochlanden von Schottland, das Französische im Elsaß, das Dänische in Holstein einzubürgern, allein der Erfolg ist nur ein geringer gewesen. Eine Sprache zu verdrängen und eine andere in ihre Stelle zu setzen, ist eine mühsame, langwierige Aufgabe: nur Jahrhunderte vermögen einen genügenden Erfolg herbeizuführen.

Capitel XIX.

Die Indianer des Isthmus. — Ihre früheren Verbindungen mit Mexiko und Peru. — Dorachos. — Savanerics. — San Blas-Indianer. — Bayanos. — Cholos.

Wenn die Invasion der Spanier um einige Jahrhunderte später eingetroffen wäre, so würde der Isthmus wahrscheinlich der Schauplatz geworden sein, wo die beiden größten Nationen Amerikas, die alten Peruaner und Mexikaner, gegen einander stießen. Während die Inkas ihre Eroberungen nach dem Norden richteten, dehnten die Aztecfürsten ihre Herrschaft nach Süden aus, und über kurz oder lang wären sie mit einander in Berührung gekommen. Herrscht auch unter den Geschichtschreibern eine getheilte Ansicht, ob diese beiden Nationen gegenseitig von dem Bestehen der andern unterrichtet waren, so ist doch kein Zweifel, daß die alten Bewohner des Isthmus die Größe und Macht beider kannten. Zur Zeit der Entdeckung bestand ein fortwährender Verkehr zwischen Veraguas und Central-Amerika, das in enger Verbindung mit Mexiko stand oder nach der Meinung Anderer einen Theil desselben ausmachte. Peru war den Bewohnern des Isthmus nicht minder bekannt. Balbao erhielt lange bevor er den Stillen Ocean erreichte, Nachricht von einem großen, blühenden Reiche, und als er an den Golf San Miguel kam, zeichneten ihm

die Indianer die Umrisse des Lama in den Sand, dieses Thieres, das Peru eigenthümlich ist Die Kunst der Malerei, welche den Inkas fremd war, konnte den Dariern keine Kenntniß von diesem Thiere geben; darum liegt es nicht zu fern, die Folgerung zu ziehen, daß jene Leute selbst die Gegenden besucht hatten, deren Produkte sie beschrieben. Ihr nie versinkendes Boot aus Balsaholz und die flauen Winde der Südwestküste gestatteten dies mit Leichtigkeit. Cundinamarca war noch näher. Wenn sie aber mit so entfernten Gegenden bekannt waren, so konnten sie schwerlich über den hohen Grad von Civilisation in Unwissenheit sein, dessen sich die Bewohner der Landstriche, in denen gegenwärtig Bogota liegt, erfreueten.

Wie groß übrigens die Kenntniß der Ureinwohner des Isthmus von fremden Nationen gewesen sein mag, sie selbst hatten wenig Nutzen davon gezogen. Sie waren rohe, unwissende Wilde, die in verschiedene feindselige Stämme zerfielen und in ewigem Kriege mit einander lagen. Nur im westlichen Veraguas sind Spuren eines gebildeteren Volks gefunden. Diese Gegend war von einem volkreichen Stamme, den Dorachos, bewohnt, von dem noch jetzt Ueberbleibsel zu sehen sind — Gräber, Monumente und Säulen von verschiedener Größe, mit wunderlichen Figuren bedeckt oder Abbildern von Naturgegenständen und durchaus verschieden von den Hieroglyphen Mexikos oder Central-Amerikas. Zu Caldera, wenige Stunden von der Stadt David, befindet sich ein Granitblock, der von den Landbewohnern Piedra pintal, bemalter Stein, genannt wird. Er ist 15′ hoch, gegen 50′ im Umfange und platt an der Spitze. Ueberall, besonders auf der Ostseite, ist er mit Figuren bedeckt. Eine derselben stellt eine strahlende

Sonne dar, ihr folgt eine Reihe von verschiedenen Köpfen, Skorpionen und phantastischen Figuren. Die Spitze und die anderen Seiten haben Zeichen von runder und ovaler Form, welche von Linien durchschnitten sind. Das Denkmal wird den Dorachos zugeschrieben, doch welchen Zweck der Stein hatte, verräth weder geschichtliche noch mündliche Ueberlieferung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er bestimmt war, bei ihnen die Stelle von Annalen zu vertreten. Manche Indianerstämme behaupten von der Sonne abzustammen; vielleicht ist deshalb ein Bild dieses Gegenstandes zu Anfang gesetzt; die Köpfe können die verschiedenen Häuptlinge bedeuten, und die beigefügten Bilder die besonderen Ereignisse der Regierung derselben anzeigen. Was die übrigen Zeichen sagen sollen, ist schwer zu erklären, allein sie sind zu unregelmäßig und zu sehr zerstreut um Verzierungen zu sein: Symmetrie aber ist das erste Bestreben des Wilden, der Schönheit darstellen will. Die Charaktere sind einen Zoll tief, jedoch an der Wetterseite beinahe verwischt. Ohne Zweifel waren sie ursprünglich alle von derselben Tiefe; eine ungeheure Zeit mußte verstreichen, ehe der Granit so verwittern konnte, und diesen Hieroglyphen muß ein höheres Alterthum zuerkannt werden als den übrigen Monumenten Amerikas. Mehrere Säulen sind in der Stadt David, wo sie zu Bauten verwendet wurden; allein die Charaktere derselben sind von denen der Piedra pintal verschieden, sie sind erhaben und bedeutend kleiner.

Die Guacos, Gräber, der Dorachos sind interessant; ihre Zahl ist sehr bedeutend und beurkundet, daß die Gegend stark bevölkert war. Sie zerfallen in zwei Klassen. Diejenigen, auf welche die meiste Mühe verwendet worden ist und die wahrscheinlich Personen der reicheren Klassen einschlossen,

[illegible] Zimmer [illegible]

[illegible] und dieser [illegible] werden als den übrigen [illegible] Zähnen sind [illegible] allein die [illegible] der Algebra [illegible]

[illegible] daß die [illegible] zwei Klassen. [illegible] worden ist [illegible] der [illegible] Klasse [illegible]



Hof-Steindr. d. Gebr. Jänecke

Piedra pintal in Veraguas.

bestehen aus glatten Steinen, die an einander geschoben sind, so daß sie an Form und Größe den Särgen gleichen, welche im nördlichen Europa üblich sind. Sie sind leicht mit Erde bedeckt und innerhalb findet man irdene Vasen: Diese Gefäße sind gut gearbeitet und haben die Gestalt von Suppenschalen oder dreifüßigen Töpfen; die Füße sind hohl und enthalten einige lose Kugeln. Zuweilen trifft man runde Achate mit einem Loche durch die Mitte, und kleine Adler darin. Bei dem Stamme der Doracho scheint es Gebrauch gewesen zu sein, diese Adler als Schmuck hinten um den Hals zu tragen. Ferdinand Columbus erwähnt dieselben, da er von Veraguas und der anliegenden Moskitoküste spricht. Es sind mehrere in den letzten Jahren gefunden; die meisten davon messen von Flügel zu Flügel etwa vier Zoll. Gräber der zweiten Klasse sind nicht so häufig. Sie bestehen aus einem Haufen großer Kiesel, sind drei bis vier Fuß hoch und gehen eben so tief unter die Erde. Weder Vasen noch Zierrathen werden in diesen gefunden, dagegen ein oder mehrere Steine zum Zermalmen von Mais, die gleich der Mehrzahl der Vasen mit drei Füßen versehen sind. Die gegenwärtigen Bewohner, welche das Brod noch in derselben Weise bereiten, wie die ehemaligen Besitzer des Landes, schätzen diese Steine sehr hoch und bezahlen sie theuer. In einzelnen Fällen hat man auch Leichname gefunden, die jedoch bei der leichtesten Berührung in Staub zerfielen. Die Bewohner des Cantons Alanje erzählten von anderen bemerkenswerthen Ueberresten in den nördlichen Cordilleras, von denen einer den Namen Felsenstein führe; es ließ sich jedoch keine genügende Auskunft erlangen.

Die geringen Nachrichten, welche die Geschichtschreiber

hinterlassen haben, machen die Entscheidung unmöglich, welche der Stämme, die Nord-Veraguas bewohnten, mit den Dorachos in Verbindung gestanden haben. Ferdinand Columbus sagt: „Sie waren in mehrere kleine Gemeinden getheilt und von Kaziken regiert. Die vorzüglichsten Städte der Gegend waren Zobraba, Urira, Veragua, Dururi und Cateba. Die Gebräuche waren größtentheils dieselben wie in Hispaniola und den anliegenden Eilanden. Wenn die Leute von Veragua und der benachbarten Gegend mit einander reden, so wenden sie sich beständig von einander ab, und sie käuen fortwährend ein Kraut, von dem wir glauben, daß es die Ursache ihrer verdorbenen und mangelhaften Zähne sei. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise in Fisch; sie haben Ueberfluß an Mais, woraus sie ein rothes und ein weißes Bier, Chicha, bereiten; auch gewinnen sie einige Weinsorten aus dem Mark der Palme und der Frucht verschiedener anderer Bäume. Sie sind geschickt in Anfertigung goldener Zierrathe und unterhalten eine beständige Verbindung mit Central-Amerika. *)“

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas hatten die Indianer von Darien und Panama geringere Fortschritte in der Civilisation gemacht, als die von Veraguas, obgleich sie gebildeter waren, als die Ureinwohner von Santamarta und der früher von den Spaniern entdeckten Küste. Hier gab es keine Denkmäler noch Städte und Dörfer; die Häuser lagen einzeln in unregelmäßigen Entfernungen. Krieg unter den verschiedenen Stämmen war häufig und der Sieger verzehrte das Fleisch des Feindes. Wenn die Männer nicht im Kampfe beschäftigt waren, so beschäftigten sie sich mit Fischen, Jagen und dem

*) Kerr's Voyages and Travels, vol. III, chap. I.

Bau der Felder, während die Frauen häusliche Pflichten erfüllten. Beide Geschlechter hatten eine Art von Kleidung und unterschieden sich in dieser Beziehung sehr von den Eingeborenen der westindischen Inseln. Die Männer trugen um die Lenden eine aus Seemuscheln verfertigte Bedeckung, die Frauen baumwollene Röcke, die zu den Füßen reichten. Wenn ein Häuptling gestorben war, so wickelten der Nachfolger desselben und zwölf der Ersten des Volks, ihn in Tücher, saßen die Nacht um den Leichnam her, und sangen in schwermüthigem Tone die Heldenthaten und die Geschichte des Verschiedenen. Die Canoes, Waffen, Fischgeräthe u. s. w. wurden verbrannt, in dem Glauben, daß ihr Rauch zu dem Orte emporstiege, wohin ihr verlorener Freund gegangen war. Alle Frauen wurden mit dem Häuptling eingegraben, weil man glaubte, sie würden ihm zu einem Orte folgen, wo er ihrer Dienste bedürfe. Den Leichnam schmückte man mit goldenem Zierrath, wickelte ihn in die besten Tücher (mantas) und hing ihn über ein Feuer; das austräufelnde Fett wurde sorgfältig in irdene Gefäße gesammelt und der getrocknete Leichnam eingescharrt, oder in anderen Gegenden über der Erde aufbewahrt.

Die Ureinwohner scheinen einige Kenntniß von einem höchsten Wesen gehabt zu haben, dem sie die Kraft beilegten, die Erscheinungen des Himmels, Sonnenschein, Regen u. s. w. zu machen; auch maßen sie gewissen Menschen großen Glauben bei, die sie Meister nannten und mit übernatürlichen Gaben und dem Blicke in die Zukunft ausgerüstet hielten. Jeder von diesen „Meistern“ hatte eine Hütte ohne Thür und Dach; wer ihn befragen wollte, ging in diese Hütte und nachdem er ein Gebet hergesagt, kehrte er mit einer Antwort zurück. Auch der Glaube an Hexerei existirte; die Hexen dachte man

sich im Verkehr mit dem bösen Geiste und fähig, Kindern und selbst Erwachsenen Leid zuzufügen. Böse Geister sah man unter verschiedenen Gestalten, vorzüglich in reizender Jugendgestalt, die sie annahmen, damit die Opfer sich nicht fürchteten und leicht in ihre Gewalt geriethen. Von einer großen Ueberschwemmung ging ebenfalls die Sage: Als die Fluth kam, entrann ein Mann mit seinem Weibe und drei Söhnen in einem großen Canoe und bevölkerte später wieder die Welt *).

Die Indianer, welche gegenwärtig den Isthmus bewohnen, sind über Bocas del Toro, die nördlichen Striche von Veraguas, die nordöstlichen Küsten von Panama und fast ganz Darien zerstreut. Sie bestehen aus vier Stämmen, den Savanericos, San Blas-Indianern, Bayanos und Cholos. Jeder Stamm spricht eine andere Sprache und nicht selten liegen sie mit einander im Kriege. Eine anhaltendere Fehde fand 1847 zwischen den Bayanos und den San Blas-Indianern statt; sie erforderte die ganze Kraft der ersteren in solchem Grade, daß dieselben ihre Handelsfahrten nach Panama einstellten, wodurch die Bewohner dieser Stadt in die Verlegenheit geriethen, Mangel an Lebensmitteln zu leiden.

Die Savanericos nehmen den nördlichen Theil von Veraguas ein und scheinen am zahlreichsten in einem Landstriche zu sein, der einige Tagereisen von dem Dorfe Las Palmas entfernt ist. Ein Häuptling derselben hat den stolzen Titel König Lora Montezuma angenommen, und behauptet ein Abkömmling des mexikanischen Kaisers zu sein, welcher dem Cortez unterlag. Fast jedes Jahr schickt er Gesandte nach Santiago, der Hauptstadt von Veraguas, um den Behörden

*) Herrera, Historia General, Dec. IV. libro I. cap. 10 y 11.

anzuzeigen, daß er der rechtmäßige Gebieter des Landes sei, und daß er gegen jede Anmaßung der Regierung von Neu-Granada protestire. Diese Gesandten, welche in schlechter Kleidung erscheinen und ihren Auftrag in gebrochenem Spanisch kundthun, werden gewöhnlich mit Lächerlichkeit behandelt. Ohne der Behauptung des Königs Lora, daß er Abkömmling des großen Montezuma sei, Glauben beizumessen, kann man immerhin annehmen, — künftige Nachforschungen bestätigen dies vielleicht — daß seine Untergebenen ein entfernter Zweig der großen Familie der Anahuac sind. Unmittelbare Verbindungen bestanden zur Zeit der Entdeckung Amerikas zwischen den südlichen Theilen des mexikanischen Reichs und Veraguas. Kleine Adler, das Nationalzeichen von Mexiko, sind in den Gräbern der Gegend häufig und Chocolate ist noch das vorherrschende Getränk. Solche Umstände sind wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der Ethnologen auf diesen Stamm zu lenken. Leider hat bisher noch kein Europäer Muse gefunden, sich hiermit zu beschäftigen, die spanischen Einwohner aber sind zu träge und, muß hinzugesetzt werden, zu sehr gegen die Indianer eingenommen, um ein richtiges Urtheil zu fällen oder nur das reich um sie her gehäufte Material zweckmäßig zu verwenden. Wie sie denken, mag folgender Zug lehren. Ein Herr, den seine Bildung über seine Umgebung erhob, sagte: „Der bloße Umstand, daß der Indianer sich Lora nennt, was der Name eines Papageien ist, reicht hin um zu zeigen was an ihm sein kann.“ Ich konnte ihm nur darauf entgegnen, Lora möge in der Sprache der Indianer eine ganz andere Bedeutung haben; die bloße Aehnlichkeit von Lauten sei kein Beweis für die Richtigkeit von Meinungen, und das Verfahren des Indianerhäuptlings sähe so vernünftig aus, daß er

nach meiner Meinung entweder selbst ein nicht gewöhnlicher Mensch sei oder irgend einen europäischen Rathgeber an der Hand haben müsse.

Die Savanerics sind eine schöne kräftige Race, die sich in der äußern Erscheinung indeß kaum von ihren Nachbarn unterscheidet. Sie tragen kurze, weite Hosen, eine Art Kittel und einen Strohhut. Die Kleidungsstücke sind aus Wolle, Baumwolle oder der Faser des Cucuabaums gemacht. Kleider der letztern Art finden sich häufig bei den Indianern des Isthmus; wenn ihre Bereitung mit Sorgfalt geschah, so erweisen sie sich vollkommen wasserdicht. Die Waffen, sind mehr für die Jagd als für den Krieg geeignet, sie bestehen in Bogen, Pfeilen und Speeren. In ihren Dörfern leben die Savanerics in Palenquen zusammen, in runden Gebäuden, deren Mitte eine geräumige Halle bildet, während sich an den Seiten herum kleinere Gemächer befinden, in denen die verschiedenen Familien oder vielleicht die Zweiglinien einer größern Familie ihre Wohnung haben. Vielweiberei ist allgemein. Wie in den meisten Gemeinden, bei denen diese Einrichtung besteht, so werden auch hier die Weiber als untergeordnete Wesen betrachtet; dieselben haben alle Arbeitslast zu ertragen — wie schwer die Bürde oder wie groß die Entfernung des Bestimmungsorts, die Weiber müssen schleppen, während der Mann mit Bogen und Pfeil in der Hand, gemächlich beiher schreitet und sich vielleicht mit seinen Hunden oder mit Vogelschießen belustigt.

Ein Hauptgegenstand ihres Unterhalts ist Mais. Sie fangen Fische durch Vergiftung des Wassers mit zerquetschten Barbascoblättern, und machen Ausflüge nach Wild, Sajinos, Schweinen und wilden Truthähnen. Aus geröstetem und zer-

riebenem Cacao und Mais machen sie ihr vorzüglichstes Getränk. Ihre Gebräuche bei Sterbefällen sind dieselben, welche von ihren Vorfahren beschrieben sind. Der Leichnam wird in Tücher gewickelt, langsam am Feuer gedörrt, auf ein Gerüst gelegt und einige Zeit hindurch mit Speise und Trank versehen. Außer ihrer Kleidung machen die Indianer aus Pintafasern (Bromelia sp.) Säcke von allen Größen und Farben, welche unter dem Namen Chacaras bekannt sind; sie sammeln auch das Harz des Saumerio (Styrax), das einen angenehmen Geruch hat und in den Kirchen von Veraguas als Weihrauch gebraucht wird. Die Zucht von Maulthieren, Pferden, Eseln und Vieh wird sehr stark von ihnen betrieben; mit den Erzeugnissen derselben versehen sie die benachbarten Städte und Dörfer. Selten nehmen sie Geld als Zahlung für die gebrachte Waare; sie ziehen Messer, Beile und andere Schneidewerkzeuge vor, am liebsten nehmen sie Hunde, für die sie große Liebhaberei haben. Leider scheint ihre Zärtlichkeit für diese Thiere sich nicht so weit zu erstrecken, wie bei civilisirten Völkern; die armen Geschöpfe werden mager und elend, sobald sie kurze Zeit bei ihren neuen Herren gewesen sind.

Um die Höhe eines Gegenstandes zu messen, wenden sie ein eigenthümliches Verfahren an. Wenn z. B. die Höhe eines Baumes bestimmt werden soll, so geht ein Mann von dem Fuße desselben bis zu einem Punkte, von dem er, rückwärts mit dem Kopfe unter den Beinen durchblickend, gerade bis zur Spitze sehen kann. Diesen Platz bemerkt er und mißt die Entfernung desselben von dem Fuße des Baumes durch Schritte ab; sie giebt das Maß der Höhe. In diesem Verfahren haben die Indianer durch häufige Uebung eine Ge-

wandtheit erlangt, welche der geometrischen Genauigkeit wenig nachgiebt; dasselbe reicht für die gewöhnlichen Bedürfnisse aus und wird von den Spaniern in Veraguas überall angewendet.

Die Manzanillos oder San Blas-Indianer bewohnen den nordöstlichen Theil der Provinz Panama. Sie lassen sich häufig in Portobelo und den benachbarten Dörfern sehen und leben in beständiger Fehde mit den Bayanos. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Stamm es war, der mit den Schaaren des Columbus bei der vierten Entdeckungsreise in Streit gerieth und gegen das Beispiel der übrigen Wilden, keine Furcht bei dem Knalle der Kanonen bewies. Der Donner des Menschen schien ihnen wohl zu unbedeutend, da sie an die furchtbaren Gewitter gewöhnt waren, welche ihre Küste so häufig heimsuchen. Doch können wir uns zur Zeit nur auf Muthmaßungen über diesen Gegenstand beschränken, da unsre Kenntniß des Stammes sehr gering ist und wir von ihrer Sprache gar nichts wissen.

Die Bayanos wohnen um den Fluß Chepo; sie sind ein kriegerisches Volk, das seine Unabhängigkeit bis zur Stunde bewahrt hat und sein Gebiet mit eifersüchtiger Wachsamkeit gegen die weißen Männer vertheidigt. Ihr Haß gegen die Spanier ist schrankenlos und bildet einen schroffen Gegensatz mit der freundlichen Gesinnung gegen Engländer — eine Neigung die sich von Dampier und Wafer her erhalten hat. Britische Fahrzeuge legen jährlich an der Nordküste des Handels wegen an; daher mag die geringe Kenntniß der englischen Sprache kommen, welche die Bayanos zeigen. Ihre Kaziken haben dem britischen Repräsentanten in Panama öftere Besuche abgestattet; weiter ging indeß die Freundschaft nicht. Als der Consul die Erlaubniß verlangte, dieselbe Aufmerksam-

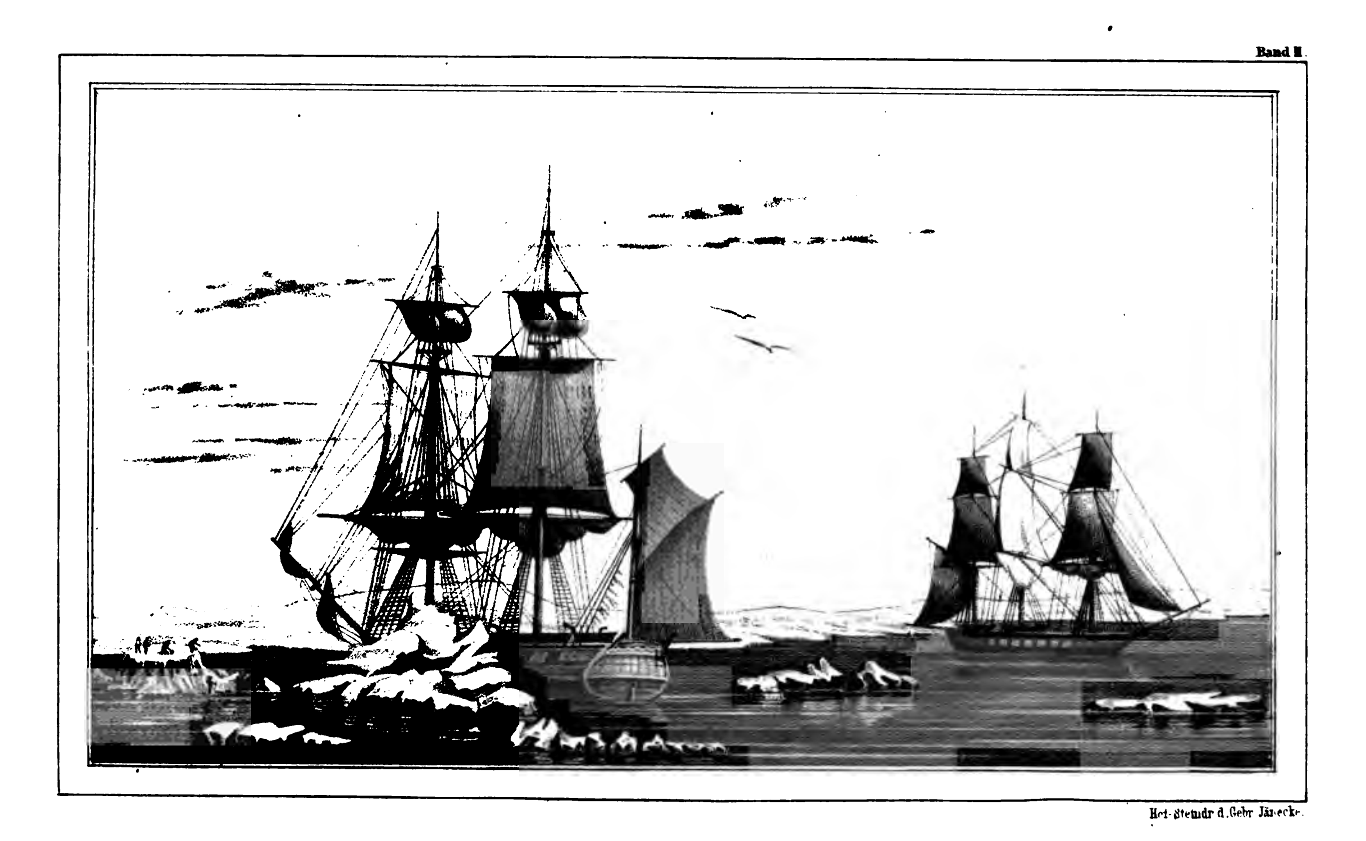
keit dem Häuptling zu erweisen, erhielt er die Antwort, daß keinem Europäer der Eintritt in die Gegend gestattet sei; wenn er diese Reise unternähme, so koste sie ihm das Leben.

Die Cholo-Indianer sind ein weit verbreiteter Stamm, der sich vom Golf San Miguel bis zur Bai von Choco ausdehnt und von hier mit wenigen Unterbrechungen bis an die nördlichen Theile der Republik Ecuador reicht. Ihre Spur an der Küste verräth sich leicht durch die eigenthümliche Bauart ihrer Wohnungen, welche sich auf Pfählen sechs bis acht Fuß über dem Boden erheben. Die Größe ihrer Ausdehnung gehört zu den geschichtlichen Dunkelheiten. Wenn wir in der Entdeckungsgeschichte von Peru lesen, daß die Spanier allmälig nach Süden vordrangen, indem sie überall nach dem Reiche der Inkas forschten und selbst von der Stadt Cuzco Nachrichten erhielten: so müssen wir uns fragen, wie es möglich war, daß sie die Mittheilungen der Eingeborenen so gut verstehen konnten. Selbst die besten Geschichtschreiber lassen dieses Räthsel ungelöst. Nehmen wir aber an, daß dieselbe Sprache von San Miguel bis zu jenen Gegenden herrschte, wo das Quichua beginnt, und daß die Spanier mit derselben vor ihrem Auszuge bekannt waren, so sind wir vollkommen in den Stand gesetzt, zu begreifen, wie das Bestehen der Herrschaft Atahualpa's an den Ufern des Churchungur bekannt sein, wie Balbao Nachrichten über das Lama erhalten konnte und wie Pizarro und seine Nachfolger mit Eingeborenen zu reden vermochten, die bis dahin nie das Antlitz eines weißen Mannes gesehen hatten.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

Berthold Seemann's

Reise um die Welt.



Hof-Steindr. d. Gebr. Jänecke.

Plover und Herald im nördlichen Eismeere.

Reise [illegible]

[illegible]

der Kön[illegible]

[illegible]

Aus[illegible]

[illegible]

[illegible]

Zweiter Band.

Mit [illegible]

Hannover.

Carl Rümpler.

1853

Reise um die Welt

und

drei Fahrten

der Königlich Britischen Fregatte Herald

nach dem nördlichen Polarmeere

zur

Aufsuchung Sir John Franklin's

in den Jahren 1845 — 1851.

Von

Berthold Seemann.

Zweiter Band.

Mit 2 Lithographien in Tondruck.

Hannover.

Carl Rümpler.

1853.

Inhalt.

Capitel I.

Der Herald wird zur Aufsuchung der Expedition Franklin's beordert. — Geschichtliche Bemerkungen. — Erste Reise in die Nordpolgegenden. — Abreise von Panama. — Sandwichs-Inseln. — Petropaulowski. — Fort St. Michael. — Kotzebue-Sund.

Als wir gegen Ende April 1848 nach Panama zurückkehrten, überraschte uns die Nachricht, daß der Herald, welcher bis dahin ein Inspectionsschiff gewesen, eine andere Bestimmung erhalten habe. Das Schicksal Sir John Franklin's begann Unruhe zu erwecken; Capitain Kellett wurde beordert, durch die Behringsstraße zu fahren, um in Verbindung mit der Brig Plover die nordwestlichen Spitzen von Amerika und das Eismeer nach den vermißten Reisenden zu durchsuchen. Der Herald wurde so gut ausgerüstet, als es die beschränkten Mittel der Station und die Dringlichkeit des Auftrags erlaubten, und obgleich die Officiere wie die Mannschaft von dem längeren Aufenthalte in einem ungesunden Klima angegriffen waren, so vernahmen sie doch mit Begeisterung, daß ihr Dienst für eine Sache begehrt werde, welche ganz ihren Gefühlen entsprach.

Die Gegend, welche vorzugsweise den Schauplatz unserer Thätigkeit bilden sollte, wurde im Vergleich zu dem übrigen Amerika sehr spät entdeckt. Die endlosen Moräste des Polarkreises, besonders die der Neuen Welt, hatten keinen Reiz für

die ersten Abenteurer, und da die Schifffahrt sich noch in ihrer Kindheit befand, so machten die Eismassen jede Erforschung des Polarmeeres so mühsam als gefährlich. Nachdem Verbesserungen des Schiffbaues und erweiterte Kenntnisse die Seefahrer dreister gemacht, wurden einige Fahrten in diese Gegend unternommen, um durch die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt den Weg nach Indien abzukürzen. Hierdurch wurden die Europäer nach und nach mit der Nordostküste von Amerika vertraut, allein sie blieben in gänzlicher Unwissenheit über die Nordwestküste, wo sich ernstlichere Hindernisse in den Weg stellten. Der Stille Ocean war im Besitz der Spanier, welche jedes andere Volk, das die Demarcationslinie überschritt, als Eindringlinge betrachtete; die Entfernung der Polargegenden von einem civilisirten Platze war ungleich größer als auf der Ostseite: folglich wuchsen die Schwierigkeiten in demselben Grade. Unter diesen Umständen kann es nicht befremden, daß nach der Entdeckung der Südsee ein Zeitraum von 135 Jahren verstrich, bevor ein Versuch gemacht wurde, in die höheren nördlichen Breitengrade vorzudringen; und wäre nicht die Ausdehnung des russischen Reichs bis in diese Gegend erfolgt, so hätte möglicherweise eine noch längere Zeit darüber hingehen können.

Die erste russische Expedition zur Erforschung der Nordpolgegenden wurde 1648 an der Mündung des Kolyma ausgerüstet. Sie stand unter der Anführung eines Kosacken und war von sieben Schiffen gebildet, von denen vier sehr bald verloren gingen. Obgleich die übrigen drei glücklich durch die Behringsstraße und in den Golf von Anadyr gelangten, so waren doch die geführten Tagebücher zu ungenügend, als daß die geographischen Kenntnisse größern Nutzen davon ziehen

konnten. Es wurden keine neuen Versuche gemacht bis 1728, da Veit Behring, ein Däne, berufen wurde, einen von Peter dem Großen entworfenen Plan auszuführen. Behring passirte die jetzt nach ihm benannte Straße und segelte bis 67° 18′ N. Br.; er sah nichts von der amerikanischen Küste, sondern begnügte sich mit der Gewißheit, daß die beiden Continente nicht an einander hingen. Ein späterer Versuch endete mit Schiffbruch, in Folge dessen er auf der nach ihm benannten Insel starb.

Es war dem unsterblichen Cook vorbehalten, die erste Entdeckung der amerikanischen Nordwestküste zu machen und die Lücken auszufüllen, welche die Karten so lange offen gelassen hatten. In der Hoffnung, eine nordöstliche Durchfahrt zu entdecken, fand Cook am 9. August 1778 das Cap Prinz Wales und bestimmte die Breite der Straße mit Genauigkeit. Angespornt durch den Erfolg, segelte er weiter nordwärts und gerieth bei 70° 44′ auf Eismassen, deren Ende das Auge nicht abreichen konnte. Nachdem er das Polarmeer vom Eiscap auf amerikanischer bis zum Nordcap auf asiatischer Küste durchschifft, zwang ihn die vorgerückte Jahrszeit und der schadhafte Zustand seiner Schiffe nach den Sandwichs-Inseln zurückzufahren, wo er seinen Tod fand. Im folgenden Jahre machte sein Nachfolger im Amte, Capitain Clerke, einen fernern Versuch, blieb aber noch einige Meilen südlich von dem Punkte, bis wohin sein berühmter Vorgänger gedrungen war.

Im Jahre 1816 segelte ein Deutscher, Otto von Kotzebue, in einem russischen Schiffe, dem Rurick, nach der Behringsstraße. Ihn begleitete Adalbert von Chamisso, der Dichter und Naturforscher, dessen Beschreibung diese Reise in weiten Kreisen bekannt gemacht hat. Kotzebue entdeckte den nach

ihm benannten Sund; allein obgleich er gen Norden offenes Meer fand, so segelte er doch nach der asiatischen Küste und verlor so eine günstige Gelegenheit, unsere Kenntniß der Nordwestküste zu vermehren. Im nächsten Jahre erschien er noch einmal in dem Polarmeere, allein wieder ohne größern Erfolg.

Der Lieblingsplan der britischen Nation, die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt, blieb während der französischen Revolution und deren nachfolgender Zeit ruhen. Als aber 1815 der hergestellte Friede der Unruhe ein Ende gemacht hatte, wurde die Lösung dieser großen Aufgabe wieder aufgenommen. Die Regierung sendete verschiedene Expeditionen sowohl zu Land als zur See zur Erforschung der Polargegenden aus. 1826 erschien Capitain Beechey mit dem „Blossom“ in der Behringsstraße mit dem besonderen Auftrage, sich den Operationen des Sir John Franklin anzuschließen, der die Küsten des Polarmeeres erforschte. Beechey verfehlte diesen Theil seiner Mission, allein er machte eine genaue Untersuchung der Küste von der Barrowspitze bis Grantley-Hafen. Während der beiden Sommer, in denen er das Polarmeer besuchte, fand er die Eisgrenze das erste Mal unter 71° 10′ N. B., das andere Mal unter 70° 50′.

Ungeachtet zahlreiche Versuche zur Auffindung einer Nordwestitraße gescheitert waren, so nährte doch die Regierung die Hoffnung auf endlichen Erfolg. Im Mai 1845 verließen der „Terror“ und der „Erebus“, unter dem Befehle von Sir John Franklin, England in Begleitung eines Proviantschiffes, von dem sie sich am 26. Juli trennten. Seit diesem Tage lief keine Nachricht von ihrem Schicksale ein. Nach Verlauf einer geraumen Zeit hielt die Admiralität es für nothwendig,

ihren Spuren nachzuforschen. 1848 wurden die „Entreprise" und der „Investigator" unter Sir James Clark Roß nach der Ostküste, und der „Herald", Capitain Henry Kellett, mit dem „Plover", unter dem Befehle von T. E. L. Moore, nach der Westseite beordert, während Sir John Richardson auf dem Landwege zu den Küsten des Polarmeeres drang.

Im Schlepptau des Dampfers „Sampson" verließ der Herald im Geleite der „Pandora" den Busen von Panamá am 9. Mai 1848; am 11ten trennte er sich von seinem Tender, der nach Oahu fuhr, um zu der Brig Plover zu stoßen und von da nach der Straße Juan de Fuca zu segeln, um die Vermessungen zu vervollständigen. Am 14ten band uns der Sampson unter 7° 19′ N. B. und 89° 20′ W. L. los, nachdem er uns 660 Meilen geschleppt hatte; er grüßte uns mit drei kräftigen Salven und verschwand bald aus dem Gesichte. Wir glaubten, daß wir nach einer Schleppfahrt von mehreren hundert Meilen gen Westen, wohl in den Passatwind gelangt und so der veränderlichen Winde und Windstillen überhoben wären. Allein wir waren nicht weit genug vorgeschritten. Wir kamen wenig vom Fleck und bemerkten erst unter 9° 20′ N. B. und 116° 10′ W. L. die ersten Anzeichen des Passatwindes. Am 11. Juli hatten wir Bird-Insel in Sicht, einen Felsen, der zu der Hawaiiangruppe gehört, und am 7. August, nach einer langweiligen Fahrt von 92 Tagen, fuhren wir in Awatscha-Bai, Kamschatka, ein und ankerten im Hafen von Petropaulowski.

Das Wetter war herrlich, und zu unserm Erstaunen fanden wir in Awatscha-Bai statt der erwarteten nackten Hügel und unfruchtbaren Ebenen einen üppig prangenden Hafen und bis zur Schneelinie der Vulkane eine Decke von

schimmerndem Grün. Da es August und Mitsommerzeit, so standen fast alle Pflanzen in Blüthe; die Seiten der Wege waren mit blauen Geraniums, Kamtschatka-Rosen und Lilien bedeckt und dazwischen Pedicularis und die weißen Blumen von Spiräen. Wir fanden nur zwei Arten von Bäumen, Pinus Cembra und Alnus incana; die Weiden bilden nur Büsche, und die Pyrus rosaefolia, welche Chamisso einen Baum nennt, wird nie über 10′ hoch. Die Pappel sollte hier wild angetroffen sein; wir fanden sie nicht in diesem Zustande, sahen aber in dem Garten des Gouverneurs eine Allee von diesen Bäumen. Alnus ist am gemeinsten. Die Stadt Petropaulowski ist aus dem Holze derselben gebauet und zieht von ihr den Hauptbedarf der Feuerung. Aus der Rinde machen die Kamtschadalen Gefäße zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten, die sie mit dem in Sibirien allgemein gängigen Worte tujes belegen, was auch auf Personen angewendet wird und unserem „Einfaltspinsel" entspricht. Der Gebrauch, die Rinde dieses Baumes unter den Brodteig zu mischen, ist aus Petropaulowski verschwunden, jedoch bei den Eingeborenen im Innern noch sehr stark gängig.

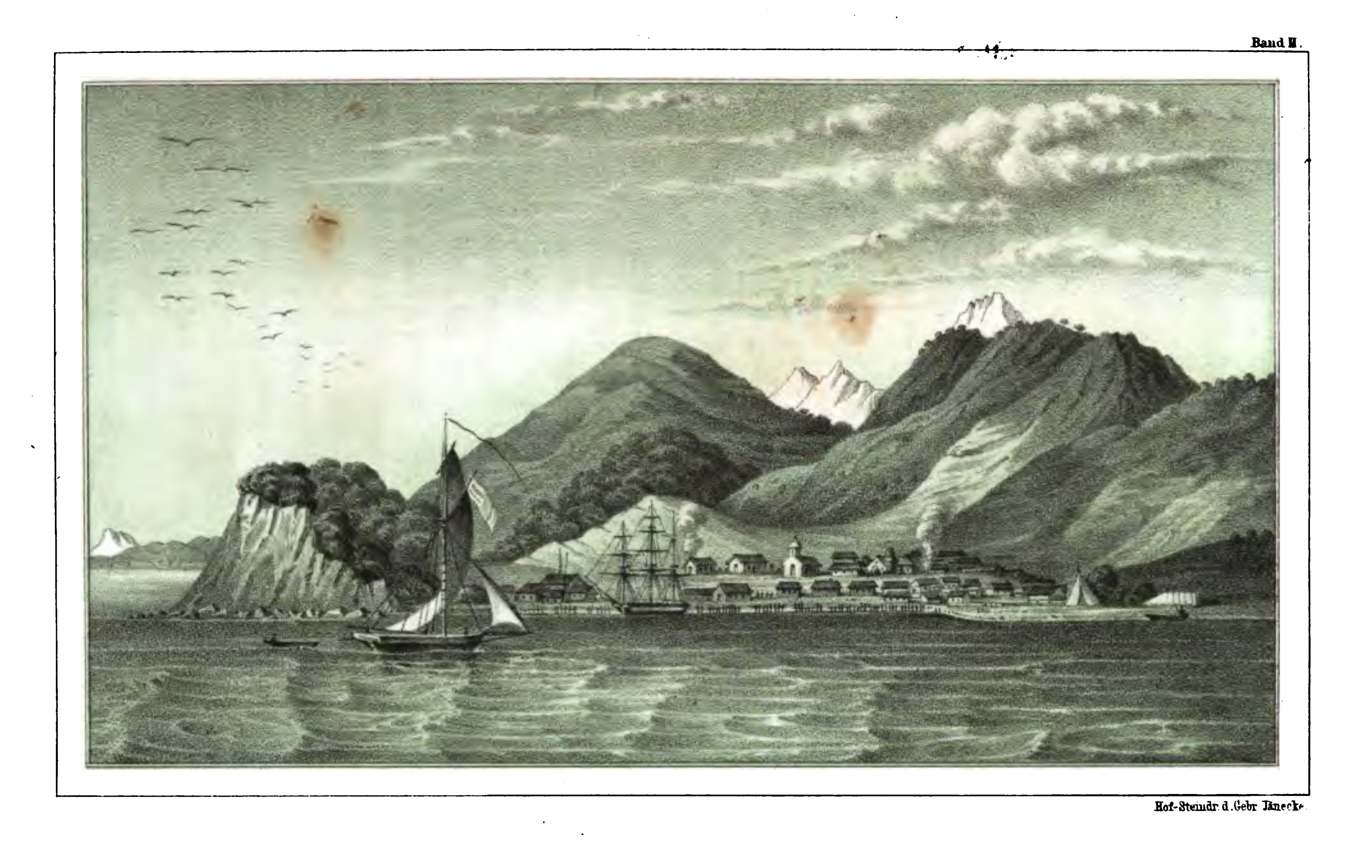
War die Natur mit den höheren Holzpflanzen sehr karg, so spendete sie ausdauernde Pflanzen desto freigebiger. Einjährige Gewächse sind spärlich, da der Sommer von kurzer Dauer und der Eintritt der Kälte so plötzlich ist, daß manche Samen nicht zur Reife gedeihen. Unter den Heilkräutern von Kamtschatka verdienen nachfolgende eine Erwähnung: der Schelamanik oder Berauscher (Spiraea Kamtschatica, Pallas) ist ein schönes ausdauerndes Gewächs, welches 6—8′ Höhe erreicht und eine Dolbe stattlicher weißer Blumen trägt. Aus den Wurzeln desselben wird ein starkes Getränk bereitet,



... im Kamtsc...

[illegible] Da es [illegible] und Mitsommerzeit, so [illegible] der [illegible] Pflanzen in Blüthe: die Seiten der Wege waren mit blauen Geranium, Kamtschatka-Rosen und Lilien bedeckt und [illegible] Pedicularis und die weißen Blumen der [illegible]. Wir fanden nur zwei Arten von Bäumen, Pinus Cembra und Alnus incana; die Weiden bilden nur Büsche, und die Pyrus rosaefolia, welche Chamisso einen Baum nennt, [illegible] über 10′ hoch. Die Pappel sollte hier [illegible] wir fanden sie nicht in diesem Zu[illegible] Garten des Gouverneurs eine Allee [illegible] ist am gemeinsten. Die Stadt [illegible] dem Holze derselben gebauet und zieht [illegible] bedarf der Feuerung. Aus der Rinde machen die Kamtschadalen Gefäße zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten, die sie mit dem in Sibirien allgemein gängigen Worte tujes belegen, was auch auf Personen angewendet wird und unserem „Einfaltspinsel“ entspricht. Der Gebrauch, die Rinde dieses Baumes unter den Brodteig zu mischen, ist aus Petropaulowski verschwunden, jedoch bei den Eingeborenen im Innern noch sehr stark gängig.

[illegible] Natur mit den höheren Holzpflanzen sehr karg, [illegible] ausdauernde Pflanzen desto freigebiger. Ein[illegible] sind spärlich, da der Sommer von kurzer [illegible] und der Eintritt der Kälte so plötzlich ist, daß manche Samen nicht zur Reife gedeihen. Unter den Heilkräutern von Kamtschatka verdienen nachfolgende eine Erwähnung: der [illegible] oder Berauscher (Spiraea Kamtschatica. Pal[illegible] ausdauerndes Gewächs, welches 6—8′ Höhe [illegible] eine Dolde stattlicher weißer Blumen trägt. Aus den Wurzeln desselben wird ein starkes Getränk bereitet,



Hof-Steindr. d. Gebr. Jänecke.

Petropaulowski in Kamtschatka.

welches die Gesetze des Landes mit dem Verbote belegt haben. Im Frühlinge bilden die jungen Sprossen, die streng abstringirende Eigenschaften haben, mit Fisch- oder Seehunds-fett angemengt, ein Lieblingsgericht der Einwohner. Die jungen Blätter von Marschotwnik (Ligusticum Scoticum, Linn.) werden gekocht und gegessen, wie Lamium album und Aegopodium Podagraria in Deutschland. Der Guba (Polyporus igniaris, Fr., var.) wird zu Zunder verarbeitet und die Asche davon mit dem Schnupftaback vermischt.

Der Boden der Bai besteht aus ergiebiger Dammerde; nichts desto weniger ist der Ackerbau noch in seiner Kindheit. Keinerlei Kornarten werden in den südlichen Theilen der Halbinsel gezogen, doch sollen auf dem Cap Kamtschatka, unter 56° N. B., Roggen und Gerste gezogen werden. Die Einwohner leben hauptsächlich von wilden Beeren und Fischen, namentlich Häring und Salmen. Nur um die Häuser herum trifft man kleine Landflecken, auf denen Kartoffeln, Kohl, Radiese, Lattich und Rüben gezogen werden. Kohl und Rüben sind vortrefflich, die Kartoffeln aber zu wässerig.

Die russischen Behörden bewiesen sich sehr freundlich und leisteten uns allen möglichen Vorschub. Da wir aber wider Erwarten keine Nachricht von dem Plover erhalten hatten und die Zeit drängte, so beschränkten wir unsern Aufenthalt auf wenige Tage. Am 14. August fuhren wir ab und steuerten auf Norton-Sund (Nordwestküste Amerikas), um von der russischen Handelsstation Michaelowski Baidars (Hautböte) und einen Dolmetscher der Eskimosprache zu erhalten. Wir erreichten den Ort am 2. September, konnten jedoch wegen des stürmischen Wetters und der ungemein gefährlichen Lage des Platzes für ein Schiff von der Größe

des Herald zwei ganze Tage lang keinen Verkehr eröffnen.

Das Fort St. Michael, oder Michaelofskoi, gehört der russisch-amerikanischen Pelzwaaren-Compagnie und ist mit zwei anderen Handelsposten verbunden, die in einiger Entfernung landeinwärts liegen. Es ist auf einer kleinen Landzunge an der Südküste von Norton-Sund unter 63° 28′ N. B. und 161° 51′ W. L. gelegen und in Form eines Vierecks aus Baumstämmen errichtet, die nach Art der amerikanischen Blockhäuser horizontal übereinander gelegt sind. An jeder Ecke befindet sich ein Wachtthurm mit Schießscharten. Innerhalb der Wälle sind Magazine und Wohnhäuser; dicht daneben eine Kapelle für den griechischen Gottesdienst, und in geringer Entfernung davon eine Windmühle zum Mahlen des Korns. Das Getreide wird von Sitka hergebracht, da St. Michael selbst weder dies noch eine andere angebaute Pflanze außer etwas Rüben erzeugt. Etwa 400 Yards vom Fort liegt ein Eskimodorf, dessen Bewohner besser aussehen als die nördlicheren Stämme. Die umliegende Gegend ist gleich dem größeren Theile der Nordpolgegenden, ausgedehnte Niederung.

Der Befehlshaber des Forts konnte uns keine Baidars verschaffen, aber er lieferte uns einen Dolmetscher, Paavil Oglayuk, der später von uns den Spitznamen Bosky erhielt, bei dem ich ihn der Kürze halber nennen werde. Derselbe war von gemischtem Blute und aus Bodegas in Ober-Californien hergebracht. Die englische Sprache war ihm fremd; allein er verstand ziemlich Spanisch, so daß wir uns auf diesem Wege verständigen konnten.

Auf der Weiterreise hatten wir eine stürmische Fahrt durch die Behringsstraße; wir ankerten am 14. September

bei Chamisso=Insel im Kotzebue=Sund, wo wir zu unserem größten Verdruß den Plover nicht trafen. Obgleich wir unsererseits alles aufgeboten hatten, um das Feld der Operationen zu erreichen, so machten wir doch die niederschlagende Wahrnehmung, daß der Winter schon im Anzuge begriffen sei. Die Eskimos hatten bereits die Küste verlassen und die empfindlichere Pflanzenwelt war einigen Nachtfrösten unterlegen. Um eine Unterredung mit den Eingeborenen zu erlangen, zog Capitain Kellett das Schiff zum Cap Krusenstern; aber Niemand war anzutreffen. Bei der Rückkehr nach Chamisso=Insel stießen wir auf Eingeborene von der Spafariefbucht, die uns mittheilten, daß einige weiße Männer im Innern arbeiteten. Diese Nachricht öffnete unserer Phantasie ein weites Feld für die mannigfaltigsten Vermuthungen, deren eine so eitel war als die andere.

Die lange Fahrt durch die Behringsstraße war sehr unangenehm und eintönig gewesen; so läßt sich denken, daß sich die Langeweile sehr schnell einstellte. Um sie zu verscheuchen griffen wir zu allerlei Erheiterungen. Nach der Abfahrt von Awatscha=Bai wurde einstimmig beschlossen, eine Reihe von theatralischen Vorstellungen zu geben. Die Herren Chimmo und Woodward malten die Coulissen, und Pim bewies ein großes Geschick in Anfertigung von Frauenkleidern, mit Einschluß der Hüte und Mützen. Die erste Vorstellung kam in Kotzebue=Sund zu Stande, wo J. G. Whiffin als Director mit einer gar vorzüglichen Gesellschaft ein höchst unterhaltendes Stück aufführte, davon der Ankündigungszettel also lautete:

Königliches Theater, Kotzebue.

Große Vorstellung

auf Chamisso-Insel, Sonntag, 15. September 1848

Seitens

der Officiere von Ihr. Maj. Schiff Herald:

„Der Quacksalber oder die geheilte Schwermüthige.“

Lustspiel, frei übertragen aus dem Französischen des Molière von Fielding.

Personen:

Sir Jasper, ein Edelmann	Hr. B. Pim.
Charlotte, seine Tochter	Hr. J. Anderson.
Leander, ihr Liebhaber, ein Officier	Hr. B. Seemann.
Gregor, der Quacksalber	Hr. T. Woodward.
Dorcas, seine Frau	Hr. J. Whiffin.
Davy, ein Bettler	Hr. T. Hull.
Dr. Helleborus, ein verrückter Arzt	Hr. W. Billings.
James, ein Diener	Hr. W. Parsons.
Harry, ein Soldat	Hr. T. Bourchier.
Charlottens Mädchen	Hr. W. Chimmo.
Squire Robert	Hr. H. Trollope.

Casse-Oeffnung $6\frac{1}{2}$ Uhr. Anfang 7 Uhr.

Die Vorstellung ging ganz vortrefflich; die Darsteller wurden mehrfach gerufen und nach dem Schlusse gab die Midshipmen-Messe ein Abendessen, zu dem Capitain Kellett und die Artillerie-Officiere eingeladen wurden.

Bis zum 26. September hatten wir sehr schönes Wetter; aber am 27sten zeigte sich der rasche Anzug des Winters deutlich. Da der Plover noch kein Zeichen seiner Annäherung blicken ließ, so wurde ein Wahrzeichen mit den Namen

„Blossom“ und „Herald“ auf dem höchsten Punkte von Chamisso-Insel aufgesteckt und am 29sten verließen wir den Sund.

Bevor wir das Schiff auf seiner Reise begleiten, möge eine Skizze von dem westlichen Eskimolande, der Beschaffenheit desselben, seinen Pflanzen, Thieren und Bewohnern vorausgehen, als kurzer Inbegriff dessen, was wir während unseres dreimaligen Aufenthalts in den Polargegenden darüber erfuhren.

Capitel II.

Behringsstraße. — Westliches Eskimoland. — Seine Geographie, Klima, Pflanzen und Thiere.

Die Westküste des Eskimolandes springt von Norton-Sund in eine Halbinsel vor, die im Vereine mit der Ostküste von Asien die Behringsstraße bildet. Die Entfernung der beiden Continente ist hier so gering, daß man bei der Durchfahrt durch die Behringstraße Asien und Amerika zu gleicher Zeit im Gesicht hat — ein großes, erhebendes Schauspiel. Hinter der Halbinsel schneidet die Küste eine tiefe Bucht, die den Kotzebue-Sund abgiebt, und wendet sich dann in nordwestlicher Richtung zu dem Cap Lisburne, 68° 52′ 6″ N. B. Cap Lisburne besteht aus zwei Vorgebirgen, deren nordöstliches eine Höhe von etwa 900 Fuß erreicht. Leute von starker Einbildung haben herausgebracht, daß Asien und Amerika einmal mit einander verbunden gewesen seien. Ohne ähnlichen Spielereien zu huldigen, kann man nicht umhin, beim Anblick der Karte die parallele Richtung der Küsten in dieser Gegend ins Auge zu fassen; brächte man dieselben an einander, so würde Ostcap in den Kotzebue-Sund passen und Cap Tschaplin mit Cap Prinz Wales zusammentreffen. Vom Cap Lisburne bis zur Barrowspitze ist das Land fast durchgängig flach; die Küste zieht sich auf dieser Strecke in nord-

östlicher Richtung zurück und bildet das Eisige Vorgebirge, die Wainwrightbucht und endlich die Barrowspitze, den nördlichsten Punkt von West-Amerika.

Wenige Inseln sind aus dieser Gegend zu erwähnen. In Norton-Sund liegen Egg-, Sledge- und Besborough-Insel; gleich hinter der Behringsstraße St. Lorenzinsel; bei Port Clarence die Königsinsel, und zwischen Cap Prinz Wales und der Ostspitze von Asien die Diomeden, drei Inseln, welche diesen Namen von den Sturmvögeln erhalten haben, die ihre Wanderzüge von dem Wendekreise des Krebses bis in die Gegend der eben genannten Inseln ausdehnen. Im Kotzebue-Sund liegt die Chamisso-Insel, ein ewiges Denkmal des berühmten Dichters und Naturforschers; nach Barrowspitze zu die Seeroß-Inseln, und mittweges zwischen Asien und Amerika gegen 71° N. B. die Herald- und Plover-Inseln, welche einer noch nicht vollständig erforschten Inselgruppe angehören.

Die Gegend besitzt mehrere Flüsse, von denen keiner eine erhebliche Größe aufweist; alle haben aber in Folge der Niederungen des Landes träges Wasser. Der Koeakpack, einer der größten, entspringt im Norden und fließt in südlicher Richtung, wo er seine Mündung im Norton-Sunde findet. Der Tokschuk, der Kowala und der Buckland sind kleiner, voll Untiefen, und münden in den Kotzebue-Sund. Der Noatak und Wainwright nehmen südliche Richtung und sind gleich den vorigen für größere Boote unfahrbar.

Das Klima ist bedeutend milder als auf der Ostküste Amerikas. Der Beweis dafür braucht nicht mit künstlichen Mitteln geführt zu werden, sondern ist von der Natur selbst auf die Gegend geschrieben. Die Fülle animalischen Lebens,

das Vorkommen mancher südlicheren Pflanze und insbesondere die Grenze der Holzarten geben dem Westen des Eskimolandes einen unbestreitbaren Vorzug vor den Ostküste Amerikas. Auf letzterer giebt es keine Wälder über die Mündung des Flusses Egg, oder 60° N. B. hinaus; auf der Westküste erstrecken sich dieselben bis 66° 44′ N. B., also beinahe sieben Grade weiter nach dem Pole zu. Hier giebt es zwei Jahreszeiten, die in regelmäßigem Wechsel auf einander folgen. Gegen Mitte October beginnt der Winter. Alles Leben scheint erstorben; der Himmel ist bedeckt, die Luft still, und die meisten Thiere, welche während der wenigen Wochen ununterbrochenen Tages die Moossteppen besucht hatten, sind nach milderen Gegenden gezogen, die ihnen die Nahrung gewähren, welche die Polarwelt ihnen bereits verweigert. Beinahe neun Monate lang bedeckt sich das Wasser mit Eis und das Land mit Schnee. Die Temperatur, die bis zu 47° Fahr. unter Null sinkt, ist oft so kalt, daß Rum und Quecksilber gefrieren, wenn sie dem Einflusse derselben kurze Zeit ausgestellt waren. Die Luft ist so rein, daß Stimmen bis zu zwei engl. Meilen hörbar sind und selbst das leiseste Wispern deutlich zum Ohre bringt. Mit dem Fortschreiten des Winters werden die Tage kürzer; im November währen sie nur wenige Stunden, im December zeigt sich die Sonne kaum noch am Horizonte und verschwindet in einigen Breitegraden bereits ganz. Hin und wieder wird die Finsterniß durch die Erscheinung der Aurora borealis erhellt; ein Bogen bildet sich von Osten gegen Westen, dessen leuchtendes Funkeln sich bis zum Zenith erhebt und ein magisches Licht über die Winterlandschaft wirft. Zuweilen schießen die Strahlen desselben in gerader Linie, andere Male bewegen sie sich unregelmäßig wie Flammen,

welche vom Winde getrieben werden *). Den großartigsten Eindruck gewähren die Polargegenden in der Tiefe der Winterzeit. Die Sterne, der Mond und unendliche Flächen von Schnee und Eis sind die einzigen Gegenstände, welche sich dem Auge darbieten. Eine Todtenstille herrscht weit und breit: umsonst lauscht des Wanderers Ohr — kein Glockenschlag, kein Hundegebell, kein Hahnenschrei verkündet die Nähe lebender Wesen: nur der eigene Athem, der Schlag des eigenen Herzens ist alles, was sein Ohr vernimmt. In solchen Augenblicken, in diesen schrecklichen Steppen der Polargegenden fühlt man, daß man nicht geschaffen ist allein zu leben, sondern daß unsrer Natur ein Trieb nach Gesellschaft innewohnt, der uns drängt Kreise aufzusuchen, wo unser Thun dem Nebenmenschen Nutzen gewähren kann, wo der Beistand gleichfühlender Wesen unseren eigenen Bedürfnissen zu Hülfe kommt.

Endlich läßt sich die Sonne wieder sehen, die Tage nehmen zu und die Temperatur steigt. Zu Ende Juni ist das Land frei von Schnee und das Eis beginnt zu brechen. Die Landschaft bedeckt sich auf einmal mit lebhaftem Grün; Züge von Gänsen und Enten treffen aus dem Süden ein, der Taucher, die Schnepfe und manche andere Vögel beleben die Luft mit ihren Tönen, und das Murmeln der Bäche und das Gesumme der Insekten predigen laut, daß der Winter entflohen und der Sommer eingezogen ist. Die Sonne steht

*) Ich beobachtete mehrfach, daß die Lichtstrahlen der Bogen unter einem Winkel von 30° keine Störung von dem Wehen der niederen Atmosphäre erlitten; wogegen dieselben unter größerm Winkel sichtbar von dem Winde beherrscht wurden, da sie sich in gleicher Richtung mit demselben bewegten.

jetzt beständig über dem Horizonte und für einige Wochen hört der Unterschied zwischen Tag und Nacht auf, nur daß um Mitternacht das Licht schwächer ist als um Mittag, so daß die beiden Tagzeiten sich zu einander verhalten wie ein Tag des November und Juni in England. Da die Sonnenstrahlen ohne Unterbrechung auf die Gegend fallen, so lassen sie keine Kälte aufkommen und erzeugen trotz des niedrigen Standes der Sonne eine Wärme, die unter anderen Umständen unmöglich wäre. Das Thermometer steigt auf 61° Fahr. Bei solchem vierundzwanzigstündigen Sonnenscheine ist der Wachsthum der Pflanzen von äußerster Raschheit: kaum ist der Schnee verschwunden, so sprießen unzählige Kräuter hervor, und die Plätze, die vor wenigen Tagen einem Leichentuche glichen, sind mit lebendiger Vegetation bedeckt, welche Blätter, Blüthen und Früchte in raschester Folge treibt.

Indeß muß man darum nicht glauben, daß während dieser Zeit der Schlaf der Pflanzen aufgehoben sei. Diese Verrichtung ist zwar kurz, allein eben so regelmäßig wie in der Tropenwelt. Wenn die Mitternachtssonne einige Grade über dem Horizonte steht, senken sich die Blätter wie zur Abendzeit und ergeben sich der Ruhe, die für das Leben der Pflanze und des Thieres von gleicher Nothwendigkeit zu sein scheint. Wenn man jemals den Pol erreichen sollte und des Weges halber in Ungewißheit geriethe — vorausgesetzt daß der Compaß dort erschlaffte und seinen Dienst versagte — so würden die Pflanzen einen sichern Wegweiser abgeben. Die schlafenden Blätter zeigen an, daß Mitternacht herrscht, und um diese Zeit befindet sich die Sonne im Norden. Der menschliche Scharfsinn hat sich lange angestrengt, ein Instrument zu erfinden, welches den Reisenden, die zum Nordpole

bringen würden, den Weg der Rückkehr mit Zuverlässigkeit angäbe. Wäre es nicht sonderbar, wenn die allweise Vorsehung die Grenzlinie einiger Leguminosen bis zur Achse unseres Planeten vorgeschoben und einigen bescheidenen Pflanzen die Aufgabe vorbehalten hätte, das schwierigste geographische Problem zu lösen!

Der Boden ist fortwährend gefroren und thauet während des Sommers nur um einige Fuß unter der Oberfläche. Das Aufthauen erstreckt sich jedoch nicht gleichmäßig weit; bei Torfmoor geht es nur zwei Fuß in die Tiefe, während andere Erdarten, namentlich Sand und Kies, bis gegen einen Faden frei vom Frost werden. Dies zeigt, daß Sand ein besserer Leiter ist als Torferde und Thon, und bestätigt die Beobachtungen des gewissenhaften Forschers J. D. Hooker, der durch eine Reihenfolge von Versuchen in Indien zu demselben Schlusse kam. Die Wurzeln der Pflanzen, so wenig der Büsche als der Bäume, dringen nicht in den gefrorenen Untergrund ein; wenn sie denselben erreichen, so wenden sie sich ab, als ob sie auf Felsen gestoßen wären, der ihnen keinen Zugang gestattet. Es mag überraschen, unter solchen Umständen, dem Anscheine nach ganz unabhängig von der Erdwärme, eine Vegetation erblühen zu sehen; aber diese Wahrnehmung steigert sich zum Erstaunen, wenn man nach Kotzebue-Sund kommt und oben auf den Eisbergen Gräser und Sträuche mit einer Ueppigkeit treiben sieht, die nur von bevorzugteren Himmelsstreichen erreicht wird. Von der Elephanten- bis Eschscholtzspitze zieht sich eine Reihe Klippen von 70 bis 90 Fuß Höhe, die ein treffliches Bild des Pflanzenwachsthums in den Polargegenden geben und zeigen, daß die Erdwärme nur einen beschränkten und mittelbaren

Einfluß auf das Pflanzenleben übt, und daß die Sonnenstrahlen das Haupterforderniß für das Gedeihen derjenigen Naturkörper bilden, welche die Oberfläche unseres Planeten mit Grün bekleiden.

Die ganze Gegend von Norton-Sund bis zur Barrowspitze ist sumpfige Niederung, deren Fläche nur von wenigen Vorgebirgen und vereinzelten Bergen unterbrochen wird. Das Regen- und Schneewasser wird von dem gefrornen Grunde an der Bildung eines gehörigen Bettes verhindert und erzeugt zahllose Lagunen, oder wo der Boden dies nicht gestattet, Moore, deren Ansehen und Vegetation keine wesentliche Verschiedenheit von denen des nördlichen Europa darbieten. Sie sind mit einer dichten Masse von Flechten, Moosen und anderen Sumpfpflanzen bedeckt. Stellen, die schwächer mit Pflanzen bewachsen sind, lassen sich meistens nur schwer überschreiten. Der Boden ist weich und mit einzelnen Büscheln von Binsen (Eriophorum capitatum) bedeckt; unter dem Tritte geben die Büschel oft nach, der Fuß gleitet ab und versinkt in den Schlamm, aus welchem er nur mit Mühe wieder emporgezogen wird. Wo aber Wasserableitung besteht, wie an der Seeküste, dem Flußufer oder am Abhange von Hügeln, da ist der Boden frei von Morast; solche Plätze sind gemeiniglich mit dem üppigsten Grün beladen und bringen die seltensten und schönsten Pflanzen hervor.

Der Anblick einzelner Plätze ist wirklich reizend. Manche Blumen sind groß und von glänzenden Farben, und obgleich Weiß und Gelb vorherrschen, sind mit anderen Tinten geschmückte Pflanzen nicht ungewöhnlich. Cap Lisburne, einer der ergiebigsten Orte, gleicht einem Garten. Die hübschen gelben Blumen von Geum glaciale sind mit dem Purpur

von Claytonia sarmentosa, Büscheln von Anemonen, weißen und gelben Saxifragen oder blauer Myosotis alpina untermischt. Doch sind solche Stätten selten und den Oasen der Wüste vergleichbar. Man kann nicht sagen, daß die Flora ein eindrucksvolles Aussehen hätte. Es ist nichts vorhanden, das die Eintönigkeit der Steppe verscheuchte. Einige verkrüppelte Nadelhölzer und Weiden gewähren wenig Abwechselung, und selbst diese werden jenseit der Grenze der kalten Zone nur zwergartige Büsche oder verschwinden ganz. Bei Norton-Sund kommen Gruppen von Weißtannen und Salix speciosa häufig vor; weiter nördlich begegnet man ihnen seltener und bei 66° 44′ 0″ N. B., an den Ufern des Noatak, verschwindet Pinus alba. Alnus viridis erstreckt sich so weit als der Kotzebue-Sund und bildet mit Salix villosa, S. Richardsoni und S. speciosa niedriges Gebüsch. Mit der Grenze des Polarkreises hört Alnus viridis auf; Salix speciosa, S. Richardsoni und S. villosa dehnen sich zwar darüber hinaus, allein vermögen nur noch eine geringe Strecke lang Fuß zu gewinnen. Auf Cap Lisburne, 68° 52′ 6″ N. B. sind sie an den günstigsten Orten nicht über 2 Fuß hoch und verrathen durch den krüppeligen Wuchs und zahlreiche verkommene Blätterknospen, daß sie nur kümmerlich ihr Dasein fristen. Alle Versuche, sie weiter nördlich anzupflanzen, sind fehlgeschlagen; zwei Grade weiter hinauf erblickt man keine Spur von ihnen. An der Wainwright-Bucht bietet sich dem Auge eine ununterbrochene Fläche dar. Weder Bäume bringen einen Wechsel in die gerade Linie des Horizonts, noch zeigen sich nur Gebüsche über dem Spiegel der Moorvegetation; alle Holzpflanzen kriechen am Boden und können sich nur im Schutze der Moose und Flech-

2*

ten erhalten. Der Polarwind, der nie die reizende Palme berührt und der kühnen Eiche keinen Schaden zu bringen vermag, wirft in diesen Gegenden jeden Sprößling der Flora zu Boden. Hier sind die Pflanzen zwei Drittheile des Jahres verdammt, ohne Sonne, ohne Wärme in eisigem Bette zu schlummern, bis die Rückkehr des mächtigen Lichts den Glanz des Tages wieder erweckt und ihnen gestattet, einige Wochen lang die regsame Thätigkeit organischer Wesen zu entfalten.

Die Gegend ist bis jetzt durch keine menschliche Bemühung verändert worden. Das Wanderleben der Eskimos, ihre Verbreitung von Grönland bis zu den Aleutianischen Inseln, und ihre jährlichen Züge wie die Verbindungen mit den Tschuktschis von Asien mögen wohl beigetragen haben, einige Pflanzen weiter auszudehnen; allein so lange der Anbau des Bodens unbekannt ist, darf ihnen nur ein beschränkter Einfluß auf die Gestaltung der Flora beigemessen werden. Dörfer sind vorhanden, aber es fehlen alle Begriffe, die wir damit verbinden. Bei der Annäherung an dieselben erwarten wir Straßen, Brücken, freundliche Felder, wir denken an bequeme Wohnungen, die aus grünen Zweigen hervortauchen, und an die himmelwärts ragende Kirchthurmspitze. Bei einem Eskimodorf sucht man alle diese freundlichen Erscheinungen umsonst. Beim Beginn des Sommers stehen die Wohnungen leer, weil die Eingeborenen nach der Küste gezogen sind, um ihren Vorrath von Wallfischfleisch und Seehundsfett zu sammeln. Die unterirdischen Wohnungen sehen trostlos aus; sie sind mit Wasser angefüllt; der Boden umher ist mit Knochen und Lappen von Fellen, zerbrochenen Schlitten und anderen Ueberresten bedeckt, die Wege sind von Gras überwuchert — das Ganze ist ein Bild von Elend und Verlassenheit. Die

Eskimos haben noch nicht gelernt, daß Wanderleben und Fortschritt in der Civilisation einander widerstreben; sie haben nicht gelernt, dem Boden mehr abzugewinnen als er aus freien Stücken liefert: die ganze Gegend liegt im Zustande ursprünglicher Wildheit und die einzigen Pflanzen, welche bis zum Jahre 1850 gebauet wurden, waren einige Rüben, welche der Commandant einer russischen Handelsstation in der Nähe von Fort St. Michael gesäet hatte. Die Eingeborenen fragen wenig nach vegetabilischer Nahrung, obgleich sie dieselbe nicht ganz entbehren können. Im Frühlinge werden die Blätter des Sauerampfers (Rumex domesticus, Hartm.) aufgesucht, um den Verheerungen des Scorbuts Einhalt zu thun, und später gegen Herbst die Wurzeln des Knöterig (Polygonum Bistorta, Linn.). Als Vorrath für den Winter werden Himbeeren, Heidelbeeren und Kronsbeeren eingesammelt, in hölzere Behälter gethan und dadurch aufbewahrt, daß man sie dem Froste aussetzt; die Masse wird so hart, daß man zur Axt oder anderen scharfen Werkzeugen greifen muß, um sie zu zerlegen. Eben so geringen Gebrauch machen die Eskimos von vegetabilischen Stoffen behuf anderer Zwecke. Feuerung bedürfen sie außer dem Kochen nicht. In ihren Sommerzelten machen sie kein Feuer an und ihre unterirdischen Wohnungen gestatten dasselbe nicht, weil sie sonst thauen und Feuchtigkeit einlassen würden. Die Flammen einiger Lampen, deren Dochte von einem Moose (Sphagnum fimbriatum, Wils. et Hook.) gemacht werden, liefern die nöthige Wärme. Birken und Weiden geben das Material zu Bogen und die Sprossenfichte zu Pfeilen, während Treibholz die Mittel zum Baue des Gerippes der Baidars und zur Herstellung der Hüttenwände verschafft. Kein Mensch kann der

Veränderung der Urgestalt dieser Gegend geziehen werden; Alles ist geblieben, wie es im Anfange war. Die Mineralwelt ruht unangetastet im Schooße der Erde; das Pflanzenreich genießt einer unverletzten Herrschaft und die Thiere schwärmen auf den unbegrenzten Steppen, selten von dem Anblick eines Jägers erschreckt, ungelockt von der Stimme des Hirten.

Es bietet sich nicht oft eine Gelegenheit für den Botaniker, eine so durchaus ursprüngliche Flora zu beobachten. Sie umfaßt 243 Phanerogamen, 2 davon sind Bäume, 23 Gesträuche, 195 ausdauernde, 7 zweijährige und 12 einjährige Pflanzen. Die Natur hat der Gegend nicht viele Pflanzen zugedacht, deren Fortpflanzung einzig von dem Reifen des Samens abhängt — das wäre zu ungewiß in einem Lande, wo der jähe Eintritt des Winters der Lebensthätigkeit der Vegetation plötzlichen Einhalt thut. Eben so wenig sind die physischen Verhältnisse der Bildung von Holz günstig. Die meisten holzigen Pflanzen sind bloße fruticuli, wahrhafte Krüppel, mehr unter der Erde als darüber. Nur einige Weiden, eine Rose, die rothe Johannisbeere, eine Birke und eine Spiräa verdienen den Namen von Gesträuch. Bäume sind noch spärlicher, und zwei Arten (Pinus alba und Salix speciosa) wurden bis jetzt entdeckt. Die Weißtanne erreicht wohl hier und dort eine Höhe von 40—50 Fuß und einen Umfang von 4—5 Fuß. Die größte aufgefundene Weide maß 20 Fuß Höhe und kaum 5 Zoll im Durchmesser. Sie hatte im Vergleich zu der Ausdehnung der Bäume in milderem Klima ein so jugendliches Aussehen, daß man ihr ein Alter von fünf oder sechs Jahren zugesprochen hätte; allein eine genauere Prüfung zeigte, daß sie über acht-

zehn Jahre zählte, und manche der Weißtannen überschreiten das Alter von anderthalb Jahrhunderten.

Der größte Theil der Pflanzen ist gemein auf den Alpen, den Rocky Mountains und in den nördlichen Gegenden von Europa und Asien; einige sind den südlicheren Landstrichen angehörig. Nur wenige sind dem nördlichen America eigenthümlich, und bloß vier (Artemisia androsacea, Eritrichium aretioides, Oxytropis polaris, Seem. und Polytrichum cavifolium) werden allein im westlichen Eskimolande angetroffen. Früher legte man den Polargegenden eine größere Anzahl solcher Pflanzen bei; allein mit der Erweiterung der Wissenschaft sind die endemischen Species als bloße Abarten der Varietäten erkannt, oder es stellte sich heraus, daß sie auch in anderen Gegenden gemein waren. Gegenwärtig sind daher nur wenige übrig geblieben, die der Polärgegend eigenthümlich sind und von diesen läßt sich annehmen, daß sie einer weit größeren Verbreitung auf der Erdoberfläche fähig sind, als ihnen bis jetzt zu Theil wurde. Die Bestätigung dieser Annahme würde wichtige Ergebnisse liefern; sie könnte ein neues Licht auf die geographische Vertheilung der Pflanzen werfen und beweisen, daß die Verbreitung derselben nicht vom Norden nach dem Süden, sondern vom Süden nach dem Norden stattgefunden habe, eine Richtung, deren Annahme auch ohnedies von wichtigen Gründen unterstützt wird.

Ein eigenthümlicher Zug der Vegetation der Gegend ist ihr harmloser Charakter. Giftige Pflanzen sind nur in geringer Anzahl vorhanden und ihre Wirkungen durchaus nicht heftig. Der Reisende läuft keine Gefahr, beim Eintritte in ein Dickicht zu erblinden oder vom Taumel ergriffen zu

werden; kein Glied der Familie, wozu der Manzanillo, der Upasbaum oder der Nachtschatten gehören, ist im äußersten Norden heimisch; er braucht nicht zu fürchten, daß ein Pfeil ihn treffe, dessen Spitze in den Saft des tödtlichen Wourali getaucht worden — keine Loganiacea erreicht diese Breitengrade; außer Geum glaciale und einer Rose — die von dem bekannten Sprichworte keine Ausnahme macht — giebt es keine Pflanzen, welche zu verletzen im Stande wären und der Gruppe angehörten, die man mit dem Namen „Milites“ belegt hat. Die Fauna bietet dieselbe Erscheinung. Reptilien sind in den Polargegenden nicht zu Hause; physische Umstände scheinen dieser Thiergattung denselben Stoß versetzt zu haben, welchen sie nach der Sage durch die Anwesenheit des heiligen Patrick auf den britischen Inseln erlitten. Einige Vierfüßler sind wild, jedoch nicht in dem Grade wie in den tropischen Ländern. Wie leicht der Bär gebändigt werden kann, können wir oft genug sehen, und wie leicht das Rennthier sich zu einem Hausthiere machen läßt, ist bekannt genug. Selbst der Wolf, dessen schreckliches Geheule die Wildnisse des Nordens durchtönt, wird hier unter der Pflege des Menschen ein nützliches Thier; der Eskimohund ist allem Anscheine nach das Resultat eines solchen Verfahrens. Aus dem Feinde der Menschen ist er sein Freund geworden und zieht den Schlitten desselben Herrn, dessen Heerden er im wilden Zustande angreift und erwürgt.

Von der Flora gehen wir zur Fauna über. Der Eisbär (Ursus maritimus) wird bis zu 9 Fuß hoch; er bewohnt die Eisberge des Polarmeeres und stellt den Robben nach, die er mit einem Schlage seiner mächtigen Tatze erlegt. Dieser Bär nähert sich selten oder nie den menschlichen Wohnungen;

sein Lieblingsaufenthalt scheinen die Eisberge der asiatischen Küste zu sein. Die Eskimos finden jedoch seinen Pelz zu nützlich, als daß sie das Thier in Ruhe ließen, und haben ein sinnreiches Mittel erfunden, um es zu fangen. Ein dickes, starkes Stück Fischbein, etwa 4 Zoll breit und 2 Fuß lang, wird mit den Enden an einander gebogen und in diesem Zustande mit einigen Stücken Seehundsfett umwickelt; die Masse wird an die offene kalte Luft gebracht, in welcher sie hart und fest wird: dann ist sie zum Gebrauche geeignet. Die Eingeborenen bewaffnen sich mit Bogen und Pfeil, nehmen die gefrorene Masse und begeben sich auf die Jagd ihrer Beute. Sobald das Thier erblickt wird, schießt Jemand vorsätzlicher Weise seinen Pfeil auf dasselbe ab. Den Bären verdrießt die Beleidigung, er verfolgt die Leute, die sich eilig zurückziehen, und wenn er an das gefrorene Seehundsfett kommt, welches zu diesem Ende fallen gelassen ist, so verschlingt er dasselbe. Die Jagd, das heftige Laufen und die natürliche Hitze das Magens zersetzen das Fett sehr bald; das Fischbein wird auf diese Weise von seiner Fessel befreit, schnellt in seine gerade Lage zurück und richtet in den Eingeweiden des Bären solche Verwüstung an, daß derselbe die Verfolgung einstellen muß und bald darauf verendet.

Die anderen Bären sind verhältnißmäßig klein. Der gemeinste ist der braune Bär (Ursus Arcticus), welcher in Wäldern wohnt und über die Grenze derselben hinaus nicht viel angetroffen wird. Die Eingeborenen erlegen davon große Mengen am Kotzebue-Sund. Er richtet auf den russischen Fischereistationen am Norton-Sunde große Verwüstungen an und ist so dreist und gefräßig, daß nur durch einen wohlgezielten Schuß seinen Räubereien ein Ziel gesetzt werden kann.

Diesem Bären nicht unähnlich ist der Vielfraß (Ursus luscus, Linn.), welcher ebenfalls auf die Wälder beschränkt ist und selten oder nie nördlich von denselben erblickt wird. Obgleich er klein ist, so schleppt er doch ein ganzes Thier zu seiner Höhle. Die Eingeborenen greifen ihn nie offen an, sondern bedienen sich der List. Er fällt auf jedes Thier, das ihm in den Weg kommt, und macht aus dem Rennthier wie aus der Maus eine Mahlzeit. Sein Pelz ist sehr geschätzt und nimmt unter den Tauschgegenständen der Eskimos den obersten Rang ein.

Der Marder des Eskimolandes scheint eine Mittelgattung zwischen dem Zobel der alten und dem Marder der neuen Welt zu sein. Er hat die dunkle Farbe des ersteren und den dicken, weichen Pelz des letzteren, während die Behaarung der unteren Fußtheile den gemeinschaftlichen Charakter beider Arten theilt. Er erstreckt seine Wanderungen nicht über die Grenze der Wälder; vielmehr scheint er mit der Entfernung von dieser Pflanzengrenze an Größe und Häufigkeit zuzunehmen. Auf der Halbinsel südlich von Kotzebue-Sund ist er häufig; und noch mehr südlich, landeinwärts vom Norton-Sunde, tragen fast alle Eingeborenen Ueberkleider von seinem Pelze. Dieser ist jedoch nicht so hoch geachtet wie Rennthierfell. Ich sah manches Hundert davon, ohne eines anzutreffen, dessen Farbe ganz schwarz war. Das Hermelin (Mustela Erminea) ist gemein und bewohnt die Flußufer. Im Winter ist sein Fell wie beim Polarhasen weiß mit schwarzen Zöpfen. Es wird in Fallgruben gefangen, jedoch wird ihm wegen der Menge von Fellen, die zu einem Kleide erforderlich sind, nicht häufig nachgestellt; sein Pelz dient unter den Eingeborenen zur Erleichterung des Umsatzes und wird sehr gering

geschätzt. Die Otter (Lutra Canadensis) steht hoch im Werthe und wird fleißig gejagt. Die Haut derselben wird zur Fütterung der Kleider gebraucht und an die russischen Kaufleute theuer vertauscht. Der Fuchs (Canis vulgaris) hat brennendrothe Farbe und findet sich vorzüglich an der Küste, wo ihm das ganze Jahr hindurch die Jagd auf Schneehühner und Hasen Nahrung in Fülle bietet. Die Russen bezahlen seinen Pelz gut. Der weiße Fuchs (Canis lagopus), der an den asiatischen Küsten so gemein ist, wird hier wenig angetroffen.

Wölfe zeigen sich selten allein, sondern stürzen in der Regel schaarenweise auf ihre Beute. Sie scheuen sich im Drange des Hungers nicht, einzelne Personen anzugreifen, lassen sich aber leicht zurückschrecken, wenn zwei oder drei beisammen sind. Kaum ein Winter vergeht, in dem nicht einige Eingeborene Opfer würden. Die eigene Versicherung derselben und, setzt B. Pim hinzu, „meine persönliche Erfahrung" bestätigen dies zur Genüge. „Man muß beständig auf seiner Hut sein. Ich erinnere mich, daß mir einmal das Loos zufiel, für die Gesellschaft, bei welcher ich mich befand, zu kochen. Ich bereitete mehrere Stücke Wild und versank darauf in Schlaf. Einige Wölfe waren den ganzen Tag in der Nähe gewesen; sie hielten bessere Wacht als ich. Beim Erwachen fand ich zu meiner Verwunderung die Bratpfanne geleert und keine Spur mehr von der Mahlzeit vorhanden. Verfolgung war nicht denkbar; so mußten meine Gefährten bei ihrer Rückkehr ohne Essen schlafen gehen." — Der Wolfspelz wird von den Eskimos sehr geschätzt; sie fangen auch das Thier selbst ein, um damit die Hunde kreuzen zu

lassen und auf diese Weise die Größe und Stärke derselben zu vermehren.

Der Luchs (Felis rufa) ist selten, allein ein gefährliches Thier. Er verbirgt sich zwischen den Zweigen der Bäume und stürzt von da auf die nahende Beute. Der Pelz ist trotz der Weiche und Dicke des Haars nicht geschätzt, weil er sehr dünn ist. Sein Fleisch wird zu Suppen für Kranke verwandt und vertritt die Stelle unserer Hühnchen.

Die verschiedenen Arten von Seehunden in dem Polarmeere sind sehr zahlreich und bilden eines der wesentlichsten Lebensbedürfnisse des Eskimo. Ihr Fleisch ist ein geschätzter Nahrungsartikel; ihr Fell dient zu mannigfachen Haushaltsgegenständen. Jedoch von größerer Bedeutung ist das Seepferd oder Wallroß (Trichecus rosmarus), ohne welches das Leben der Eingeborenen wahrlich sehr übel bestellt sein würde. Aus seiner Haut machen sie die Ueberzüge ihrer Baidars und Kayaks, aus seinen Zähnen Waffen, die Schleifen der Schlitten und eine Menge nothwendiger Gegenstände. Sein Fleisch und Fett bietet Nahrung und Licht. Selbst für einen Europäer ist ein Wallroßgericht nicht unangenehm. Capitain Cook nennt es das Rind des Meeres, und am Bord hier verweilender Schiffe erscheint Suppe von seinem Fleische oft bei Tisch.

Ratten und Mäuse sind in Menge vorhanden, und da die Eingeborenen Alles zu nützen wissen, so fangen sie die ersteren wegen ihres Felles, die letzteren, um sie zu essen. Murmelthiere (Arctomys Parri) bevölkern die ganze Küste; sie sind von gelblich-grauer Farbe, die sich zum Röthlichen neigt. Ihr Balg ist geschätzt, weil er eine warme Bedeckung liefert. Die Murmelthiere graben sich Löcher in die Erde und halten Winterschlaf.

Biber (Castor Fiber) werden in Gruben oder auf andere Weise in Menge gefangen. Gleich dem Marder und anderen Thieren finden sie sich je weiter südlich desto häufiger. Die Eingeborenen erhalten einen guten Preis für die Pelze, welche die Russen als den gewinnreichsten Zweig ihres Pelzhandels zu betrachten scheinen. Sie führen sehr viel davon nach China, wo sie dieselben gegen Thee eintauschen.

Der Hase (Lepus glacialis) bewohnt die endlosen Niederungen; einige, die wir an der Halbinsel Choris erlegten, hatten ein Gewicht von 14 Pfund. Während des Winters sind sie ganz weiß, mit Ausnahme der Ohrspitzen, welche schwarz sind. Im Sommer wechseln sie die Farbe und im September sind sie kaum von dem europäischen Hasen zu unterscheiden. Der Balg dient den Eskimos zum Füttern des Kleides und übertrifft alle anderen an Weiche und Wärme.

Von der gesammten Fauna ist vielleicht kein Thier besser für die Gegend geeignet und den Einwohnern nützlicher, als das Rennthier (Cervus Tarandus). Von seinem Felle werden Zelte und Kleider gemacht; von seinen Knochen Pfeilspitzen u. s. w., von seinen Sehnen Bogenstränge, Fäden u. dgl. Das Fleisch giebt die nahrhafteste Speise ab. Die Zähne dienen den Frauen als Schmuck, die Geweihe werden zu Griffen und den Spitzen von Wurfspeeren verwendet. Das Rennthier ist ein Wanderthier; es zieht nordwärts wann der Schnee schmilzt, und kehrt nach dem Süden, wann der Frost des Winters die arctischen Steppen unwohnlich macht. Seine südlichen Züge erstrecken sich bis Norton-Sund. Das Rennthier hat ein sehr zähes Leben; selbst wenn es an einer Stelle des Lebenssitzes getroffen wird, so setzt ihm eine Flintenkugel doch kein augenblickliches Ende. Die Jäger erschöpfen oft

alle Pfeile ihres Köchers, bevor ihnen die Beute zufällt. Man hat jedoch ein leichteres Verfahren, dasselbe zu erlegen. Die Eingeborenen machen aus Stäben, die in die Erde getrieben werden, einen halbrunden Fangstall und befestigen darin Schlingen aus Wallroßhäuten. Das Thier wird anfänglich langsam dahin getrieben, hierauf durch lautes Geschrei in Schrecken gesetzt und blindlings dem Verderben zugescheucht.

Meerschweine sind selten, Ersatz dafür bieten weiße Wallfische, welche etwas größer sind. Im Juni und anfangs Juli werden sie sehr beträchtlicher Menge gefangen; während der übrigen Zeit des Sommers sind sie schwer zu erreichen. Außer dem Grönländischen Wallfisch giebt es hier den schleimrückigen und den Finnfisch. Viele Wallfischjäger sind dadurch hergelockt. Ihre Schiffe vermögen etwa 3500 Tonnen Thran zu fassen, und da ein Wallfisch im Durchschnitt auf 40 bis 50 Tonnen geschätzt wird, so erfordert eine volle Ladung bis 85 Fische. Die Folge dieser Schlächterei zeigt sich bereits, die Schiffe müssen zwischen die Eisberge vordringen, um ihre Beute in der letzten Zufluchtsstätte aufzusuchen, ohne daß der Erfolg immer ihre Anstrengungen bezahlt machte.

Die schwarze Krähe und das Schneehuhn sind die einzigen Vögel, welche Sommer und Winter in den Polargegenden bleiben. Die Krähe hat nach dem Glauben der Eingeborenen das Weltall geschaffen; allein dieser Glaube flößt ihnen durchaus keine Verehrung ein, im Gegentheile wird der Vogel oft zum Ziele des Schusses genommen. Die Schneehühner wechseln ihre Federn jeden Monat und werden am weißesten im December. Nach diesem Zeitpunkte werden Schwanz, Flügel und Kopf schwarz, bis im Juni die Federn ein bräunliches Roth annehmen. Im April fangen die Schneehühner an sich

zu paaren, während dieser Zeit geben sie ein eigenthümliches Geschrei von sich, welches den Worten „Geh weg, geh weg" ziemlich ähnlich klingt. Sobald der Maimonat vorrückt, und Wärme verbreitet, bedecken Züge von Gänsen, Möwen, Eistauchern, Seepapageien, Seeraben und Schwänen, denen Enten, Kriechenten und Speckenten folgen, die ganze Gegend. Kleinere Vögel, als Eulen, Schnepfen, Regenpfeifer, Strandpfeifer und Sperlinge, scheinen aus der Erde zu sprießen und ihre Nester finden sich überall in jeder Richtung. Die Zahl der Vögel ist sehr groß, da sie selten gescheucht oder von den Eingeborenen gefangen werden; nur das Schneehuhn macht hiervon eine Ausnahme.

Verschiedene Arten von Fischen giebt es in Fülle. Lachs, welcher in Norton-Sund sehr häufig ist, wird nördlich vom Flusse Buckland nicht angetroffen. Die Seebarbe scheint weiter als derselbe zu gehen und erreicht eine ansehnliche Größe. Häringe und Weißlinge fängt man in der Hotham-Bucht in großen Massen; einige kleinere Bäche liefern etwas Forellen.

Eine unermeßliche Menge von Muscheln, Seesternen, Krabben, Garnelen und Strahlfischen füllen das Polarmeer; selbst das Ufer ist an manchen Stellen mit Muscheln übersäet. Von Landmuscheln scheint nur eine einzige Species zu herrschen.

Insekten sind im Verhältniß zur übrigen Fauna gering. Eine Gattung von Schmetterlingen, eine Biene, zwei Käfer, eine Springspinne und der Moskito können als die Gesammtheit angenommen werden; der letztere gleicht den Mangel anderer Insekten völlig aus. In den tropischen Gegenden sind die Moskitos oft lästig, doch in den wildesten Manglesümpfen finden sie sich nirgend so zahlreich wie in den nördlichen Gegenden; sie plagten uns so entsetzlich, daß das Blut nicht

selten von jedem unbedeckten Theile des Körpers rann. Die tropischen Moskitos sind klein und flüchtig, und wenn man sich auch meistens umsonst bemühet, sie zu tödten, so lassen sie sich doch forttreiben. Ganz anders diese nördlichen Moskitos. Sie sind weit größer, langsam in ihren Bewegungen, und wenn sie irgendwo Platz genommen haben, so lassen sie sich schwer verscheuchen. Funfzig bis hundert kann man mit einem Handschlage erlegen und doch hilft es nichts; ihr Platz ist augenblicklich von neuen Eindringlingen eingenommen und man wird zuletzt von den vergeblichen Anstrengungen, sich von der Plage zu befreien, so ermattet, daß man sich ihnen von Verzweiflung auf Leben und Sterben preisgiebt und geduldig ihre schmerzlichen Stiche über sich ergehen läßt.

Das einzige Hausthier der Eskimos ist der Hund, der nach der Meinung einiger Naturforscher als ein zahmer Wolf anzusehen ist. Die Aehnlichkeit zwischen beiden Thieren ist allerdings auffallend. Beide haben dasselbe tiefe, melancholische Geheul, und sind auch beim Hunde Kopf und Ohren kürzer, die Augen kleiner und tiefer liegend, ist schon sein Schwanz zierlich über den Rücken geschweift, seine Zehen kleiner und minder gespreizt, seine Farbe von allerlei Art; so sind doch diese Unterschiede nicht charakteristisch genug, um ihn in eine abgesonderte Gattung zu verweisen. Die Eingeborenen sind sehr stolz auf ihre Hunde und die angeseheneren Leute haben wohl Gespanne, welche von einerlei Größe und Farbe sind, wie reichere Europäer es mit den Pferden zu halten pflegen. Die Hunde dienen nur zum Ziehen der Schlitten und Baidars. Als junge Thiere steckt man sie in das Geschirr und gewöhnt sie allmälig an die Arbeit, welche sie verrichten sollen. Wenn sie vor einen Schlitten gespannt werden, so äußern

sie ihre Freude durch die tollsten Sprünge und treten den Weg mit raschem Trabe an, der sich jedoch bald zu einem gleichmäßigen Schritte mäßigt. Die Weibchen werden nicht zum Ziehen gebraucht, sondern nur zur Zucht gehalten. Auf die Witterung gebracht, stürzen die Hunde in voller Jagd los, doch rühren sie, selbst wenn sie der Hunger plagt, niemals das Wild an. Die Eingeborenen behandeln sie aufmerksam und freundlich und gebrauchen nie strenge Maßregeln gegen dieselben. Ein Wort reicht in der Regel hin um ihren Schritt zu beschleunigen oder sie halten zu lassen. Die Frauen gehen so weit, daß sie den jungen Hunden die Nahrung käuen und denselben einen Antheil an ihrem Pelze gönnen. Diese Behandlung unterscheidet sich allerdings sehr von derjenigen, welche die Tschukschis, an der Nordostküste von Asien, den Hunden zukommen lassen; diese schlagen dieselben mit der größten Unbarmherzigkeit.

Vom commerziellen Gesichtspunkte betrachtet, finden wir, nach dem Stande unsrer jetzigen Kenntniß, kein vegetabilisches Produkt, welches für den Handel mit civilisirten Völkern von Erheblichkeit werden könnte. An Holz ist nur beschränkter Vorrath und es liegt außerdem zu weit landein. Die Blätter von Rumex domesticus und verschiedener Löffelkräuter, so wie die Wurzeln von einigen Polygonum-Arten, mögen in Ermangelung besserer Pflanzen der Küche dienen und vielleicht unter der Hand der Cultur einen bessern Geschmack gewinnen; die verschiedenen Beeren mögen für den Eskimo, der andere Früchte entbehrt, von dem größten Nutzen sein, und der Reisende, den sein Unternehmen in das Polarmeer führt, mag sie als Mittel gegen den Scorbut froh begrüßen; das isländische Moos und andere Flechten mögen für Brust-

kranke und Färber sehr nützlich sein: allein alle diese Produkte haben für den Handel keine Bedeutung. Sollten diese Gegenden jemals von einem civilisirten Volke bewohnt werden, so muß dasselbe sein Augenmerk auf die Thierwelt richten und aus diesen die Mittel zur Erreichung der Bequemlichkeiten des Lebens ziehen; es wird Wallroßzähne, Eiderdunen, Pelze und Thran gegen die Gewürze Indiens, die Manufakturen Europas und die medicinischen Pflanzen des tropischen Amerika austauschen müssen.

Capitel III.

Die Eisklippen der Eschscholtz-Bai. — Ihre Bildung und fossilen Ueberreste. — Sir John Richardsons Ansicht davon.

Die Eisklippen der Eschscholtz-Bai, im Kotzebue-Sunde, verdienen aufmerksame Beachtung. Sie erstrecken sich längs der Südseite der Bai östlich und westlich, von der Elephantenspitze bis zur Eschscholtzspitze; sie haben eine Höhe von 40′ bis 90′ und bestehen aus drei abgesonderten Lagern. Die unterste Schicht ist Eis, die mittlere Lehm, welcher Fossilien enthält, und die obere Moor. Die Meerseite der Klippen ist theils durch die Wirkung der Wellen, theils durch das Thauen des Eises senkrecht abgeschnitten und gestattet einen deutlichen Ueberblick des innern Baues dieser Formation.

Das Eis oder die unterste Schicht, so weit dieselbe über dem Boden sichtbar ist, hat eine Dicke von 20′ bis 50′, die jedoch jährlich abnimmt. In den Monaten Juli, August und September schmilzt eine ansehnliche Menge, in Folge dessen die beiden darüber liegenden Schichte sich senken und die Klippen ein höchst unordentliches Aussehen erhalten, indem Torf, Thon, Pflanzen, Knochen und Eis bunt durcheinander gerathen. Einige frühere Beobachter meinten, daß das Eis nur eine

Anhäufung auf der Oberfläche sei, allein das Jahr 1849 warf diese Ansicht um, da man ungeheure Stücke antraf, die von dem Festlande getrennt waren und ohne Zweifel darlegten, daß sie Theile eines festen Eisberges sind. Andere, welche sich über die Beschaffenheit der untersten Schicht nicht getäuscht hatten, wollten dieselbe durch die Annahme erklären, daß das Wasser von der Oberfläche durch die Moor- und Thonschicht sickere, sich allmälig anhäufe und durch die Verwandlung in Eis die Klippen bilde. Auf den ersten Blick scheint dies richtig, allein eine nähere Prüfung erklärt sich dagegen. In gemäßigten Gegenden haben wir allerdings Moorland, das von dem darunter und darin angesammelten Wasser gleich einem Schwamme aufschwillt; im Kotzebue-Sund aber, wo der Boden bei einer Tiefe von 2 bis 3 Fuß unter der Oberfläche beständig vom Froste durchdrungen ist, kann das Wasser nicht zu der Tiefe von mehreren Faden sickern und folglich auch keine Erhebung verursachen.

Die zweite oder Mittelschicht wechselt von 2 bis 20 Fuß Dicke, besteht aus angeschwemmtem Lehm, der mit Kies, Sand und fossilen Knochen vermengt ist und giebt einen Geruch von sich wie er den Begräbnißplätzen eigen ist. An einer Stelle fand man langes schwarzes Haar mit hellbraunem Staube zusammen, der offenbar verwesete animalische Substanz war. Die Fossilien sind oft von bedeutender Größe. Im Jahre 1848 brachten wir acht Zähne vom antediluvianischen Elephanten zusammen, deren größter, obgleich die Spitze abgebrochen, 11′ 6″ Länge, an der Wurzel 1′ 9″ Umfang und ein Gewicht von 243 Pfd. hatte. Backenzähne, Schenkelbeine, Rippen und andere Ueberreste dieses riesigen Thieres wurden zu Tage gefördert, eben so eine große Menge von Pferde-

und Hirschknochen. Die in den Klippen gefundenen Arten sind: das Mammuth (Elephas primigenius), das fossile Pferd (Equus fossilis), das Elendthier (Cervus Alces), das Rennthier (Cervus Tarandus), der fossile Moschusochs (Ovibos moschatus), Ovibos maximus, der fossile Auerochs (Bison priscus?), der starkgehörnte fossile Auerochs (Bison crassicornis) und das Bergschaf (Ovis montana).

Die oberste Schicht oder Oberfläche ist 2—5′ dick und besteht aus Torfmoor, welches ganz ohne Fossilien ist. Sie trägt die Vegetation, der sie ihre Entstehung verdankt — die den Mooren eigenthümlichen Pflanzen. Darunter zeigen sich manche Moose, Flechten, Riedgras, nebst einigen Ericaceae und Weiden, deren Vorkommen die Möglichkeit des Pflanzenwuchses in einem beinahe gefrorenen Erdreiche beweist, eine Thatsache, die früher stark bestritten wurde.

Da das Eis nicht durch den Thonboden sickerte und später gefror, so liegt der Schluß nahe, daß es vor der Entstehung der Thonschicht vorhanden war. Die Thonschicht selbst bestätigt dies durch die Fossilien, die nur auf dieses Lager beschränkt sind. Wären diese ohne Unterschied vertheilt, so könnte man annehmen, daß das Ganze eine und dieselbe Revolution erfahren habe; so aber müssen wir glauben, daß das Eis sich festgesetzt hatte, als der Thon mit seinen Fossilien sich bildete; und da diese Fossilien der antediluvianischen Periode angehören, so muß das Eis sehr alt sein.

Sir John Richardson hat mit der Genauigkeit, welche ihn auszeichnet, in der „Zoologie der Reise des Herald“ die von uns gesammelten Knochen beschrieben und diese Arbeit mit folgenden Bemerkungen eingeleitet: —

„Die Höhe der Wissenschaft, auf welcher sich die Chemie jetzt befindet, bestätigt unsern Glauben, daß animalische Substanzen der Fäulniß nicht unterworfen sind, wenn sie hart gefroren und beständig in einer Temperatur unter dem Gefrierpunkte aufbewahrt werden, sondern daß sie sich ohne Veränderung eine beliebige Zeit hindurch erhalten. Die Tiefe, zu welcher in Nordländern das Thauwetter des Sommers bringt, ist je nach der Beschaffenheit des Bodens verschieden, jedoch beträgt sie, mit Ausnahme des reinen Sandes und sehr poröser Erdschichten in den amerikanischen oder sibirischen Landstrichen des Polarkreises, nirgend mehr als zwei Fuß. Der Einfluß der Sonnenstrahlen ist in dieser Tiefe nur erst gegen Ende des Sommers zu bemerken, welcher verschiedentlich, von 5 bis 10 Wochen nach dem Zeitpunkte fällt, da die Oberfläche des Bodens durch die Thaukraft des Frühlings vom Schnee befreiet wurde. Während aller übrigen Zeit des Jahres ist der Boden fest und immerwährend vom Frost gebunden, selbst in den Wäldern, obgleich hier nicht so lange als in offenen, unbewachsenen Gegenden oder „Tundras“. Die Dicke der beständig gefrornen Unterlage hängt mehr oder weniger von der mineralischen Beschaffenheit ab, wird jedoch vorzugsweise von der mittleren Jahrestemperatur der Luft bedingt, welche der innern Erdwärme entgegen arbeitet. Wenn auch die mittlere Jahreswärme eines gegebenen Orts gleich unter den Gefrierpunkt fällt, so giebt es daselbst doch keine beständig gefrorene Erdbodenschichte. Es ist nicht erforderlich, daß wir hier die Isothermallinie von 32° Fahr. ziehen müssen, da der Leser eine genaue Vorstellung von dem Laufe derselben aus Baer's Karten erhalten kann; es genüge die Bemerkung, daß sie auf dem amerikanischen Continente einige Grade südlich

von 60° N. B. läuft, und während sie mit der Erhebung des Innern eine Wellenlinie beschreibt, in ihrem westlichen Laufe eine allgemeine Zunahme nach Norden erfährt.

„Wo ein immerwährend gefrorener Unterboden existirt, da bildet derselbe einen vollkommnen Eiskeller, der die ganz darin befindlichen Thierkörper vor der Verwesung bewahrt. Ganze Leiber des verschollenen Mammuth und des antediluvianischen Rhinozeros sind in den sibirischen Polargegenden durch den Eintritt des Frostes von der Periode der Wasserfluthen bis zu unseren Tagen erhalten und haben, als sie durch Erdfälle bloßgelegt wurden, die interessantesten Blicke in die Fauna der entferntesten Epochen eröffnet. Uns fehlt jede bestimmtere Vermuthung über die Zeit, in welcher die Ueberschwemmungen und Erdumwälzungen in ausgedehntem Maßstabe über die nördliche Halbkugel ergingen; die Berechnungen, welche sich auf die späteren Ablagerungen gründeten, haben sich als ungenau bewiesen; nur aus der Abwesenheit künstlicher Erzeugnisse und menschlicher Gebeine wissen wir, daß die Ueberfluthung vor dem Erscheinen des Menschengeschlechts auf der Erde stattgefunden haben müsse, oder wenigstens vor der Verbreitung desselben in den geographischen Grenzen der Fluth. Wie man auch über die Weise denken mag, wie die erwähnten Thierleiber in gefrorenen Sand und Morast eingeschlossen wurden, ihre Erhaltung in frischem Zustande bis zur Gegenwart beweist, daß das Klima zur Zeit ihrer Verschüttung streng war und fortfuhr so zu sein. Da indessen große Thierleiber nicht ohne Uebergang zur Fäulniß vom Wasser in weite Entfernung getrieben werden können, so bildet sich daraus leicht der Schluß, daß die Thiere in der Gegend lebten, wo sie wieder aufgefunden sind, oder in der

unmittelbaren Nachbarschaft derselben; nicht aber, wie Einige annehmen, in wärmeren, entfernteren Gegenden.

„Eben so unwahrscheinlich ist es, daß ganze Thierleiber oder Gerippe in Eisklumpen aus wärmeren Kreisen nach dem großen Beinacker des polarischen Sibirien und der Eschscholtz-Bai geführt wurden; aus dem einfachen Grunde, weil Eis kein Erzeugniß warmer Gegenden ist. Auch läßt sich nicht denken, wie solche Gruppen von Dickhäutern und Wiederkäuern von schwimmenden Eisbergen aus wärmeren südlichen Thälern und deren Bergketten weggeführt werden konnten, ohne eine Umwälzung der Oberfläche des Landes vorauszusetzen, welche allen jetzigen Annahmen und Anzeichen über die Verbreitung der Wasserfluthen widerspricht.

„Einfacher ist die Annahme, daß die Thiere, deren Knochenüberreste gegenwärtig unsre Aufmerksamkeit fesseln, an den Küsten eines Eismeeres lebten und durch eine plötzliche Ueberschwemmung, durch eine große Fluth oder verschiedene auf einander folgende Fluthen von ihren Weideplätzen gerissen wurden. Es ist überflüssig, hier die Ausdehnung der Ueberfluthungen zu besprechen, oder zu untersuchen, ob sie den Norden von Europa, Asien und Amerika gleichzeitig oder in einer Reihenfolge von Meereserhebungen oder als örtliche Ueberschwemmungen bedeckten. Uns kann es nur interessiren, zu wissen, daß die Ablagerungen von Meermuscheln noch lebender Arten, und weit von ihren Heimathbergen gerissene Felsblöcke klar an den Tag legen, daß die diluvianische Thätigkeit sich von der ultima Thule des amerikanischen Polarmeeres bis südlich in das Mississippithal erstreckte.

„Die ersten jetzt lebenden vergleichenden Anatomiker haben die fossilen Mammuths und Rhinocerosse von England und

Europa für identisch mit denen Sibiriens erklärt. Dies könnte uns zu dem Schlusse leiten, daß dieselbe Fauna die Nordstrecken der alten und der neuen Welt bewohnte. Allein mir scheint, daß wir in den Gebeinen der bovinischen Thiere aus der Eschscholtz-Bai Beweise finden, einen amerikanischen Typus der Wiederkäuer selbst in den frühesten Zeiten anzunehmen.

„Gegenwärtig liegen die Landstriche, welche dem Elendthier und Bergschafe zusagen, auf der nördlichen Grenze des Continents, während der Moschusochs und das Rennthier über die Küsten hinaus zu entfernteren Inseln zogen; und der Polarhase ist ein ständiger Bewohner der allernördlichsten von den Inseln, welche besucht worden sind, also bis zum 76sten Parallelkreise. Nehmen wir an, daß das Klima von Nordamerika zu der, unmittelbar vor der Fluthperiode herrschenden Zeit dem gegenwärtigen gleich gewesen oder nur ziemlich nahe gekommen sei, so können die Gewohnheiten und die Verbreitung der wilden Thiere jener beiden Zeiten ebenfalls eine nahe Verwandtschaft gehabt haben, obgleich ihre Arten unterschieden waren. Das Mammuth und andere Thiere, welche von den Zweigen der Weiden oder größeren Bäume lebten, können wenigstens für die Sommerzeit so weit nördlich angenommen werden, wie gegenwärtig das Elendthier, bis zum 70sten Parallelkreise. Flechten und Gräser fressende Wiederkäuer mögen ihre Frühlingswanderungen noch weiter nördlich ausgedehnt haben. Solche Wanderungen zur Aufsuchung ruhiger Wohnplätze und besserer Nahrung vertragen sich vollkommen mit großen Wanderzügen derselben Thiergattung in südlichere Gegenden, welche bis jenseit der angenommenen Fluthgrenze reichen und wo der gänzliche Untergang der gesammten Racen

Ursachen zuzuschreiben sein mag, welche verhältnißmäßig späteren Perioden angehören.

„Die St. Petersburger Abhandlungen und andere Werke geben Bericht über die Umstände, welche die Entdeckung der ganzen Leiber eines Rhinoceros und zweier Mammuthe im polarischen Sibirien begleiteten. Es ist zu bedauern, daß keine competente Naturforscher dabei gegenwärtig waren, welche aus einer Untersuchung des Mageninhalts, der Füße, der äußeren Bedeckung und anderer wichtiger Theile uns manche Auskunft über die Gewohnheiten dieser vorweltlichen Thiere und über die Natur der Gegend, worin sie lebten, gegeben haben würden. Vielleicht bringt das unerschöpfliche Lager organischer Ueberreste in dem Kotelnoi oder Neusibirischen Archipelagus, der bei Sviatoi Noss liegt, wohl noch ähnliche vollständige Thierleiber zu Tage, deren Untersuchung die Mühen und Kosten einer wissenschaftlichen Expedition reichlich belohnen würde.

„Im polarischen Amerika sind dergleichen Ueberreste nur in den nordwestlichen Spitzen entdeckt und zwar bis jetzt nur Knochen, Hörner und Haare, ohne eine einzige erhaltene Muskelfiber. Allein alle Sammler legen dem Boden der Fundstätte einen starken, unangenehmen Geruch von verwesender thierischer Substanz bei, der der Ausdünstung eines stark benutzten Friedhofs ähnlich sei. Im August 1816 entdeckten Kotzebue, Chamisso und Eschscholtz in der nach letztgenanntem Naturforscher geheißenen Bai einige auffallende Klippen, welche eine geringe Strecke südlich vom nördlichen Polarkreise lagen und eine Menge Knochen von Mammuths, Pferden, Ochsen und Hirschen enthielten. Die Klippen wurden von ihren Entdeckern als reine Eisberge von 100 Fuß Höhe beschrieben, die mit Erde bedeckt waren, auf welcher die

gewöhnliche polarische Vegetation gedieh. Diese neue Erscheinung erregte die höchste Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt, und als Capitain Beechey und der ihn begleitende Wundarzt Collie zehn Jahre später denselben Platz besuchten, gaben sie sich alle Mühe, die Beschaffenheit dieses Phänomens genau zu ermitteln. Dr. Buckland verfaßte einen Bericht mit bildlichen Darstellungen der gefundenen fossilen Ueberreste, und Capitain Beechey veröffentlichte den Plan des Fundorts.

„Dieser Plan umfaßt einen ziemlich viereckigen Abschnitt der Gegend von etwa 14 Meilen Breite und Länge. Der Bucklandfluß streift da, wo er sich nördlich wendet, um sich in die Eschscholtz-Bai zu ergießen, die Land- oder Ostgrenze desselben. Von der Mündung des Flusses zieht sich die Küstenlinie ziemlich gerade westlich nach dem Eschscholtz-Gestade und bildet die Südseite der Bai. Auf dem halben Wege oder ungefähr 7 Meilen zwischen dem erwähnten Gestade und der Elephantenspitze besteht die Küste aus hohen Eisklippen und auf dem übrigen Theile der Entfernung, von der Elephantenspitze bis zu dem Flusse, ist die Küste flach und sanft gebogen. Die Westseite des Landes ist dem Kotzebue-Sund zugekehrt und besteht aus schiefrigen Gneisfelsen, welche gegen Norden bei dem Eschscholtz-Gestade zu Ende gehen, und 10 oder 12 Meilen gegen Süden nehmen die felsigen Klippen eine landeinwärts gehende Richtung und ein niedriger Marschboden streicht vor ihnen her. Eine Hügelreihe läuft fast parallel mit der Westküste in der Entfernung von $1^1/_4$ Meile, und an ihrer südlichen Ecke, wo sie sich landein wendet, steht dicht an der Küstenlinie eines der höchsten Riffe, das auf 640 Fuß geschätzt wird. Von dieser Ecke nimmt der Lauf der Hügelreihe südöstliche Richtung und der oben erwähnte sumpfige

Boden läuft an dem Fuße derselben hin. Die Ufer des Buckland stellen sich ebenfalls als hochliegend, um nicht zu sagen hügelig dar und schließen in Verbindung mit jener Hügelreihe ein abschüssiges Thal oder Bassin ein, welches von zahlreichen kleinen Bächen bewässert wird und sich nördlich nach der tiefgelegenen Ostküste der Elephantenspitze abdacht. Bei der westlichen Mündung des Buckland befinden sich kleinere eisige Torfklippen; ähnliche Bildungen existiren ferner an dem östlichen Ufer desselben so wie an der Nordküste der Eschscholtz-Bai; desgleichen an verschiedenen Punkten der Küste zwischen der Behringsstraße und der Barrowspitze. Allein Fossilien sind nur in der Eschscholtz-Bai entdeckt und an den Ufern weniger Flüsse, welche die Behrings-See mit dem Berge St. Elias verbinden.

„Der folgende Auszug aus der Reise des Capitains Beechey enthält eine Beschreibung der Klippen von einem aufmerksamen Beobachter:

„„Wir segelten nach Eschscholtz-Bai, 28. Juli 1826, die ungemein seicht war, und landeten bei einem verlassenen Dorfe an einem niedrigen, sandigen Punkte, wo Kotzebue bivouakirte, als derselbe die Gegend besuchte, und dem ich den Namen Elephantenspitze beilegte, nach den Knochen dieses Thieres, welche in der Nähe gefunden wurden. Die Klippen sind von 20 bis 80 Fuß hoch und erheben sich landeinwärts zu einer abgerundeten Hügelreihe von vier- bis fünfhundert Fuß Höhe über dem Meeresspiegel. An einigen Stellen zeigt dieselbe gegen Norden eine senkrechte Abschüssigkeit, an anderen eine sanft geneigte Fläche, und sie ist hier und dort von Thälern und Wassergefällen eingeschnitten, welche meistentheils mit niedrigem Buschwerk bewachsen sind. Vor einem jeden dieser Thäler

erstreckt sich ein flacher Bodenstrich, der aus den Abspülungen des niederstürzenden Wassers gebildet ist; hier allein ist für Boote eine gute Landung thunlich. Das Erdreich der Klippen ist bläulich gefärbter Morast, welches die meiste Zeit mit Moos und magerm Grase bedeckt und voll tiefer Furchen ist, die in der Regel mit Wasser oder gefrorenem Schnee angefüllt sind. Morast in gefrorenem Zustande bildet an einigen Stellen die Oberfläche der Klippen, an anderen erscheint der Felsen, der mit Morast bedeckt ist oder mit einer halb daran lehnenden Morastbank, wie wenn die obere Schicht niedergeflossen wäre und sich an dem Felsen gestauet hätte. Aus großen Rissen am Rande der Moorklippen zu urtheilen, scheinen dieselben zu zerbröckeln und täglich zur Verminderung der Tiefe des Wassers in der Bai beizutragen. (S. 257.)

„„So ist die Bildung dieser Küstenlinie im Allgemeinen beschaffen. Es bleibt nur noch die besondere Bildung derselben zu beschreiben, die nach ihrer ersten Entdeckung durch Capitain Kotzebue so großes Aufsehen machte und einem Eisberge so ähnlich sah, daß er und seine Officiere sich täuschen ließen. Als wir längs der Küste hinfuhren, erregte die schimmernde Oberfläche kleiner Theile der Klippen unsere Aufmerksamkeit und leiteten uns auf die Spur dieses Phänomens, das wir sonst schwerlich entdeckt haben würden, obgleich die Lage desselben genau beschrieben war; denn seit der Anwesenheit des Capitains Kotzebue und seines Naturforschers sind so bedeutende Stücke der Eisklippen geschmolzen, daß gegenwärtig nur noch einige unbedeutende Flecken der gefrorenen Oberfläche übrig sind. Der größte davon, etwa eine Meile westlich von der Elephantenspitze gelegen, wurde von Collie genau untersucht. Derselbe durchschnitt das Eis in horizon-

taler Linie und fand, daß es nur einen Ueberzug der Klippe bildete, welche aus Moorerde und Kiessand in gefrornem Zustande bestand. Beim Forträumen der oberen Erde stellte sich ebenfalls, aus einer deutlichen Scheidelinie zwischen dem Eise und der Klippe, die Gewißheit heraus, daß sich die Russen durch den Anschein täuschen ließen. Bei einem Durchbruche in die Klippe, drei Fuß vom Rande, wurde gefrorene Erde, wie auf der Oberfläche der Klippe, bei elf Fuß Tiefe gefunden, und vier Yards weiter zurück zeigte sich dieselbe Substanz bei zwanzig Zoll Tiefe *).

„„Das eisige Aussehen der Klippen bemerkten wir später an verschiedenen Stellen des Sundes; es scheint entweder von dem Schnee verursacht zu sein, der sich an den Klippen aufsammelte oder die Höhlungen derselben im Winter anfüllte und im Sommer durch theilweises Schmelzen und Vereisen zu Eis wurde; oder es kam von dem Wasser, das während des Sommers beständig über den Rand der Klippen rinnt, deren Seiten daher weniger als andere Orte der ungehinderten Einwirkung der Sonnenstrahlen preisgegeben sind. Das Wasser verwandelte sich entweder beim Niederrieseln durch die noch gefrorene Oberfläche der Klippen in Eis, oder nachdem es die Erde an der Basis erreicht hatte, wo die Eislage sich wie ein Stalagmit erhebt und zuweilen bis an die Oberfläche reicht. Bevor dies aber geschehen kann, löset

*) „Wären die Gruben in einiger Entfernung vom Rande der Klippe bis zur Tiefe von 3 oder 4 Yards gemacht, so würde man ein bestimmteres Ergebniß erreicht haben; denn diese Versuche sind an sich nicht ausreichend um darzuthun, daß die gefrorene Moorerde, die man frühzeitig im Sommer, zu Ende Juli, bei 22 Zoll Tiefe erreichte, nicht bloß ein unaufgethautes Lager der Oberfläche war, welches etwas tiefer auf reinem Eise ruhte.

sich die obere Erdschicht in Folge des Aufthauens, stürzt über die Klippe und fällt in Haufen nieder, um schließlich von der Fluth weggespült zu werden.

„„(September 1826. S. 323.) Die Klippen, in welche die (von Collie gesammelten) Fossilien gebettet zu sein scheinen, gehören zu der Reihe, an welcher im Juli die Eisbildung bemerkt wurde. Während unserer fünf Wochen langen Abwesenheit war der Rand der Klippe auf einer Stelle vier Fuß, auf einer anderen anderthalb Fuß breit losgerissen und ein ferneres Stück war im Begriff in die Bucht zu stürzen. An einigen Plätzen, wo ein Eispanzer gehangen hatte, war von der Vorderseite der Klippe nichts als gefrorene Erde geblieben. Als wir diese Stellen von dem noch daran hängenden Eise befreieten, zeigte sich wiederum Morast in gefrornem Zustande, und bestätigte unsere obige Meinung von der Beschaffenheit der Klippen.““

„Diese Beschreibung der merkwürdigen Klippen theilen wir in ihrer ganzen Ausdehnung mit, weil sie so klar als bündig ist. Die Ansichten des Capitains Beechey und seines Officiers über den Ursprung der Eisklippen sind weitläufig in Dr. Buckland's Schrift besprochen, die als Anhang zu der Reise des ersteren gedruckt ist. Collie schreibt von der fossilienhaltigen Klippe, daß sie gegen Norden gekehrt ist, sich zwei und eine halbe Meile in gerader Linie mit geringen Unterbrechungen ausdehnt und im Allgemeinen eine Höhe von etwa 90 Fuß hat. Sie besteht nach seiner Aussage aus Thon und sehr feinem quarzigen und glimmerartigen Sande, welches im trockenen Zustande eine grauliche Farbe annimmt. Das Land erhebt sich allmälig hinter der Klippe zu einer ungefähren Höhe von 100 Fuß und ist mit einem schwarzen,

sumpfigen Boden bedeckt, welcher braune und graue Flechten, Moose, einige Ericeae, Gramineae und andere grasartige Pflanzen hervorbringt; dasselbe wird von Thälern mit Bächen durchschnitten, deren geschütztere Abhänge mit Weidenbüschen und Zwergbirken bewachsen sind. „„Die Specimina, welche aus den Débris am Fuße der Klippe (aus der Klippe selbst wurden keine gezogen) gewonnen wurden, waren besser erhalten, als diejenigen, welche abwechselnd von der Ebbe und Fluth bloßgelegt und wieder bespült wurden, oder in dem Moore und Lehm der Bank gebettet lagen. Ein starker Geruch, wie von erhitzten Knochen, verbreitete sich überall, wo Fossilien in größerer Menge lagen. (S. 509.)““

„Nach einem Zwischenraume von vierunddreißig Jahren gewährte die letzte Reise des Herald eine dritte Gelegenheit, an diesem interessanten Orte fossile Gebeine zu sammeln und die Zusammensetzung der weit berufenen Klippen zu untersuchen. Capitain Kellett, Berthold Seemann, Esq., und John Goodridge, Esq., die Schriften Kotzebue's und Beechey's in der Hand und beseelt von dem ernstlichen Verlangen, zu erforschen, welche der widerstreitenden Ansichten jener Officiere am meisten mit den Thatsachen übereinstimme, kamen nach einer genauen Prüfung der Klippen zu dem Schlusse, daß Kotzebue Recht hatte, indem er sie als Eisberge betrachtete. Mir sind von jedem der oben genannten Officieren des Herald Mittheilungen über diesen Gegenstand zu Theil geworden, welche ich wiedergeben will so weit es die mir gesteckten Grenzen gestatten; doch muß ich einige allgemeine Bemerkungen über gefrorene Klippen an anderen Orten der polarischen Küste voraufschicken, die ich selber zu beobachten Gelegenheit hatte.

„Bei Cap Maitland in der Liverpool-Bai, welche von der Mündung des Flusses Beghula gebildet wird und unter dem 70sten Parallelkreise liegt, sind steile Klippen, die aus Lagern von dunklem Thon oder Lehm bestehen, welche viele kleine, vom Wasser abgeschliffene Kiesel und wenige große Steinblöcke enthaltet. Mit Ausnahme von etwa achtzehn Zoll der Kruste des Gipfels, die mit dem Vorschreiten des Sommers aufthauet, bilden diese Klippen gegen die See einen beständig gefrorenen Wall, der jährlich unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen zur Sommerzeit abbröckelt; allein da die Wellen die herabgefallenen Theile wegspülen, so wird eine Anhäufung verhindert und die senkrechte Form der Klippe bleibt erhalten. Andere, ebenfalls vertikale Klippen an der Küste, die jedoch ein verschiedenes Aussehen hatten, zeigten sich mit einem Talus von Schnee bekleidet, über welchen sich eine Erdkruste gesetzt hatte, die der schmelzende Schnee aus den überflutheten Wasserlachen des Landes hergeführt hatte. Die Dauer dieser eisartigen Schneebänke hängt von den Umständen ab. Wenn die Klippen aus tiefem Wasser hervorragen, so wird das Eis, an welchem der Talus haftet, fast jeden Sommer gebrochen und die darüber liegende Masse, die bis dahin von dem gefrorenen Wasser in fester Stellung gehalten wurde, schwimmt unter der Gestalt eines Eisberges hinweg. In anderen Lagen erhalten sich die Schneeklippen eine Reihe von Jahren hindurch, vermehren sich allmälig durch Anschwemmungen, die sich deutlich abmarken, und verschwinden nur in Folge mehrerer warmer Sommer hinter einander. In Thälern, wo eine nördliche Lage und der Schatten höherer Berge den Schnee vor den Sonnenstrahlen beschützt, kann derselbe ein sehr beträchtliches Alter erreichen;

doch muß hinzugefügt werden, daß wohl alte Eisberge dieser Art an den Küsten von Spitzbergen und Grönland existiren, daß sie aber sehr selten an den Küsten des amerikanischen Festlandes vorkommen. Die Eisklippen der Eschscholtz-Bai mögen eine ähnliche Entstehung gehabt haben, wie die grönländischen Eisberge, und durch einmaligen oder wiederholten Einfluß mit Erde bedeckt sein. Schwer bleibt es indeß zu erklären, wie die fossilen Ueberreste in solchen Massen hineingekommen sein mögen, und ich vermag dem Leser keine Vermuthung zu bieten, die mich selbst befriedigte. Die vortreffliche Erhaltung vieler dieser Knochen, der spätere Uebergang der thierischen Substanz zur Verwesung, welche der Geruch beurkundet, Massen von Haaren, die neben einem Mammuthschädel gefunden wurden, das Vorkommen der Schalen von Bisonhörnern, und die Entdeckung der Rückenwirbel von bovinischen Thieren, welche in ihrer eigenthümlichen Reihenfolge lagen: alles dieses macht es wahrscheinlich, daß hier ganze Thierleiber bedeckt wurden und Frost auf ihre Verschüttung folgte. Eine allmälige Verbesserung des Klimas muß in neueren Zeiten eingetreten sein, um den fortschreitenden Verfall der Klippen und die Bloßlegung der Knochen zu bewirken. Die Seichtigkeit des Wassers in der Eschscholtz-Bai, die geringe Breite derselben und der Schutz, den ihr die Halbinsel Choris und Chamisso-Insel gegen den Andrang des Meeres gewähren, streiten wider die Annahme, daß Eisberge sammt ihrer Beladung aus der Ferne gekommen und in der Bucht festgetrieben wären. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß die Knochen und diluvianischen Gegenstände in der Mündung des Buckland-Flusses begraben und später von einem der Erdbeben emporgetrieben wurden,

mit welchen die Geologen sich aus mancher schwierigen Frage helfen; denn Eis konnte im wärmeren Wasser nicht lange Stand halten. Mit einem Worte, es bedarf noch fernerer Beobachtungen, um den Grund zu einer wahrscheinlichen Erklärung zu legen.«

Capitel IV.

Die Eskimos. — Ihre Kleidung. — Waffen. — Nahrung. — Baidars. — Wohnungen. — Sitten und Gebräuche. — Sprache.

Die Einwohner des Eskimolandes nennen sich selbst „Innuit“, was in ihrer Sprache „Mann“ bedeuten will. Die gewöhnlichere Bezeichnung Eskimos soll aus einer Verderbung von „Eskimantik“, d. h. Roh-Fisch-Esser, entstanden sein, ein Spottname, welchen ihnen ihre nächsten Nachbarn, die Mohikaner, beilegten. Sie sind eine der am weitesten ausgestreueten Völkerschaften, denn sie beherrschen 140 Längengrade oder eine Ausdehnung von 3500 Meilen. Allein dieser ungeheure Flächenraum ist sehr dünn bevölkert. Die natürliche Beschaffenheit der Gegend und des Klimas scheinen sich einer raschen Zunahme der Einwohnerschaft oder einer dichtern Ansammlung von Gemeinden zu widersetzen; eine ungefähre Schätzung der Küste von West-Eskimoland — das Innere ist uns unbekannt — ergiebt nicht mehr als drei Seelen auf je zwei Quadratmeilen oder eine Gesammtzahl von 5250.

Nach den Mittheilungen verschiedener Schriftsteller sollen die verschiedenen Stämme, selbst wenn sie sich in großer geographischer Entfernung befänden, nur wenig von einander in Ansehen, Sitten, Gebräuchen oder Sprache unterschieden

sein. Allein sie sind durchaus nicht so gleichförmig an Größe, als man erwarten möchte. Diejenigen, welche die Nachbarschaft von Norton- und Kotzebue-Sund bewohnen, zeichnen sich durch Schönheit und Größe aus, während die, welche zwischen Cap Lisburne und Barrowspitze wohnen, gleich den Stämmen der östlichen Theile Amerikas, weit kleiner sind und in ihrem Ansehen die geringere Beschaffenheit der von ihnen bewohnten Districte verrathen.

Beide Geschlechter sind wohl gebauet, rüstig, stark von Muskeln und rührig. Die Hände und Füße sind klein und schön geformt, was einige Schriftsteller ihrer sitzenden Lebensweise zuschreiben wollen; allein das kann nicht wohl der Fall sein, da wahrscheinlich kein Volk sich mehr bewegt oder beständiger in Thätigkeit ist. Ihre Höhe ist verschieden; in den südlichen Gegenden sind manche Personen sechs Fuß hoch; in den nördlichen findet eine bemerkliche Abnahme statt, jedoch keineswegs in dem Grade, wie man zu schildern pflegt.

Ihr Antlitz ist flach, die Wangenknochen springen hervor, die Augen sind klein, tiefliegend und gleich den Augenbrauen schwarz. Die Nasen sind breit; die Ohren lang und gemeiniglich durch Anhängung schwerer Zierrathe noch mehr verlängert; der Mund ist wohlgeformt, die Lippen sind dünn und bei den Männern durch dicke Pflöcke oder runde elfenbeinerne Lippenstöcke verzerrt, welche aus diagonalen Einschnitten aus den Lippen hervorstehen. Die Lippenstöcke entsprechen an Gestalt und Größe denen, welche bei den alten Mexikanern in Gebrauch waren. Dieser Umstand könnte für eine merkwürdige Uebereinstimmung gelten, wie sie so oft bei weit von einander lebenden Nationen vorkommt, wenn sich hier nicht eine wichtigere Betrachtung aufdrängte. Während des

Winters — der bei weitem größeren Abtheilung des Jahres — sind die Eskimos häufig durch die übermäßige Kälte genöthigt, dieselben abzulegen. Hiernach ließe sich annehmen, daß der Gebrauch nicht in der kalten Zone entstanden, sondern eingeführt und beibehalten sei. Wir wissen, daß die Aztecs vom Norden kamen, und vermögen ihre Spur mit ziemlicher Gewißheit bis zu dem Breitegrade der Straße Juan de Fuca nachzuweisen; wir dürfen daher wohl fragen, können nicht die Eskimos aus derselben Gegend gekommen sein oder wenigstens jenen Gebrauch angenommen haben, als sie in milderen Gegenden lebten? In Mexiko wurden die Lippenstöcke nur von den Kriegern getragen; bei den Eskimos bedient sich jeder Mann ohne Unterschied derselben; allein in der Gesellschaft jener bildeten die Krieger eine besondere Classe, bei diesen übte ein Jeder den Waffendienst. Ihr wirklicher Name „Innuit“ (Mann) zeigt die hohe Achtung, die sie vor sich selbst haben. Eben so ist der Umstand beachtenswerth, daß die Lippenstöcke nur im westlichen Eskimolande getragen werden.

Die Zähne der Eskimos sind regelmäßig, allein die Beschaffenheit ihrer Nahrung und ihre Gewohnheit, Häute durch Käuen zu bereiten, nutzt dieselben frühzeitig bis zum Zahnfleische ab. Das Haar ist schwarz, straff und grob; die Männer scheeren es auf der Scheitelhöhe ab, wie Kapuzinermönche, und lassen nur ein etwa zwei Zoll breites Band um den Kopf herum stehen, welches nach dem Nacken zu an Länge zunimmt. Die Frauen scheiteln das Haar in der Mitte und schmücken es, wenn ihr Wohlstand dies gestattet, mit Perlenschnüren. Der Besitz eines Bartes ist äußerst selten, wogegen ein leichter Schnurbart schon öfterer vorkommt.

Ihr Aussehen muß widerwärtig genannt werden, wenn es von der gewöhnlichen Schmutzbekleidung entstellt ist; im entgegengesetzten Falle aber zeigen sie eine gesunde, frische Farbe, und ohne die Sitte des Tätowirens könnte manches Mädchen selbst in europäischem Sinne hübsch genannt werden. Nur wenige Personen machen eine Ausnahme von dem normalen Zuschnitte ihres Volks. Ein Mann aus dem Stamme von der Hotham-Bucht glich so täuschend einem Neger, daß er deshalb am Bord des Plover viele Fragen zu bestehen hatte, ein Verhör, welches den armen Burschen so in Schrecken setzte, daß er lange Zeit nicht wieder zu bewegen war, an's Schiff zu kommen. Ein anderer Mann von Spafarief-Bucht besaß in auffallendem Grade die Höckernase und die großen dunklen Augen, welche die Hebräer auszeichnen.

Die Tracht der Eskimos eignet sich vortrefflich für die Gegend; schwerlich macht man sich einen Begriff von der großen Annehmlichkeit, welche dieselbe im polarischen Winter gewährt. Die Kleider bestehen in einem doppelten Anzuge von gleicher Form und Größe; der ganze Unterschied zwischen dem oberen und unteren besteht darin, daß letzterer das Pelzwerk dem Körper zukehrt, während es bei dem oberen die Außenseite einnimmt. Die Stiefel, Hosen und Oberkleider sind aus Rennthierfell gemacht; die Unterkleider aus Rennthierfell oder dem Balge eines pelztragenden Thieres. Die Männer tragen einen Ueberwurf, der etwas über die Kniee niederreicht und von einem Gürtel fest um den Leib gehalten wird, woran hinten der Schweif irgend eines Thieres sitzt. Eine geschmackvoll mit Wolfsfell verzierte Kapuze ist an dem Oberkleide befestigt und macht jede andere Kopfbedeckung überflüssig. Die Hosen reichen etwas unter die Kniee, und fassen

unter die Stiefeln, welche mit denselben durch eine Schnur zusammengehalten werden. In den Schuh der Stiefel wird Stroh gelegt, das häufig erneuert wird und sehr warm halten soll. Die Handschuhe sind in der Regel aus dem Felle des Rennthierkalbes gemacht; da sie indeß nicht genug gegen die Kälte schützen, so werden große, dicke Fausthandschuhe darüber gezogen. Während des Sommers dient bei der Jagd auf Wallfische und Seehunde ein Ueberzug von Wallfischdarm und Stiefeln von Seehunds- oder Wallroßfell als wasserdichte Bekleidung. Der Walguti, ein Beutel zur Aufbewahrung von Pfeifen, Taback, Stein und Stahl, oder in Ermangelung der letzteren Gegenstände, zweier Holzstäbe zur Anmachung von Feuer, wird an dem Gürtel befestigt und ergänzt den Anzug. Die Kleidung der Frauen ist nur wenig verschieden; die Röcke gehen tiefer, sind vorn und hinten ausgeschnitten und haben eine Kapuze, welche groß genug ist um ein Kind darin zu tragen. Die Hosen und Stiefeln bestehen aus einem Stücke, und die Zierde des hinten angehängten Schwanzes fehlt. Im Uebrigen sind sie kaum von den Männern zu unterscheiden.

Die Waffen der Eingeborenen eignen sich mehr für die Jagd als für den Krieg. Ihre Speere sind aus Treibholz, namentlich aus Tannenholz verfertigt und mit knöcherner Spitze versehen, welche die Zähne der Wallrosse liefern. Ihre Lanzen, Wurfspieße und Pfeile bestehen aus demselben Materiale und sind mit Spitzen von Flintenstein, Knochen, Schiefer oder Elfenbein versehen. Ihr Bogen, wo möglich aus Buchenholz gemacht, wird sehr sinnreich mit Strängen aus sauber bereiteten Rennthiersehnen gespannt; die feinen Sehnen werden gedreht und gleich den Haaren eines Geigenbogens

neben einander gelegt. Die alten Elfenbeinmesser und Beile aus Flintenstein sind durch gewöhnliche europäische Schneidemesser und Aexte verdrängt, welche die Russen ins Land gebracht haben. Das Wurfbrett zum Speerschleudern ist gebräuchlich und dem der Australier ähnlich.

Thierische Nahrung ist in Fülle vorhanden und bildet den hauptsächlichsten Lebensunterhalt. Sie besteht vorzugsweise aus Wild, Seehunds-, Wallfisch- und Wallroßfett. Das Fett wird nie gekocht, sondern als ein Leckerbissen betrachtet und den Kindern als solcher gereicht. Das Wallroßfett schmeckt nicht übel; ich habe manches gekostet, das große Aehnlichkeit mit Käse hatte. Man scheint sehr gleichgültig darüber zu sein, ob die Speise roh oder gekocht, frisch oder alt ist. Das Wildfleisch ist immer, wenn es gekocht wird, von reichlicher Thransauce begleitet. Der Thran wird zuweilen mit Beeren gesättigt und bildet dann ein Gericht, welches auf dem Küchenzettel der Eingeborenen obenan steht. Fisch wird roh gegessen und bildet gewöhnlich den Unterhalt auf Reisen. Man bewahrt ihn auf, indem man ihn in der Sonne trocknet oder unmittelbar nach dem Fange in das gefrorene Erdreich gräbt. Vegetabilische Nahrung muß nothwendiger Weise einen geringen Theil des Unterhalts eines Volkes ausmachen, das weder den Boden bebauet noch eine Gegend bewohnt, welche mit derartigen Erzeugnissen großes Lob einlegt. Die scharfen Blätter des Sauerampfers (Rumex domesticus, Hartm.) werden, sobald sie erscheinen und den ganzen Sommer hindurch, zu ganzen Händen voll als ein Mittel gegen Scorbut gegessen. Die Wurzeln von Ma-schu (Polygonum Bistorta, Linn.) bilden einen anderen Gegenstand der Nahrung; in heißer Asche geröstet, schmecken sie beinahe wie

Kartoffeln, sind jedoch nicht so zart und nahrhaft. Den wichtigsten Vorrath für den Winter geben die Beeren, womit die Natur die Gegend in Ueberfülle bedacht hat. Man bedient sich acht verschiedener Arten: Empetrum nigrum, Rubus acaulis, R. Chamaemorus, Vaccinium uliginosum, V. Vitis-Idaea, V. Oxycoccus, Cornus Suecica und Arbutus alpina. Man sammelt sie im Herbste und bewahrt sie in gefrorenem Zustande in hölzernen Behältern, aus denen man sie mit einem Beile oder anderen scharfen Werkzeugen loshauet. Manche andere vegetabilische Substanz ließe sich vielleicht mit Vortheil benutzen, z. B. Schnittlauch (Allium Schoenoprasum, Linn.), verschiedene Flechten und Scharbockskraut (Cochlearia sp. pl.). Das Getränk ist Wasser; bei recht kaltem Wetter aber wird Thran getrunken, der nach der Versicherung der Eingeborenen dem Körper eine höhere Wärme verleiht. Berauschende Getränke sind glücklicherweise diesen nördlichen Völkern unbekannt; nur am Norton-Sunde scheint der beständige Verkehr mit russischen Kaufleuten eine Vorliebe dafür erweckt zu haben.

Der Baidar oder Omiak kann füglich wie an der Ostseite des Continents ein Weiberboot genannt werden, weil er zu den verschiedenartigsten Zwecken dient. Seine Länge ist etwa 30 Fuß, die äußerste Breite 6 Fuß, die Tiefe 3 Fuß. Es läuft gleichmäßig nach hinten und vorn zu und gleicht ziemlich dem Madras Massulah-Boote. Sein Spann ist aus Treibholz, besonders aus Fichtenholz, gemacht und mit Riemen aus Wallroßhaut und mit Wallfischknochen gebaubt und zusammengeheftet. Der Boden ist flach und trägt in der Regel sechs Querbretter oder Sitze. Das ganze Boot ist mit Wallroßhäuten überzogen, welche dicht anliegen und fest

an einander schließen, ohne diese Eigenschaft beim Trocknen zu verlieren. Ein Baidar kann 15 bis 20 Personen fassen, ohne mehr als einen Fuß Wasser zu ziehen. Wird er schwerer beladen, so befestigt man an den Außenseiten aufgeblähete Seehundshäute, welche das Umschlagen verhindern. Obgleich von zwölf Rudern getrieben, schreitet der Baidar nur langsam vorwärts und gegen starken Wind oder bei unruhiger See kommt er kaum von der Stelle. Die Ruder sind 15 Fuß lang und an der Spitze mit einer Handhabe versehen. Ein langes Stück Holz, welches am Seitenrande des Schiffs festgehalten wird, bildet das Ruder — eine schlechte Nachahmung unserer Methode, die Boote zu bewegen. Den Dienst des Steuermanns versieht in der Regel ein alter Mann, der ein längeres Ruder führt. Auch eines Segels aus Wallroßhaut oder Rennthierfell bedient man sich, allein da die Bauart der Boote nicht gestattet, den Wind zu schneiden, so ist es nur in gerader Richtung des Windes zu gebrauchen. Die Kayaks sind nur 16 Fuß lang und 2 Fuß breit und so leicht, daß sie bei der Seehunds- oder Wallfischjagd in den Baidar genommen und erst ausgesetzt werden, wann die Beute in Sicht ist. Beide Enden des Kayaks laufen schmäler zu und stehen in die Höhe. In der Mitte haben sie ein rundes Loch, wohinein der Körper des Eigenthümers paßt. Die Fluß- und Seekayaks sind von verschiedener Bauart; letztere sind etwas kleiner, leichter gearbeitet und stehen nicht so hoch aus dem Wasser. In Nothfällen findet man wohl zwei Menschen in einem Kayak, doch wäre es ein Kunststück, wenn sich nur einer in aufrechter Stellung darin erhalten könnte. Ein Doppelruder dient zur Fortbewegung, die rasch und gewandt von Statten geht. Das Ruder ist in der Hand des Eskimo die Balancirstange,

welche dem Seiltänzer das Gleichgewicht sichert, und Leute, die zum ersten Male in einem Kayak fahren, ohne diese besondere Fertigkeit erworben zu haben, schlagen sicherlich um.

Die Schlitten sind aus Holz und unterscheiden sich von denen aller anderen Völker. Sie messen 12 Fuß in der Länge, 2 Fuß 6 Zoll in der Höhe, 2 Fuß in der Breite und sind am Vordertheile leicht nach aufwärts gekrümmt. Die Schleifen derselben sind schmal und mit den Kinnladen des Wallfisches beschlagen, die mit hölzernen Pflöcken befestigt werden. Der Kasten des Schlittens gleicht einem Gitterwerk ohne Lehnen und befindet sich einen Fuß hoch über dem Schnee. Stränge von Rennthiersehnen, Wallroßhäute und Wallfischknochen sichern ihn auf allen Seiten, so daß er ein Gewicht von 500—700 Pfund zu tragen vermag.

Die Wohnungen oder Yourts gleichen denen der östlichen Eskimos nicht; sie sind nie aus Schnee errichtet, sondern mit größerer Festigkeit aus Treibholz hergestellt. Sie stecken mehr als zur Hälfte unter der Erde und liegen in der Regel auf niedrigen, wo möglich sandigen Stellen. Eine Grube von etwa 20 Fuß ins Quadrat und 8 Fuß Tiefe wird an den Seiten mit Stämmen dünner Bäume ausgefüllt und jeder Zwischenraum mit Moos ausgestopft. Die reicheren Leute schlagen diese Abtheilung mit Brettern aus, welche zuvor mit der Axt anschließend gemacht wurden. Die Dächer bilden über der Mitte eine große viereckige Oeffnung, welche genau wie ein Lukenkasten aussieht; durch dieselbe fällt das Licht und entweicht der Rauch. Sonst ist das ganze Dach mit Rasen bedeckt. Der Eingang ist unter der Erde und bildet einen Gang von 30 bis 40 Fuß Länge, welcher mit dem Boden der Wohnung in gleicher Höhe liegt und eine östliche

Richtung vom Hause nimmt. An jedem Ende ist ein kleiner Raum, wovon der eine mittels eines Loches zur Wohnung und der andere ins Freie leitet. Der letztere dient zum Abschütteln des Schnees von der Kleidung, bevor man in die warme Hütte tritt. Beide Oeffnungen sind sorgfältig mit Rennthierhäuten verschlossen, um der Kälte den Zugang zu wehren. Die Seitenwände der Wohnungen sind bis auf die Eingangsseite zu Schlafstätten bestimmt. Die Bettstellen sind einfache Bretter, welche sich auf Unterlagen von Baumstämmen 18 Zoll hoch über der Erde erheben. In einzelnen Hütten sind Weidenzweige darauf gestreut, über die zur Nachtzeit die Häute gebreitet werden. Etliche Steine bilden die Feuerstätte; sie wird gleich dem übrigen Mittelraume mit losen Brettern belegt, welche entfernt werden, wenn ein Feuer angezündet werden soll. Die viereckige Oeffnung ist mit einem Stück Wallfischblase bedeckt, welche Licht durchläßt und stark genug ist, um heftigem Schneefall zu widerstehen. In jeder Ecke befindet sich ein ausgehöhlter Stein, der Oel enthält; ein kleines Moos (Sphagnum fimbriatum, Hook. et Wils.) bildet den Docht. Dies ist die Lampe, über welcher eine Art Netzwerk zum Trocknen feuchter oder nasser Kleider angebracht ist. Das Feuer in der Mitte wird nie der Wärme willen angezündet, da die Lampen dafür ausreichen; größere Hitze würde ein Thauen des Dachs veranlassen und folglich die ganze Wohnung mit Feuchtigkeit anfüllen.

Das Innere mancher Hütten wird nett und sauber gehalten; man wird von der darin herrschenden Behaglichkeit überrascht. Die Lampen verbreiten Licht und Wärme, und wenn der Reisende seine nassen Kleider abgelegt hat und im Schutze vor dem draußen stürmenden Schneewetter sich

behaglich auf die weichen Felle niederstreckt, so verschwindet schnell das mitleidige Bedauern, welches er mit der Lage der armen Eskimos empfand, und er überzeugt sich, daß im Verhältniß zu der niedrigen Civilisation, ihre Lebensweise keineswegs so jämmerlich ist wie man wohl annimmt. Die Aufnahme geschieht immer in folgender Weise: zuerst wird dem Ankömmlinge vorgesetzt was die Speisekammer vermag; dann folgt ein Tanz, welcher von Gesängen begleitet wird, und bei dem sich alle beeifern, das Wohlgefallen des Fremden zu erregen. Nach dieser Vorstellung überreicht ihm Jeder ein kleines Geschenk; obwohl er einer Gegengabe gewiß ist, so wäre es doch ungerecht, die unverkennbare Gastfreundlichkeit und das Bestreben zu erfreuen in Abrede zu stellen.

Während des Winters, wenn eine dicke Schneedecke liegt, sind die Hütten nicht leicht zu erkennen; man würde oft ohne Acht daran vorbeigehen, wenn sich nicht ein hohes Gerüst in der Nähe befände, an welchem die Kayaks, Geschirre u. dgl. hängen, so hoch, daß sie vor den Hunden gesichert sind. Jede Hütte hat auch ein unterirdisches Vorrathshaus, welches in die gefrorene Erde gegraben und mit Strohmatten ausgelegt ist; dieselben sind von den Yourts verschieden und enthalten Fische, Beeren, Fischtalg, Wildfleisch u. s. w. Eine Art von Taubenhaus erhebt sich auf Pfählen und dient zur Aufnahme der Häute, Kleider, Pelze und anderer Artikel, welche eben nicht im Gebrauche sind. Es steht neben dem erwähnten Gerüst und hilft mit zur Bezeichnung der Lage der Wohnungen.

Selten findet man ein Dorf ohne ein eigenes Tanzhaus. Dieser Bau wird durch vereinte Kraft der ganzen Gemeinde errichtet und in derselben Weise wie die Wohnungen aus-

geführt, jedoch größer und so, daß der Fußboden drei Fuß über der Erde liegt, damit ihn weniger Feuchtigkeit treffe. Die Wände sind mit Tambourins und zuweilen auch mit hölzernen Masken geziert; ringsum brennen Lampen, zu deren Fettbedarf alle Bewohner beisteuern.

Wenn die Sommerwärme den Schnee schmilzt, so bedeckt sich der Fußboden der Winterhütten einige Zoll hoch mit Wasser, und zwingt zur Zuflucht in die Zelte. Die Zelte werden aus ungegerbten Rennthierfellen gemacht; sie haben eine Kegelform und sind ohne Oeffnung an der Spitze, da niemals Feuer darin angezündet wird. Ihre Errichtung erfordert wenige Minuten und eben so schnell geht der Abbruch. Ein kleines, sorgfältig unterhaltenes Feuer am Eingange bewahrt vor den Moskitos.

Die Regierung — wenn das lose Band, das einen Eskimostamm zusammenhält, diesen Namen verdient — ist eine Vermischung monarchischer und republikanischer Formen. Sklaverei selbst in ihrer mildesten Gestalt ist gänzlich unbekannt; Jedermann steht auf gleicher Stufe mit allen übrigen Bewohnern der Gegend. Nur ein erbliches Oberhaupt wird von Allen anerkannt, dessen Befugnisse jedoch sehr beschränkt sind. Es wird ihm kein Tribut von seinen Untergebenen gezollt, noch steht ihm ein Recht zu, über die Arbeit oder das Eigenthum derselben zu verfügen. Der Abschluß von Verträgen und die Ertheilung der Erlaubniß, auf dem Gebiete des Stammes zu jagen, scheint die gesammte Ausdehnung seiner Macht zu sein.

Die Entfernungen, in welche die Eskimos zum Austausch ihrer Felle reisen, sind erstaunlich. Manche Eingeborene der Hotham-Bucht waren auf Cap Lisburne sehr gut

bekannt und sogar bis nahe an Barrowspitze gekommen. Die weiten Schnee-Ebenen scheinen ihr Element zu sein. Begleitet von ihren Schlitten gehen sie bis 25 Meilen den Tag; wenn die Nacht anbricht, breiten sie ihre Rennthierfelle aus und schlafen trotz des unbarmherzigsten Wetters so sanft wie in ihren Hütten. Das größte Ungemach für sie ist der Mangel an Wasser. Wenn sie frisches Eis erreichen, so machen sie ein Loch hinein; aus demselben sprudelt das Wasser an die Oberfläche und versorgt sie reichlich mit diesem Bedarf. Da ihnen diese günstige Gelegenheit nicht oft geboten wird und sie einer unglaublichen Menge bedürfen, um ihren Durst zu befriedigen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu einer anderen Aushülfe. Etwa alle Stunde wird ein Halt gemacht und Taback mit einer Beimischung von Holz geraucht. „Ich fand, sagt Herr Pim hierüber, daß dies neue Kräfte verleiht, und es läßt sich annehmen, daß die Eingeborenen es in noch höherem Grade empfinden, da sie den Dampf in die Lungen einsaugen und später durch die Nasenlöcher wieder von sich geben.“

Wenn der Schnee weich ist, so werden Schneeschuhe getragen. Diese haben 2 bis 3 Fuß Länge, 1 Fuß Breite und sind an der Spitze leicht aufwärts gebogen. Der Fuß wird in der Mitte durch ein Netzwerk von Wallroßhaut gehalten und durch einen Riemen quer über die Zehen und um den Hacken noch sicherer befestigt. Durch Uebung bedienen sich die Eskimos derselben mit überraschender Gewandtheit. In Norton-Sund gewann einer derselben sogar einem Rennthiere den Vorsprung ab; da er jedoch in der Hitze des Jagens alle Waffen und selbst sein Messer verloren hatte, so machte es ihm die größte Schwierigkeit, seine Beute zu

erlegen, und er trug mehrere schwere Verletzungen im Kampfe davon.

Jagen und Fischen bilden fast die einzige Beschäftigung der Männer. Bei der Beschränktheit ihrer Werkzeuge wird ein großer Scharfsinn dazu erfordert, wie dies die erwähnte Art, den Polarbären zu fangen, an den Tag legt. Ihre Unerschrockenheit erfährt die härtesten Proben beim Fang der Wallfische und anderer Thiere, welche oft größer als die Baydars und reichlich im Stande sind, den kleinen Kayak zu verschlingen. Sobald man den Wallfisch auf der Oberfläche des Wassers sich daher wälzen sieht, wird der Kayak bis auf etliche Fuß weit in seine Nähe gerudert und die Harpune in die Seiten desselben gespießt. Bei dem leisesten Seitendruck löst sich die knöcherne Spitze der Harpune von selbst von dem Stiele ab, der auf der Oberfläche des Wassers schwimmt und wieder eingesammelt wird, während die Spitze mit der Linie und der daran sitzenden Seehundsblase am Thiere haften bleibt. Mehrere Harpunen werden dem Wallfisch auf dieselbe Weise beigebracht, bis die Beute, durch die verschiedenen Blasen an freier Bewegung gehindert, den Lanzen der Verfolger erliegt und im Triumph an die Küste gezogen wird. Der Seehunds- und Wallroßfang geschieht in derselben Weise. Salm und andere Fische werden in Netzen gefangen; der Angelschnur bedient man sich nur beim Beginn der Sommerzeit, um den Bedarf von Weißfischen zu gewinnen.

Im Sommer befinden sich die Eskimos in einem Ekel erregenden Zustande des Schmutzes; im Winter scheinen sie völlig das Gegentheil, obgleich ihr Abscheu vor dem Waschen auf die Spitze getrieben ist. Bei Gelegenheit waschen sie den

Körper wohl einmal mit einer gewissen thierischen Flüssigkeit, allein auch dies geschieht selten genug.

Ihr Benehmen beim Essen zeigt die einfachste Natürlichkeit. Eine hölzerne Schüssel mit Fleischstücken und ein anderes Gefäß mit Thran wird in den Mittelraum gestellt, wo sie sich kauernd niedersetzen. Ein Jeder wählt das Stück, welches ihm am meisten zusagt. Wenn er es zu groß findet, um auf einmal in den Mund zu gehen, so zerlegt er es in folgender Art: ein Ende des Fleischstücks wird mit den Zähnen erfaßt, das andere mit der linken Hand, während die Rechte die Trennung vornimmt, so daß das Messer in gefährlicher Nähe der Nase vorbeispaziert. Zuweilen wird das Mahl mit einem Gericht Beeren, die mit Seehundsthran getränkt sind, beschlossen; dies ist, für die dortige Gegend, gar so übel nicht. Hierauf wird geraucht und das Frühstück, Mittagsmahl oder Abendbrod, wie man es eben nennen will, ist zu Ende. Die große Verschiedenheit unserer Nahrung und die Art, die Speisen zu Munde zu führen, verursachte anfänglich große Verwunderung, doch machte sie einen so günstigen Eindruck, daß sich die Leute bei verschiedenen Gelegenheiten zur Befolgung unserer Sitte bestimmen ließen. Löffel und Gabeln stiegen im Ansehen und bald war es nicht mehr nöthig, daß wir uns bei unseren Ausflügen in die Umgegend von Kotzebue-Sund selbst damit versahen. Die Frauen essen für sich allein; es ist ihnen nicht gestattet mit den Männern zusammen zu essen, was an die Herrschaft desselben Gebrauchs in Ecuador erinnert.

Ihre Gesänge bewegen sich gleich denen aller Ureinwohner Amerikas in dumpfen Weisen und sind ohne Rhythmus. Durch die Weisen erhalten sie einen schwermüthigen Ausdruck, und

der Mangel an Rhythmus macht es schwer, sie im Gedächtnisse zu behalten. Die Wirkung derselben auf das Ohr des Europäers ist unbefriedigend und ihr Ende erscheint wie abgebrochen und unnatürlich. Diese Erscheinung ist noch nicht genügend erklärt. Man hat wohl aufgestellt, daß die Lieder eines Volkes, welches lange in der Knechtschaft geschmachtet habe, wie zum Beispiel einige slavische Stämme, sich in dumpfklingenden Weisen bewegten. Aber diese Behauptung läßt sich nicht wohl auf die Neue Welt anwenden, denn wenn auch in den südlichen Gegenden des Continents der vollständigste Despotismus herrschte, so haben sich manche nördliche Völkerschaften fortwährend eines hohen Grades von Freiheit erfreut. Nicht minder befremdend ist es, daß die Urbewohner Amerikas so geringe Fortschritte in der Musik gemacht haben sollten, daß sie den Takt nicht kennen gelernt hätten, der bei uns so natürlich erscheint, daß wir ihn ganz unwillkürlich beim Dreschen und bei manchen anderen häuslichen Verrichtungen anwenden. Die bei den Eskimos gängigen Lieder scheinen die Anzahl von vieren nicht zu überschreiten; sie werden nur zur Begleitung der Tänze angewendet. Musik scheint überhaupt von geringer Wirkung auf sie zu sein, wenigstens machten unsere Geigen und Flöten keinen Eindruck. Die Harmonica erregte ihre Neugierde, weniger durch die Töne selbst, als durch die Art, wie sie hervorgebracht wurden. Die Frauen beschwichtigen ihre Kinder nicht durch Ammenlieder, sondern schieben ihnen ein Stück Talg in den Mund, was dieselbe beruhigende Wirkung zu haben scheint.

Ihr Tanz ist von der rohesten Art und besteht einzig in heftigen Bewegungen der Arme und Beine. Gemeiniglich wird er von einem Manne ausgeführt, doch können sich

mehrere Personen zu gemeinschaftlichem Tanze verbinden. Der Tänzer ändert vor dem Beginne in der Regel die Kleidung. Er zieht einen weißen Rock und Handschuhe an und legt eine Binde um den Kopf, in welcher mitten auf der Stirn ein Vogelschnabel oder eine Thierschnauze, und über jedem Ohr eine Feder angebracht ist. Er beginnt mit heftigem Aufstampfen des rechten Fußes, streckt die Arme mit ungestümen Bewegungen aus, wirft einen schrecklichen Blick auf den Kreis der Zuschauer und schüttelt das Haupt. Dann bedient er sich des linken Fußes, und fängt nach einer Verbeugung wieder mit dem rechten an. Die Anstrengung ist zu heftig, um lange ertragen zu werden, deshalb lösen sich die Tänzer öfters ab. Zuweilen nehmen mehrere Männer am Tanze Theil und hin und wieder werden auch die Frauen zugezogen. Diese beschränken sich darauf, den Körper zu bewegen und mit den Armen zu wehen, ohne die Stellung zu verändern oder die Füße zu regen. Die Männer stoßen bisweilen ein Jauchzen aus, die Frauen äußern nie einen Ton.

An Stärke der Nachahmung kommen die Eskimos beinahe den Chinesen gleich. Wenn sie irgend einen Gegenstand, dessen Anwendung ihnen vortheilhaft schien, bei uns sahen, so bemüheten sie sich unablässig, denselben nachzuahmen, und gemeiniglich gelang es ihnen dem Anscheine nach ihn ähnlich herzustellen, wenn auch nicht so vollkommen in seiner Ausführung. Messer, Gabeln, Löffel wurden nachgeahmt und sogar einmal der Versuch mit einer Geige gemacht, die freilich nicht einen einzigen wohlklingenden Ton hervorbrachte. Diese Richtung ihres Geistes kann von Wichtigkeit werden; sobald sie mehr civilisirt sind und eigenes Nachdenken gewonnen haben, so können sie in ihrer langen Winterzeit manche

künstliche und durch ihre Arbeit ausgezeichnete Gegenstände fabriciren.'

Es ist eine falsche Ansicht vieler Schriftsteller, in den Wilden ein Muster der Vortrefflichkeit zu sehen und ihren Charakter als ungekünstelt, ihre Handlungsweise als nur ehrenhaft anzunehmen. Wie eine solche Ansicht den blutigen Scenen gegenüber möglich war, die vor den eigenen Augen der Beobachter stattfanden, bleibt ein Widerspruch. Die Indianer Amerikas zum Beispiel wurden zum Diebstahle erzogen und ihre Verschlagenheit, ihr Blutdurst bei jeder Gelegenheit angestachelt. Die Polynesier, diese zahlreiche Klasse von Inselbewohnern, hatte denselben Charakter; berauschende Getränke und alle Laster der civilisirten Gegend existirten bei ihnen. Die Westindianer waren ebenfalls mit der unnützen Gewohnheit des Rauchens bekannt und hatten sogar, wie Einige behaupten, eine bekannte ansteckende Krankheit, die sie ihren Entdeckern mittheilten. Im Allgemeinen ist daher der Glaube ohne allen Grund, daß der Verkehr mit civilisirten Völkern den Wilden irgend ein neues Laster lehren könne. Der Charakter der Eskimos ist eine Mischung von guten und schlechten Eigenschaften; wenn man indeß in Erwägung zieht, daß ihnen jede sittliche Anleitung fehlt, so macht derselbe einen günstigen Eindruck. Gastfreundlichkeit wird nie von ihnen verleugnet. Bei ihren Mahlzeiten behauptet der Fremde einen Vorzug, und das Beste, was das Haus vermag, wird ihm vorgesetzt. Wenn größere Parthieen ankommen, so helfen sich die Männer bei jeder Verrichtung, die vorzunehmen ist, während die Frauen sich zusammenschaaren und einander bei der Anfertigung von Kleidern und Booten behülflich sind. So entstehen die gewöhnlichen Wirthschaftsscenen: die eine Person

ist zum Beispiel geschickt im Bootmachen, sie theilt die Vortheile mit, deren sie sich dabei bedient; eine andere ist gewandt im Schneidern, sie giebt der Wirthin ihr eigenthümliches Verfahren zum Besten. Unter sich beobachten sie die strengste Ehrlichkeit; gegen uns wurde es nicht so streng genommen; verschiedene Gegenstände kamen uns weg, da diese jedoch für sie von unschätzbarem Werthe waren, so verdient dies eine mildere Beurtheilung. Ihre Neigung für Kinder ist groß; allein die Behandlung richtet sich nach dem Geschlechte. Ein Knabe wird gehätschelt, während ein Mädchen in frühestem Alter zur Sklavin wird. Mütter wie Väter haben in dieser Hinsicht gleiche Ansicht und zeigen beide Bedauern bei der Geburt eines Kindes von weiblichem Geschlechte. Kindesmord, ein bei den Wilden so häufiges Verbrechen, scheint hier jedoch nicht vorzukommen; allenthalben wurde es mit Zeichen der Entrüstung in Abrede gestellt. Vertauschung von Kindern findet nie statt. Die Frauen werden, wenn auch nicht als ebenbürtig, doch mit größerer Rücksicht behandelt, als bei ungesitteten Völkern der Fall zu sein pflegt; denn da die Eskimos kein Kriegervolk sind, so haben sie Muße für den Genuß der Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens, und man begegnet hier der Erscheinung verfeinerter Nationen, daß die Frau das Oberhaupt des Hauses ist. Der Mann schließt nie einen Handel ohne Zustimmung seiner Frau ab, und was sie nicht billigt wird abgelehnt. Hohes Alter erfährt keine Verehrung, sondern ist im Gegentheil der Verspottung, ja der Mißhandlung ausgesetzt. Die bejahrten Leute haben jedoch nie Mangel an Nahrung zu erdulden, noch werden sie auf öder Steppe einem langsamen Tode ausgesetzt, wie dies von den Eskimos der Ostseite Amerikas berichtet wird.

Der Hochzeitsgebrauch ist eigenthümlich. Wenn ein Mann seine Wahl getroffen, so geht er zu des Mädchens Mutter und hält um der Tochter Hand an. Glaubt die Mutter, daß er eine Frau von dem Ertrage seiner Jagd ernähren kann, und hat sie sonst nichts einzuwenden, so giebt sie ihre Zustimmung. Der Bräutigam nimmt alsdann einen vollständigen Anzug und bittet das Mädchen ihn anzunehmen. Die Braut trägt ihn zu ihrer Mutter, und wenn sie darein gekleidet wiederkehrt, so wird sie als sein Weib angesehen. Auf dieselbe Weise heirathen zuweilen zwei Männer eine und dieselbe Frau; dieser Gebrauch scheint aus dem Mangel an zarterem Geschlechte entstanden zu sein. Nach der Heirath ist Untreue sehr selten.

Die Erkrankung einer Person verursacht die größte Verwirrung. Für die Heilung des Kranken beweisen die Eingeborenen mehr Dankbarkeit als für jede andere erwiesene Wohlthat. Ihre Krankheiten sind gering an Zahl: Hautkrankheiten sind die gewöhnlichsten, und diesen ließe sich leicht durch reinlichere Kleider vorbeugen. Mißgestaltungen sind selten; nur ein Buckliger und ein Mann mit einem Kropfe kamen uns zu Gesicht. Die Todten werden nicht in die Erde gescharrt; die Leichname sammt den Kleidern, Schmucksachen, Waffen und sonstigen Geräthen des Verstorbenen werden in eine Wallroßhaut gehüllt und auf eine etwa 3 Fuß über dem Boden gemachte Erhöhung gesetzt. Auf eine Himmelsrichtung wird dabei keine Rücksicht genommen. Man bedeckt sie mit Brettern und diese werden wieder von Baumstämmen beschützt, welche kegelförmig in die Erde getrieben werden und stark genug sind, um wilde Thiere zurückzuweisen.

Die Eskimos der Gegend, welche hier in Rede steht, scheinen mit Ausnahme einer geringen Anzahl am Norton-

Sunde, die zur griechischen Kirche bekehrt ist, überall nichts von Religion zu wissen. Ihre Vorstellungen von der Zukunft sind höchst unbestimmt. Sie glauben, daß nach dem Tode ein gewisser Grad von innerem Bewußtsein fortbesteht; allein ob dies für immer anhält oder nach einer gewissen Zeit zu Ende geht, scheint bei ihnen nie in Betracht gekommen zu sein. Die Krähe wird, wie schon erwähnt, für den Urheber der Welt gehalten und man hegt eine hohe Meinung von ihrer Klugheit; aber von Verehrung ist darum keineswegs die Rede. Sie ward uns allenthalben als Ziel für unsere Kugeln angewiesen, wahrscheinlich in dem Glauben, daß wir sie nicht zu tödten vermöchten. In wie weit dieser Glaube erschüttert wurde, wenn der Vogel gleich anderen todt niederfiel, vermag ich nicht zu sagen.

Hinsichtlich des Ursprungs der Weißen ist ihre Meinung eben so unbestimmt. Ein alter Häuptling entgegnete auf die Frage, was er glaube, woher wir gekommen seien: „Das ist unbekannt, aber ich denke, daß Ihr Bäume seid, die in demselben Lande wie das Treibholz gewachsen sind, bloß daß Ihr lebendig seid, während das Holz, das an unsere Küsten treibt, todt ist.“ Ob diese Antwort nur ein Bild war, oder ob der Häuptling uns wirklich für eine Art Bäume hielt, erlaubte uns unsere geringe Kenntniß der Sprache nicht zu erforschen.

Die Sprache der Eskimos wird stark mit der Kehle gesprochen, ist jedoch nicht übelklingend. Sie ist reich an Ausdrücken und der Aneignung fähig. Gleich dem Volke, das sie redet, ist sie weit verbreitet; sie erstreckt sich über Grönland, Labrador, den ganzen hohen Norden von Amerika und die Aleutianischen Inseln. Weil sie im Munde der Tschuk-

schis, eines Volkes an der Nordostküste von Asien, gehört wurde, so nahm man an, daß sie mit der ihrigen verwandt sei. Das ist ein Irrthum; die Tschukschis haben sie im Verkehre mit den östlichen Nachbarn gelernt und bedienen sich ihrer nur, wenn sie mit den Eskimos oder mit anderen Fremden zu schaffen haben; gerade wie die Chinesen, welche Seehäfen bewohnen, gegen den Ausländer den „Canton-Jargon“ anwenden, eine Mischung von allerlei Englisch, Portugiesisch, Chinesisch und Holländisch. Aus der großen Ausdehnung und dem Mangel einer Literatur erhellt von selbst, daß die Eskimosprache in mancherlei Mundarten zerfällt, welche oft so sehr von einander abweichen, daß die Angehörigen der einen die der anderen nicht verstehen. Die Eingeborenen von Kotzebue-Sund z. B. bedienen sich eines Dolmetschers, wenn sie mit ihren Landsleuten am Norton-Sunde sprechen. In der Gegend der Barrowspitze herrscht wieder eine andere Mundart, doch steht es nicht fest, ob sie den Anwohnern des Kotzebue-Sundes unverständlich ist. Durch die unermüdlichen Anstrengungen der Herrnhuter Missionäre ist die Labrador-Mundart zur Schriftsprache gestaltet und eine Bibel darein übersetzt. Wir wollen hoffen, daß der Keim des Glaubens, der im Osten gelegt ist, seinen wohlthätigen Einfluß nach dem Westen trage und einen entlegenen Theil der menschlichen Gemeinschaft der Barbarei entreißen helfe.

Capitel V.

Abreise von Kotzebue-Sund. — Petropaulowski. — Mazatlan. — San Blas. — Panama. — Veraguas — Sandwichs-Inseln.

Wir lichteten am Morgen des 29. September, verließen den Kotzebue-Sund und passirten die Behringsstraße am Abend des 2. October unter einem starken Schneesturme. Noch einmal richteten wir unseren Lauf nach der Hauptstadt von Kamtschatka, unserem Verabredungsplatze, um zu sehen, ob während unserer Abwesenheit keine Kunde von dem „Plover" eingetroffen war. Wir langten am 16ten an, allein noch immer war nichts von dem Schiffe vernommen. Wir landeten Bosky, unseren Dolmetscher, den wir nicht hatten nach Norton-Sund zurückbringen können, weil die Schiffe an der seichten Küste desselben Gefahr laufen, da sich ihnen kein Schutz gegen die heftigen Herbstwinde bietet. Der Dolmetscher empfing für seine Dienste einen Sold von einem Dollar für den Tag und Capitain Kellett trug dem Zahlmeister außerdem auf, ihn mit einigen Kleidungsstücken gegen das strenge Klima zu versehen, in welchem er den Winter zu verbringen hatte.

Da die Bewohner von Petropaulowski, und namentlich der Gouverneur uns bei dem ersten wie zweiten Besuche mit großer Freundlichkeit behandelt hatten, so wünschten wir zu

zeigen, daß wir dieselben Empfindungen für sie hegten. Alle unsere „Schauspieler" wurden bedeutet, daß sie ihre theatralischen Talente vor den Schönen von Kamtschatkas Hauptstadt entfalten sollten, und ein geräumiges Lokal an der Küste wurde gemiethet. Wir mußten nämlich die Unterhaltung auf festem Boden vor sich gehen lassen, weil früher bei einem Essen, welches Capitàin Kellett an Bord veranstaltet, mehrere Damen von der Seekrankheit befallen waren. Die Russen zeigten sich über den Anblick unseres Schauspiels entzückt und obgleich wenige von ihnen die Worte verstanden, so wurden wir doch mit dem herzlichsten Beifall überschüttet, den wir nur wünschen konnten. Nach der Vorstellung wurden die Zuschauer in den Speisesaal geführt, wo sich unseren Freunden eine neue Ueberraschung darbot. In Petropaulowski herrscht die Sitte, daß sich die Damen am Schlusse eines Balles oder einer Gesellschaft unbeachtet nach Hause begeben, während die Herren bleiben und es sich bei einem guten Abendschmause gefallen lassen. Die Gesellschaft war daher nicht wenig überrascht, als alle Plätze der Tafel — die Zahl der Gäste war groß und der Raum klein — den Damen angeboten wurden und die Herren unserem Beispiele zufolge ihnen aufwarten mußten. Mittlerweile war das Theater abgeräumt, so daß nach dem Essen der Tanz beginnen konnte, der uns bis zum Morgen beisammen hielt. Am nächsten Tage bezeigten die Damen ihr großes Vergnügen über die Unterhaltung, doch nichts schienen sie uns höher anzurechnen, als daß wir einem unsinnigen Gebrauche den Stoß gegeben und ihnen den Vorrang beim Essen eingeräumt hatten. Sie knüpften hieran die Hoffnung eines fernern Fortschreitens auf dieser Bahn.

Am 21. October reisten wir ab und befanden uns am 14. November an der californischen Küste in Sicht von Guadelupe, einer Insel, deren Nordspitze durch Fichtenbäume bezeichnet ist. Wir wollten ein Boot ans Land setzen, wurden aber von der Brandung daran gehindert. Wir setzten unseren Weg ohne Verzug fort und ankerten am 24sten in dem Hafen von Mazatlan, Mexiko. Wenige Tage vorher hatte die Pandora diesen Hafen auf ihrer Rückreise von der Straße Juan de Fuca nach Panama berührt.

Unsere Reise von Taboga nach Mazatlan füllte 199 Tage aus. In dieser Zeit verloren wir einen Mann, unsern Spielmann, durch den Tod; diesen Fall abgerechnet war der Gesundheitszustand gut bis auf die letzten Tage vor der Erreichung des Hafens, wo sich die Zeichen des Scorbuts zu äußern begannen. Capitain Kellett sagt hierüber in seinem Berichte an die Admiralität: „Ich kann die Erscheinung dieser Krankheit nicht erklären; es konnte unmöglich bessere Provisionen als die unsrigen geben; dazu hatte uns Sir George Seymour eine reichliche Zubuße von eingemachtem Fleisch gesendet, welches statt einmal wöchentlich zweimal verabreicht wurde. Bei dem ersten Besuche von Petropaulowski wurde überall kein gesalzenes Fleisch ausgegeben, da die Leute sechs Tage lang Ueberfluß an Fisch und Gemüsen hatten. Im Norden, am Kotzebue-Sunde, standen ihnen so viele Beeren zu Gebot als sie pflücken mochten. Bei dem zweiten Besuche von Petropaulowski hatten sie vier Tage ausgezeichnetes Rindfleisch und Gemüse, Ueberfluß an Fisch und eine unbeschränkte Zubuße von Limonensaft. Auf dem Wege nach Mazatlan hatten wir zehn Tage frische Provisionen, Fisch und Rindfleisch, und fünfzig Tage eingemachtes Fleisch und

Reis. Bis zur Aeußerung des Scorbuts war meine Meinung, daß wir unsere Reise um eine beliebige Zeit, mit denselben Vorsichtmaßregeln und gleichem Ausfall der Provisionen, hätten verlängern können. Der Mangel an Vegetabilien ist der einzige Grund, den ich für die Krankheit annehmen kann; obgleich es möglich ist, daß die Leute durch den nachtheiligen Einfluß eines langen Dienstes in dem heißen, feuchten Klima von Choco eine Empfänglichkeit dafür mitgebracht haben mögen. Ich bin deshalb in der Beschreibung des Erscheinens dieser Krankheit und der Vorbeugungsmaßregeln so umständlich gewesen, weil eingemachte Fleischspeisen ein Lieferungsartikel für die Schiffscompagnien geworden sind; dieselben scheinen mit Reis der Gesundheit nicht so zuträglich zu sein als mit Kartoffeln. Der allgemeine Gesundheitszustand der Mannschaft ist gut und mit einer doppelten Ration von Vegetabilien, verbunden mit Bewegung an der Küste, werden bald alle Spuren des Scorbuts vertilgt sein.“

Da der Herald einige Tage zu Mazatlan bleiben mußte, so machte ich mit dem Midshipman Robert Pakenham eine Reise nach der Stadt San Sebastian; von hier bestiegen wir in Begleitung eines alten Spaniers, Don Alejandro Bueso, den Cerro de Pinal, der uns eine gute Vorstellung der Gebirgslandschaften Mexikos gewährte *). Nach unserer Rückkehr zum Hafen lichtete der Herald am 4. December den Anker, erreichte zwei Tage später San Blas und richtete nach einem Aufenthalte von wenigen Stunden seinen Lauf nach Panama,

*) Ich übergehe diese Tour, obgleich sie interessant ist, weil ich im nächsten Jahre dieselbe Gegend nochmals bereisete und zweimal denselben Punkt berührte. Wen es interessirt, der findet den Bericht in „Hooker's Journal of Botany“ Bd. I. S. 148.

wo wir nach einer Abwesenheit von beinahe neun Monaten am 19. Januar 1849 anlangten.

Wie angenehm es uns gewesen wäre, einen Platz zu besuchen, an dem wir so vertraut geworden waren, so war doch der augenblickliche Zustand wenig geeignet, eine größere Verbindung mit demselben zu eröffnen, als unumgänglich nothwendig war. Die Nachricht von der Entdeckung des Goldes in Californien hatte die Vereinigten Staaten durchdrungen und eine Menge von Auswanderern nach dem Isthmus gelenkt. Diese fanden die gewöhnlichen Reisebedürfnisse, Nahrung, Wohnung u. s. w. nicht vor und schätzten die Gefahren der Regenzeit zu gering; sie glaubten die Hindernisse überwinden zu können, machten sich auf den Marsch über die Landenge, schliefen in den Wäldern und aßen Massen von Früchten. Die Folge war, daß eine große Anzahl krank wurde, und da die Cholera zu derselben Zeit in der Gegend wüthete, so fanden sie haufenweise den Tod. Aus diesem Grunde verkehrte der Herald mit Panama nur durch das Consulat und ging nach Taboga, um seine Vorräthe zu ergänzen.

Am 29. Januar verließ der Herald den Meerbusen von Panama zur Fortsetzung seiner Messungen an der Küste von Veraguas und Costa Rica, während ich weitere Forschungen im Canton Alanje anstellte. Ich landete an der Insel Aguacate und fuhr in einem Canoe zu dem Puerto de Remedios. Ich miethete Pferde und ritt nach dem Dorfe Remedios, ein Ort, den ich im verwichenen Jahre besucht hatte. Auf meinem Wege dahin fand ich den Cedron (Simaba Cedron, Planch.), einen Baum, welcher große Berühmtheit erlangt hat und wohl eine besondere Aufmerksamkeit verdient.

Der Cedron (Simaba Cedron, Planch.) war höchst wahrscheinlich seit undenkbaren Zeiten den Eingeborenen Neu-Granadas bekannt; schon früh gelangte er zur Kenntniß der Europäer, und ward zuerst in der „Geschichte der Buccaniere", einem Werke, welches 1699 in London erschien, erwähnt. Der Gebrauch des Cedron als Gegenmittel wider die Folgen von Schlangenbissen, so wie der Fundort desselben — die Insel Cotybe an der Küste von Veraguas — sind darin mit Bestimmtheit angegeben; die Autorität, auf welche jene Angaben sich stützen, ob die der Eingeborenen oder der Seeräuber, ist jedoch mit Stillschweigen übergangen. Sollten die Buccaniere als Autorität dastehen, so müßten dieselben ohne Zweifel bei ihren Raubfahrten auf dem Flusse Magdalena mit dem Cedron vertraut geworden sein; denn bis unlängst war das Vorkommen desselben auf der Landenge von Panama unbekannt und die Samen wurden immer von Cartagena aus eingeführt. Einer Mittheilung des Dr. Cespedes zufolge scheint schon Mutis mit dem Cedron bekannt gewesen zu sein und hatte höchst wahrscheinlich auch darüber geschrieben; aber da die meisten seiner Werke auf Befehl der spanischen Regierung unter dem Vorwande verbrannt wurden, daß Kreolen keine Gelehrsamkeit zustände, so sind seine Berichte uns nicht überliefert worden. Es war jedoch zu erwarten, daß eine Pflanze, welche so wohlthätige Eigenschaften besaß und deren sowohl in den Ueberlieferungen, als in der Geschichte ihres Heimathlandes häufige Erwähnung geschah, nicht der Vergessenheit anheim fallen würde. Im Jahre 1843 sandte die Regierung von Neu-Granada eine Commission, aus Aerzten und Studenten bestehend und von Dr. Cespedes, Professor der Botanik an der Universität Bogota, begleitet, zur Erforschung

aus, was für eine Pflanze den Cedron liefere, auf welchem Standorte sie wüchse und in welchen Quantitäten die Samen derselben zu erhalten seien. Die Commission scheint sich über den Gegenstand so günstig ausgesprochen zu haben, daß der Cedron sehr bald in die Pharmakopöen Neu-Granadas aufgenommen wurde und gegenwärtig in allen Apotheken jener Republik zu haben ist. Die Commission hatte jedoch jene Fragen nicht botanisch gelöst, man kann aber sagen, daß sie viel dazu beigetragen habe; denn als Herr William Purdie, ehemaliger Sammler für den Königl. Botanischen Garten in Kew, in Bogata war, lenkte Dr. Cespedes seine Aufmerksamkeit auf die besagte Pflanze, versah ihn ebenfalls mit einer ziemlich richtigen Abbildung derselben und beschrieb ihm den genauen Standort der berühmten Drogue. Herr Purdie machte von diesen Winken den besten Gebrauch und begab sich im Jahre 1846 an die Ufer des Magdalena. Nachdem er aber im Dorfe Nari, einem der Standorte der Pflanze, angekommen war, fand er, daß die Einwohner schon ihren Vorrath von Cedron bei Seite gelegt hatten und sich weigerten, ihm mehr als einige Samen zu zeigen, es sei denn, daß er eine Anzahl einkaufen würde, was er jedoch nicht wollte, da alle, welche ihm zu Gesicht kamen, die Keimkraft verloren hatten. Die Leute sagten ihm ferner, daß es vergebliche Mühe sei, nach Früchten zu suchen, da alle Bäume schon geplündert seien. Herr Purdie ließ sich durch diese Redereien nicht abschrecken. Er fing an, den Wald nach allen Richtungen hin zu durchforschen und gelangte nach dreitägigen Anstrengungen in den Besitz von ungefähr 30 reifen Früchten und vollkommenen Blättern und Blumen des Baumes.

Einige Samenkörner wurden in einen Wardiankasten gesäet und zusammen mit den getrockneten Exemplaren dem botanischen Garten zu Kew übersandt, woselbst die ersteren bald zu jungen Pflanzen gediehen und von da aus an die verschiedenen botanischen und Handelsgärten vertheilt wurden; während die letzteren von Dr. Planchon in seiner Abhandlung über Simarubaceen (Hooker's Journal of Botany Th. VI. S. 566) unter dem Namen Simaba Cedron kurz beschrieben wurden. Man hat Versuche gemacht, Herrn William Purdie die Ehre als ersten Entdecker des Cedron zu entreißen und sie auf Dr. Luigi Rotellini zu übertragen. Solche Versuche werden jedoch stets vergeblich sein. Es ist wahr, daß Dr. Rotellini in einem Berichte, betitelt: „Observazioni terapeutiche sopra alcuni Prodotti Vegetali della Nuova Granada“, gedruckt in den „Annali Medico-Chirurgici del Dottor Telemaco Metaxo“ (Anno VII. vol. XII. pag. 281), die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt dem Cedron zuwandte; aber der Doctor hatte niemals den Baum selbst gesehen, zog die Pflanze zu den Apocyneen und vermischte seinen Bericht mit verschiedenen Fabeln und Unrichtigkeiten, welche vom Hörensagen der Eingeborenen herrührten; während Herr Purdie nicht nur den Baum an seinem natürlichen Standorte besuchte, sondern auch einen klaren Bericht über die Eigenschaften und Wirkungen desselben gab und Exemplare davon sammelte, um die Botaniker in den Stand zu setzen, der Pflanze eine richtige Stelle im natürlichen Systeme anzuweisen.

Man hatte bisher geglaubt, der Cedron sei nur an den Ufern des Magdalena zu finden; aber im Jahre 1845 wurde er von einem Panamenier in Darien entdeckt und ich selbst fand den Baum im Jahre 1847, 48 und 49 in verschiedenen

Theilen von Darien, Veraguas und Panama *). Die Exemplare, welche ich sammelte und diejenigen, welche schon früher von Herrn Purdie eingesandt wurden, setzten Sir William J. Hooker in den Stand, eine vollständige Beschreibung der Pflanze im December 1850 zu veröffentlichen und mit einer ausgezeichneten Abbildung von der künstlerischen Hand des Herrn William Fitch auszustatten. Um die Geschichte des Cedron vollständig zu machen, muß noch hinzugefügt werden, daß am 7. April 1851 in einer Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften angezeigt wurde, Herrn Lecoy sei es gelungen, den wirkenden Grundstoff (Cedrin), auf welchen die therapeutischen Eigenschaften des Cedron beruhen, auszuscheiden. So waren gerade 150 Jahre verflossen, seit der Cedron zuerst bekannt wurde, ehe ein einigermaßen genügender Bericht über den Baum und seine Eigenschaften geliefert werden konnte.

Der Cedron scheint auf die Republik Neu-Granada beschränkt zu sein, wo er sich vom 5°. bis 10°. N. Br. und 75°. bis 83°. W. L. hinzieht. Er findet sich gewöhnlich an den Rändern der Wälder, an den Ufern der Flüsse und an der Seeküste, wächst aber nie unter anderen Bäumen, und obgleich er zuweilen kleine Dickichte bildet, macht er doch nie ausgedehnte Waldungen aus und muß als eine seltene Pflanze betrachtet werden. Der Baum erreicht eine Höhe von 15 Fuß; der Stamm, wenn ungefähr 12 Fuß hoch, erzeugt eine endständige Rispe, welche ihn am Höherwachsen verhindert und ihn zwingt, Seitenäste zu bilden, welche ebenfalls ihre End-

*) Ich wurde zuerst mit dem Cedron in Jamaica im September 1846 bekannt; Purdie kam damals gerade von seiner großen Reise zurück und zeigte mir sowohl die Blätter und Blumen, als auch die Früchte des Baumes.

rispe und dann Zweige treiben. Diese Art und Weise des Wachsthums bewirkt, daß der Baum immer wie beschnitten aussieht, ähnlich einer Salix capitata oder vielleicht mehr noch einem ausgewachsenen Cycas circinalis, und kann daher eine vergrößerte Dolde genannt werden. Der Durchmesser des Stammes überschreitet selten 6 Zoll. Die gefiederten Blätter sind glatt, 2 bis 3 Fuß lang und haben gewöhnlich mehr als 20 Blättchen. Die Rispe (nicht Traube) ist oft 3 bis $3^1/_2$ Fuß lang; die Blüthen haben ungefähr einen Zoll im Durchmesser; die Blumenkrone ist außerhalb mit bräunlichen Haaren bekleidet; in dem Innern halb kahl und von grünlicher Farbe. Die Staubgefäße belaufen sich auf zehn und die Ovarien auf fünf; jedoch wird in den meisten Fällen von den letzteren nur eins zur reifen Frucht ausgebildet; die übrigen schlagen fehl. Die Frucht, welche von der Größe eines Schwanen-Eies ist, sieht wie eine unreife Pfirsich aus und ist mit kurzen Haaren bedeckt. Jede Frucht (Drupa) enthält ein Samenkorn (den Cedron, welcher im Handel vorkommt), welches sich leicht in zwei große Cotyledonen trennt, die wie geschälte Mandeln aussehen, aber größer und mehr plano-convex sind.

Jeder Theil des Cedron, vorzüglich aber der Same, besitzt einen sehr bitteren Geschmack. Dieser Eigenschaft halber ist er viel und mit allgemeinem Erfolge von den Aerzten Neu-Granada's bei Wechselfiebern angewendet — in einem Lande, wo Chinabäume zahlreich sind. Der Hauptruf des Cedron beruht jedoch darauf, daß er als ein wirksames Mittel gegen die Bisse von Schlangen, Skorpionen, Tausendfüßen und anderer giftiger Thiere betrachtet wird. Die Bewohner des Landes, in welchem er wächst, schätzen ihn so sehr, daß sie oft

so viel wie einen halben bis zu 2 Gulden für ein einziges Samenkorn bezahlen und es giebt wohl Niemand in Neu=Granada oder den angrenzenden Staaten, welcher nicht ein Stück (Cotyledon) des Cedron in seinem Besitze hätte; die ärmeren Classen tragen es gewöhnlich an einem Bindfaden befestigt um ihren Hals; die reicheren führen es in ihren Geldbeuteln oder Cigarren=Etuis bei sich. Wenn Jemand gebissen ist, so wird eine Auflösung des Cedron in Wasser auf die Wunde gelegt und ungefähr 2 Gran mit Branntwein vermischt oder auch mit Wasser als Trank eingegeben, und man glaubt allgemein, daß dieses Mittel das Gift der gefährlichsten Reptilien und anderer Thiere unwirksam macht.

Nichts mehr scheint vom Cedron bekannt zu sein. Ob er in allen Klimaten und gegen die Bisse aller giftigen Thiere sich als ein wirksames Mittel beweisen wird; ob er sich vielleicht wirksamer als Quinin bei Fieberfällen darthun wird, ist bis jetzt unmöglich zu bestimmen. Eins jedoch ist sicher — der Cedron, wenn nicht durch künstliche Mittel vermehrt, wird stets eine seltene Waare bleiben und dem zufolge zu kostspielig sein, um allgemein angewandt zu werden oder an die Stelle von Droguen zu treten, welche freiwillig von der Natur in größerer Menge erzeugt werden und zu viel billigeren Preisen zu erhalten sind.

Remedios liegt an der Heerstraße, welche David, Santiago und Panama, die drei Hauptorte des Isthmus, verbindet. Der Weg ist vollkommen sicher. Straßenraub wird nie verübt und Angriffe auf das Leben von Reisenden sind niemals erhört worden. Alle Leute gehen unbewaffnet — fürwahr ein schroffer Gegensatz zu Mexiko, wo man nie sicher ist, daß die begegnende Person nicht ein Bandit sei. Es giebt jedoch

einen Theil der Straße, den Strand von Chiru, der nicht so sicher ist; wenigstens habe ich Ursache es zu behaupten. Ich war einmal auf dem Wege nach Panama. Ich war den ganzen Tag unterwegs gewesen und kam sehr ermüdet gegen acht Uhr Abends an den Strand von Chiru, wo ich den Eintritt der Ebbe abwarten mußte, weil diese Stelle nur passirt werden kann, nachdem sich das Meer zurückgezogen hat. Auf der einen Seite eine Wand steiler Felsen, auf der andern den Ocean, muß jeder Reisende hier mit Vorsicht passiren, denn wehe ihm, wenn er sich verspätet und die Fluth ihn überholt! Unrettbar ist er verloren: entweder verschlingen ihn die anstürmenden Wogen oder er wird an den Felsen zerschmettert.

Gegen Mitternacht benachrichtigte mich mein Diener, daß die Ebbe beginne und die Thiere bereits zum Aufbruch fertig seien. Eilig warf ich meinen Poncho über die Schultern, setzte den Strohhut auf, legte Sporen an und verließ wenige Minuten später das gastfreundliche Dach, welches mir für die ersten Stunden der Nacht Schutz gewährt hatte. Bevor eine Viertelstunde verflossen, standen wir am Strande von Chiru. Der Mond blickte eben aus dunklem Gewölk und warf ein Dämmerlicht auf die Wogen des Stillen Oceans, der sich in feierlicher Größe vor uns hinzog. Die Ebbe hatte begonnen und die Zeit zum Passiren der Straße trat ein, die Gewässer waren zurückgewichen und hatten längs des Strandes eine Straße harten Sandes zurückgelassen, deren Weiße die Strahlen der Sonne zurückwirft und die Ursache ist, weshalb man die Strecke nicht gern am Tage passirt. Wir waren etwa eine Stunde ununterbrochen marschirt, als eines der Thiere, das ein wenig lahm war, nicht weiter konnte. Es mußte daher die Ladung auf die übrigen Thiere vertheilt werden. Wie rasch

dies auch vorgenommen wurde, so raubte es doch an drei Viertelstunden Zeit. In jedem andern Falle wäre ein solcher Unfall kaum beachtet, allein an dem Strande von Chiru war die höchste Gefahr damit verknüpft. Die Führer empfanden dies wohl; sobald die Anordnungen vollendet waren, wandten sie jedes Mittel an um den Schritt der Thiere zu beschleunigen, und wenn es irgend etwas an der Ladung zu ordnen gab, so geschah dies mit einer Regsamkeit, die mit ihrer früheren Nachlässigkeit in großem Widerspruche stand und den deutlichsten Beweis ihrer Besorgniß lieferte.

Alle Fürsorge war umsonst. Kaum waren wir zwei Stunden weiter gekommen, als sich das Nähern der Fluth ankündigte. Der Mond hatte sich ganz zurückgezogen, Finsterniß herrschte weit und breit, aber in der Ferne schienen sich gewaltige Massen eine über die andere zu erheben. Sie kamen näher und näher. „Ave Maria purissima! Madre de Dios!“ riefen die Führer; „die Fluth tritt ein!“ Wir jagten was die erschöpften Thiere vermochten; allein wir hatten einen schrecklichen Verfolger. Schon bespülte der Ocean die Füße der Thiere; jeder Augenblick brachte die Gefahr näher und ein scharfer Seewind trieb die Fluth mit größerer Schnelligkeit heran. Die Thiere konnten kaum noch festen Fuß fassen, und um zu verhüten, daß sie weggeführt würden, nahmen wir ein Seil, verbanden die verschiedenen Ladungen und hielten uns selbst daran fest. So wie frische Wogen uns erreichten, machten wir Halt, und so wie sie sich zurückgezogen, legten wir einige fernere Schritte zurück.

Mit äußerster Langsamkeit rückten wir vor, umsonst schaueten wir auf, um die Straße von San Carlos zu entdecken; umsonst riefen die Leute die heilige Jungfrau und alle

Heiligen um Beistand an; es kam kein Wunder. Der Ocean fuhr fort zu brausen und das Wasser erreichte unsre Sattel. Schrecklicher Augenblick! Alle Hoffnung auf Errettung schien verschwunden; unser einziger Schutz lag in eiligem Fortschritt. Ich fühlte mein Herz heftiger pochen und sagte bereits in Gedanken meinen Freunden und Bekannten Lebewohl, als auf einmal der Schrei: „die Straße von San Carlos!“ meine Lebensgeister wieder anspornte. Zwischen zwei Felsen öffnete sich die lang ersehnte Straße. Wir waren gerettet; nach wenigen Minuten standen wir auf sicherm Grunde.

Der Sturm der Elemente schien jetzt seine höchste Wuth erreicht zu haben. Mit entsetzlicher Gewalt schlugen die leuchtenden Wogen gegen die Felsenmassen — die Straße hinter uns glich einem mächtigen Feuer. Ich konnte kaum glauben, daß dies der Weg sei, den wir gekommen waren. Meine Sinne wankten, meine Kraft entwich. Der plötzliche Uebergang von sicher dräuendem Tode zu der Gewißheit des Lebens war zu mächtig. Meine Augen dämmerten, meine Gedanken schwankten, erschöpft von Anstrengung und Angst sank ich bewußtlos zu Boden.

Von Remedios leitete mich die Straße durch einen ungeheuern Wald, den Montaña de Chorcha, und nachdem ich die Dörfer San Felix und San Lorenzo berührt, erreichte ich am 14. Februar die Stadt David, wo mich ein amerikanischer Herr, James Agnew, Esq., freundlich aufnahm. Derselbe war bereits seit Jahren hier ansässig und Eigenthümer sehr ausgedehnter Kaffeepflanzungen. Nach einem kurzen Aufenthalte ging ich nach Boquete, einer Farm, die an dem ausgebrannten Vulkane Chiriqui liegt. Obgleich ich den Ort bereits im vorigen Jahre besucht hatte, so belohnte er den-

noch meine Sammlungen mit einem großen Zuwachs neuer Pflanzen; und wird jedem, der hier länger verweilen kann, gewiß die reichste Ernte bieten.

Am 1. März begab ich mich zu Boca Chica wieder an Bord des Herald und ging mit ihm nach Paradez-Insel und Point Burica. Da die nautischen Untersuchungen beendet waren, so segelte Capitain Kellett am 19. März nach den Sandwich-Inseln ab; am 7. April (8° 30′ N. Br., 87° 10′ W. L.) fielen wir in den Passatwind und erreichten Honolulu, Oahu, am 9. Mai.

Von den zwölf Inseln, welche die Sandwich- oder Hawaiian-Gruppe, wie sie gegenwärtig genannt zu werden pflegt, ausmachen, behauptet Oahu einen Rang zweiter Größe; der Umfang desselben beträgt 533 Quadrat-Meilen. Es verdankt seinen Ursprung einer vulkanischen Thätigkeit und der Anhäufung von Korallen; von Nordwest nach Südost wird es von einer Reihe steiler Berge durchschnitten, deren Gipfel fast immer in Wolken gehüllt oder vom Regen überzogen sind. Zahlreiche Bäche kommen von diesen Höhen, zuweilen als sanfte Quellen, häufiger jedoch als Wasserfälle; sie bewässern die Niederungen und entladen ihre Fluth in den Stillen Ocean, nachdem sie Frische und Grüne verbreitet haben.

Das Thal Nuuanu in der Nähe von Honolulu, früher eine reine Wildniß, ist gegenwärtig von festen Straßen durchschnitten und in Pflanzungen und Gärten umgewandelt, zwischen denen noch die einfachen Hütten der Eingeborenen nebst den Landhäusern der fremden Bewohner Honolulus im Schatten zahlreicher Koa-, Hau- und Kukui-Bäume stehen; in einiger Entfernung erhebt sich die Bergkette, die mit dem beständigen Spiele der Wolken, welche sich um die Gipfel sammeln, mit

der üppigen Vegetation der tiefen Schluchten und Wälder, die wunderbarsten Farbenspiele und eine bezaubernde Wirkung von Licht und Schatten erzeugen.

In der Richtung nach dem Norden der Insel erhebt sich die Straße allmälig, bis sie eine weite Schlucht erreicht hat, wo das Gebirge auseinander gerissen zu sein scheint. Ein starker Wind bläst dem Wandrer ins Gesicht: er steht am Rande eines gähnenden Abgrundes, des berüchtigten Pali. Ein Schauder überläuft bei dem Gedanken, daß die siegreichen Kamehameha ihre besiegten Feinde hierher trieben und daß die unglücklichen Geschöpfe statt eine Zufluchtstätte in den Festen der Berge zu finden, dem Verderben geweiht waren. Alle Fibern zucken und die Pulse jagen ungestüm, wenn die Phantasie jene geschichtliche Scene mit lebhaften Farben ausmalt, wenn man sich denkt, daß jetzt die Flüchtlinge einer nach dem andern über den Rand gedrängt werden — daß ihre Körper fallen, den Boden erreichen und in Staub zerschmettert werden.

Nach der Erholung von der Ueberraschung öffnet sich eine Aussicht, welche schnell die düsteren Erinnerungen an verwichene Tage zerstreuet und die Schrecken verscheucht, den der unerwartete Anblick des Abgrundes und die Heftigkeit des Zugwindes verursacht hatten. Zu Füßen breitet sich die freundliche Gegend von Koolau, eine grasreiche, wellenförmige Ebene mit Wäldern von Brodbäumen und wohlriechenden Pandanen — das getreue Bild einer polynesischen Landschaft. Hier und dort schlängeln Bäche ihren Lauf durch die grüne Ebene, Gehöfte blicken aus Pflanzungen, und in einiger Entfernung erhebt sich an reizender Bucht das Dorf Kaneoe mit seiner Kirche, dem Gerichtshause und den ausgedehnten Fischteichen, einen lieblichen Gegensatz zu dem weiten Ocean bildend, der

sich wie ein Silbergürtel um die Landschaft legt und die Aussicht am fernen Horizonte abschließt.

Dahu liegt zwar innerhalb der Wendekreise und ist des erfrischenden Einflusses schneebedeckter Berge beraubt; nichts desto weniger ist das Klima nicht heiß. Neun Monate lang, von Anfang März bis Ende November, werden die Sonnenstrahlen durch die Passatwinde gemäßigt, welche bald stärker bald milder über die Inseln ziehen und die Luft bedeutend abkühlen. In der Regenzeit, oder den drei Monaten in denen der Passatwind nicht weht, steht die Sonne zu entfernt, um eine bedrückende Hitze zu erzeugen. Das Thermometer steigt nie über 80° Fahr., und sinkt niemals unter 50°. Im Sommer ist die Luft rein und erfrischend, der Himmel von azurnem Blau, die Sonne glänzend. Kein Wunder, daß in solchem Klima wenige Krankheiten herrschen, daß Epidemien fast unbekannt sind und ansteckende Uebel, mit Ausnahme von Hautkrankheiten, ihren Einfluß nicht bis hierher erstreckt haben.

Die Flora ist weder rein tropisch, noch trägt sie den gewöhnlichen Charakter der gemäßigten Zone, sondern ist eine Mischung von beiden. Dies gilt jedoch nur von dem äußern Ansehen; bei genauerer Prüfung findet man, daß die überwiegende Mehrzahl von den Ostländern Asiens stammt, und Polynesien, die Küsten von Neuholland und der amerikanische Continent mit beigesteuert haben. Dem Naturphilosophen, der eine Geographie der Pflanzen entwerfen will, bietet die Flora von Hawaiian eine schwierige Aufgabe. Daß die größere Anzahl der Pflanzen gleich dem Zweige der menschlichen Familie, welcher die Inselgruppe bewohnt, ursprünglich aus einer dem Passatwinde entgegengesetzten Richtung gekommen sein solle, muß auffallen und den Gedanken

erregen, daß die Natur bei der Verbreitung organischer Wesen wohl andere Mittel anwende, als nur den Zug der Luft, den Trieb der Wellen oder die Launen des Menschen.

Ein beträchtlicher Theil, fast ein Drittel, der Vegetation besteht in Farnen, diesen reizenden Pflanzengestalten, welche die Aufmerksamkeit jeden Beobachters fesseln. Von Palmen hat Oahu nur eine einzige Art, die Cocuspalme, aber zwei Arten der Livistonia finden sich auf den anderen Inseln der Gruppe. Der Rest der Flora besteht hauptsächlich aus Myrthen, Gräsern, Riedgräsern, Mimosen und Arums. Befremdend ist, daß es so wenige der Inselgruppe eigenthümliche Pflanzen giebt, und man annehmen muß, daß die Zahl derselben sich nach einer genaueren Erforschung der Gegend noch verringern werde.

Woraus aber die Flora von Hawaiian bestehe und woher sie entstammen möge: sie bietet einen großen Reichthum nützlicher Pflanzen dar. Die einen geben das vortrefflichste Holz für verzierte Arbeiten wie für den rohen Baubedarf; andere spenden freiwillig reiche Ernbten köstlicher Früchte, nach denen man nur die Hand auszustrecken braucht; wieder andere erzeugen Knollen und Stengel von reichem Stärkegehalt, aus denen die Eingeborenen Nahrung für sich bereiten und von denen die Pfeilwurzeln auch ausgeführt werden.

Einige Inseln, besonders Maui und Hawai, erzeugen verschiedene Arten prächtiger Fournirhölzer. 1850 schenkte König Kamehameha III. der Königin von Großbritannien eine runde Tafel, die ganz aus solchen Hölzern verfertigt war. In der Mitte war das königliche Wappen in schöner Ausführung von verschiedenartigen Holzeinlagen angebracht; der Hauptheil der Tafel bestand aus Koaholz (Acacia hetero-

phylla, Willd.), dessen hellgelbe Farbe und geflammte Zeichnung es zu einem ausgezeichneten Material für feine Möbeln machen, während seine Dichtigkeit und Haltbarkeit es nicht minder für die Canoes der Eingebornen eignet *). Der Ohiaai (Jambosa Melaccensis, DC.) und der Kou (Cordia subcordata, Lam.) liefern gleichfalls ein Holz, das von Tischlern und Bauleuten benutzt wird. Das Holz des Ohiaai wurde in der heidnischen Zeit für heilig geachtet und diente zur Anfertigung von Götzenbildern. Das Oahu Sandelholz (Santalum paniculatum, Hook et Arn.), der Iliahi, oder Laau ala (wohlriechendes Holz) der Hawaiianer, wird gegenwärtig nur an einem einzigen Platze gefunden, welcher Kuaohe heißt, wo es an den Abhängen von Hügeln dicht an der See wächst. Von den prächtigen Wäldern, mit deren Erzeugnisse früher so manches Schiff beladen wurde, bestehen nur noch wenige einzelne Büsche, die nicht über drei Fuß Höhe und einen Zoll Durchmesser haben, und auch diese würden längst verschwunden sein, hätte sie nicht das Gesetz beschützt und sie vor der Vernichtung bewahrt.

Zahlreiche Pflanzen dienen als Nahrungsstoffe. Die Wurzel des Ki (Dracaena terminalis, Linn.), welche einen süßlich-bittern Geschmack hat, wird zwischen heißen Steinen gebacken und verzehrt; früher bereitete man ein berauschendes Getränk daraus. Der Stamm der Pflanzen dient zu Hecken und die Blätter zu Geflechten und Säcken für die Beförderung von Gemüsen, Fischen, Kohlen u. dgl. Die Blätter

*) Die Angabe eines neueren Reisenden, daß die Canoes der Hawaiianer aus dem Stamme der Cocuspalme gemacht seien, ist ein Irrthum.

wurden ferner von den eingeborenen Frauen zu Mittheilungen benutzt, nach Art der Quipo's der alten Peruaner; man zerlegt sie zu diesem Zwecke in feine Streifen und bildet gewisse Falten und Knoten. Die noch nicht entfalteten Schüsse des Kikawaiko, eines Farn, halten die Hawaiianer für Leckerbissen, allein ein europäischer Gaumen findet sie fade, da ihr Geschmack mehr dem Weißen eines rohen Eies gleicht, als irgend etwas anderm. Die fleischigen Stengel des Ape, einer Aroidea mit Blättern von 8′ bis 12′ im Umfange, werden geröstet, damit sie ihre Schärfe verlieren, und dann gegessen. Die Früchte von Physalis pubescens, Linn., ist in Honolulu eingeführt, wo die weißen Bewohner sie unter dem Namen von Stachelbeeren zu Torten und Pasteten verwenden. Die Früchte von Lahala (Pandanus odoratissimus, Linn.), Ohiaai (Jambosa Malaccensis, DC.), Ulei (Osteomelos anthyllidifolia, Lindl.), Noni (Morinda citrifolia, Linn.), Kilica (Morus Indica, Linn.) und manchen anderen werden gegessen. Die reife Beere von Kilica ist schwarz, steht jedoch den in Europa gebaueten Maulbeeren an Geschmack nach. Diese Maulbeerart hat sich für die Seidenzucht anwendbar gezeigt; die Zweige derselben sind klein, reichen aber von der Erde bis zur Spitze nach achtmonatlichem Wachsthum und liefern drei und ein halbes Pfund Blätter; sechs Wochen nach einer vollständigen Plünderung sind sie wieder so dicht bewachsen, daß man sie von den nicht beraubten nicht unterscheiden kann. Die Pfeilwurzel der Sandwichs-Inseln wird von der Pia (Tacca pinnatifida, Linn.) gewonnen. Dieselbe wächst wild an trocknen, sonnigen Plätzen und wird auch in ansehnlicher Ausdehnung angebauet. Sie ist ungefähr zwei Fuß hoch und an allen Theilen außerordentlich bitter. Das

Stärkemehl, welches aus den Knollen bereitet wird, kommt dem der besten westindischen Pfeilwurzeln gleich und wird viel in der Küche, zum Stärken der Wäsche und anderen Zwecken verwendet. In Honolulu wird das Pfund ungefähr mit fünf Cents bezahlt; nach officiellen Angaben wurden 1845 13,683 Pfund versendet, 1846 10,000 Pfund; in den drei folgenden Jahren sank diese Zahl, erhob sich aber von neuem in 1850. Wichtiger als die Pia ist die Kalo *) (Colocasia esculenta, Schott), das Lieblingsessen der Hawaiianer. Sie wird am meisten in künstlichen Sümpfen gebauet, jedoch auch wie in Central-Amerika auf trockenem Boden. Wie bei allen Pflanzen nach längerem Anbau durch Menschenhände, so existiren auch von dieser viele Varietäten, die sich sowohl durch die Farbe der Stengel und Zweige, wie durch die Größe der Pflanze selbst und die Gestalt der Blätter unterscheiden. Die Arten, bei denen eine bläuliche Farbe vorherrscht, gelten für die besseren und die Abgaben an den Häuptling müssen immer in diesen abgetragen werden. Außer der Kalo werden gegenwärtig angebaut: Zuckerrohr, Bataten, Wassermelonen, Gurken, Kartoffeln, Bananen, Kürbisse und Kaffee. Um den Brodbaum kümmert man sich nicht, da die Eingeborenen die Frucht desselben nicht essen, wie dies auf den Gesellschafts-Inseln der Fall ist. Cocuspalmen werden an der See gezogen, gedeihen indessen nicht vom besten; es läßt sich deutlich erkennen, daß sie hier ihre Nordgrenze erreicht haben. Unter dem alten Despotismus waren nur die Männer zum Genusse ihrer Früchte berechtigt; die Frauen erhielten keinen Antheil

*) „Taro“ von früheren Reisenden geschrieben, jedoch irrthümlicher Weise, da das Alphabet der Hawaiianer weder t noch r hat.

daran. Mit der Verdrängung des Tabu-Systems und des heidnischen Aberglaubens verschwand diese Sitte gleich anderen und jetzt essen beide Geschlechter Cocusnüsse.

Verschiedene vegetabilische Substanzen dienen zu mancherlei Zwecken. Der Stoff (Kapa), woraus die Eingeborenen ihre Kleidung machen, wird von der Rinde zweier Bäume gewonnen, von dem Wauke (Broussonetia papyrifera, Vent.) und dem Mamaki (Boehmeria albida, Hook et Arn.). Früher bereitete man auch Zeuge von Kilica (Morus Indica, Linn.), allein da die Rinde von geringer Güte ist und europäische Manufacturen zu wohlfeilen Preisen zu haben sind, so wird nur noch geringer Gebrauch davon gemacht. Seile erhält man von Hau (Paritium tiliaceum, St. Hil.) und zwei Riedgräsern, Akaakai und Ahuawa. Letztere unterliegen einer ähnlichen Behandlung wie unser Flachs. Das Geschirr, woraus die Eingeborenen ihren Poi, d. h. gegohrenes Kalo (Colocasia esculenta, Schott), essen, heißt Ipu und besteht aus den Schalen von Cucurbita maxima; ein darum liegendes Flechtwerk ist aus der Rinde von Hau (Paritium tiliaceum, St. Hil.) bereitet. Die Wasserflaschen, oder Huewai, welche zuweilen allerliebst verziert sind, kommen von dem Flaschenkürbiß (Lagenaria vulgaris, Ser.). Die Kerne des Kukui (Aleurites triloba, Forst.) dienen zur Oelbereitung und vertreten auch die Stelle von Kerzen. Eine Anzahl davon auf einen Stock gesteckt, brennt stundenlang und verbreitet ein klares, ruhiges Licht.

Die Hawaiianer zeigen eine vertraute Bekanntschaft mit dem Pflanzenreiche. Sie haben eigene Namen für jede Pflanze und kennen fast ohne Ausnahme den Gebrauch, zu dem die verschiedenen Kräuter, Gesträuche und Bäume sich eignen. Sie

waren stets bereit denselben mitzutheilen, nur nicht die medicinischen Eigenschaften. Die Kenntniß der letzteren liegt fast ausschließlich in den Händen der eingeborenen Aerzte und »kluger Frauen«, welche einen reichen Gewinn daraus ziehen und deswegen darüber schweigen oder auf Fragen eine ausweichende Antwort ertheilen. Ihr Hauptmittel ist ein Trank aus der Wurzel von Awa (Piper methysticum, Forst.), welche in den verschiedenen Theilen des Reichs gebauet wird. Da früher große Massen berauschenden Trankes daraus gezogen wurden, so ist der Anbau durch ein Gesetz beschränkt, wonach im ganzen Hawaiianischen Gebiete nur vier Felder, keines über vier Hufen groß, damit bebauet werden dürfen.

Es giebt einige schöne Landmuscheln in Oahu, wovon mehrere in unsern Besitz gelangten. Für Muscheln haben die Hawaiianer den mehr beschreibenden als schönen Namen: »Ka iwi mawake o ka io«, buchstäblich: »die Knochen außen und das Fleisch innen.« Mehrere Arten des Geschlechts Achatinella, namentlich A. Stewartii, Nuttall, haben die Eigenthümlichkeit, einen Ton von sich zu geben, welcher dem der Grillen nicht unähnlich ist. Dieses »Singen«, wie man es nennt, beginnt um Mitternacht und endet um die Morgendämmerung. Die Eingeborenen theilen dasselbe in regelmäßige Takte und besitzen folgende Verse, deren Klang mit den Lauten der Muscheln übereinstimmt:

»Kahuli aku kahuli mai
Kahulileula lu akolea
Kalekolea e kii ka wai
I wai i wai i waiako
Lea kolekolea.«

In der Hoffnung, daß diese Zeilen einiges Licht auf die

Nahrung, Gewohnheiten oder die Geschichte dieses Thiers werfen könnten, legte ich sie den besten Sprachforschern vor. Die Einen hielten sie für Laute ohne Sinn, Andere meinten, daß ein Sinn darin läge und einige Ausdrücke deutlich zu erkennen wären, allein daß die eigenthümliche Construction der Hawaiianischen Poesie das Ganze dunkel mache und eine Uebersetzung ohne Hülfe einsichtiger Eingeborenen schwer falle.

Die Landessprache der Sandwich-Inseln ist das Hawaiianische, ein Zweig der Polynesischen Sprache, welche über alle bewohnbare Inseln des Stillen Oceans verbreitet ist und sich bis Neu-Seeland ausdehnt. In der Construction zeigt dasselbe eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Hebräischen, was denjenigen, welche behaupten, daß die Hawaiianer einen Theil der zerstreuten Stämme Israels ausmachten, einen wenn auch noch so schwachen Beweis geliefert hat. Alle Laute rein hawaiianischen Ursprungs lassen sich mit zwölf Buchstaben: a, e, i, o, u, h, k, l, m, n, p, w, darstellen. Die Buchstaben werden immer überein ausgesprochen, auf welche Weise sie auch zusammengesetzt sein mögen, wie das in den meisten Fällen im Russischen, Spanischen, Italienischen und Deutschen geschieht. Es ist ein Grundsatz der Sprache, daß jede Silbe mit einem Vokale enden soll; — in der That vermögen die Eingeborenen nur mit Mühe zwei Consonanten auszusprechen, welche durch einen Vokal in der Mitte verbunden sind; das Wort „Kristo“ ist die einzige Ausnahme, welche die Schriftsprache zugelassen hat. In Folge dieser Eigenthümlichkeit herrscht die Menge der Vokale über die Consonanten, so daß uns die Sprache eher wie das Plappern von Kindern als wie die Unterhaltung erwachsener Menschen vorkommt. Obschon specifische Namen in gewisser Ausdehnung existiren, so fehlt

es der Sprache doch sehr an Gattungsnamen. Dieser Umstand zeigt mehr als irgend ein anderer historischer oder sonstiger Beweis, daß die Hawaiianer nie ein tiefdenkendes Volk gewesen sind, noch Leute von philosophischer Bildung unter sich gehabt haben; denn keine Gesellschaft bedient sich der Gattungsbegriffe, bevor sie nicht angefangen hat, nachzudenken *).

Nächst dem Hawaiianischen ist die englische Sprache am weitesten verbreitet; allein es ist ein Irrthum, wenn manche Besucher der Seehäfen berichten, daß alle Eingeborenen dasselbe mit größerer oder minderer Geläufigkeit sprächen. Obgleich es in den höheren Schulen gelehrt wird, so sprechen es doch nur wenige Hawaiianer leidlich flüssig und bei weitem die größere Anzahl versteht es nicht. Die besondere Beschaffenheit ihrer eigenen Sprache setzt den Eingeborenen zu große Schwierigkeiten für die Erlernung fremder Zungen. Englisch hat indessen raschen Grund gefaßt und wird nach dem Erlöschen der Ureinwohnerschaft Landessprache werden. In Honolulu verstehen alle Seeleute und wer mit der Schifffahrt in Berührung kommt, das Englische ziemlich gut, obgleich sie es gebrochen und unzusammenhängend sprechen. Die Häuptlinge haben gewöhnlich eine gute Kenntniß der englischen Sprache und mehrere derselben reden sie fließend. Einige Schriftsteller haben die amerikanischen Missionaire getadelt, daß sie nicht mit der neuen Lehre und den Künsten der Civilisation

---

*) Wem an einer genaueren Kenntniß der Hawaiianischen Sprache liegt, sei auf einen lehrreichen Artikel im Hawaiian Spectator, vol. I. p. 392—420 und auf die Schriften des großen Hawaiianischen Sprachforschers L. Andrews verwiesen, namentlich die Hawaiian Grammar, die Hoakakaolelo no na Hualolelo Beritania und A Vocabulary of words in the Hawaiian language, die sämmtlich zu Lahainaluna erschienen sind.

zusammen eine europäische Sprache einführten. Andere haben den Verdacht ausgesprochen, daß die christlichen Apostel die Mundart der Eingeborenen adoptirten, weil sie darin ein Mittel erblickten, um sich die Gewalt zu bewahren und eine Art Censorschaft über das Volk zu führen, die wenig geringer wäre als jene, welche die Jesuiten in Paraguay handhabten oder die Inquisition in Europa übte. Solche Ansichten verdienen keine Beachtung. Wer mit der Bedeutung einer Landessprache bekannt ist, der weiß auch, daß es nichts Schwierigeres giebt, als die Unterdrückung derselben und die Einführung einer andern an ihre Stelle. Eine fremde Sprache kann sich allmälig einschleichen, allein sie kann nicht eingeführt werden; dies ist die Sache von Menschenaltern.

Capitel VI.

Zweite Reise nach der Behringsstraße. — Abfahrt von Honolulu. — Kamtschatka. — Kotzebue-Sund. — Der „Plover". — Aufsuchung Sir John Franklin's. — Cap Lisburne. — Eisiges Vorgebirge. — Wainwright-Bucht.

Als die Vorbereitungen für unsere zweite Polarreise beendigt waren, verließen wir den Hafen von Honolulu am 19. Mai, und passirten südlich von Oneehow- und Lisiansky-Insel und in der Nähe von Byer's- und Morrell's-Insel, ohne eine der letztern beiden zu Gesicht zu bekommen. Kamtschatka kam am 22. Juni in Sicht; hier stießen wir auf einen frischen Landwind, der uns bis auf eine Meile von Cap Gavarea trieb und uns in einer gänzlichen Windstille liegen ließ. Unsere Lage wäre sehr bedenklich gewesen, wenn wir nicht bei dreißig Faden Grund gefunden hätten. Bei Tagesanbruch waren drei Schiffe auf der Spitze von Petropaulowski in Sicht, welche durch die Luftspiegelung in allerlei Gestalten verwandelt wurden. Mit flauen, veränderlichen Winden und unter Beihülfe unserer Boote und einer leichten nördlichen Strömung gelang es uns im Eingange der Bai auf funfzehn Faden Anker zu werfen. Diese Reise nahm fünfunddreißig Tage weg und war nur wegen der Flauheit der Winde, der Schönheit des Wetters und wegen des gänzlichen Mangels von Nebeln bemerkenswerth, so daß nie

vierundzwanzig Stunden verstrichen, ohne daß wir astronomische Beobachtungen anstellen konnten.

Die drei bemerkten Schiffe waren amerikanische Wallfischjäger, die ebenfalls vor Anker lagen. Capitain Kellett begab sich an Bord des einen und erfuhr, daß sie Tags zuvor den Hafen verlassen hätten, aber weil sie einige Mann verloren, umgekehrt wären, um dieselben aufzunehmen. Er erfuhr ferner, daß der Plover nicht nach Petropaulowski gekommen sei, daß man jedoch von einem Schiffe vernommen hätte, welches weiter nördlich überwintert. Diese Nachricht bestimmte den Capitain mit dem Schiffe an die Rhede zu gehen, in Folge dessen wir um Mitternacht lichteten.

Es läßt sich nichts Malerischeres denken als die vom Vollmond beleuchtete Awatscha-Bai. Klippen ragen in kühnen Umrissen empor, kegelförmige Vulkane thürmen sich zum Himmel auf und werfen lange Schatten über die Thäler; die mächtige Wasserdecke breitet sich aus wie ein Binnensee. Es ist ein erhabener Anblick, aber wie mächtig ergreifend er ist, so verschwindet er doch vor dem Schauspiele, das sich entfaltet, wenn die Sonne hinter den Schneegipfeln der Berge emporsteigt: das ganze höhere Land scheint ein Feuerballen zu sein und der Zuschauer wähnt sich von einem Zauber befangen, bis der gänzliche Eintritt des Tagelichts die Täuschung zerstört und ihn auf einmal wieder in das nüchterne Leben zurückwirft.

Bei unserer Auffahrt kamen die Obersteuerleute der amerikanischen Wallfischjäger an Bord, um Erkundigungen über die Behringsstraße einzuziehen. Sie theilten uns mit, daß der vorjährige Erfolg eines Schiffes eine große Menge von amerikanischen Fahrzeugen in dem laufenden

Jahre nach der genannten Straße führen werde. Ein Bericht des Marine-Secretairs der Vereinigten Staaten bestätigte diese Mittheilung, und da die öffentliche Aufmerksamkeit durch A. Petermann's Schrift auf die Wichtigkeit des Wallfischfangs in den höheren Breitegraden gelenkt ist, so will ich einige Auszüge daraus geben. „Im Sommer 1848, heißt es darin, drang Capitain Roys mit dem Wallfischjäger Superior durch die Behringsstraße in das Polarmeer und begegnete auf seiner abenteuerlichen Fahrt allen Gefahren eines unbekannten Gewässers und des Polarmeeres. Er war in seinem Unternehmen glücklich und füllte das Schiff in wenigen Wochen mit Thran. Durch seinen Bericht von dem Ueberflusse von Wallfischen in jenem Meere aufgemuntert, rüsteten die Schiffseigenthümer in den Vereinigten Staaten eine große Flotte aus und 1849 folgten dem Capitain Roys 154 Segel von Wallfischjägern, jedes Schiff (wie angegeben wird) im Durchschnitt mit Einschluß der Ausrüstung 30,000 Dollars werth und mit dreißig tüchtigen Seeleuten bemannt. Diese Flotte gewann in dem Sommer 206,850 Tonnen Wallfischthran und 2,481,600 Pfund Fischbein. Im Sommer 1850 kam eine Wallfischjägerflotte von 144 Segeln mit gleicher Bemannung und von gleichem Werthe. Dieselbe gewann in den wenigen Wochen, welche ihr jene unwirthlichen Gegenden gestatteten, 243,680 Tonnen Thran und 3,654,000 Pfund Fischbein. Im laufenden Jahre (1851) wurden 145 amerikanische Schiffe ausgesandt, deren Erfolg noch nicht bekannt ist; nur Verlautungen über Schiffbruch und Verunglückungen sind beunruhigend zu uns gedrungen. Die Leben und Besitzthümer, welche in den beiden vollständig vorliegenden Jahren auf dem Spiele gestanden haben, ergeben sich folgendermaßen:

	1849.	1850.
Zahl der amerik. Seeleute	4650	4320
Werth der Schiffe u. Ausrüstung	4,650,000 Doll.	4,320,000 Doll.
Werth des gewonn. Thrans	2,606,510 „	3,761,201 „
Werth des Fischbeins	814,112 „	1,260,630 „
	8,070,622 Doll.	9,341,831 Doll.

299 Schiffe in 2 Jahren mit 8970 Seeleuten.
Werth der Schiffe und Ladungen 17,412.453 Doll.

„Die Verluste von 1851 sind, so weit verlautet, unerhört. Nicht weniger als sieben Schiffe der stattlichen Flotte von 1851 sind gescheitert und liegen in dem Polarmeere als Denkmale der Gefahren, welche daselbst des unerschrockenen Seefahrers harren. Noch von anderen Verlusten geht die Rede, doch ist nur jene Zahl namentlich festgestellt; aber wenn auch mehrere davon nicht an Klippen und Untiefen, sondern durch andere Fährnisse zu Grunde gingen, so sind doch ihrer genug, um von der unzureichenden Hydrographie zu erzählen und die nationale Wichtigkeit derselben an den Tag zu legen; denn es ist recht gut möglich, daß durch die Kenntniß eines nahen sichern Ankerplatzes manches im Eise verunglückte Schiff vor dem Verderben bewahrt sein würde. Unser ganzer Handel mit dem sogenannten „Osten“ ist nicht so erheblich wie jene Unternehmungen von 1849 und 1850. Die obigen Nachweise ergeben, daß in den zwei Jahren mehr amerikanische Seeleute in diesem kleinen Striche des Oceans beschäftigt waren, als in unsrer gesammten Marine zu irgend einer Zeit; daß in diesen zwei Jahren die kühnen Seeleute durch ihre alleinige Energie den Werth von mehr als acht Millionen Dollars aus der See fischten und damit den Nationalwohlstand vermehrten. Und dennoch sehen wir, daß in Folge der Gefahren von Land und Eis, verborgener

Felsenriffe und unbekannter Untiefen ein Schiff von je zwanzig, die im Sommer 1851 dahin fuhren, als Wrack zurückgelassen wurde und daß das Leben der Bemannung, oder doch nicht weniger als immer eines Mannes von zwanzig dabei Beschäftigten auf das Spiel gesetzt wurde, und dies meistentheils durch den Mangel an guten Karten. Unsere Seemacht vermag in diesem Augenblicke unserem Handel und dem anderer christlichen Staaten keinen höheren Dienst leisten, als die Herstellung einer guten Karte von jenem Theile des Oceans dieser Pflanzschule amerikanischer Seeleute und diesem Zweige der Nationalindustrie erweisen würde. Ich habe erfahren, daß auf 64° 15′ N. B. und 178° W. L. Capitain Middleton, Barke Tenedos von New-London, ein Riff entdeckte, über dem nur acht Fuß Wasser stand und das zwei Acres in Ausdehnung hielt; daß das Schiff Ajax von Havre an einem Felsenriff südlich von der St. Lorenz-Insel, zehn Meilen vom Lande, unterging, daß die „gesammte Flotte der Wallfischjäger im Polarmeere sich sehr über falsche Zeichnung der Karten beschwert, daß die Küste schlecht untersucht und wenig bekannt sei u. s. w.“, daß „mehrere von unseren Schiffen Gefahr liefen zu scheitern, weil sie zur Nachtzeit unerwartet auf Land oder Felsen trieben“, daß sie in dem Polarkreise seichte Sandflächen gefunden, welche fünf bis sechs Meilen Ausdehnung hatten; daß ebenso „in der Ochotsk-See verborgene Gefahren lauern“, daß „die Howqua 1851 an einem tiefliegenden Riffe in jener See ganz verunglückte.“

Zu Petropaulowski trafen wir den Royal-Thames-Yacht-Club-Schooner „Nancy Dawson“, im Besitz und commandirt von Robert Shedden, früher ein Schiff der königlichen Flotte. Der Befehlshaber theilte uns mit, daß

seine Absicht wäre, durch die Behringsstraße und so weit als möglich nach Norden zu gehen, um Sir John Franklin's Expedition aufzusuchen. Der Schooner war von Hongkong gekommen, hatte die Loo Choo-Inseln berührt und war aufs beste mit Provisionen und Werkzeugen versehen. Die Mannschaft (größtentheils Amerikaner), eine sehr schlecht disciplinirte Truppe, war zu Hongkong eingetreten; Mr. Shedden erbot sich, sein Schiff unter die Verfügung des Capitains Kellett zu stellen und schien sehr zu wünschen, daß er einen Officier an Bord senden möge.

Da von dem Plover nichts zu hören war, so lichteten wir am 25. Juni, bei Windstille, und verließen die Rhede. Wir bekamen einen flauen Wind von südlicher Richtung, der Nebel mitbrachte, indeß nicht so dick, daß man nicht beide Ufer der Einfahrt der Bai hätte sehen können. Beim Auslaufen und während des Lavirens an Babouski-Insel senkte sich der Nebel auf die Felsen und täuschte uns über ihre Entfernung. Wir hielten das Schiff in Rhede, allein die Wirbel der Fluth machten es flott und warfen es gegen die Felsen, bevor wir Zeit hatten, einen Anker zu werfen. Der Wurfanker und das Kabeltau wurden ausgelegt und angehalten, und um zwei Uhr zehn Minuten Nachmittags war das Schiff in tiefes Wasser gebracht, nachdem es beinahe drei Stunden an der Küste gelegen hatte; glücklicher Weise war das Wasser zu der Zeit spiegelglatt. Das Schiff lag vollkommen ruhig bis kurz vor dem Aufbruche, wo es sich hob und zwei- oder dreimal heftig mit dem Bug aufstieß, daß jedesmal kleine Stücke von seinem losen Kiel losgingen.

Wir blieben die Nacht über vor Anker und lichteten am nächsten Morgen bei flauem Südost, da die Luft aber zu

still war und ein Strom direct nach der Küste trieb, so mußten wir abermals in einer sehr gefährlichen Lage, bei der Insel Staritschkoff, Anker werfen.

Am 27sten befreiete uns ein flauer Nordwestwind von den Klippen des Eingangs der Awatscha-Bai und unmittelbar darauf traten wir in dichten Nebel. Von flauen veränderlichen Winden und Nebeln behindert, bekamen wir Behrings-Insel nicht vor dem 2. Juli in Sicht. Am Morgen des 13ten trafen wir den Körper eines todten Wallfisches und am Vormittage einen andern; gleich darauf wechselten wir Zeichen mit einem der Wallfischjäger, die wir zu Petropaulowski gesehen, und vor zwölf Uhr mit den beiden anderen. Lange Züge des kleinen behaubeten Alk wurden vom Schiffe aus bemerkt. Um Mittag zeigte sich das Nordwestende von Lorenz-Insel rein östlich in einer Entfernung von zwölf Meilen. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch mit frischem Südsüdwestwinde und bei trübem Wetter, geieten um sieben Uhr früh nach der asiatischen Küste auf und sahen Land bei der Nordspitze der Lorenz-Bai, nachdem wir in dieser Zeit eine Strecke von fünfundzwanzig Meilen nordwärts zurückgelegt hatten.

Das Ostcap drei Meilen seitwärts lassend, richteten wir unsern Lauf nach Cap Espenberg, Kotzebue-Sund, und segelten über die von Capitain Beechey erwähnte Untiefe nach Schismarief-Bucht, wo wir bei sieben Faden das kleinste Wasser und die See so hoch und hohl fanden, daß sie oft in unsere große Kette schlug. Hierauf liefen wir längs dem flachen Lande von Cap Espenberg, das wir nach Mitternacht passirten. Wir hatten ununterbrochen Tag; der Unterschied

zwischen Mitternacht und Mittag gleicht dem zwischen einem Wintertage in England und einem Sommertage. Als wir in den Sund fuhren, ließ der Wind allmälig nach; am 15ten kurz nach acht Uhr Morgens sahen wir ein Schiff vor Anker unter Chamisso-Insel und um zehn Uhr tauschten wir Nummern mit dem Plover. Wir kamen um ein Uhr Nachmittags vor Anker, nachdem wir in funfzig Stunden vom Westende der Lorenz-Insel zum Ankerplatze von Chamisso-Insel gefahren waren.

Commandeur Moore kam an Bord und theilte uns die erfreuliche Nachricht mit, daß Officiere und Mannschaft bei guter Gesundheit und frischem Muthe wären. Der Plover hatte, da er kein guter Segler war, das Südende der Behringsstraße nicht vor Ausgang October 1848 erreicht. Es war zu spät, um weiter vorzubringen; er sah sich daher genöthigt, an der asiatischen Seite, in Durel, einem zufällig von ihm aufgefundenen natürlichen Hafen, zu überwintern. Während des achtmonatlichen Aufenthalts hatte er von den Tschuktschis große Gastfreundschaft erfahren; sie waren beständig ans Schiff gekommen und hatten aus eigenem Antriebe für einige Perlen und andere Kleinigkeiten Wildfleisch, Fisch und Pelze eingetauscht. Endlich wurde im Juni ein Weg durch das Eis gebrochen, worauf der Plover in offenes Wasser gelangte, die Lorenz-Bai und andere Plätze berührte, und endlich einen Tag vor der Ankunft des Herald bei Chamisso-Insel Anker warf. Die wesentlichsten Instructionen des Plover waren, die Nordwest- und Nordküste von Amerika zu untersuchen, so daß die Arbeiten des Sir John Richardson dadurch ergänzt würden. Diese Instructionen sollten gerade ausgeführt werden und es waren bereits zwei Boote unter dem Commando des

Lieutenants W. Lee von Chamisso-Insel nach dem Mackenzie-Flusse abgefahren und eben aus Sicht gekommen, als der Herald erschien. Der Commandeur des Plover hielt es in Folge dessen für erforderlich, dieselben sofort zurückrufen zu lassen. Die neue Ankunft brachte einen ganz anderen Gang in den Plan. Es wurde für klug gehalten, so weit nach Norden vorzudringen, als es die Sicherheit der Schiffe irgend zuließ, um die Gefahr zu vermeiden, welche schwer beladene Boote zu laufen hatten.

Wir begannen ohne Verzug den Plover mit Kohlen und Provisionen zu versehen, die Officiere abzunehmen, tadelhafte Leute abzusetzen und die Lücken aus unserem eigenem Personale auszufüllen. Unterdessen ging Capitain Kellett mit dem Commandeur Moore und seinem Eis-Obersteuermann auf die Untersuchung der verschiedenen Buchten an der Ostseite von Chloris-Halbinsel, behuf einer Winterstation für den Plover.

Wir wurden von Baidars besucht, von denen jeder zwölf Mann führte; diese waren besonders groß und wohl gebauet und gut bewaffnet, sie hatten weder Weiber noch Hunde bei sich. Anfangs waren sie etwas scheu, als sie aber unser Dolmetscher in ihrer Sprache anredete, faßten sie Muth, kamen an Bord, besahen das ganze Schiff und kehrten zurück, nachdem jeder ein kleines Geschenk empfangen, ohne einen Versuch zu machen, etwas zu entwenden. Sie gehörten nach Spafarief-Bucht und freuten sich sehr von Lieutenant Cooper und Anderen wiedererkannt zu sein, die im vorigen Jahre in ihrer Gegend gewesen waren und ihnen Geschenke gemacht hatten, ohne einen Entgelt dafür zu begehren. Capitain Kellett und Commandeur Moore begleiteten sie nach Chamisso-

Insel; hier wurden die Baidars aufgegeiet, ihr Boden gegen den Wind gekentert und die Wetterseite auf den Sand gelehnt; die andere Seite ragte etwa drei Fuß hoch empor und wurde von dem Ruder gestützt. Der Raum unterwärts wurde mit Pelzen bedeckt und hier rauchten sie einige Pfeifen mit den Eingeborenen.

Während sie mit den Tabackspfeifen beschäftigt waren, mußte die Mannschaft nach dem Mehle graben, welches Capitain Beechey vor dreiundzwanzig Jahren an einem Felsen eingescharrt hatte. Die von ihm gemachten Spuren, welche nach der Stelle hinleiteten, waren so wohl erhalten, als wären sie erst gemacht. Wir fanden diesen Felsen im Jahre 1848, da wir aber annahmen, daß sich die Eingeborenen des Mehles bemächtigt hätten, so gruben wir nicht darnach. Es wurde ein großer Raum um das Faß herum ausgearbeitet, und dasselbe bis auf die beiden untersten Bodendauben, die in dem Sande festsaßen, freigelegt. Nichts desto weniger bedurfte es der vereinigten Anstrengung von zwei Bootsmannschaften nebst einem Schrottau und einem langen Sparren als Hebebaum, um es ganz herauszubringen. Der Sand war so hart gefroren, daß bei jedem Schlage mit der Spitzhacke Funken stoben. Das Faß selbst war vortrefflich erhalten und die Reifen in gutem Zustande. Von den 336 Pfund Mehl, die es enthielt, waren 175 Pfund so süß und wohlschmeckend, wie wir es nur an Bord hatten. Später gab Capitain Kellett ein Essen, bei dem alle Torten und Puddings von diesem Mehle bereitet waren. Ein Blechkasten mit Perlen wurde ebenfalls gefunden; die Glasperlen allein waren nicht angegriffen; die baumwollene Schnur war vortrefflich erhalten.

Am 18. Juli verließen wir den Ankerplatz. Die Nancy-Dawson-Yacht kam um dieselbe Zeit in Sicht. Sie begleitete uns, ohne Chamisso-Insel zu berühren; der Plover setzte alle Segel bei und der Herald blieb ihm zur Seite. Am folgenden Tage passirten wir ein Schiff und um Mittag lag das Hoffnungsvorgebirge N. 18⁰ W. fünfundfunfzig Meilen. Wir fielen wider Erwarten auf dieser Fahrt in eine Strömung von S. 74⁰ W., die uns eine halbe Meile die Stunde vorwärts brachte. Um 6 Uhr Abends wechselten wir Zeichen mit einem amerikanischen Wallfischjäger, der „Margarethe“ von Providence. Wallfische schwammen in jeder Richtung um denselben herum, allein der Wind war zu streng und die See zu stark, um Jagd zu machen. Ein Nebel herrschte, so dicht, daß wir den Plover nicht sahen, obgleich wir ihm zurufen konnten; und als wir unseren Lauf während der Nacht nordwärts fortsetzten, mußten wir Gongongs und Glocken anwenden, um beisammen zu bleiben.

Am 20sten fuhren wir beinahe einen todten Wallfisch über, welcher aufgegeben war. Um Mittag sprang der Wind nach Norden um und wir bekamen schönes helles Wetter. Um fünf Uhr Nachmittags ankerten wir in Gemeinschaft mit dem Plover und der Yacht an Cap Lisburne und sandten zur Auskundschaftung des nördlichen Küstenstrichs zwei Boote unter dem Befehle von Lieutenant Pullen und Mr. Parsons aus. Ein anderes Boot wurde vom Plover in kurze Entfernung südlich beordert. Letzteres kehrte nach Mitternacht zurück; es war an ein oder zwei Plätzen gelandet und hatte mehrere Eingeborene angetroffen, die sich freundlich und wohlgesinnt zeigten. Das Wetter war herrlich und klar; um Mitternacht zeigte die Sonne ihre halbe Kugel über dem

Horizont, ein Phänomen, um dessen Anblick in der ersten Zeit fast jede Person vom Schiffe aufblieb.

Wir lichteten am Morgen, um den Booten gen Norden zu folgen. Der Plover, welcher der Küste näher war, wurde von zwei Baidars besucht; jeder derselben führte ungefähr zwanzig Eingeborene, Männer und Frauen, ein sehr elender Schlag Menschen. Sie versammelten sich in dieser Gegend, um Vögel zu fangen und Eier zu suchen. Wir wurden von Windstille befallen und warfen Anker gegen sechs Uhr Abends, nordöstlich vom Cap Lisburne, gegen sechs Meilen von der Küste. Um Mitternacht lichteten wir wieder bei leichtem Winde. Die Boote kehrten am Vormittage zurück. Lieut. Pullen hatte die Bucht östlich vom Cap Sabine ohne Erfolg untersucht. Die Eingeborenen belehrten ihn durch den Dolmetscher, daß keine Bucht der Küste für die Aufnahme eines Schiffes geeignet sei; nur in wenige vermöchten ihre Baidars zur Frühlingszeit zu bringen, und wenn sich dann ein Ostwind erhöbe, so würden sie darin eingeschlossen.

Bis sechs Uhr Abends hatten wir auf dem Schiff eine langweilige Windstille; glücklicher Weise brachte uns die Strömung eine halbe Meile die Stunde vorwärts. Zwei Baidars besuchten uns; es waren dieselben Eingeborenen, die wir bei Cap Lisburne gesehen hatten. Sie näherten sich ohne Besorgniß und vertauschten jeglichen Gegenstand ihres Besitzes gegen Taback und kleine Spielereien; die Frauen veräußerten ihre Pelze sogar bis zu ihrem zweiten Hosenpaare. Am Abende des 23sten und dem Morgen des 24sten liefen wir nordöstlich mit einem mäßigen S. S. W. Winde und dickem Nebel, der sich bisweilen für Augenblicke aufklärte. Wallrosse, Wallfische und Schwärme von Eiderenten kamen in Sicht.

Am 25sten Juli steuerten wir auf Wainwright-Bucht; der Wind drehte sich nach N. W. und brachte ein kaltes, aber klares Wetter. Eine Menge von Wallrossen umschwärmten uns und stießen ein fortwährendes Gebrüll oder Grunzen aus. Das Gebell zahlloser Seehunde, die kleinen Wallfische und endlose Züge von Enten, die bei unserer Annäherung vom Wasser aufscheuchten, warnten uns vor dem Nahen des Eises; gleichwohl war die Temperatur der See immer noch hoch. Um Mittag sahen wir Land, zehn Meilen nördlich von Wainwright-Bucht, und ankerten am Eingange der letzteren, wie der Plover und die Yacht bereits gethan hatten. Beim Anfahren der Küste wurde ein Posten auf dem höhern Lande am Eingange der Bucht wahrgenommen. Gleich darauf sahen wir einen Mann, der etwas aufhißte, das wir für eine Flagge hielten. Unmittelbar nachher neigte der Plover seine Flagge (nur um zu klären wie wir später hörten), die Person auf dem Posten antwortete durch dasselbe Manöver und nahm die Flagge ab. Sogleich wurde Lieutenant Cooper ans Land gesendet: er ging zu dem Posten und fand, daß es ein Merkzeichen der Eingeborenen für eine Vergrabung von Talg und Rennthierfleisch war; der Eskimo hatte sich aus dem Staube gemacht.

Capitain Kellett wählte Wainwright-Bucht zur Expedirung der Boote, statt so weit nach Norden zu bringen, als die Schiffe gehen konnten. Er hielt es nämlich für ungemein wichtig, daß der commandirende Officier des Expeditionsboots die Winterstation des Plovers kenne. Wir setzten sogleich die Boote aus, bemannten sie und versahen sie mit Provision; während dessen sondirte Hr. Hill die Einfahrt der Bucht. Kurz vor Mitternacht kehrte er an Bord zurück und berichtete,

daß das Fahrwasser sehr niedrig sei und viele Krümmungen mache, daß neun Fuß der höchste Wasserstand, auf den mit Zuversicht gerechnet werden könne, und daß selbst zur Sicherung dieser Tiefe das Fahrwasser durch Bojen bezeichnet werden müsse. Endlich berichteten sie, daß ein günstiger Wind oder eine Windstille erforderlich sei, damit das Schiff einlaufen oder hineingeschleppt werden könne, weil das Fahrwasser zu seicht und verwickelt sei, um durchzuwarpen; einmal darin, würde die Bucht hinreichendes Wasser und einen paßlichen Ort für die Ueberwinterung des Plover bieten.

Aus diesem Berichte schloß Capitain Kellett, daß es bei dem vorgefundenen Wasserstande für den Plover nicht möglich sei, in die Wainwright-Bucht zu fahren. Da aber der Grund der Einfahrt mit großen Eisstücken bedeckt war, die während unsers Aufenthalts rasch aufgingen, so hielt er für wahrscheinlich, daß das Fahrwasser nach ihrem Verschwinden bequemer und tiefer werden möge. Er beschloß daher zurückzukehren und eine nähere Prüfung der Bucht vorzunehmen, sobald er die Boote so weit nördlich gebracht als die Schiffe reichen konnten. Die Boote erhielten deshalb die Weisung, bei ihrer Rückkehr Wainwright-Bucht zu besuchen, um zu sehen, ob der Plover habe hineingebracht werden können; wo nicht, so würden sie ihn bei Chamisso-Insel antreffen.

Um Mitternacht waren die Boote fertig und stießen unter drei lauten Hurrah der Schiffe, die von ihnen ebenso herzlich erwiedert wurden, in die See. Die kleine Expedition bestand aus fünfundzwanzig Personen mit vier Booten; — Lieutenant Pullen befehligte die Schaluppe des Herald, von 30 Fuß Länge, die mit der größten Vorsorge ausgestattet, durchaus gedeckt und wie ein Schooner aufgeputzt war; sie

hieß der „Owen", war mit Pumpen und Reserve-Rudern versehen und mit starken zweizölligen Brettern über der Wasserlinie gedeckt. Sodann zwei 27 Fuß lange Wallfischboote, hinten in Backbordlänge gedeckt, jedoch ohne Koffer und Kisten. Das Brod war in angestrichenen Beuteln und das eingemachte Fleisch zwischen Theertüchern aufgestauet. Die Kleider der Leute waren in Ranzen, die leicht herausgenommen werden konnten. Endlich die Schaluppe des Plover, ein halbgedecktes Boot mit Behältern für Provision u. s. w., die so angelegt waren, daß sie dem Drucke des Eises Widerstand boten. In den Booten befand sich auf siebzig Tage Fleisch für die gesammte Mannschaft und alle übrigen Provisionsartikel für gleiche Zeit, mit Ausnahme von Brod, das auch in Blechbüchsen verlöthet war. Daneben hatte der Owen Rationen für 8 Mann über den regelmäßigen Schiffsbedarf an Bord. Nachdem diese Vorräthe eingepackt waren, wurde noch in jeglichen Winkel gesteckt, was von Fleischbüchsen hineingehen wollte. Die beiden größern Boote führten jedes fünf Büchsen Pemmican (Preßfleisch), für den besondern Bedarf von Sir John Franklin's Gesellschaft bestimmt.

Die Schiffe lichteten zugleich mit den Booten und fuhren mit einem mäßigen Küstenwinde etwa drei Meilen längs des Landes hin. Am 26sten, um vier Uhr früh, zeigte sich Eis in großen Massen, die sich von der Küste nach den Seeroß-Inseln hinzogen. Um 6 Uhr mußten wir beiwinden, weil ein dicker Nebel eintrat. Dieser klärte sich um 11½ Uhr auf. Der Plover war dicht bei uns, allein weder die Boote noch die Yacht waren in Sicht. Wir setzten beide mehr Segel bei und steuerten gerade nördlich. Um ein Uhr nach Mittag waren wir 71° 5′ N. Br., wo wir hochgepacktes Eis zu

Gesicht bekamen, das sich von N. W. bei W. nach N. O. erstreckte, so weit das Auge reichen konnte. Wir sondirten und fanden Schlamm bei vierzig Faden, das tiefste Wasser, das wir seit Lorenz-Insel gehabt hatten. Wir fuhren längs dem Eise fort bis acht Uhr Abends; dann trat ein dicker Nebel ein. Wir wandten uns zwei oder drei Meilen südwärts und legten uns fest, da der Wind N. N. O. war und direct auf das Eis trieb. Dreißig Meilen weit waren wir an dem Eise hingefahren. Die Massen bestanden aus schmutzig gefärbtem Eise und hatten nicht über 5 bis 6 Fuß Höhe, einige tief in den Massen gelegene Spitzen ausgenommen, welche durch das Auftreiben gegeneinander strömender Wellen gebildet zu sein schienen. Alle Paar Meilen setzte sich das Eis der Straße, durch welche der Plover segelte, in Bewegung.

Am 27. Juli, um $1^1/_2$ Uhr, klärte sich der Nebel auf. Die Eismasse war von N. N. W. zu N. N. O., in einer Entfernung von ungefähr sechs Meilen. Während des Vormittags setzten wir Segel bei und fuhren beständig zwischen schwimmendem Eise hindurch. Um zehn Uhr passirten wir breitere und mächtigere Eislagen. Commandeur Moore hielt die Gegend tief und weit genug, um magnetische Beobachtungen anzustellen. Er ließ den Plover zwischen den Eismassen durchsegeln und legte sich mit Eisankern leewärts ins Breite.

Capitain Kellett und Lieutenant Trolloge landeten an dem Eisberge. Breite, Zeit und Abweichung wurden gefunden, aber die anderen Beobachtungen mißglückten wegen seiner Beweglichkeit im Azimuth, und weil sein Zerbröckeln nicht zuließ, daß die Richtwage zum Stehen gebracht wurde. Wir hatten achtundzwanzig Faden Tiefe über Schlamm und keine

Strömung. Das Eis sahen wir mit einem frischen N. N. O. Winde langsam gegen Süden treiben. Wenige Wallrosse und ein einziger Eistaucher waren zu sehen. Die durchschnittliche Höhe dieses Eisblocks war fünf Fuß und seine Ausdehnung eine Meile. Wir bemerkten an demselben Kieselsteine und Schlamm, woraus Commandeur Moore vermuthete, daß er mit dem Lande in Berührung gewesen sei; indeß kann beides auch der Koth eines Wallrosses gewesen sein.

Um drei Uhr Nachmittags stieß der Plover vom Eise und beide Schiffe segelten mit einem N. O. Winde bis sechs Uhr in westlicher Richtung; dann geieten wir steil nordwärts auf, da wir in dieser Richtung kein Eis wahrnahmen, und behielten nur den Top als Wetterwacht. Es war eine schöne, klare Nacht; wir machten gegen 6 bis 7 Knoten; die Temperatur des Wassers war 40°, die Tiefe 21 Faden (zunehmend). Um Mitternacht erhielten wir die Breite an dem tiefsten Stande der Sonne (72° 10′ 30″ N. Br., Höhe 1° 56′ 30″). Um fünf Uhr Morgens war die Temperatur des Wassers auf 36° gefallen und fast zu derselben Zeit wurde das Eis vom Mastkorbe gemeldet. Von dieser Zeit bis sieben Uhr früh, wo wir eine halbe Meile von den Eisbergen beilegten, machten wir 10.5, so daß ich die Entfernung, worin in dieser Gegend die Eismassen von dem Mastkorbe eines Schiffes gesehen werden können, auf elf Meilen schätze.

Die Masse bestand aus schmutzig gefärbtem Eise, das eine Außenseite ohne Bruch zeigte und fünf bis sechs Fuß Höhe hielt. Einige Gipfel und Spitzen zeigten sich in etlicher Entfernung nach innen. Obgleich der Wind auf die Eismasse gab, so befand sich doch durchaus kein loses oder Treibeis vor demselben. Unsere Sonden hatten allmälig bis zu 35

Faden Tiefe über weichem, blauen Schlamm gewonnen. Einige Vögel waren die einzigen lebenden Wesen, die wir bemerkten. Mit dem Kratzgarne fingen wir Muscheln und einige Bivalven, die in dieser See gemein sind. Wir blieben eine Stunde lang an dem Eise liegen *). Dies war unsre nördlichste Lage, 72° 51′ N. Br., 163° W. L. So weit sich vom Mastkorbe sehen ließ, zog sich das Eis in W. S. W. (nach dem Compaß). Commandeur Moore und der Eis-Obersteuermann bemerkten einen Wasserhimmel im Norden der Eisbank und einen starken Eisschimmer nach Südwesten. Es war unmöglich, jenes offene Wasser zu gewinnen, da das Eis ganz undurchdringlich war. Die Eisbank, deren Spur wir gegen 40 Wegstunden bis hierher gefolgt waren, bildete in westlicher und nördlicher Richtung eine Reihenfolge von Feldern, deren westliches gegen zehn bis zwölf Meilen, das nördliche zwanzig Meilen messen mochte.

Um neun Uhr Morgens setzten wir Segel und steuerten nach der Küste, etwas westwärts von der Linie, auf der wir gekommen waren. Um fünf Uhr trat völlige Windstille ein. Die See war spiegeleben und so durchsichtig, daß ein weißer Fleck bei achtzig Fuß Tiefe sichtbar war. Wir benutzten die Gelegenheit, um den Schaden zu untersuchen, den das Schiff

---

*) Die Temperatur der See bei dem Eise war:

Oberfläche	36°	Fahr.
5 Faden	33°	„
10 „	32°	„
15 „	29°	„
20 „	29°	„
25 „	29°	„
30 „	29°	„
35 „	29,5°	„

an der Küste von Awatscha-Bai genommen. Der Vorderfuß war unverletzt; der lose Kiel war ungefähr zehn Fuß gewichen, sonst ließ sich keine Beschädigung ersehen. Das Kupfer war gebrochen und überall ungemein dünn.

Am 30. Juli ankerten wir an der Küste bei acht Faden, dicht nördlich von Blossom's Klippen. Commandeur Moore kam an Bord und schlug vor, während der Herald die Wainwright-Bucht untersuche, wolle er so weit nördlich gehen, als das Eis gestatte, und sehen, ob er die größeren Boote nicht treffen könne, die wir in der Gegend von Refuge-Bucht vermutheten. In dieser Absicht lichteten beide Schiffe bei einem lebhaften aber conträren Nordostwinde. Der Herald bewegte sich langsam längs der Küste. Die Sonde sank oder stieg auf muddigem Grunde, je nachdem wir uns dem Lande näherten oder davon entfernten. Wir ankerten abermals am Eingange der Wainwright-Bucht, wo nichts von dem früher bemerkten Eise zu erblicken war. Wir waren nicht lange dagewesen, als wir Eskimos bemerkten, die ihre Baidars über die flache Landzunge zwischen der Bucht und der See zogen und vom Stapel ließen. Capitain Kellett wünschte so viel Eingeborene als nur immer möglich auf das Schiff zu ziehen, damit sie ihn weniger an der Küste belästigten. Er hielt daher die Boote zurück, bis zwei von jenen ans Schiff kamen. Sie naheten sich langsam und ließen häufig ihre Ruder ruhen, wobei der Steuermann jedesmal die Hand in einem Winkel von 45° über den Kopf erhob und sie beim Niederlassen über Brust und Magen bewegte. Unser Hochbootsmann antwortete mit denselben Bewegungen; sie erwarteten immer seine Antwort, ehe sie wieder zu rudern anfingen. Wir machten jedem ein Geschenk von Taback und Kleinigkeiten; die Schiffsmann-

schaft begann mit den Eingeborenen einen Handel um alles was dieselben bei sich hatten, als kleine Figuren und Geräthe aus Elfenbein, Bogen, Pfeile, etwas Pelz, Seehundshaut-Boote und Rennthierfleisch.

Capitain Kellet machte sich an die Untersuchung der Bucht. Kaum war er an Land, so verließen die Eingeborenen das Schiff und folgten ihm. Ihre gute Laune war außerordentlich. Beim Beginn der Arbeiten hieß Capitain Kellett allen Handel einstellen; er zog einen Halbkreis im Sande von Wasserrand zu Wasserrand und stellte die Bootnasen zwischen die Punkte desselben; die Eingeborenen schienen die Bedeutung dieser Linie zu begreifen; keiner von ihnen machte einen Versuch, dieselbe zu überschreiten. Sie setzten sich nieder und beobachteten lautloses Schweigen. Wenn ein Fremder dazu kam, so riefen sie ihm zu; er begriff, daß er nicht weiter gehen dürfe als bis an die Linie und setzte sich zu den Uebrigen. Später tanzten und sangen sie, spielten Ballschlagen mit den Matrosen (die kein Glück dabei hatten) und zeigten ihre Geschicklichkeit im Schießen nach einem ausgesteckten Ziele. Allein trotz alles guten Benehmens fand sich schließlich, daß sie die Taschen von zwei oder drei Personen des Schiffs geplündert hatten. Der Eine verlor ein Tuch, ein Andrer einen Handschuh und Commandeur Moore eine Büchse mit Percussionshütchen.

Der Plover fand sich bereits nach Mittag ein; Commandeur Moore ging ans Land, errichtete ein Zeichen und vergrub eine Flasche mit Instructionen für die Boote. Capitain Kellett hatte sich vor der Ankunft des Plover überzeugt, daß zehn Fuß die äußerste Tiefe zum Einlaufen war. Selbst nach Abnahme der Masten ging der Plover nicht hoch genug,

um in die Bucht zu gelangen. Wäre es mit einer theilweisen Löschung möglich gewesen, so würde es gewiß versucht sein, denn die Position war nach jeder Richtung hin eine günstige.

Am 1. August ging Commandeur Moore an der Bucht ans Land und stieß auf einige Baidars, die eben mit mehreren Rennthieren angekommen waren, welche sie in Viertel zerlegt hatten. Sie wollten den Ertrag ihrer Jagd zu anderen Vorräthen, die bereits angehäuft waren, in eine Kellergrube an der Sandspitze von Point Collie bringen, und schienen ungehalten, daß ihre Vorrathskammer entdeckt war. Der Keller war tief, mit Baumstämmen ausgemauert und hatte ein Dach aus demselben Material, das sich etwa fünf Fuß über dem Boden erhob und eine Moosbedeckung trug. Für eine kleine Quantität Taback überließen sie uns 800 Pfund von dem Fleische. Da wir vom Commandeur Moore hörten, daß sie noch mehr ablassen wollten, begaben sich Lieutenant Cooper, Mr. Goodridge und ich auf den Handel. Als die Eingeborenen unser Boot in gerader Richtung auf sie zutreiben sahen, wurden sie unruhig, und lange bevor wir die Bucht erreichten, trat eine Frau an den Rand des Wassers und hielt eine Flasche empor, die Tags zuvor einer von unseren Leuten verloren hatte. Sie gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie dieselbe beim Landen am Strande gefunden hätte. Die Flasche war in demselben Zustande, worin sie verloren war; der Kork war nicht berührt worden. Sie begriffen endlich, daß Stehlen ein Unrecht ist. Anfangs schienen sie unwirsch und mißvergnügt, daß sie ihr Fleisch mit Anderen theilen sollten. Einige Geschenke brachten sie wieder zu guter Laune. Sie verkauften uns vierzehn Viertel von jungen Thieren. Das Fleisch war ohne das geringste Fett und kaum geschlachtet,

wurde aber von fast allen Personen an Bord für angenehm und zart erklärt.

Am Nachmittage strömte eine lange westliche Brandung ein, die ein sehr leichter Wind vom Lande begleitete. Um sechs wendete sich derselbe südlich und nahm ein drohendes Ansehen an. Beide Schiffe lichteten sofort und verließen das Land unter dickem Nebel und mit fallendem Barometer.

Capitel VII.

Trennung der beiden Schiffe. — Der Herald entdeckt eine Sandbank und neue Inseln. — Cap Lisburne. — Hoffnungsvorgebirge. — Kotzebue-Sund. — Buckland-Fluß. — Elephantenspitze. — Abfahrt nach Mexiko.

Die gute Jahrszeit schien nun vorüber zu sein. Heftige Windstöße, Regen, Schneestürme und dichte Nebel folgten in ununterbrochener Folge, und erlaubten die Trennung der beiden Fahrzeuge. Nach überschläglicher Rechnung war der Herald am Vormittage des 12. August auf 70⁰ 20′ N. B. und 171⁰ 23′ W. L., bei 18 Faden Tiefe. Ein heftiger N. N. O. und später N. N. W. zwang uns die Topsegel dreifach zu reffen und das Focksegel einzuziehen. Kurz nach Mittag nahm die Tiefe bis 16 Faden ab, die Farbe des Wassers wurde heller und die Wogen brachen sich ringsherum. Unsere Sonden nahmen jeden Wurf um einen Faden ab; $1\frac{1}{2}$ Uhr Mittags stießen wir bei elf Faden auf Kieselgrund, später bei neun Faden und hierauf bei zwölf Faden. Wir wandten uns rückwärts und kamen beim Angehen auf acht und einmal auf sieben Faden Tiefe; hierauf erhielten wir plötzlich vierzehn Faden und die Tiefe nahm allmälig zu.

Die Sonne brach durch und bestätigte unsre mittägliche Stellung. Der strenge Wind hielt bis Mitternacht an. Am folgenden Tage war das Wetter besser. Wir wendeten uns

nach der Untiefe zurück. Das Wasser nahm bis 13 Faden ab und bei 10 Faden glaubten wir Sturzwellen an der Leeseite zu bemerken. Um Mitternacht passirten wir über die Höhe der Bank bei 8 Faden Tiefe, 5 Meilen nordwestlich von unsrer frühern Position. Wir fuhren fort, östlich zu halten, bis wir das Südende der Bank erreichten. Wir fanden dasselbe bei 16 Faden Tiefe, 3 Meilen südlich von unsrer Position. Als wir nordwärts hielten, um das westliche Ende derselben zu bestimmen, zog uns eine sanfte Strömung von östlicher Richtung weiter als unsre Absicht war; wir bestimmten dasselbe jedoch innerhalb eines Radius von 5 Meilen. Das Wetter gestattete keine Ankerung und also auch keine nähere Prüfung dieser gefährlichen Stelle mit unsern Booten. Die See ging so heftig und hohl, daß sie beinahe das Schiff selbst in seichtes Wasser geworfen hätte. In der Nähe der Bank geht der Boden aus grobem Sande in feinen Sand über und an den seichtesten Stellen findet sich grober Kiesel und Steine. Wir fanden nirgend unter 7 Faden Tiefe, doch ist es möglich, daß Stellen existiren, wo ein Schiff auffahren kann.

Wir bekamen sehr strengen veränderlichen und Südwestwind mit Regen bis um Mitternacht des 14ten; dann sprang der Wind nach Westen um und brachte schönes Wetter. Wir fuhren fort nördlich und westlich zu halten, bis Mittag des 15ten, wo wir unter 71° 12′ N. B. und 170° 10′ W. L. Westhalbsüd bekamen und mehrere Stücke Treibholz sahen. Unsere Sonden nahmen bis 25 Faden auf Schlamme zu, als wir die Bank in westlicher Richtung verließen. Am 16ten war der Wind veränderlich an Strenge und seine Richtung S. S. W. zu S. O. Zu Mitternacht blies er frisch aus S. S. O.; nach W. S. W. steuernd, nahm die Tiefe des Wassers zu 10 Faden ab.

Am 17. August, Nachmittags 3 Uhr, fiel die Temperatur der See plötzlich von 40° auf 36°; der Wind wurde flau und außerordentlich kalt. Wir bargen Segel, weil wir annahmen, daß wir in der Nähe des Eises wären. Um 5 Uhr wendete sich der Wind mit scharfem Stoße und in Begleitung von heftigem Schnee nach N. W. Kurz nach acht klärten sich die Schneestürme einen Augenblick auf und wir sahen das Eis vom Top in 5 Meilen Entfernung von S. S. W. nach N. N. W. Das Wetter war so schlecht, daß wir nach Cap Lisbürne richteten. Plötzlich klärte es sich auf und der Wind blies von der Nordwestspitze des Eises, das wir gesehen hatten.

Um 9 Uhr 40 Minuten scholl der bedeutsame Ruf „Land!“ aus dem Mastkorbe. Wir fuhren längs des Eises auf unsre erste Entdeckung zu; es trat eine kleine Gruppe von Inseln in den Gesichtskreis unsres Mastbaums, die eine beträchtliche Strecke innerhalb des Saumes der Eisfelder lag. Die Eisberge waren hier nicht so dicht an einander, wie wir es an andern Stellen gefunden hatten; es zeigten sich Wasserstraßen, die fast sämmtlich auf die Gruppe führten; allein sie waren zu seicht um hineinzugehen, obgleich das Schiff sich einen Weg zu brechen vermochte. Diese kleinen Inseln waren von Zeit zu Zeit sehr deutlich zu erkennen und ihre Entfernung wurde nicht groß geschätzt. Indeß ferner als diese Gruppe (vom Deck) wurde noch ein ausgedehntes und hohes Land bemerkt, „welches“, sagt Capitain Kellett, „ich eine Weile beobachtet hatte, mit ängstlicher Spannung, ob irgendwer es wahrnehme. Es herrschte eine helle, reine Atmosphäre, wie sie nur in diesem Klima vorkommt, mit Ausnahme in der Richtung jenes ausgedehnten Landes. Dort rollten Wolken

in dichten, gewaltigen Massen, deren zerreißender Schleier zuweilen hohe Gipfel zeigte, an denen man deutlich Säulen, Pfeiler und abgestumpfte Höhen unterscheiden konnte, wie sie bei den höheren Landspitzen dieses Meeres charakteristisch sind — bei Ostcap z. B. und Cap Lisburne. Mit Ausnahme der Nordost- und Nordwestenden konnte nichts von dem tieferen Lande unterschieden werden, allein was ich zuerst für eine kleine Inselgruppe innerhalb des Eisrandes gehalten hatte, war eine Spitze jenes großen Landes. Diese Insel oder dies Vorgebirge war von der Linie des Schiffes 25 Meilen entfernt; die höheren Theile des erblickten Landes schätzte ich nicht weniger als 60 Meilen entlegen. Als wir nach dem erst entdeckten Lande hin kreuzten, trat die Nordspitze des großen Landes für einen Augenblick im Osten so deutlich hervor, daß diejenigen, welche bis hierher Zweifel gehegt hatten, ausriefen: „Ja, Sir, das ist Land, sicher und gewiß!“

Von dem Augenblicke, da das Land gemeldet wurde, bis wir an dasselbe herankamen, legten wir 25 Meilen in gerader Richtung zurück. Zuerst konnten wir nicht bemerken, daß es mit den Eisfeldern zusammenhing. An der Nähe fanden wir aber, daß das Eis an seinen Küsten saß und sich von hier so weit ausdehnte, als das Auge nach O. S. O. reichen konnte. Das Wetter, welches den ganzen Tag über vortrefflich gewesen war, schlug jetzt plötzlich in dichte Wolken und Schneeschauer um; der Wind blies frisch aus Süden und die See war so tief, daß wir nicht ankern konnten, wie unsere Absicht gewesen. Capitain Kellett verließ das Schiff mit zwei Booten; in dem einen die Herren Maguire, Collinson und ich; die Herren Goodridge, Pakenham und der Capitain in dem andern. Das Schiff lag außerhalb der dicksten Parthieen des

losen Eises, durch welches die Boote sich einen mühseligen Weg suchen mußten, als sie ihren Weg zu der Südostseite nahmen, wo wir zu landen dachten. Wir erreichten die Insel und fanden sie von einer heftigen See umspült. Der Oberlieutenant landete indessen, indem er sein Boot rückwärts niederbog und es weit genug auftreiben ließ, um ohne Schwimmen mit einem Sprunge festen Fuß fassen zu können. Der Capitain folgte diesem Beispiele, hißte die Flagge auf und nahm im Namen Ihrer Britischen Majestät, der Königin Victoria, unter den üblichen Ceremonien Besitz von der Insel.

Nach den unglückseligen Irrthümern, welche in den Polargegenden begangen sind, ist es eine gewagte Sache geworden, eine Entdeckung von Land in hohen Breitegraden zu berichten. Allein in diesem Falle ist es keinem Zweifel unterworfen, daß wir ein unbekanntes Land entdeckt hatten, und daß die beobachteten höheren Gipfel eine Fortsetzung der Bergkette sind, welche von den Eingeborenen von Cap Jackan gesehen wurden, wie Capitain Wrangel in seinen Polarreisen erwähnt. Das Land ist nach einem von Cochrane mitgetheilten Glauben, welcher in Sibirien gehegt wird, von einem Volke bewohnt, welches uns bis jetzt noch ganz unbekannt ist.

Die hohen Gipfel, die wir sahen, wurden später Plover-Insel genannt — eine falsche Benennung oder besser eine Artigkeit gegen den Plover, da das Schiff nicht bei der Entdeckung der Gruppe anwesend war — während die Insel, welche wir in Besitz genommen, den Namen Herald-Insel bekam. Die letztere hat $4^1/_2$ Meilen Ausdehnung von Ost nach West und ungefähr $2^1/_2$ von Nord nach Süd; ihre Gestalt ist dreieckig, da das westliche Ende eine Spitze bildet. Sie liegt 71° 17′ 45″ N. B., 175° 24′ W. L., ist unge-

fähr 900′ hoch und besteht hauptsächlich aus Granit. Die Felsen erheben sich meistens senkrecht und machen die Insel beinahe unzugänglich. Zahllose schwarze und weiße Eistaucher finden hier einen sichern Ort für ihre Eier und Jungen. Menschliche Wesen oder Spuren derselben entdeckten wir nicht. Alle eingesammelten Pflanzen belaufen sich auf sieben Species, welche diesen Gegenden gemein sind: ein Löffelkraut (Cochlearia oblongifolia, DC.), ein Saxifrage (Saxifraga rivularis, Linn.), ein Wurmkraut (Artemisia borealis, Pall.), ein Gras (Poa angustata, R. Br.), zwei Moose (Polytrichum sexangulare, Hopp, und Bryum lacustre, Brid.) und eine Confervacea (Ulva crispa, Lightf.).

Wir kehrten um 7 Uhr Abends nach dem Schiffe zurück und da der Wind direct vom Eise blies, so setzten wir mit Bedauern alle Segel bei, die uns von dieser interessanten Nachbarschaft südöstlich führten. Am 20sten sahen wir Cap Lisburne in dichtem Nebel und machten flott, um helles Wetter abzuwarten. Am 21sten landeten wir an dem Vorgebirge. Wir fanden keine Spur von der Expedition der Boote und steuerten deshalb nach dem Hoffnungs-Vorgebirge; hier trafen wir die Nancy Dawson nebst zweien der Boote, welche nach dem Mackenzie-Flusse beordert waren. Sie brachten von Sir John Franklin keine Nachricht.

Als die Boote am 25. Juli den Plover verlassen, wurden sie einen oder zwei Tage im Eise festgehalten, ehe sie die Barrowspitze erreichten. Hier begegneten ihnen die Eingeborenen sehr freundlich und beeiferten sich, ihnen beizustehen. Am 23. Juli, Abends, erreichten sie Dease's-Bucht. Sie kamen am Nachmittag des 5ten glücklich weiter, versehen mit Vorräthen auf hundert Tage, zehn Kisten Pemmican

Unser Wasservorrath wurde aus den Quellen der Chamisso-Insel gefüllt, darauf half unsere Mannschaft das Winterquartier des Plover bereiten. Der Hochbootsmann und einige andere Leute baueten mit den Zimmerleuten ein Haus.

Da Commandeur Moore den Winter in Kotzebue-Sund verbringen wollte, so wünschte er einige Häuptlinge zu besuchen, die an einem erheblichen Platze am Flusse leben sollten. Capitain Kellett beschloß ihn mit einer Achtung gebietenden Mannschaft zu begleiten. Am 9ten brachen wir mit dem Owen, dem bedeckten Boote des Plover, dem Kutter des Herald und zwei Gigs — deren Mannschaft und etlichen Officieren auf. Die erste Nacht bivouakirten wir an der Elephantenspitze, wo die ganze Schaar sich auf die fossilienhaltigen Eisklippen stürzte, ohne viel zu finden. Die zweite Nacht erreichten wir ein Eskimo-Lager von 22 Zelten und gegen 150 Leuten. Wir schlugen unsere Zelte dicht neben denen der Eingeborenen auf, legten unser Kupfergeräth, Kessel, Aexte, Sägen u. dgl. an der Küste aus und waren bisweilen von einem Drittel der Eingeborenen umringt, ohne daß uns etwas abhanden kam; sie nahmen es auch nicht übel, wenn wir sie bedeuteten, zurückzutreten. Sie brachten uns Holz und Wasser, gaben uns Fisch und Wildprett und boten uns Wallfischfett und Seehundsfleisch an.

Die Eingeborenen zeigten sich sehr erfreuet und erheiterten sich mit unserer Mannschaft an Springen und Laufen. Die Schießpartheieen wurden immer von einigen derselben besucht. Sie waren erstaunt, als sie sahen, daß unsere jungen Officiere die Vögel rechts und links zu schießen vermochten. Bei der Abfahrt unsrer Boote bis weit in den Fluß hinauf wurden wir von ihren kleinen Kayaks begleitet, die vorauffuhren und

mit ihren Rudern sondirten. Wir hatten in jedem der größern Boote Piloten, die beständig bei uns blieben und sich was darauf zu Gute thaten, daß sie an der Küste in unsrer Nähe zu bleiben berechtigt waren.

Ihr Benehmen gegen uns war sehr verschieden von dem, welches Capitain Beechey erfuhr; dies mag vielleicht unserm Dolmetscher zuzuschreiben sein, der die Absicht unsers Besuchs erklären konnte. Auch mögen die russischen Ansiedlungen zur Umwandlung ihrer Sinnesart beigetragen haben. Wir fanden bei manchem Eskimo Hemden, Tuche von lebhaften Farben, Baumwollenzeuge, bedruckt mit Walrossen, Rennthieren und anderen Thieren, die sie zu fangen und in Elfenbein auszuschnitzen pflegen; ferner Messer und Kessel — alles von den russischen Niederlassungen eingeführt. Besonders wünschenswerth schien ihnen die Erlangung von Feuerwaffen, bei deren Losbrennen sie keine Furcht zeigten.

Der Buckland war, nach dem Schlamme und den Blättern, welche an den Ufern hingen, zu urtheilen, in manchen Jahreszeiten wenigstens 10 Fuß über dem Spiegel seines augenblicklichen Wasserstandes. Am 11. September gegen Mittag kamen wir, etwa 30 Meilen aufwärts, an eine Stelle, wo ein schroffer Felsen quer durch sein Bett lief; über denselben stürzte der Fluß mit einem Falle von ungefähr 18 Zoll. Hier mußten die größeren Boote anhalten, doch waren wir im Stande weiter zu fahren, indem wir die leichteren Boote löschten und hinübertrugen.

Capitain Kellett wünschte nach dem Schiffe zurückzukehren; Commandeur Moore und Oberlieutenant Maguire vom Herald unternahmen daher allein die weitere Verfolgung des Flusses. Sie kehrten am 19ten zurück. Es war ihnen gelungen, noch

ungefähr 30 Meilen weiter zu bringen. In dieser Entfernung trafen sie auf nur zwei Eingeborene. Sie passirten mehrere Stellen, wo sie die Boote löschen und überholen mußten. In geringer Entfernung vom Ufer fanden sie Fichtenbäume, die zu zweien und dreien zerstreut standen, und an einem Orte mehrere schöne Basaltsäulen.

Während wir in Kotzebue-Sund lagen, gab der Capitain allen entbehrlichen Officieren Erlaubniß, eine Spazierfahrt zu den Eisklippen der Eschscholtz-Bai zu machen. Die Begierde, das Phänomen zu sehen, und das Verlangen, auf ein oder zwei Tage die Eintönigkeit des Schiffslebens durch eine Veränderung oder irgend eine Zerstreuung zu unterbrechen, war so groß, daß die Genehmigung des Capitains kaum bekannt war, als sich eine Gesellschaft von 8 Officieren bildete und augenblicklich zwei Bootsmannschaften freiwillig zusammen waren. „Jede Vorsicht," erzählt Herr Edwin Jago, „und alle nöthigen Vorkehrungen waren getroffen, welche der gänzliche Mangel an jenen allbekannten und nützlichen Einrichtungen erfordert, die man Gasthöfe, Wirthshäuser und Herbergen nennt; auch war der Möglichkeit, von widrigen Winden zurückgehalten zu werden, auf 8 Tage vorgesehen. Um neun Uhr Morgens verließen wir das Schiff mit einem Winde, der uns eine rasche Ankunft verhieß. Die Bootfahrt gehörte nicht zu den unangenehmsten Theilen dieses Ausflugs, denn wir hielten die beiden Boote so dicht nebeneinander, daß wir plaudern konnten, und ich hätte schon wünschen mögen, daß die Entfernung von 6 oder 7 Meilen sich verdoppelt oder verdreifacht hätte.

„Ein Paar Stunden brachten uns nach der Eschscholtz-Spitze. Hier erhob sich die Sonne — deren Wärme man

in den Polarkreisen gern in der Mitte September hat — als wolle sie die Einsamkeit der Gegend verringern und uns eine geraume Zeit ihren Anblick von der See aus gestatten. Auch der Wind legte sich allmälig und das Wetter wurde so wunderschön heiter, daß es eine Lust war, sich zu erinnern, daß die schwarzaussehenden Klippen aus gewaltigen, festen Eismassen bestanden. Der unerfahrenste Zuschauer konnte sich jedoch nicht leicht über die unverkennbaren Zeichen der vorgerückteren Breitegrade täuschen, denn die Schneeflocken, die sich in den Bergschluchten zeigten, und die zahlreichen Züge wilder Vögel erinnerten zu deutlich an den strengen Charakter, den die Natur nach dem kurzen Zeitraume des schnell schwindenden Sommers annimmt.

„Um Mittag erreichten wir die Landzunge, welche von der Elephantenspitze hervorragt; auf derselben schlugen wir unsere Zelte auf. Wir hatten zuvor ausgemacht, um welche Zeit wir zum Essen zusammenkommen sollten; kaum waren wir gelandet, so überließen wir daher der Mannschaft die Aufstellung des Zeltes und die Besorgung von getrockneten Gräsern zur allgemeinen Bequemlichkeit; wir griffen nach unsern Flinten und brachen jeder nach der Richtung auf, die ihm beliebte, um zu sehen, ob unsere Vorräthe nicht mit einigen Schneehühnern bereichert werden könnten. Da mir nach einem langen Marsche nichts von diesem preiswürdigen Gegenstande aufstieß, so beschloß ich hinzugehen und eine vorläufige Ansicht der Eisklippen zu nehmen. Ich traf hier mehrere von unserer Gesellschaft, und nachdem ich meine Neugierde gestillt, ging ich allein die Thäler entlang. Mehrere Züge Schneehühner kamen in Sicht und zuweilen beinahe in Schußweite. Ich hätte gern einige erlegt und folgte ihnen daher

von Stelle zu Stelle; allein ohne Erfolg, denn in der ärgerlichsten Weise erhoben sie sich jedesmal, wenn ich sie eben sicher hatte und schon berechnete, wie viele auf einen Schuß fallen würden. Nachdem dieses erfolglose Spiel eine Weile gedauert hatte, dachte ich an die Rückkehr und wendete um. Ich bestieg einen Hügel und sah von demselben eine Landspitze mit einer vorspringenden Zunge daran. Ohne weiteres Bedenken nahm ich sie für die, wo wir angefahren waren, und verwunderte mich, daß ich noch Niemand anwesend sah.

„Es war noch einige Zeit vor der festgesetzten Stunde des Essens; da ich nicht warten mochte, so beschloß ich umzukehren und meine Jagd noch einmal aufzunehmen. Ich that es mit demselben Erfolge bis zu der verabredeten Zeit. Nun ging ich über den Hügel zurück und fand bei größerer Annäherung zu meiner Ueberraschung, daß die Landzunge nicht dieselbe war, an der wir gelandet. O weh, dachte ich, jetzt kommst du unvermeidlich zu spät. Um den kürzesten Weg zu nehmen, entschloß ich mich der Bucht zu folgen. Ein halbstündiges Ausschreiten brachte mich an den Ufersand; ich orientirte mich und hoffte bei scharfem Gange in einer halben Stunde eintreffen zu können. Allein bald entdeckte ich, daß seit meiner ersten Anwesenheit die Fluth so hoch gestiegen war, daß ich unmöglich auf diesem Wege fort konnte. Um keine unnütze Zeit zu verlieren, wandte ich mich wieder zu den Höhen; aber um sie zu erreichen, mußte ich einen Sumpf überschreiten. Ich machte mich ans Werk und gerieth bald bis an den Leib ins Wasser; da die Tiefe aber nicht zunahm, der Grund fest war und die Entfernung nur noch einige Yards betrug, so verfolgte ich meine Richtung. Allein obgleich es, wie gesagt, nur noch einige Yards waren, so kosteten dieselben

mehr Mühe als ich gedacht hatte; denn der Grund ging plötzlich in weichen Schlamm über, in dem ich bis an die Kniee zu stecken kam, so daß ich kaum wieder herauskommen konnte. Ich hatte keine Wahl: entweder erreichte ich den höheren Boden in wenigen Schritten, oder ich blieb in dem Schlamme festsitzen. Ich strengte daher meine letzten Kräfte an und erreichte glücklich ein sicheres Erdreich.

„Der rasche Eintritt dunkler Abendlichter ermahnte mich zur Eile, damit mich die Nacht nicht überfiele. Als ich mich etwas erholt, schritt ich zwischen Zwergbäumen, dicken Büschen und Gestrüpp den Abhang hinan. Dies war bald gethan, allein als ich die vor mir liegenden Hügel erreicht hatte, erwartete mich eine andere Widerwärtigkeit; ich mußte noch eine Thalschlucht durchschneiden. Die Müdigkeit nöthigte mich, ein wenig Halt zu machen; ich fühlte mich von Anstrengung ganz erschöpft. Ich schöpfte zu wiederholten Malen etwas Wasser aus den kalten Schneebächen, welche durch das Thal liefen und erfrischte mich damit so weit, daß ich leidlich weiter zu gehen vermochte.

„Der nächste Hügel gewährte mir abermals keine Aussicht, sondern es lag noch ein höherer Gipfel vor mir. Allein ich hatte jetzt den Vortheil, festen Grund unter den Füßen zu sehen; dies ermuthigte mich. In der Ueberzeugung, daß ich nicht weit von den Booten sein konnte, und da es bereits zu dunkeln begann, feuerte ich mein Gewehr mehrere Male ab, um meinen Gefährten meine Nähe zu erkennen zu geben und sie auf meine Spur zu leiten. Aber ich erhielt keine Antwort. Jetzt machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, eine schlechte Nacht zu verleben, wenn es mir nicht gelänge, die Aussicht des höchsten Gipfels zu gewinnen. Aber ich

erreichte ihn endlich und hurra! ich brauchte die Nacht nicht in dünner Kleidung, hungrig und durchnäßt in der Bergschlucht zu verbringen, ein Vergnügen, das ich mir schon zum Voraus mit den schrecklichsten Farben ausgemalt hatte — vor mir lag die Landzunge mit den beiden Booten und dem Zelte.

„Jetzt war ich auf dem rechten Wege, und wie dies gewöhnlich der Fall und vielleicht sehr weislich eingerichtet ist, wenn eine bedenkliche Lage einen glücklichen Ausgang genommen hat: statt zu bedenken, was ich im entgegengesetzten Falle die Nacht über hätte beginnen wollen, dachte ich an die Lücken, welche ich in die Mahlzeit reißen wollte und freuete mich des Gelächters, das meine Kameraden auf meine Kosten erheben würden. Sobald meine Ankunft bemerkt wurde, schickte man mir ein Boot an der Küste entgegen und nach wenigen Augenblicken trat ich in das Zelt, wo mich ein lauter Jubel begrüßte. Ich aber hatte seitwärts eine Flasche mit wohlbekanntem Inhalte ersehen, die ergriff ich und that einen herzhaften Trunk, denn ich war nicht vermögend, eine Antwort zu geben. Als man meine Abwesenheit bemerkt, hatte man ein Feuer angezündet, Leute ausgeschickt, um mich zu suchen, und vor allen Dingen das Essen aufgeschoben.

„Bald saßen wir in der Cabine des großen Deckboots und speiseten. Die meisten von uns hatten scharfen Hunger bekommen; nur einer machte eine Ausnahme, der arme Whiffin klagte über Seekrankheit. Er hatte schon vorher ein leises Unbehagen empfunden, das er der Beängstigung über meine Abwesenheit zuschrieb. Allein die Theilnahmlosigkeit, die er bei meiner Rückkehr spürte, flößte ihm ernstliche Besorgnisse ein. Als ich ihn jedoch genaue Anordnungen für sein Essen ertheilen hörte, das er unter dem Zelte, wo unser Nachtlager

angeordnet war, einnahm, erkannte ich leicht, daß er einen Anfall von Seekrankheit hatte. Die ungemein bestimmten Befehle, welche unser Freund gab, zeigten deutlich, daß sein Geist nicht von der Unordnung seines Magens gelitten hatte. Wir landeten gleich nach dem Essen, und da wir alle sehr ermüdet waren, so setzte der Schlaf unserer Heiterkeit rasch ein Ziel; eingehüllt in Pelze und Decken, lagen wir bald in seinen Armen.

„Der nächste Tag wurde einstimmig der Besichtigung der Eisklippen gewidmet. Gleich nach dem Frühstück begaben wir uns sämmtlich dahin. Es war ein angenehmer Morgen und ein herrliches Wetter, einige Schneeschauer abgerechnet, welche am Vormittage eintraten. Nur wenige Fossilien wurden aufgefunden, was freilich nicht zu verwundern war, da erst im vorigen Sommer eine Expedition unseres Schiffes hier einen Besuch abgestattet. Der reichliche, manches schätzbare Stück einschließende Fund, den dieselbe gemacht, war allein den dreiundzwanzig Jahren zu verdanken, welche seit dem vorletzten Besuche verstrichen waren. Doch kehrten wir nicht ganz mit leeren Händen heim; wir fanden mehrere schöne Backenzähne und manches andere Stück, so daß ein großer Sack ziemlich angefüllt ward.

„Der Tag wurde in mancherlei Weise verbracht; jeder strebte sich die Zeit möglichst zu Nutze zu machen, da bestimmt war, daß wir am andern Morgen nach dem Schiffe zurückkehren sollten. Die gestrige Heiterkeit und Laune herrschte wiederum bei Tisch und den meisten von uns war es gar nicht gelegen, daß die Rückkehr für den nächsten Tag festgestellt war; mancher äußerte sogar die Hoffnung, wir möchten widrigen Wind bekommen. Auf alle Fälle beschlossen wir, nichts zu versäumen; die Nacht gestattete ein Trink-

gelage in dem Zelte — Toaste, Gesänge, Erzählungen und Scherze aller Art hielten uns wach bis zum Morgen, worauf dem Schlafe sein unabweisbares Recht gezollt wurde.

»Nach einem tüchtigen Spaziergange schifften wir uns am andern Morgen ein und kämpften einige Stunden gegen heftigen Wind. Wir sahen die Unmöglichkeit ein, das Schiff zu gewinnen, und kehrten nach der alten Stätte zurück, wo sich das Zelt noch einmal für eine Nacht erhob. Alle waren froh darüber, denn unser Aufenthalt am Lande war nicht lang genug gewesen, um uns ein starkes Verlangen zur Rückkehr nach dem Schiffe einzuflößen. Noch eine heitere Nacht wurde gefeiert und früh am nächsten Morgen lichteten wir, um uns den Vortheil einer günstigen Fluth zu Nutze zu machen. Der Wind wurde jedoch zuletzt so streng, daß wir nur mit genauer Noth unter demselben bleiben konnten. Voll Theilnahme sahen wir die Anstrengungen der kleineren Boote, die mit uns Strich halten wollten, aber es nur bis auf eine Meile vom Herald vermochten. Dann schöpften sie Wasser bis zur Hälfte des Boots und sahen sich genöthigt, vor den Wind zu gehen und nach der Leeseite der Chamisso-Insel zu steuern, wo sie eine durchaus nicht angenehme Nacht verbrachten. Unser großes Boot war glücklicher; wir kamen um 2 oder 3 Uhr Nachmittags an Bord und bedauerten sehr, daß unsere Gefährten an der Wohlthat trockener Kleider und eines guten Mahles nicht Theil nehmen konnten. Erst am andern Morgen konnten sie das Schiff erreichen; obgleich diese letzte Nacht die Liebhaberei zu polarischen Picnics sehr abgekühlt hatte, so zweifle ich dennoch nicht, daß sie sich gern noch einmal wieder zu einem ähnlichen Vergnügen einschiffen würden.«

Am nächsten Tage wurden die erschöpften Vorräthe des Plover ergänzt. Er war nicht abgetakelt, auch hatte Commandeur Moore nicht die Absicht, es zu thun, bevor das Schiff nicht glücklich in der Bucht lag. Wegen eines Unwohlseins des Herrn Shedden, von der Yacht, wurde der Untersteuermann Parsons, vom Herald, beordert, die Yacht nach Mazatlan zu bringen.

Früh am Morgen des 29. September verließen wir Kotzebue-Sund mit einer frischen N. O. Brise. Die Niederungen waren bei unserer Abfahrt bereits mit Schnee bedeckt. Die Bäche flossen indessen noch, denn der ganze Septembermonat war in der That auffallend schön gewesen; meistens hatten strenge Winde aus östlicher Richtung geherrscht. Sobald wir den Sund verlassen, bekamen wir schlechtes Wetter. Am 2. October Morgens passirten wir die Behringsstraße unter heftigen Windstößen von N. N. W., und um Mitternacht des 11ten die Aleutianischen Inseln durch die Straßen von Amoukhta, 117° W. L. Diese Straßen sind 35 Meilen breit und frei von den Strömen, die sich in den übrigen Straßen dieser Inselkette finden.

Am 13. October erfuhren wir unter 47° 30′ N. B. und 167° W. L. einen heftigen Stoßwind von nördlicher Richtung, mit einer ungewöhnlich stürmischen See, die an Bord brach und unsere Decks überschwemmte. Am 19ten hatten wir, 43° N. B. und 160° W. L., einen anderen Stoßwind aus S. S. O. Von hier bis zum 14. November, wo wir im Hafen von Mazatlan Anker warfen, war nichts bemerkenswerth als das Vorherrschen von S. O. Winden auf 41° N. B., die uns bis auf 100 Meilen an die Küste von San Franzisco warfen, bevor wir N. W. W. erhielten.

Zu Mazatlan fanden wir die Nancy Dawson, welche am vorigen Morgen eingetroffen war, und die britische „Amphitrite".

Herr Shedden überlebte seine Ankunft in Mazatlan nicht lange. Von Haus aus schwächlich, hatte er sehr durch den plötzlichen Uebergang aus heißem in kaltes Klima, und von der mühseligen Reise gelitten, die er unternommen. Nachdem er sich in der Polargegend bereits so schlecht befunden, daß die Leitung der Nancy Dawson unserm Untersteuermann Parsons übertragen werden mußte, wurde sein Gesundheitszustand täglich schlechter, je weiter das Schiff sich der tropischen Gegend näherte, bis seine sterblichen Ueberreste am 17. November auf dem protestantischen Gottesacker von Mazatlan beigesetzt wurden. Die Officiere des Herald und der Amphitrite, so wie der britische Viceconsul und andere Residenten des Hafens erwiesen ihm die letzte Ehre.

Die Nancy Dawson verdient in der Geschichte der Seefahrt eine Erwähnung, weil sie die erste Yacht war, welche eine Reise um die Welt machte und bis Barrowspitze vordrang. Die edle Gesinnung, die Herrn Shedden zur Aufsuchung seines vermißten Landsmannes anspornte, wird von jedem fühlenden Herzen gewürdigt und künftigen Geschlechtern als ein Beispiel vorgehalten werden.

Capitel VIII.

Des Plovers Ueberwinterung in Kotzebue-Sund. — Herrn Pim's Reise nach Michaelowski.

Bevor wir den Herald auf seiner Untersuchung des Golfs von Californien begleiten, scheint es zweckmäßig, das Schicksal des Plover in dem langen polarischen Winter mitzutheilen. Das vortreffliche Tagebuch des Herrn Bedford Pim setzt mich dazu in den Stand. Derselbe gehörte bis zum 17. Juni 1849 dem Herald an und wurde bei der Vacanz, welche durch die Abreise der beiden Officiere nach dem Mackenzie-Flusse entstand, auf den Plover versetzt, bei dem er ein volles Jahr blieb.

„Die Abreise des Herald, schreibt derselbe, die Aussicht auf den langen Winter, die Einsamkeit und das traurige Ansehen der umliegenden Gegend steigerte in unserer Brust die Empfindungen, welche der plötzliche Verlust von Gefährten und Freunden immer verursacht. Auch die Eingeborenen, deren Leidenschaft zum Tauschhandel wir große Vorräthe von Fischen, Wild und Beeren verdankten, statteten uns am 9. October in ihren Baidars den letzten Besuch ab. Jetzt fühlten wir uns gänzlich von allem menschlichen Verkehre getrennt. Indeß allmälig gewöhnten wir uns an unsere Einsamkeit,

und suchten durch geistige und körperliche Bewegung die Zeit so angenehm als möglich zu machen.

„Das Wetter wurde kalt und ungestüm. Schneeschauer und Stürme wechselten in ununterbrochener Folge. Um Mittag des 17ten war die Temperatur der See 28° Fahr.; das Wasser begann Eis anzusetzen. Rasch bildete sich eine Eisdecke über die Bucht und nach dreißig Stunden hatte dieselbe bereits solche Stärke gewonnen, daß die Mannschaft ein schweres Boot eine längere Strecke weit über die Oberfläche tragen konnte. Eine Unterbrechung ließ jedoch nicht auf sich warten. Halb fünf Uhr Morgens des 20sten zerbrach eine Springfluth die ganze Eisdecke und nach zwei Stunden war keine Spur mehr davon zu sehen. Dieser Wechsel dauerte nicht lange. Am nächsten Morgen hatte sich eine neue Decke gebildet und am 23sten war dieselbe so stark, daß die Leute sich darauf begeben konnten, um das Schiff loszueisen. Am folgenden Tage fiel das Thermometer auf Null und der Einzug des Winters war gemacht.

„Diese Anzeichen machten die schleunige Einhausung des Schiffs erforderlich. Ein hölzernes Gerüst, mit Segeltuch und Deckleinen überzogen, diente als Dach. Einige Fenster öffneten dem Tageslicht, so weit von demselben noch die Rede sein konnte, den nöthigen Eingang. Drei Feuerstellen und ein Sylvester-Ofen, die von Zeit zu Zeit geheizt wurden, spendeten eine angenehme Wärme; kurz was die innere Einrichtung betraf, so hatten die Behörden des Seemagazins uns so vortrefflich mit Allem ausgestattet, daß wir uns eines hohen Grades von Gemächlichkeit erfreuten. Diejenigen, welche sich in den Ueppigkeiten einer civilisirten Gesellschaft befinden, lächeln hier vielleicht; allein in einer Gegend, wo selbst die

elende Hütte des Eskimo als eine Wohlthat erscheint und wo die Natur sich nur von ihrer frostigen, unfreundlichen Seite zeigt, wurden die Annehmlichkeiten, mit denen das Schiff ausgerüstet war, in ihrem vollen Werthe gewürdigt.

„Es war ein Glück, daß die Einhausung so rasch vorgenommen war, denn im October hatten wir ununterbrochen schlechtes Wetter bei niedriger Temperatur. Gegen Ende des Monats war das Eis 3 Fuß dick. Vor diesem Zeitpunkte war es jedoch durch den Wechsel von Ebbe und Fluth mehrfach aufgebrochen und zuweilen zu 20 Fuß Höhe getrieben; Anhöhen, Spitzen und Wälle waren gebildet, die einen malerischen Anblick gewährten und der beweglichen Phantasie leicht das Bild weitläufiger Ruinen vor die Seele riefen. Die Aurora borealis wurde mit dem Abnehmen der Temperatur häufiger und zeigte sich in immer größerem Glanze.

„Wir erwarteten, daß mit der Steigerung der Kälte Zeichen von thierischem Leben immer seltener werden würden. Dies war nicht ganz der Fall. Rennthiere zeigten sich in großer Menge und lockten die Jagdlust so sehr, daß einzelne Ausflüge unternommen wurden. Allein Unerfahrenheit und Uebereilung ließen uns kein einziges Thier erlegen, wohl aber wurden die Heerden so gestört, daß sie später nie mehr in unsere Nachbarschaft kamen. Schneehühner und Hasen waren häufig und die Jäger bereicherten oft unsere Tafel damit. Wölfe und Füchse belebten zuweilen die Scene; die ersteren kamen, vom Hunger getrieben, einige Male auf Schußweite und begannen ihr heiseres Geheul. Bären erschienen seltener; nur einer ließ sich während des ganzen Winters blicken.

„Obgleich November zu Ende ging, zeigte die Sonne doch noch ihre Kugel und ein Unterschied von 12° machte

sich unter dem Einflusse ihrer Strahlen bemerklich. Die Temperatur nahm fortwährend ab; der Wechsel war jedoch wenig fühlbar, da er bei schönem, ruhigem Wetter geschah; wir konnten uns immer in freier Luft Bewegung machen. Die Atmosphäre dagegen füllte sich um diese Zeit mit Eistheilchen, die sich rasch auf jedem Gegenstande, der ihr ausgesetzt war, ansammelten. Sie waren so klein, daß sie mit bloßem Auge nicht zu bemerken waren; allein sie zeigten sich deutlich, sobald eine geringe Wärme über sie erging. Die Folge davon war, daß das Bettzeug, statt an der Luft zu trocknen, unbemerkt von Feuchtigkeit durchdrungen war. Mehrere Erkältungen waren die Folge davon und gaben uns die Lehre, daß Gesundheitsmaßregeln der einen Gegend in einer anderen einen nachtheiligen Einfluß zu üben vermögen.

„Die Eingeborenen begannen zu Anfang dieses Monats ihre Besuche zu erneuern. Sie kamen aus erheblichen Entfernungen und um so häufiger, je weiter der Winter vorrückte. Sie erschienen jetzt als ganz andere Wesen. Ihre leichten, schmutzigen Sommerkleider waren gegen andere vertauscht, die dichter anschlossen und besser gemacht waren. Sie waren nicht länger das scheinbar furchtsame Volk, welches in den kleinen Baidars an die Seite unseres gewaltigen Schiffs heranruderte, sondern schienen das Bewußtsein zu tragen, daß sie sich in einem Elemente bewegten, für welches die Natur sie geschaffen. Ihr Schritt war fest, ihre Bewegungen gefällig, die Furcht vor dem weißen Manne war verschwunden und sie schienen mit uns auf dem Fuße völliger Gleichheit zu verkehren. So oft sie kamen, waren ihre Schlitten mit Wildprett, Fisch und Pelz beladen. Pelze brachten sie in großer Menge; weil dieselben mit Begierde gekauft

wurden, so vermutheten sie, daß wir Kaufleute wären. Selbst nachdem wir ihnen den Zweck unserer Ueberwinterung in Kotzebue-Sund auseinandergesetzt, hörten sie nicht auf, uns mit Zobel-, Hermelin-, Biber-, Fuchs- und anderen Pelzen von höherem und geringerem Werthe zu versehen. Die Fische waren von angenehmem Geschmack und nicht selten von bedeutender Größe. Eine Seebarbe, die wir für eine gemeine blaue Perle kauften, war dreiunddreißig Zoll lang und wog einundzwanzig Pfund.

„Einige Eingeborene kamen öfter an Bord; wir hörten von ihnen, daß sie häufig lange Reisen unternähmen. Wir schlossen daraus, daß sie Kenntniß der entfernteren Gegenden haben müßten und daß wir vielleicht einige schätzbare Winke zur Förderung des Zwecks unserer Reise erlangen könnten, wenn wir uns frei unter sie mischten. In Folge dessen wurde ein Ausflug nach dem Buckland-Flusse beschlossen. Der Commandeur Moore, Lieutenant Cooper und Herr Bourchier benutzten die Wiederkehr der Besucher und verließen das Schiff mit ihnen. Die beiden ersteren bestiegen Schlitten, der letztere ging zu Fuß. Wider Erwarten kehrte die Gesellschaft wenige Stunden nach dem Ausmarsche wieder zurück. Sie klagten über die zähe Sinnesart der Eingeborenen und ihre Abneigung ihnen förderlich zu sein. Der Dolmetscher aber gab eine andere Erklärung. Er hatte erfahren, daß die Eskimos über die harte Behandlung der Hunde und über die Benutzung des Schlittens zum Sitze für Personen unwillig gewesen wären. Bei späteren Ausflügen machten wir uns diese Mittheilung zu Nutzen und erfuhren eine bessere Bereitwilligkeit.

„Am 5. December begleiteten drei Officiere, die Herren

Bourchier, Stevenson und ich, eine Parthie Eingeborener zu ihren Yourts, oder unterirdischen Hütten, an der Hatham-Bucht, indem wir 36 Meilen in 48 Stunden zurücklegten. Zehn Tage blieben wir bei ihnen. Dieser Aufenthalt vermehrte unser Vertrauen so sehr, daß mehrere andere Reisen nach dem gastfreien Dorfe unternommen wurden. Von welcher Kürze diese Ausflüge auch waren, so gewährten sie doch den größten Nutzen, denn sie beugten dem Scorbut, diesem schrecklichen Feinde des Seemannes, vor und erhielten unsere Geister in fortwährender Thätigkeit, da es manche interessante Bemerkung über die Sitten, Gebräuche und die Sprache dieses außergewöhnlichen Volks zu erzählen gab.

„In einigen Fällen wurde das Vertrauen, das wir in die Eingeborenen setzten, mißbraucht. Ein Mann stahl eine Säge, ein anderer ein Bajonnet; andere waren frecher gewesen und hatten drei schwere Eisanker gestohlen. Dieser Diebstahl war von dem Spafarief-Stamme begangen; es wurden die Leute desselben schärfer ins Auge genommen und vom Schiffe gewiesen, als wir sie eines Tages auf der That ertappten. Ihr alter Häuptling wurde jedoch zurückgerufen; er stand einer großen Gegend vor, aus der wir unsere hauptsächlichsten Vorräthe bezogen; deshalb gebot die Klugheit ihn zu Freunde zu halten.

„Das Ende des Jahres nahete rasch und verkündete sich durch die geringe Dauer des Tageslichts. Am kürzesten Tage begann die Dämmerung gegen 10 Uhr Morgens und schon um 2 Uhr nach Mittag war sie zu Ende. Die Temperatur blieb im Abnehmen, jedoch nicht gleichmäßig, sondern an einem Tage hatten wir einige Grade über Null und am anderen eben so viel darunter. Am Nachmittage machte sich die Kälte

bitterlich fühlbar; das Thermometer stand auf 26° unter Null. Nichts desto weniger wurde dasselbe mit der üblichen Feierlichkeit begangen: die Schiffscompagnie speisete auf dem Deck; allein die kalte Luft wollte nicht beim Essen zusagen; wir waren froh, als Fisch, Wildprett und Plumpudding verzehrt waren und wir wieder hinunterschlüpfen konnten.

„Der Gesundheitszustand war im Allgemeinen vortrefflich; da der Capitain den Officieren erlaubt hatte, Ausflüge nach ihrem Gefallen zu machen, so vergingen die Monate Januar und Februar so gut als den Umständen nach gewünscht werden konnte. Die Ausflüge gingen nach Spafarief- und Hotham-Bucht. Im Januar waren sie am häufigsten, denn der Februar war so kalt, daß man nicht ohne dicke Verhüllung an die Luft gehen konnte und selbst so nicht genugsam gegen Frostbeulen geschützt war. Ja, am 12. Februar war die Kälte so stark, daß das Thermometer auf 43° unter Null fiel; Rum und Quecksilber gefroren fast augenblicklich, wenn sie an die Luft gesetzt wurden. Wir hofften daher sehr inständig auf milderes Wetter und begrüßten mit Freude die Zunahme des Tageslichts als den Vorboten einer freundlicheren Temperatur.

„Als der Herald 1848 Kotzebue-Sund besuchte, hörte er von den Eingeborenen, daß sich einige weiße Männer im Innern befänden. Diese Mittheilung, die aller zuverlässigen Angaben entbehrte, gab zu mancherlei Vermuthungen Anlaß, und war bereits vergessen, als der Plover im November 1849 eine andere erhielt, welche sagte, daß zwei Schiffe östlich von der Barrowspitze gesehen wären. Ich hatte immer die Ansicht gehegt, daß man vielleicht bessere Auskunft erlangen möchte, wenn man nach Michaelowski, einem russischen Fort, reise,

welches zwar südlich vom Kotzebue-Sunde liegt, allein den Vortheil hat, Verkehr mit mehreren Stämmen zu unterhalten. Die erhaltene Nachricht gab dieser Ansicht neuen Antrieb und bestimmte mich zu dem Erbieten, diese Reise zu unternehmen. Verschiedene Gründe, die nicht weiter hierher gehören, bewogen den Commandeur Moore, es damals abzulehnen.

„Am 10. März 1850 nun erhielt ich den Auftrag, meinen Plan auszuführen und den Dolmetscher Bosky mit mir zu nehmen. Am nächsten Morgen brach ich auf. Das Wetter war schön, die Temperatur stand 17° unter Null bei leichtem Südwestwinde. Die schlechten Wege und das schwere Gewicht der Schlitten, welche Vorräthe für funfzehn Tage, Waffen, Munition und andern Reisebedarf enthielten, gestatteten nur geringen Fortschritt. Wir gebrauchten fünf Tage bis wir ein Dorf in der Nähe der Quelle des Spafarief-Flusses erreichten. An diesem Platze, über den noch kein früherer Besucher gedrungen war, schied ich von einigen Officieren, die mich begleitet hatten. Sie nahmen nach des Capitains Befehle Schlitten und Hunde mit zurück. Jetzt begannen die eigentlichen Schwierigkeiten. Die Eingebornen wollten nicht mit ihren Hunden reisen und ohne den Beistand des Häuptlings würde ich nicht weiter gekommen sein. Er lieh mir einen Schlitten und einen Hund und vermochte einige seiner Landesgenossen, noch vier Hunde herzugeben, so daß mit den beiden, die mir eigen gehörten, die erforderliche Zahl vollständig war. Nach manchen Weitläufigkeiten bequemte sich ein Mann, mir als Führer zu dienen; obgleich die Bezahlung seiner Forderung meine Mittel bedeutend verringerte, so verstand ich mich doch gern zu diesem Opfer. Er theilte mir mit, daß wir in zwei Tagen die Küste von Norton-Sund

erreichen und jeden Abend ein Dorf antreffen würden, in dem Speise und Wohnungen zu haben wäre.

„Am 18. März gingen wir von dem betretenen Pfade ab und schlugen eine südöstliche Richtung ein. Nach wenigen Meilen zeigte sich, daß die Hunde nicht taugten. Es war nothwendig, den einen laufen zu lassen, ein anderer war zu jung, ein dritter zu alt zum Ziehen; so machten wir geringen Fortschritt. Beim Einbrechen der Nacht wurde zwischen einigen Fichten Halt gemacht, ein Feuer angezündet und etwas Thee und Suppe bereitet. So ein Winterbivouak bietet einen seltsamen Anblick. Die Reisenden setzen sich um das Feuer und vollziehen verschiedene Beschäftigungen; der eine schmilzt Schnee, der andere trägt Brennholz zu, während der dritte den Schlitten auspackt, die Rennthierdecken zum Nachtlager ausbreitet oder die Vorräthe zum Kochen anrichtet. Die Hunde, welche an die umstehenden Bäume gebunden sind, zerren an den Strängen, um die hingeworfenen Bissen zu erfassen, und erheben hin und wieder ihr langes heiseres Geheul, das die Scene nur noch trauriger macht.

„Am folgenden Tage gewannen wir mit Mühe und Noth den Gipfel einiger hohen Berge und bivouakirten jenseit derselben spät in der Nacht in einem bewaldeten Thale. Der nächste Morgen stellte mit Gewißheit heraus, daß die Hunde den Schlitten nicht weiter ziehen konnten, da sie seit drei Tagen keine andere Nahrung gehabt hatten als die Ueberbleibsel unseres Mahls, die nicht zu groß waren, da sie sich auf eingemachtes Fleisch und Schiffszwieback beschränkten. Einen derselben mußte ich erschießen, weil er krank und lahm war; wenn wir ihn im Schnee liegen ließen, so wäre ein langsamer Tod sein Schicksal gewesen. Ich hoffte zu gleicher

Zeit, daß das Fleisch desselben von den anderen gefressen würde, allein obgleich sie vor Hunger umkamen, wollten sie es nicht anrühren. Unter diesen Umständen mußten wir den Schlitten stehen lassen. Wir schoben ihn unter einige Bäume und bedeckten ihn so hoch mit Zweigen und Schnee, daß er dem Auge verborgen war. Mit der Hoffnung, ihn durch den Beistand der Eingeborenen wieder zu bekommen, zogen wir mit unseren Waffen und Proviant für zwei Tage weiter. Unser Weg lief durch einen dicht bewaldeten Landstrich; der Schnee war daher weicher und es war gut, daß wir alle im Gebrauch der Schneeschuhe geübt waren, sonst würden die Drangsale des Marsches sich mehr als verdoppelt haben. Bald nach dem Dunkelwerden rannten die Hunde voraus und stießen ihr heiseres Geheul aus, sichere Zeichen, daß das Dorf in der Nähe war. Endlich erschien es; wir eilten hinein und fanden es leer. So hatten wir nach dreitägigen Mühen den Platz erreicht, um die Ueberzeugung zu gewinnen, wie wenig auf die Versicherungen eines Führers zu bauen ist. Wir hatten jetzt nur noch Mundvorrath für einen Tag; nur die Hälfte der Reise war zurückgelegt und es lagen noch 80 bis 90 Meilen vor uns.

„Nach einer schlechten Nacht brachen wir mit dem frühen Morgen auf, fest entschlossen, das nächste Dorf zu erreichen. Die Gegend blieb waldig, allein sie kam unseren Vorräthen nicht mit einem Stück Wild zu Hülfe. Gegen Abend gewannen wir von einer hohen Hügelkette die Ansicht der Küsten von Norton-Sund. Der Weg abwärts zog sich lange hin und es wurde zehn Uhr, bis die Hunde die Nähe menschlicher Wohnungen anzeigten. Wieder keine Antwort, wieder keine Eingeborene, die uns grüßend entgegenkamen; wir überzeugten

uns in Bälde, daß keine lebende Seele in den Hütten war. Wir hielten Haussuchung, aber nur etwas Thran und einige Lederstücke wurden gefunden, die, so kärgliche Speise sie boten, die Hunde vom Hungertode retteten. Unsere Lage war nicht beneidenswerth. In diesen Gegenden thut Nahrung doppelt Noth; gegen die Tagesmühe, die wir ausgestanden hatten, war unser knappes Mahl von den Ueberbleibseln unseres Vorraths gewaltig mager. Hunger und Müdigkeit wurden jedoch bald vergessen; ein großes Rennthierfell, das wir in einer Hütte fanden, bildete eine willkommene Decke und nach wenigen Augenblicken lagen wir in einem tiefen Schlafe, dem ersten, dessen wir uns seit dem Dorfe Spafarief erfreueten.

„Dieser Ort schien die Ultima Thule unseres Führers zu sein. Fürwahr, er wußte, daß hier in einer Entfernung ein Dorf lag, und er war im Stande, die Richtung auszufinden, weiter ging seine Wissenschaft nicht. Ich war jedoch froh, daß er bei uns blieb, denn seine Erfahrung im Reisen konnte uns von Nutzen sein. Als wir eben aufbrechen wollten, bemerkten wir, daß wir den Taschen-Compaß vergessen hatten; so waren wir genöthigt, uns auf die gefrorene See zu begeben und der besonderen Gunst des Glücks zu vertrauen. Ein bleiches Schneetuch lag vor uns ausgespannt so weit das Auge zu blicken vermochte, und Meile nach Meile wurde durchmessen, ohne das flache Land zu entdecken, welches Cap Denbigh mit dem Festlande zusammenhält. Es war bereits Mitternacht vorüber, ehe wir nur den Fuß auf festen Boden setzten. Wir rasteten einen Augenblick und setzten sogleich den Marsch fort, so daß wir beim Anbruche des Tageslichts über die flache Landspitze des gegenüber liegenden Strandes schritten. Jetzt konnten wir unsere müden Glieder nicht

weiter tragen; auf die Gefahr hin zu erfrieren, legten wir uns nieder.

»Als der Tag etwas vorgerückt war, erklärte der Führer, daß er ein Dorf sähe. Mit großer Anstrengung schleppten wir uns zu den Hütten, um wiederum kein Zeichen von Leben zu treffen. Schon gewann die Verzweiflung die Oberhand und stumpfte uns gegen unser Schicksal ab: da erschien ein Weib und flößte uns neues Leben ein. Bald waren wir in warme Pelze gehüllt und mit Fisch, Thran und Beeren — eine willkommene Kost für verhungernde Menschen — bewirthet. Die armen Hunde, welche sechs Tage gefastet hatten, wurden nicht vergessen. Sie erhielten eine Unmasse von Fisch, den ich für ein Taschenmesser einhandelte, das ich glücklicher Weise bei mir hatte. Jetzt aber erklärte Bosky, daß er nicht weiter zu gehen vermöge. Der Scorbut brach bei ihm in beunruhigender Weise aus; seine Beine waren in der letzten Nacht mit Frostbeulen überzogen und gewährten einen jämmerlichen Anblick. Ueberdies hatte er beim Aufbruche von dem letzten Dorfe einen schweren Fall gethan. Nichts desto weniger hatte er in den zweiundzwanzig Stunden unserer letzten Tagereise mit uns gleichen Schritt gehalten, und ich kann die ruhige Geduld, womit er seine Schmerzen ertrug, nicht genug bewundern.

»Spät Abends kehrten die Leute von einer Jagdparthie zurück und brachten eine gute Beute von Rennthieren mit. Wir konnten an dem Mahle derselben keinen Theil nehmen, theils weil wir zu schläfrig waren, theils weil die Fischsauce, d. h. der Thran des genossenen Gerichts, unserm Magen nicht bekam. Wir erhielten jetzt die Gewißheit, daß uns zwei kleine Tagereisen nach einem russischen Vorposten bringen

würden, wo wir nach Bosky's Versicherung auf die freundlichste Gewährung aller Bedürfnisse rechnen konnten. Am nächsten Morgen brachen wir auf, und da die Eingeborenen in derselben Richtung gingen, so erhielt Bosky einen Platz auf ihren Schltiten, eine Begünstigung, die ich zuweilen theilte. Nach sechs Stunden kamen wir an eine einsame Hütte, deren Bewohner uns gastfreundlich aufnahmen und mit getrocknetem Salm, ihrem lieben Thran und Beeren bewirtheten, was nicht abgewiesen wurde.

„Eine gute Nachtruhe stärkte uns sehr. Wir trennten uns von dem Führer, der mit einem andern Eingeborenen nach dem Schlitten zurückkehrte. Bosky und ich machten uns am andern Morgen zu Fuß nach dem russischen Vorposten auf, dessen Entfernung 25 Meilen betrug. Wir hofften denselben mit der Nacht zu erreichen, allein wir hatten unsere Kräfte überschätzt, und obgleich wir öfters Halt machten, so war mein Begleiter doch bald außer Stande weiter zu gehen. Wir fanden den Leichnam eines Rennthiers, das von Wölfen über die Klippen getrieben zu sein schien; wir beschlossen, daß Bosky bei demselben liegen bleiben sollte, bis ich den Vorposten gefunden und ihm Hülfe gesendet hätte. Da es Nacht war, so hielt ich mich dicht an der Küste, um das Haus nicht zu verfehlen. Ich passirte mehrere Heerden von Wölfen, deren Geheul meinen Schritt beschleunigte, da meine Einbildung mir einen derselben in voller Jagd auf mich zeigte. Glücklicherweise erfuhr ich keinen Anfall und fand endlich das Haus, das ich sicher nicht bemerkt hätte, wenn ich mich nicht dicht am Lande gehalten. Die Bewohner schliefen. Ich rief sie auf und bestrebte mich, meine Geschichte durch Zeichen zu verstehen zu geben; verzweifelte

aber daran, als es sich darum handelte, Bosky's Lage begreiflich zu machen: auf einmal erschien mein armer Kamerad selbst. Die Furcht vor den Wölfen hatte seine Kräfte wieder angespannt und ihn glücklich bis an Haus geleitet.

„Bosky's Versicherungen über die Gastfreundschaft der Bewohner bestätigten sich völlig. Gregora, der Herr des Blockhauses, setzte täglich seine besten Vorräthe auf den Tisch, deren Wohlthat sich an der zunehmenden Gesundheit Boskys augenscheinlich zeigten. Als neun Tage verflossen waren und der Schlitten nicht eintraf, beschloß ich nicht länger zu warten. Ich schickte einen andern Mann zur Herbeischaffung desselben aus, setzte Bosky in einen gemietheten Schlitten und reisete weiter. Am 6. April, dem 26. Tage seit dem Abgange vom Schiff, erreichten wir St. Michaels-Fort und wurden von dem Commandanten Andrea Gusef aufs freundlichste empfangen.

„Anfangs war der Dolmetscher ganz von Frost erstarrt; allein er erholte sich allmälig. Durch seine Vermittlung erfuhr ich, daß einige weiße Männer an dem Ufer des Flusses lebten, den die Indianer „Ekko“ nennen, und daß der russische Handel bereits dadurch gelitten hätte. Ich schloß daraus, daß die Leute von der Hudson-Bai-Compagnie abgesandt sein müßten, und suchte Gusef einzureden, daß sie wahrscheinlich die Auffindung Sir John Franklins bezweckten. Weitere Nachfragen machten jene Annahme jedoch schwankend. Erstens waren sie schlecht mit Proviant versehen und hatten ihre Percussionsflinten gegen Nahrungsmittel vertauscht. Da die Compagnie nur Gewehre mit Feuersteinen, von denen sie große Massen in Lager hat, vertauscht, und es nicht wahrscheinlich war, daß die Beamten derselben sich von ihren Privatwaffen hätten trennen sollen, so schien es, daß jene Leute mit

der Compagnie in keiner Verbindung ständen. Zweitens mußte meiner Rechnung nach der Ort, wo sie sein sollten, zwei- bis dreihundert Meilen innerhalb der russischen Grenzlinie und weit hinauf am Flusse liegen — es ließ sich nicht annehmen, daß ein Engländer dorthin dringen sollte, um Geschäfte zu machen. Endlich wurde gesagt, daß die Gesellschaft aus zwei Officieren und zehn Mann bestände, offenbar die Mannschaft von zwei kleinen Booten, die mir aus guten Gründen nicht vom Mackenzie-Flusse gekommen zu sein schienen. Ich schloß daher, daß die Leute einen Theil von Sir John Franklins Expedition ausmachen müßten und suchte jeden Umstand über sie zu erforschen.

„Da das baldige Aufbrechen des Eises in Norton-Sund erwartet wurde, so verlor ich keine Zeit, zu überlegen, was am besten zu thun wäre. Entblößt von allem Nothwendigen, würde es eine Tollheit gewesen sein, zur Aufsuchung jener Leute aufzubrechen. Ich zog daher vor, nach dem Schiffe zurückzukehren, um meine Nachrichten mitzutheilen und die nöthigen Mittel zu einer längeren Fahrt zu erlangen. Da Bosky sich zu unwohl befand, um diese Reise wieder anzutreten, so gewann ich einen Halbfarbigen, Namens Reckeber, dessen Fähigkeiten so ziemlich dieselben waren, wie die meines bisherigen Begleiters. Gusef versah mich für den Rückweg mit den nothwendigen Gegenständen, deren Bedürfniß er aus eigener Erfahrung kannte.

„Bei Wiederaufnahme des Wegs vergaß ich nicht an meine Hunde zu denken; es gelang mir während des dreitägigen Aufenthalts in Gregora's Hause drei Centner zu bekommen, die bis zur Ankunft am Schiffe genügten. Am nächsten Morgen brachten die Eingeborenen den Schlitten, den wir

zurückgelassen hatten. Der Kaffer war von den Wölfen stark gerüttelt, das Brod verzehrt, allein sonst nichts beschädigt. Am nachfolgenden Tage reisete ich ab; ich wählte den Weg den wir gekommen. Bei einer passenden Gelegenheit vertheilte ich einige Geschenke an meine Gastfreunde, was mir jeden möglichen Beistand verschaffte, den sie mir für die Heimkehr zu gewähren vermochten. Wir wünschten ihnen Lebewohl und begannen den Weg über die breite Bucht, die Scene unserer früherer Drangsale — indessen nicht ganz ohne Unfall. Der Tag war trübe und regnicht; der Besitz eines Compasses sicherte uns nicht von einer Abschweifung vom Wege gegen die See hin, wo die Wellen an den Rand des Eises schlugen. Gleich darauf sahen wir offenes Wasser, welches mit Treibholz besäet war. Mit größter Eile suchten wir diesem gefährlichen Orte zu entkommen und erreichten gegen Mitternacht den Schutz des festen Landes. Hätte sich ein Wind erhoben, so wären wir höchst wahrscheinlich auf den zersprengten Eisschollen in die See getrieben.

„Am nächsten Abende erreichten wir das verlassene Dorf; wir fanden eine Familie, die sich darin niedergelassen, und erhielten von ihr einige Fische und Schneehühner. Letztere besuchen in großer Menge die Büsche der Küste und werden leicht von den Eingeborenen gefangen. Es gelang uns so viele zu schießen, als unser Bedarf erforderte. Auf dem höheren Lande thauete es bereits so stark, daß Bäche von einigen Fuß Tiefe über die Oberfläche des Eises rannen. Unsere Reise wurde dadurch erschwert, denn alles wurde naß und es mußten häufige Umwege gemacht werden. Endlich gewannen wir Spafarief-Dorf am 25. April, und das Schiff am 29sten.

„In der Zwischenzeit hatten die Eingeborenen mehrere Mittheilungen über die weißen Männer gebracht, die genau genommen in den Hauptpunkten mit denen der Russen übereinstimmten. Ich hegte große Hoffnung, wieder nach Michaelowski zurückkehren zu dürfen, um genauere Auskunft über die angebliche Nähe einer Gesellschaft Weißer einzuziehen. Zu meinem Erstaunen erklärte Commandeur Moore, daß er den Gerüchten keinen Werth beimesse und folglich meinen Plan, ins Innere zu dringen, nicht billigen könne.

„Während meiner Abwesenheit war die Ausmessung der Eschscholz-Bai begonnen; nach einer Erholung von etlichen Tagen wurde ich beordert, an der Operation Theil zu nehmen. Mit dieser Verstärkung wurde die Arbeit fortgesetzt, machte jedoch geringen Fortschritt, weil die Winterzeit zu weit vorgerückt war, der Schnee sehr rasch schmolz und Wasser sich auf der Eisdecke des Meeres ansammelte, so daß die Schlittenfahrten mühsam und beschwerlich wurden. Da das Wasser täglich zunahm und alle Verbindung mit dem Schiffe abgebrochen hatte, so wurde im Einklang mit den Instructionen des Commandeurs beschlossen, über die Elephantenspitze zu gehen. Die Passage führte durch zwei Bäche, welche etliche Tage zuvor unbedeutend gewesen waren; jetzt aber hatten sie das Ansehen von Flüssen bekommen. Die Hunde mußten hinüberschwimmen, während wir bis an die Brust ins Wasser gingen, um die Schlitten oben zu erhalten und vor dem Andrange des Treibeises zu schützen. Auf diese Weise erreichten wir das jenseitige Ufer ohne Schaden; nur war unser ganzes Gepäck durchnäßt worden.

„Das Seeeis wurde erreicht; allein der Uebergang über die Bucht stellte sich schwieriger heraus als wir erwartet hatten.

Das Wasser ging an manchen Stellen bis an die Achseln und zwanzig Stunden — von 2 Uhr früh bis 10 Uhr Abends — wurden erfordert, um eine Strecke von $6^1/_2$ Meilen zurückzulegen. Mit Verlust eines Schlittens erreichten wir nach drei Tagen, durchnäßt, verklommen und hungrig, die Elephantenspitze. Alle waren so erschöpft, daß an kein Aufschlagen eines Zeltes gedacht wurde, sondern Jeder, ohne Erfrischung zu nehmen, sich in seine Decken einwickelte und augenblicklich einschlief. Die Unmöglichkeit, die Aufnahme der Küste fortzusetzen, lag auf der Hand; ich begab mich daher am folgenden Abende zu dem Capitain und kehrte mit größter Eile zurück, um die Vermessungspartie zurückzurufen.

„Das rasche Nahen des Sommers zeigte sich überall. Zu Anfang Juni war das Land mit Ausnahme der Thäler, wo große Schneemassen zusammengewehet waren, frei von Schnee. Ein lebhaftes Grün legte sich über die Landschaft; Gänse und Enten hatten sich seit der ersten Maiwoche blicken lassen und kamen jetzt täglich in großen Zügen. Der goldfarbige Regenpfeiffer, die Schnepfe und zahllose andere kleine Vögel belebten die Luft mit ihrem Gesange; und das geschäftige Summen der Moskitos und das Rauschen von Bächen verkündete, daß der Winter vorüber und der Sommer eingezogen sei.

„Sobald die Wasserstraßen sich erweitert hatten und dem Schiffe freien Spielraum zu gestatten schienen, wurden alle Segel beigesetzt und der Versuch gemacht, den Durchgang zu ermöglichen. Allein das Schiff hatte kaum einige Yards zurückgelegt, so blieb es stecken und saß in dieser Lage mehrere Tage.

„Am 18. Juni kamen mehrere Eingeborene über das

Eis; indem sie mit großer Geschicklichkeit von einer Scholle auf die andere sprangen. Sie brachten einige Felle zum Tausch und sagten, daß die Bucht zu verstopft sei, um in den nächsten vierzehn Tagen eine Bewegung des Schiffs zu gestatten. Es war ihnen geglückt, einige weiße Wallfische und Seehunde zu fangen, von denen wir Massen in offener See bemerkt hatten. Da das Eis noch offen blieb, so machten alle Officiere, mit Ausnahme des Capitains und Lieutenants, eine Jagdstreiferei an den Buckland-Fluß. Die Passage machte sich ohne größere Schwierigkeiten, als daß wir ab und an das Boot vor entgegenkommenden Eismassen behüten mußten. Am 1. Juli kehrte die Gesellschaft wohlbehalten mit einer reichen Beute von wildem Geflügel zurück.

„Mittlerweile hatte das Schiff mehrere heftige Stöße von Eisschollen erlitten, welche dagegen getrieben wurden; glücklicherweise war ihm kein erheblicher Schaden zugefügt. Eine Vorstellung von der Gewalt der Eisschollen kann man sich daraus machen, daß das Schiff, obgleich es an hundert Faden Kette bei nur drei Faden Wasser lag, an die Küste von Chloris-Halbinsel getrieben wurde. Wir wurden zwar täglich mehr frei gelegt, allein es währte bis zum 14. Juli, ehe das Schiff zu dem Ankerplatze von Chamisso-Insel gelangen konnte, und selbst hier mußte noch große Vorsicht angewandt werden, weil mächtige Eisschollen, die aus dem Sunde trieben, gegen die Flanken desselben schossen.

„Da der Sommer weit genug vorgerückt war, so sahen wir alle der Ankunft des Herald entgegen und schaueten beständig nach der Gegend aus, von welcher das Schiff kommen mußte.“

Hier müssen wir Herrn Pim und seine unternehmenden Gefährten verlassen, um die Erzählung der Reise des Herald bei der Ankunft in den Hafen von Mazatlan wieder aufzunehmen.

Capitel IX.

Mazatlan. — Vermessungen. — San José. — Guaymas. — Inseln und Häfen des Golfs von Californien.

Wie groß war unsere Bestürzung, als wir bei Erreichung von Mazatlan vernahmen, daß die Cholera daselbst wüthe! Nach einer so langen Reise trafen wir statt der nothwendigen Erholung und Zerstreuung Tod und Trauer an. Man konnte kaum durch eine Straße gehen, ohne vor den offenen Läden zwei oder drei Leichname zu erblicken, die mit Blumen, brennenden Kerzen und allen den Todesdecorationen, welche die dortige Landessitte heischt, umgeben waren. In den Häusern der Eingeborenen wurden unablässig Gebete an die Jungfrau und alle Heiligen geschickt, und in den Wohnungen der Fremden herrschte eine peinliche, gedrückte Stimmung, die den gewaltigen Schrecken an den Tag legte, der alle Classen ergriffen hatte. Wo ein Gespräch über welchen Gegenstand immer angefangen wurde, wendete es sich sogleich auf die Plage des Tages — die Vorbeugungsmaßregeln, die Nothwendigkeit, sich vegetabilischer Nahrung zu enthalten, und den schädlichen Einfluß der Nachtluft. Diese letzte Vorsicht schien denn auch mit mehr als gewöhnlicher Sorgsamkeit beobachtet zu werden. Kaum trat Dunkelheit ein, so wurden alle Straßen öde. Nur einige Wächter und die Leute, welche

auf die zur Reinigung der Luft angezündeten Feuer achteten, waren zu erblicken. An einzelnen Abenden wurde jedoch diese Stille jeden Augenblick unterbrochen. Fakeln und Laternen, ein Priester und das Bild eines besonders verehrten Heiligen auf den Schultern von Negern, zogen durch die Straßen und hinterher eine Volksmenge, besonders Weiber, welche Gebete murmelte und von Zeit zu Zeit niederknieete, um den priesterlichen Segen zu empfangen.

Das Theater war geschlossen, die Stiergefechte ausgesetzt, um der Verbreitung der Krankheit vorzubeugen, aber sonderbarer Widerspruch! Lust und Festlichkeit herrschte in manchem Privathause, um was zu begehen? — den Tod eines Kindes! In den meisten Ländern sind die Eltern trostlos, wenn ein Sprößling ihres Hauses stirbt; nicht so in Mexiko. Wenn ein Kind im Stande der Unschuld, d. h. vor der Mannbarkeit stirbt, so glaubt man, daß es direct zum Himmel fahre und Engel werde, ohne den Weg durch das schreckliche Fegefeuer nehmen zu müssen. Sein Tod wird daher mehr für eine besondere Gunst des Himmels als für ein herbes Schicksal angesehen, und diese Anschauung erzeugt den fast gänzlichen Mangel der heiligen Bande, mit denen die Natur so weise Kind und Eltern verknüpft hat. Ein solcher Todesfall wird in der frivolsten Weise gefeiert. Keine Thränen werden vergossen, keine Klagen ertönen, alles schwimmt in Freude und Festlichkeit. Der Fremde glaubt bei dem Anblick der ununterbrochenen Folge von Polkas, Walzern und Contratänzen, er befinde sich auf einem Hochzeitsfeste, und er ist, ohne es zu ahnen, Theilnehmer einer Begräbnißfeierlichkeit.

Ein Protestant kann sich kaum einen Begriff machen, bis wohin dieser Glaube führt. Ich war einmal in dem Hause

einer europäischen Familie, als eine Nachbarfrau eintrat, um zu melden, daß ihr jüngstes Kind dem Tode entgegengehe. „Meine theuerste Dame!“ sagte sie, „mein Angelito (Engelchen) liegt im Sterben und ich komme, Sie zu bitten, ob Sie mir nicht eine Schachtel zu seiner Beerdigung geben können.“ Die Dame entgegnete, sie wolle nachsehen und wenn möglich der Bitte willfahren. Darauf fuhr die unnatürliche Mutter fort: „Die Pathin ist gegangen, um den Pater mit Musik zu schicken, daß er die letzte Oelung vornehme; und sie hat auch versprochen, die Musikanten und das Feuerwerk zu bezahlen, wenn mein Angelito auf den Camposanto (Gottesacker) gebracht wird. Ich habe eilig zu thun, um alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, damit nichts fehle, wenn es Unserer Lieben Frau gefällt, mein Angelito in den Himmel zu rufen.“ Das Kind starb Tages darauf und die ganze Nacht hindurch herrschten Tänze und Festlichkeiten in einem Hause, das mit Trauer erfüllt sein mußte.

Die Leichenfeierlichkeit selbst ist häufig eben so empörend. Der Leichnam des Kindes wird in den größten Pomp gekleidet und an einem Stabe aufrecht auf ein Gerüst gestellt. In dieser Stellung wird er auf den Schultern von Trägern durch die Straßen geführt und bei jedem Schritte hat man das widerwärtige Schauspiel, daß eine schwankende Bewegung des Kopfes erfolgt. Eine Bande Musikanten führen den Zug an; darauf folgen der Priester, die Leidtragenden — wenn man dieses Wort gebrauchen darf — und einige Männer, welche zur großen Erheiterung der Menge Raketen und Schwärmer werfen. In einigen Gegenden von Mexiko werden die Kinder sogar als Engel gekleidet, mit Gänse- oder Pelikanflügeln versehen, an ein Seil zwischen zwei Bäume gehängt

und in der Luft hin und her gewiegt, während die Freunde und Bekannten gleich einer Rotte Wilder im Kreise herumtanzen.

Wir blieben einige Tage im Hafen von Mazatlan, um unsere Gesundheit zu erholen, die von der langen Reise, dem häufigen Klimawechsel und den gesalzenen Speisen gelitten hatte. Einige Fälle von Scorbut hatten sich bei der Mannschaft gezeigt und selbst einige Officiere fühlten ein unangenehmes Schwellen der Füße und Beine, welches der Vorbote der Krankheit zu sein pflegt. Einige Tage länger auf der See würden die Krankenliste bedeutend vermehrt haben. Wir strebten sehr nach frischen Gemüsen; leider war Mazatlan augenblicklich ein schlechter Ort dafür; die Bewohner wollten aus Furcht vor der Cholera keine Gemüse kaufen, so daß die Landleute wegen Mangels an Absatz die Zufuhr derselben einstellten.

Die Mittheilungen, welche der Herald aus den Polargegenden gebracht hatte, konnten leicht eine Aenderung in den Plan der Admiralität bezüglich der Ausführung der Expedition Sir John Franklins bringen und die Mitwirkung unseres Schiffs ferner gefordert werden. Capitain Kellett beschloß daher die zur Auswechslung der Depeschen mit England erforderliche Zeit zur Vermessung eines Theils des Golfs von Californien zu verwenden. Die unfruchtbare Beschaffenheit dieser Gegend und die vorgerückte Jahreszeit flößten mir wenig Lust ein, das Schiff zu begleiten. Ich beschloß daher, eine Reise in das Innere von Mexiko zu unternehmen.

Cortez war der erste, welcher den Golf von Californien erforschte. Mehrere hierher geschickte Expeditionen hatten keinen Erfolg gehabt; er faßte daher den Entschluß, selbst einen

neuen Streifzug anzuführen. Hiervon wird der Golf von Californien zuweilen Cortez-See genannt. Diego Hurtado, Grijalva de Cordova, Vasquez de Coronados und Ferdinand de Alarchon entdeckten den Fluß Colorado und die Insel Cerros oder Cedros; allein Francisco de Ulloa war der bemerkenswertheste unter den Entdeckern. Dieser begann sein Tagewerk in jenem Streben begeisterter Frömmigkeit, gegen welches die bluttriefenden, unmenschlichen Handlungen der Spanier jener Zeit so schrecklich abstechen, daß wir zerknirscht ausrufen: Wehe dir, arme menschliche Natur! Wenn man weiß, daß diese Männer die Gefährten eines Cortez und Pizarro und jener Kriegerhorden waren, welche so gewaltige Veränderungen in diese Gegenden brachten; so schaudert einem, wenn man eine Stelle liest, wie die folgende: „Wir schifften uns in dem Hafen von Acapulco am 8. Juli des Jahres des Herrn 1539 ein, indem wir zu dem allmächtigen Gott fleheten, uns mit seiner heiligen Hand an die Orte zu führen, wo Er verehret sein und seinen heiligen Glauben ausgebreitet sehen will; und wir segelten von selbigem Hafen längs der Küste von Zacatula und Motosi, welche lieblich und reizend ist wegen der vielen Bäume, die dort wachsen, und wegen der Flüsse, die durch diese Gegenden fließen, wofür wir oft Gott, ihrem Schöpfer, danken.“ Allein wenn wir uns auch mit dem entschiedensten Unwillen von den Handlungen eines Cortez und anderer spanischer Krieger abwenden, so müssen wir doch der begeisterten Frömmigkeit der katholischen Missionäre Bewunderung zollen, die in Gegenden, wo menschliche Wesen auf der tiefsten Stufe der Verderbniß wohnten, alle Mißgeschicke der Armuth und des Elends ertrugen, um die Indianer zu bessern Sitten und zu reinerm Glauben zu bekehren. Obgleich ihr Wirken nur

geringe Spuren in der Welt hinterlassen; obgleich ihre Bestrebungen in das Wasser gepflügt, in den Sand gesäet zu sein scheinen, so bilden doch ihre ergebenen Tugenden immer eine leuchtende Seite in der blutgezeichneten Geschichte des spanischen Amerika. Der Name Californien ist für ewig verschmolzen mit der uneigennützigen Frömmigkeit der Franziskaner-Brüder. Lassen wir die Vorurtheile von Nationen, Sekten und Bildung beiseit, und bewundern wir, wo wir sie finden, uneigennützige Frömmigkeit, ergebene Ausdauer im Wohlthun, und Heldenmuth in Ertragung körperlicher Leiden, der selbst Veteranen, deren Handwerk der Krieg, zur Ehre gereichen würde.

„Der Herald“, so erzählt Herr Trollope, „segelte am 3. December 1849 in Begleitung der Yacht Nancy Dawson *) ab. Nach einer langwierigen Fahrt von fünf Tagen — die Entfernung beträgt nur 180 Meilen — ankerte sie in der Bai von San Jose del Cabo, wie sie heißt, um sich von anderen Orten desselben Namens zu unterscheiden; San Jose scheint nämlich bei den Spaniern in großer Verehrung gestanden zu haben. Die Rhede von San Jose ist offen und unsicher, Wasser ist leicht zu haben, Wind und Wetter sind unbequem, und bei Fluthzeiten mit N. W. Winden ist die Brandung an der Küste so stark, daß es nicht möglich ist anzulegen.

„Der Fluß San Jose giebt dem Thale ein Ansehen von Fruchtbarkeit, welches in Californien ungewöhnlich ist. Das Dorf ist unzusammenhängend und schlecht gebauet; es verdankt seine Entstehung dem letzten Kriege mit den Vereinigten

*) Die Nancy Dawson verließ, unter Commando von J. Hill, San Jose del Cabo am 9. December 1849 und kam im Juni 1850 in England an.

Staaten; hat aber nicht den Anschein, daß es sehr zunehme, obgleich die Erzeugnisse der Gegend in einem durchgehends so unfruchtbaren Landstriche wie Californien ihm Bedeutung verleihen müßten. Die Nachbarschaft besteht aus Kratern, kegelförmigen Bergen und Hochland, welche die deutlichen Spuren vulkanischer Thätigkeit an sich tragen. Pferde sind in Menge vorhanden; Stiere sahen wir besser als an irgend einem andern Theile der Küste.

„Die Behörden von San Jose waren in Furcht vor der Cholera, und weil sie besorgten, daß wir angesteckt sein möchten, da wir von Mazatlan kamen, wollten sie uns in Quarantaine halten; allein ein unverschämter Yankee kam ans Ufer gerannt und sagte, daß er vom Gouverneur beauftragt sei uns Lebensmittel u. s. w. anzubieten. Wir traten in Unterhandlung und vereitelten so durch einen Handschlag, wenn es so zu nennen, die Gesundheitsprobe. Später ergab sich, daß der Mensch durchaus keine Vollmacht hatte, und in jeder Hinsicht ein schlechter Charakter war. Wir vernahmen, daß er zu hundert Streichen auf einen Theil des Körpers verurtheilt wurde, die ihm für eine Weile das Reiten verleiden mußten.

„Nach Aufnahme der Bai, von der wenigstens erwähnt werden muß, daß sie eine ausgesetzte, wilde Rhede ist, setzten wir unser Fahrt fort und arbeiteten uns gegen die N. W. Winde an, welche an der californischen oder Westseite des Golfs herrschen. Diese Küste ist mit Inseln besäet und zeigt die ungewöhnlichste Formation. Schlösser, Thürme, scharfe Spitzen, Pyramiden, gewaltige Fortificationslinien zeigen sich hier in der ganzen Großartigkeit der Naturgebilde. Auf dem Rückwege nahmen wir eine Untersuchung der Golfseite vor,

die zu Cap San Lucas führt, nahmen aber den Vortheil wahr, in Guaymas einzusprechen, einem Hafen, den wir am Weihnachtstage erreichten.

„Guaymas ist wegen seiner Erdbildung bemerkenswerth, es ist ein Krater, der auf eine Halbinsel mündet, an deren Nordseite die Stadt liegt. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren zwei Bergspitzen, welche bei den Spaniern Tetas de Cabra (Geißwarzen) heißen; sie stehen an der Nordwestseite der Stadt und man thut gut, sich beim Anfahren nach ihnen zu richten, da die herrschenden Winde und Strömungen hier der Gewinnung des Hafens günstig sind. Cap Haro, eine steile, hohe Landspitze, die sich gleich einem Thurme erhebt, zeigt sich vier Meilen südlich vor dem Eingange des Hafens, und mehr dem linken Ufer zu liegt die Pajaros-Insel, schroff und steil wie die anstoßende Küste, die einen Schutzdamm vor der Mündung des Hafens bildet und einen sichern Ankerplatz zwischen dem Festlande und der Insel abgiebt. Der Hafen erscheint wie ein Gebirgssee, mit Inseln auf seiner Fläche, und die schlecht und weitläufig gebaute Stadt in der Ferne.

„Guaymas ist ein ziemlich erheblicher Handelsplatz. Seit 1833 hat es beträchtlich zugenommen, nimmt aber bereits wieder ab, trotzdem es eine Niederlage für englische und französische Güter bildet. Die nächste Stadt ist Petic, oder Hermosilla, welche von den Herren Billings und Hutchinson besucht wurde. Die umliegende Gegend ist überaus unfruchtbar. In den Thälern sind einige Bäume, hin und wieder ist eine Berghöhe mit Buschwald bedeckt, allein im Allgemeinen scheint das Land die Mühe der Menschen nicht zu vergelten; denn Dürre ist der mächtige Feind, welchen der Landbau hier zu bekämpfen hat. Von einem Astronomen wird es die

schönste Gegend der Welt genannt, aber von einem Landbauer die schlechteste. Der Cactus ist das hervorragendste Gewächs unter allen Pflanzen und Gesträuchen; er gedeihet in übermäßiger Ueppigkeit; ich möchte seine außergewöhnliche Beschaffenheit, die nur eine Masse succulenter Stoffe ist, ein mildthätiges Geschenk nennen, welches die Natur diesem dürren Erdreiche verlieh. Wo nur ein Bach vorhanden ist, entfaltet das Land große Fruchtbarkeit. In Guaymas ist kein Gebäude, welches der Erwähnung werth wäre; die Häuser sind schlecht gebaut und liegen unregelmäßig und zerstreut auseinander. Die halb zerfallene Stadt zählt zwischen 2—3000 Einwohner. Als natürlicher Hafen ist dagegen Guaymas einzig in seiner Art; das Land scheint vom Continente mit der Absicht, einen Hafen zu bilden, vorzuspringen. Wenn schon die Tiefe derselben für größere Schiffe nicht zureicht, da der Eingang nicht mehr als 15 Fuß Tiefe hält, so ist das doch nur ein kleiner Fehler, da sich zwischen Pajaros-Insel und dem Festlande eine völlig sichere Rhede ausbreitet.

„Unser Aufenthalt war sehr vergnügt. Die Einwohner zeigten sich sehr zuvorkommend und unser junges Volk — d. h. Alte und Junge miteinander — konnten ihrer Tanzlust reichliche Gewähr schenken. Tertullias, Bälle und Petit-Soupers waren an der Ordnung des Tages. Wir gaben einen großen Ball an der Küste, auf der Punta de Arena, wo ein geräumiges Zelt nebst Speisesaal aufgeschlagen wurde. Der Tanz währte von neun Uhr Abends bis vier Uhr früh. Die Schönheit der Mädchen kann ich zwar nicht rühmen; aber sie waren jung, guter Laune und liebten den Tanz über alle Maßen: sie schienen nie müde werden zu wollen. Unsere jüngern Leute verloren ihr Herz auf vierundzwanzig Stunden

und die leidenschaftlichsten und beständigsten wohl auch für achtundvierzig.

„Wir blieben hier einen Monat lang, um unser Schiff auszubessern und malen zu lassen. Am 1. Februar fuhren wir ab, besuchten San Marco und die Bai von Mulegi, nahmen die Santa Ineza-Inseln auf, ferner die Bai unter der mit Recht so geheißenen Landspitze Pulpito, und Point Mangles, das an der Küste wegen seiner vortrefflich bewaldeten Thäler berühmt ist. Von Point Mangles fuhren wir nach den Coronados-Inseln, maßen die Bai von Loretto, Carmen, die Danzanti-Inseln und Puerto Escondido. Am Sonntag, 24. Februar, erhielt eine Abtheilung, bestehend aus den Herren Hull, Anderson und meiner Person, mit dem großen Boote und dem Owen, Urlaub, während das Schiff an das jenseitige Ufer ging und die flache und gefährliche Insel Lobos untersuchte. Als dies geschehen, holte er uns von Salmas-Bai, Carmen-Insel, am Sonnabend, 2. März, ab. Unter-Californien bietet, trotz seiner Unfruchtbarkeit, durch seine eigenthümliche Bildung, ein großes Interesse. Wenn die Schatten des Abends sich niedergesenkt haben oder vor dem Anbruche des Tages, bieten die kahlen Gipfel und die von Cactus gekrönten Felsen ein Schauspiel, dessen großartige Schönheit ihres Gleichen sucht. Die Burgen des Mittelalters treten vor unsere Seele, wenn man diese seltsam geformten Gestade erblickt; obgleich man sie besucht, obschon man weiß, daß sie nur das Werk der Natur, so kann man sich dennoch der Täuschung nicht entschlagen, daß sie ein Gebilde der Menschenhand seien.

„Am 14. Februar kam ein kleiner Schooner in die Bai und landete seine Mannschaft, um Salz einzuholen. Diese

Leute waren genöthigt, Wasser und sonstigen Lebensbedarf mit sich zu führen, denn nichts ist in der Umgegend der Salzseen zu finden, von denen die Salinas-Bai den Namen führt. Auch auf San Jose-Insel sind solche Seen, jedoch nicht so gross. Sie haben ein seltsames Aussehen, weiss, wie vom Wasser getriebener Schnee. Wir fuhren mit unseren Messungen fort. Der Owen, mit Mr. Hull, ermittelte die Lage von Santa Cruz, die Südspitze der Insel Caralbo, während das Schiff die steile, wie eine Stadt aussehende Insel Farallon de San Ignacio an dem jenseitigen Ufer untersuchte und hierauf nach Ballena-Bai an der Insel Espiritu Santo zurückkehrte. Nachdem wir dieselbe untersucht, landeten wir an einer felsigen Stelle eine Meile nördlich von Ceralbo-Insel, fuhren von hier nach der Bai San Jose del Cabo und kehrten am 22. März nach Mazatlan zurück, wo wir das königlich britische Schiff „Inconstant“ fanden.“

Capitel X.

Reise ins Innere des nordwestlichen Mexiko. — Alt-Mazatlan. — San Sebastian. — Sierra Madre. — Copala. — Santa Lucia. — Durango. — Santa Teresa. — Rückkehr nach Mazatlan.

Von allen Staaten der Republik Mexiko sind Sinaloa, Durango und Chihuahua am unbekanntesten. Sie sind theils aus Furcht vor den wilden Indianern, theils aus Mangel der erforderlichen Mittel von den meisten Reisenden vermieden; und diejenigen, welche eine allgemeine Beschreibung des Landes gegeben, haben jene Gegend oberflächlich behandelt oder sich begnügt, die Hindernisse aufzuzählen, welche sie von dem Besuche dieses interessanten Theils der Conföderation abhielten. Für die Botanik und die Naturwissenschaft überhaupt sind die nordwestlichen Staaten ein unaufschlossenes Feld. Wenige Naturforscher sind hineingedrungen und die Mittheilungen von Liebhabern boten der Wissenschaft in der Regel etwas Neues.

Diese Aussichten ermunterten mich; ich verlor keine Zeit bei den Vorbereitungen zur Reise und verließ den Hafen von Mazatlan am 23. November mit zwei Mozos und eben so vielen Maulthieren für das Gepäck. Die Lagunen und Manglesümpfe, welche die Stadt umgeben, der abscheuliche Geruch und die ungesunden Dünste, die sie über die Gegend breiten, machten die ersten vier Stunden meiner Reise unan-

genehm. In dieser Entfernung hob sich die Straße sanft in die Höhe und eine reinere Luft machte sich geltend, ohne daß die Gegend erheblich besser geworden wäre. Es war in der heißen Jahreszeit; die meisten Pflanzen waren ohne Blätter, die Gräser waren sämmtlich versengt, und wenn sich auch hier und da einige immergrüne Feigenbäume, Acacien und baumartige Cactus oder einige weiße Blüthen von Palo blanco (Ipomoea arborescens, Don) sehen ließen, so waren sie doch zu vereinzelt, um der Landschaft Leben oder freundliches Aussehen zu ertheilen.

Gegen Mittag erreichte ich den Fluß Mazatlan, passirte denselben ohne Schwierigkeit, und betrat die alte Stadt desselben Namens, die zum Unterschiede El Presidio de Mazatlan genannt wird *). Früher in blühendem Zustande, ist sie seit dem Aufschwunge des Hafens und der Uebersiedelung der reicheren Einwohner zu demselben, eine völlige Ruine geworden. Man trifft manches prächtige Gebäude im maurischen Styl, mit langen Colonnaden, Schwibbögen, steinernen Pilaren und schönen offenen Gärten; aber jedes Jahr legt sie mehr in Trümmer. Selbst die Kirche wurde so schlecht unterhalten, daß nur noch die Mauern davon standen. Die Glocken waren schon längst hinter dem Dache her gefallen und hingen jetzt an einem Gerüste, wo sie abendlich geläutet wurden, um die Bewohner an die Stunde der Vesper zu mahnen.

Eine Herberge, oder Mesón, verhieß den Reisenden und ihren Thieren Bequemlichkeit. Mein Führer mochte vielleicht schon eine Erfahrung gemacht haben, die mir für die Rück-

*) Der Name kommt von den Aztec-Wörtern mazatl, Hirsch, und tlan, Gegend, und bedeutet „Hirschgegend", eine Benennung, die sie verdient, da das Hochwild daselbst sehr zahlreich vorhanden ist.

kehr aufbehalten blieb; er vermied dieselbe und führte mich zu dem Hause seines Compadre (Pathen). Dieser war ein Schulmeister, den wir antrafen, als er eben seine Zöglinge entließ. Er empfing uns mit großer Höflichkeit und stellte uns sein Haus zur Verfügung. Die Thiere bekamen hinreichend Sacate (Maisstroh), wir selbst nahmen etwas getrocknetes Rindfleisch (Tasajo), Eier und Platanen zu uns. Dann setzten wir unsere Reise fort und kamen gegen Dunkelwerden zu der Stadt San Sebastian, oder La Villia, wie sie zuweilen genannt wird.

Ich hatte den Ort bereits 1848 in Begleitung meines Reisegefährten Robert Pakenham, besucht; so erschien ich auf einmal in dem Hause eines alten Bekannten, Don Alejandro Bueso. Er und seine Familie hießen mich herzlich willkommen, umarmten mich nach mexikanischer Sitte und drückten mir wiederholt die Hand. Ich hatte lange zu thun bis ich die Fragen beantwortet, welche der Gastherr, seine Gemahlin und die Töchter an mich richteten. Als dem endlich Genüge geschehen, begannen sie ihre kleinen Schicksale auszukramen, die in der süßen castilischen Sprache und mit der Offenheit, welche die Spanier auszeichnet, vorgetragen, nicht anders als mich fesseln konnten. Nach dem Abendessen hatte ich eine lange Unterredung mit Don Alejandro, in deren Verlaufe er mir mittheilte, daß er in Verbindung mit einem deutschen Kaufmanne von Mazatlan den Bau einer der Kupferminen von Malpica unternommen habe. Die Wärme, mit der er davon sprach, ließ mich erkennen, daß eine Saite berührt war, die immer den höchsten Anklang in der Brust der spanischen Amerikaner findet: denn Bergbau und schleuniger Reichthum sind bei ihnen gleiche Begriffe.

San Sebastian liegt gegen 1000 Fuß über der See; sein Klima ist daher gesunder als das von Mazatlan. Es hat drei Kirchen und 300 Privatgebäude. Die Zahl der Bewohner beläuft sich ziemlich auf 1000, die einigen erheblichen Anbau von Mais und Maguei (Agave) treiben und aus letztern Aguardiente de Maguei, ein äußerst berauschendes Getränk, bereiten. Das Fällen von Campescheholz (Haematoxylon Campechianum, Linn.), oder Brasil, wie es die Mexikaner nennen, ist eine andre Erwerbsquelle. Das Holz, namentlich von den Stämmen der Bäume, welches doppelt so theuer als von den Zweigen bezahlt wird, geht in großen Massen nach Mazatlan und bildet, Geld (besonders Dollars) ausgenommen, den einzigen Ausfuhrartikel. Der Campescheholz-Baum ist von mittlerer Größe und hat tiefe, natürliche Furchen, welche ein Lieblingsaufenthalt der Schlangen sind. Wie sehr diese Reptilien sich darin verbergen, kann man daraus erkennen, daß sie oft erst entdeckt werden, nachdem das Holz geschnitten, auf dem Rücken von Maulthieren an die Küste geführt, auf- und abgeladen, und an Bord der Schiffe gebracht worden, die es fremden Ländern zuführen sollen.

Anfänglich war die Straße von San Sebastian sehr eintönig; sie lief durch Maguei-Pflanzungen, die sich durch ein steifes, unförmiges Aussehen bemerklich machten. Gegen Nachmittag kam ich in eine mannigfaltigere Landschaft, an den Fuß der Anden, an Sierra Madre, wie sie hier genannt werden. Die erdrückende Atmosphäre verschwand bei jedem Schritte mehr, die Luft wurde kühler und für europäische Constitution angenehmer, und obgleich die ungemeine Trockenheit noch anhielt, zeigten sich einige Schößlinge von Eichen und Fichten. Am Abende des 26. November erreichte ich

das Dorf Copala, und am folgenden Tage das Dorf Santa Lucia.

Täglich begegneten mir Züge von Auswanderern, welche zu Land von den Vereinigten Staaten kamen und über Mazatlan nach Californien wollten. Sie waren meistens ihrer zwanzig bis dreißig beisammen. Einige von ihnen waren anständige Leute, allein die größere Zahl schien der Abhub der Gesellschaft zu sein; sie bestahlen die Mexikaner, wo sich nur eine Gelegenheit bot, nahmen Mais weg, tödteten Geflügel und verweigerten die Bezahlung von verabreichten Gegenständen. An manchen Orten hatten sich die Eingeborenen genöthigt gesehen, ihre Vorräthe und Lebensmittel zu verstecken, und es kostete lange Ueberredung, bis sie mir die begehrten Artikel zukommen ließen. Da in Mazatlan eine ansehnliche Summe für die Ueberfahrt nach Californien bezahlt werden mußte und die Finanzen mancher Auswanderer eben nicht in blühenden Zuständen sein mochten, so hatte eine beträchtliche Zahl derselben vor der Einschiffung Theil an den Guerillas gegen die Comanchen und Apachen genommen, wofür sie eine gute Bezahlung von der mexikanischen Regierung erhielten.

Von allen Orten, die ich in Mexiko gesehen, gefiel mir keiner so wie Santa Lucia. In einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meere, das ganze Jahr hindurch mit einem gemäßigten Klima gesegnet, liegt es in einem romantischen Thale, welches von Bergen eingeschlossen wird, die eine Aussicht auf den Stillen Ocean gewähren. Die Wohnungen der Indianer liegen vereinzelt auf dem wellenförmigen Grunde inmitten der prachtvollen Vegetation, in der sich die reizenden Formen der Tropen lieblich mit der Flora der gemäßigten Zone

verschmelzen. Die Acacie steht neben der Eiche, der Fichte und stolzen Umbelliferae; Compositae sind gemischt mit Alstroemeriae, Copheae, Lobeliae und Lophospermum, aus denen Kolibri Nektar saugen. Fast jede Hecke ist mit der glänzenden Schlingpflanze Ipomoea Schiedeana, Ham. überdeckt, deren Blumen so groß (4—5″ im Durchmesser) und so dicht neben einander sind, daß die ganze Pflanze ein blauer Streifen zu sein scheint; deshalb heißt sie in der Volkssprache Manto de la Virgen, Muttergottesmantel. Eine andre hiesige Pflanze von großer Schönheit, die Noche buena oder Catalina der Mexikaner (Poincettia pulcherrima), ist gegenwärtig in Europa häufig. Ein Extract der Deckblätter giebt mit Kalkwasser vermischt eine vortreffliche Scharlachfarbe.

Von Santa Lucia ging ich nach Ocotes — einem Orte, dessen Name von Ocote herkommt, einer Fichte, von welcher Pech gewonnen wird — und erreichte am 1. December den Rancho Guadelupe, welcher etwa 6000 Fuß über dem Meere liegt. Eichen und zapfentragende Bäume machen den größten Theil der Vegetation aus. Während des Aufsteigens zum Gipfel der Sierra war die Temperatur allmälig gefallen, ohne indeß den Gefrierpunkt zu erreichen. Bei weiterem Fortschreiten nahm alles einen winterlichen Charakter an und ich überzeugte mich, daß meine beste Erndte vorüber sei. Bei 8000 Fuß verschwand die immergrüne Eiche und die Fichte blieb der einzige Baum. Von Kräutern blieben nur noch braune Blätter; die kleinen Bäche, welche in niedrigerer Erhebung die Waldpartien belebten, waren ein bis zwei Zoll dick mit Eis bedeckt. Die Nächte brachten eine bittere Kälte; umsonst versuchte ich einige Stunden zu schlafen; es war selbst dicht am Feuer unmöglich.

Die Ansiedlungen in der Sierra Madre sind gering an Zahl und vermöge der Trägheit der Bewohner schlecht mit den Bequemlichkeiten des Lebens versehen. Mais, Bohnen und Chili (Capsicum sp.) ist alles, was der Reisende bekommen kann. Von Mais werden kleine Kuchen gebacken, Tortillas oder Gordas de maiz mit Namen, auf deren Bereitung die Frauen beinahe ganze Tage verbringen. In der That nimmt die Zubereitung so viel Zeit weg, daß in Städten und auf größeren Besitzungen die reicheren Leute eine Tortillera halten, eine Person, welche nichts thut als solche Kuchen machen. Bohnen dürfen das Nationalgericht von Mexiko genannt werden; sie beschließen jede Mahlzeit bei Arm und Reich und ohne dieselben würde dem Mexikaner etwas an einem guten Mahle fehlen, wie dem Hawaiianer ohne seinen Poi und dem Indianer ohne sein Allerlei. Es wird jedoch nur eine einzige Art gegessen; dieselbe ist braun und heißt bei den Aztecs Yetl, bei den neueren Mexikanern Frijol, bei den Botanikern Phaseolus Hernandezii. Das Essen von Tortillas und Bohnen, mit Chili gewürzt, war schon vor der Eroberung von Mexiko gebräuchlich und ist wahrscheinlich uralt. — Wenn man sich der Westküste nähert, werden Lebensmittel häufiger; nur gerade bei Mazatlan, wo immer nach frischem Gemüse starke Nachfrage Seitens der Schiffe, welche daselbst einsprechen, gehalten wird und stets ein beachtenswerther Preis dafür zu erlangen wäre, sind die Leute zu träge, um Feldbau zu treiben. Nur etwas Bataten, Bananen, Kohl und Tomaten sind zu haben. Verdolaga (Portulaca oleracea) wächst wild in der Gegend und wird grün auf den Tisch gebracht. Etwas mehr Früchte und Gemüse

erzeugt San Blas, doch steht es weit hinter Panama oder Guayaquil zurück.

Ich setzte meine Reise über große Ebenen fort und berührte Cayotes, El Salto, Llano Grande, Navios, Los Miembres und Rio Chico, sämmtlich elende Hütten. Der Weg über diese Hochebenen ist im Winter nicht ohne Gefahr. Der immer azurblaue Himmel bezieht sich unversehens mit Wolken, Schnee beginnt zu fallen, und der Reisende sieht sich auf der Straße abgeschnitten. Liegt eine Hütte in der Nähe, so mag er sich retten, wo nicht — und es ist nur zu oft der Fall, da zwanzig bis dreißig Meilen zwischen den menschlichen Wohnungen liegen — so ist er mit seinen Thieren den größten Beschwerden preisgegeben. Es möchte noch angehen, wenn dies die einzige Noth wäre; aber fast auf jeder Meile sieht der Wanderer einen oder mehrere Steinhaufen, auf deren Spitze hölzerne Kreuze stehen: es sind Denksteine, deren jeglicher den Platz bezeichnet, wo Menschen von Räubern erschlagen worden. An einigen Stellen sind sie so zahlreich, daß der Platz einem Begräbnißplatze gleicht. In anderen Gegenden freuen sich die Leute, sich auf einsamer Straße zu begegnen — „Similis simili gaudet"; aber hier spähet einer den andern geradezu aus, sie berechnen ihre Stärke, sie bereiten sich gegen einen Angriff vor. Schweigend kommen sie näher, messen einander mit argwöhnischen Augen, bis beide den üblichen Gruß äußern und jeder nach seiner Richtung abzieht. Es ist ein trauriges Leben, wenn man jeden seiner Nebenmenschen mit Mißtrauen beobachten muß und keinen Schritt ohne den Schutz der Waffen vornehmen darf.

Bei meiner Ankunft in Durango luden mich mehrere fremde Residenten ein, bei ihnen zu bleiben. An Herrn

Washington Kerr, einen amerikanischen Kaufmann, hatte ich einen Empfehlungsbrief des britischen Viceconsuls Talbot zu Mazatlan. Er war der Erste gewesen, der mich einlud, so nahm ich meinen Aufenthalt in seinem Hause. Ich kann die mir von ihm wie von anderen Fremden erwiesene Gastfreundlichkeit nicht zu viel rühmen. Sie behandelten mich mit der größten Aufmerksamkeit und immer werde ich mich mit dem Gefühle der Dankbarkeit ihrer liebevollen Theilnahme erinnern. Während meines kurzen Aufenthalts machte ich die Bekanntschaft dreier Personen, die mir von mehr als gewöhnlichem Interesse waren. Die erste war eine Nichte Bolivar's, eine vollendete Dame, welche fünf europäische Sprachen mit der größten Geläufigkeit sprach, und gegenwärtig an einen deutschen Kaufmann, Herrn Lehmann, verheirathet ist. Der zweite war ein Abkömmling Montezuma's, des Kaisers von Mexiko, der deshalb von den Einwohnern El Emperador genannt zu werden pflegte, und einen Posten an der Münze bekleidete. Ich glaubte in seinem Gesichte eine gewisse Aehnlichkeit mit den Zügen zu entdecken, welche das Antlitz seines großen Ahnen ausgezeichnet haben sollen. Zum dritten nenne ich Don F. Ramirez, den Historiker, welcher Prescott's vortreffliche „Geschichte der Eroberung von Mexiko“ ins Spanische übersetzt und dieselbe mit einem Bande Anmerkungen und Zusätze bereichert hat. Ramirez besitzt eine tiefe Kenntniß der Aztec-Zeichenschriften und denkt eine Darstellung der Urgeschichte der Anahuac-Stämme, ihres Ursprungs, ihrer Wanderungen und der endlichen Niederlassung auf den Ebenen von Mexiko herauszugeben. Er hat eine sehr bedeutende Büchersammlung, die jedes Buch enthält, das den entferntesten Bezug auf sein Lieblingsstudium hat, von dem umfang-

reichen Werke des Lord Kingsborough bis zum kleinsten Pamphlet.

Die Stadt Durango liegt in einer weiten Ebene etwa 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, und ist in regelmäßigen Vierecken erbauet. Sie wird zuweilen Ciudad de los Alacranes genannt, weil sie besonders in den Sommermonaten von Skorpionen heimgesucht wird, die für sehr giftig gehalten werden und den Tod vieler Leute verursacht haben sollen. Dieselben sind so überhäuft, daß die Regierung sich genöthigt gesehen hat, einen Preis auf ihre Vertilgung zu setzen. Ob wirklich ein einzelner Biß zu Durango lebensgefährlich ist, habe ich nicht mit Zuverlässigkeit ermitteln können; allein mich versicherte ein Herr, dem ich Glauben beimessen darf, daß er einen Knaben von mehreren Bissen habe sterben sehen. Der Knabe hatte Skorpionen in eine Flasche gesammelt und dieselbe unter sein Gewand, auf der Brust verborgen. Er mischte sich darauf ins Spiel mit anderen Knaben, fiel und zerbrach die Flasche. Die Skorpionen fielen sogleich über die nackte Brust her und spritzten ihr Gift ein. Der arme Knabe verschied am folgenden Tage.

Die Häuser haben etwas vom maurischen Styl, schöne Colonnaden, Bögen und Hofräume. Die letzteren sind meistens mit Apfelsinen- und Granatbäumen bepflanzt und dienen gelegentlich auch zu Ballräumen, in welchem Falle sie überzogen und mit Teppichen belegt werden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die Kirchen und Klöster die schönsten. Es ist auch ein Theater vorhanden, das sich jedoch in schlechtem Zustande befindet, und eine Plaza de Toros, wo fast jeden Sonntag Nachmittag Stiergefechte gehalten werden. Die Hauptpromenade ist die Alameda, ein mit Pappeln, Wei-

den; Eschen und Rosen bepflanzter und mit zahlreichen Steinbänken versehener Platz; derselbe wird in schönster Ordnung gehalten und Nachmittags, namentlich Sonntags, hält es alle Welt, Reich und Arm, für eine Nothwendigkeit, hierher zu gehen, sei es zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen.

Das Klima ist wie in dem größten Theile des mexikanischen Hochlandes, trocken, aber angenehm. Uebermäßige Hitze oder Kälte kennt man nicht. Gegen Ende Februar hören die Nachtfröste auf und der Frühling beginnt. Pappeln und Weiden treiben grün, Pfirsiche und Aprikosen entfalten ihre Blüthen. Aber die Wärme ist nicht vermögend, die gesammte Natur zu erwecken, obgleich sie während der Monate April und Mai stark zunimmt. Die Felder bleiben dürr, bis Ausgangs Mai oder Anfangs Juni belebende Regen eintreten, die bis in die erste Septemberwoche dauern. Nach wenigen Tagen ist alles lebendig geworden und die Vegetation schreitet mit außerordentlicher Raschheit fort. Der Winter ist nicht streng; im October beginnen die Nachtfröste; Schnee fällt selten und bleibt nie lange liegen.

Die Umgegend von Durango ist dürr und dünn bewaldet; sie weis't nur sieben Species einheimischer Bäume auf, nämlich: eine Weide, eine Acacie, eine Prosopis, einen Crataegus, Taxodium distichum, Casimiroa edulis und Yucca aloifolia. Diese bilden mit etlichen Sträuchern Acanthaceae, Compositae, Scrophularineae und Cacteae und den überall herrschenden Agaven den Hauptbestandtheil der Flora. Die runden Cacteae, von den Eingeborenen Visnagas geheißen, werden stark zur Bereitung eines Backwerks benutzt, das in den Straßen der Stadt unter dem Namen Dulce de visnagas feil geboten wird. Ungefähr eine Meile nörd-

lich von der Stadt liegt der Cerro de Mercado, ein eisenhaltiger Berg, den Opuntias bedecken.

Die Gärtnerei steht in der Stadt Durango auf niedriger Stufe. Von Kunst kann durchaus keine Rede sein. Die ganze Pflege, welche man auf Früchte und Gemüse verwendet, besteht darin, daß der Boden etwas aufgelockert, bepflanzt und bewässet wird. Obgleich unter solchen Umständen viele der europäischen Nutzpflanzen nicht gedeihen, so wachsen jedoch andere sehr üppig.

Die verschiedenen Kohlarten erreichen einen hohen Grad von Vollkommenheit. Der braune, weiße, rothe und Savoyer Kohl sind ausgezeichnet, alle werden aber übertroffen von dem Blumenkohl. Köpfe des letzteren von zwei Fuß im Durchmesser, von denen ein einziger eine Eselsladung ausmacht, sind keineswegs ungewöhnlich. Die Mexikaner ziehen ihn nicht aus Samen, sondern pflanzen ihn durch Stecklinge fort, welche von den wieder austreibenden Strünken gewonnen werden und zwei Jahre gebrauchen, um auszuwachsen. Der aus europäischen Samen gezogene Blumenkohl erreicht nie diese Größe, daher die Ausbildung weniger klimatischen Verhältnissen, als der Fortpflanzungsmethode zugeschrieben werden muß. Kohlrabi, Lattich, Rüben, Steckrüben, Gurken und Melonen werden mit Erfolg angebaut. Erbsen kann man das ganze Jahr hindurch haben. Vom Spargel ißt man nur das aufgeschossene grüne Kraut, die noch weißen Sprößlinge führen den Namen Asparago de los estranjeros (Spargel der Fremden), da dies Gemüse in solchem Zustande zu essen durch Europäer bekannt wurde. Kartoffeln kommen vortrefflich fort.

Von Schalenobst hat man Aepfel, Birnen und Quitten.

Die Aepfel, obgleich sie reichlich tragen, entbehren des Wohlgeschmackes, welcher sie im nördlichen Europa auszeichnet. Birnen sind ziemlich gut, auch läßt sich dieses von der Quitte sagen, einer Frucht, die sehr viel zu „Dulce“ benutzt wird. Unter dem Kernobst sind es vorzugsweise die Pfirsiche, von denen man viele Spielarten zieht und durch ein üppiges Gedeihen derselben belohnt wird. Pflaumen und Zwetschen sind ebenfalls häufig. Kirschen hat man bis jetzt noch nicht eingeführt; eben so verhält es sich mit der echten Kastanie, welcher das Klima gewiß zusagen würde. Erdbeeren wachsen vortrefflich und tragen reichlich Früchte. Ueber das Gedeihen der Himbeeren, welche erst kürzlich eingeführt sind, läßt sich noch nicht entscheiden.

Von einer Stadt, in welcher der Anbau von Nutzpflanzen noch auf so niedriger Stufe steht, ist es kaum zu erwarten, daß die ästhetische Gärtnerei sich einer höheren Ausbildung zu erfreuen habe. Es ist keineswegs zu verkennen, daß die Einwohner Durango's Gefallen an Blumen finden, wenngleich ihnen der feinere Geschmack für dieselben abgesprochen werden muß. Die Höfe der Häuser sind mit Apfelsinen, Chirimoya und Granatbäumen bepflanzt, in den Gallerien erblickt man Töpfe, in denen Rosen, chinesische Chrysanthemen, Levkojen, Pelargonien und Agapanthen gezogen werden. Doch hierauf scheint sich die ästhetische Gärtnerei zu beschränken. Eigentliche Blumen- und Lustgärten im europäischen Sinne des Wortes kennt man nicht. Außerhalb der Stadt befinden sich einige Alleen aus Pappeln, Weiden und Eschen, in denen Rosengebüsche und Sitze für die Spaziergänger angebracht sind. Einige der ansässigen Fremden besitzen niedliche Blumenanlagen, doch selbst diese Schöpfungen erheben sich nicht über

den Rang der Hausgärten. Besondere Erwähnung verdient der Garten des Dr. Kegel, der am westlichen Ende der Stadt gelegen und deshalb wichtig ist, weil aus demselben eine Menge von Nutzpflanzen, welche dieser eifrige Gartenfreund aus Europa kommen ließ, verbreitet worden sind. Eine Anzahl von Früchten und Gemüsen, die jetzt die Tafel der Mexikaner schmücken, wurden durch Dr. Kegel eingeführt; auch war er der Erste, welcher in diesem Theile der mexikanischen Republik ein Orchideenhaus erbaute.

Die vorzüglichsten einheimischen Früchte sind: der Tejocote, oder Texocotl (Crataegus Mexicana, DC.) und der Zapote blanco (Casimiroa edulis, Ll. et Lex.), eine Aurantiacea. Letzterer ist ein Baum, der einen merkwürdigen Trieb hat, sich den verschiedenen klimatischen Verhältnissen anzubequemen. Er wächst von der Küste bis zu einer Erhebung von 7000 Fuß und bringt überall die reichlichste Menge köstlicher Früchte hervor. Er war den Aztecs wohl bekannt; sie nannten ihn Iztactzapotl und auch Cochitzapotl. Der erstere Name besteht aus den Wörtern iztac, weiß, und tzapotl, Sapote. Tzapotl, wovon die spanische Benennung Zapote (Sapote) gemacht ist, bedeutet eine saftige Frucht mit großen harten Samenkernen, wie z. B. die von Lucuma, Anona, Achras u. s. w., ein Wort, wofür unsere botanische Kunstsprache bis jetzt noch keinen völlig bezeichnenden Ausdruck hat. Der andere Name, Cochitzapotl, kommt von Cochi, schläfrig machen, und tzapotl, Sapote, weil die genossene Frucht einschläfert *).

*) Hernandes, in seiner Historia Plantarum, Lib. II. Cap. 142 (Ausgabe Madrid 1790) giebt einen trefflichen Bericht über diesen Baum, seine ökonomische und medicinische Brauchbarkeit.

Mein Plan war ursprünglich Chihuahua zu besuchen. Die hauptsächlichste Veranlassung, die mich zur Abänderung desselben bestimmte, war die Jahreszeit. Ich hatte den verheerenden Einfluß des Winters auf die Pflanzen in den Hochlanden gesehen und mußte mich deshalb so viel als möglich von weiterm Vordringen nach Norden enthalten. Ein anderer Grund war die große Gefahr, welche Jedermann läuft, der sich nach Chihuahua begiebt. Die Fluth der Civilisation bringt von Norden und Osten hart heran und treibt die Indianer alle in die Spitze, welche die Staaten Chihuahua, Sonora und Durango bilden. Die Mexikaner, zum Widerstande zu schwach, sind beständig im Weichen. Auf diese Weise sind in den letzten wenigen Jahren die oben genannten Staaten entvölkert und ruinirt. Die Wilden verschonen Niemand; jeder weiße Mann, der in ihre Hände fällt, stirbt eines grausamen Todes. So groß ist der Schrecken, den sie einflößen, und so verwegen ihr Muth, daß sie in die Straßen Durango's — eines Orts von 22,000 Einwohnern — nach allen Seiten hin raubend und mordend eindrangen. Die mexikanische Regierung verkennt die Gefahr nicht. Sie hat mehrere Guerillasbanden gebildet, welche aus Nordamerikanern und anderen Ausländern bestehen; diese greifen die Cumanchen an und erhalten für jeden eingebrachten Kopf 200 Doll. Allein die Indianer sind so zahlreich, daß diese schreckliche Maßregel bis jetzt wenig Erfolg gehabt hat.

Ich wählte nun eine südwestliche Richtung, die Straße von Tepic. Am 2. Januar 1850 verließ ich Durango. Am 5ten erreichte ich Mesquital, ein ansehnliches Dorf, dessen Name die Beschäftigung der Bewohner, Bereitung des Mesquitalgetränks aus den Agaven, anzeigt. Beim Weitergehen

überschritt ich den Fluß Mesquital, dessen Ufer von den riesigen Bäumen des Taxodium distichum beschattet waren. Dieser Baum — spanisch Sabino, in Aztec Ahoehoetl — wächst beständig in der Nähe von Buchen, gleich dem Cedro de la Sierra (Chamaecyparis thurifera, Endl.). Oft erfüllte es mich mit Freude, wenn nach langem, vergeblichen Suchen nach Wasser die Wipfel einiger Sabinos sich zeigten: ich fand jedesmal was ich begehrte. Bis Mesquital waren viele große Landgüter; jenseit desselben öffnete sich eine traurige Gegend. Weder Häuser, noch Menschen: die Straßen gebirgig und kaum zu erkennen; denn nur wenige Indianer ziehen über dieselbe, da die Hauptverbindung zwischen Durango und Tepic über Guadalajara führt. Ich sammelte aber eine gute Menge Pflanzen, denn die Vegetation hatte nicht so sehr vom Frost gelitten, wie in dem Theile von Sierra Madre, durch welchen ich auf dem Herwege von Mazatlan gekommen war.

Am 12. Januar kam ich zu dem Dorfe Santa Teresa, zwei Tagereisen von Tepic. Dieses Dorf ist von Eichen- und Fichtenwäldern umgeben und wird von den Coras bewohnt, einem Indianerstamme, den die Jesuiten im vorigen Jahrhundert zum Christenthume bekehrt haben. Es gab nur drei Personen im Orte, die Spanisch sprachen, alle übrigen redeten ihre eigene Sprache. Die Bewohner schienen wackere Leute zu sein, die ich fast beleidigte, weil ich im Zelte schlief und nicht zu ihren Häusern kam. Sie versuchten mehrere Male mir zu verstehen zu geben, daß sie nicht wie die Apachen wären und keine Gemeinschaft mit den Comanchen hätten.

Ich blieb fünf Tage in Santa Teresa, ging bis auf eine Tagereise von Tepic und kehrte dann nach Durango zurück,

um eine andere Richtung zu nehmen, die mich nach einem Orte führte, der Guajolote hieß. Die Indianer von Guajolote und der Cora-Stamm überhaupt kochen und essen die Blumen von Yucca aloifolia und verschiedenen Agaven. Welch wunderbares Gewächs ist doch die Agave! Kein Theilchen von ihr, das nicht auf die eine oder andere Weise benutzt würde. Im Ecuador fand ich die schwammige Substanz des Blüthenstiels als Zunder benutzt, und die grünen Blätter in allen Schulen als Papier. Bei den Aztecs bestand eine Strafe darin, daß die dornigen Spitzen der Blätter in die Haut gedrückt wurden, wie man aus ihren bildlichen Schriften ersieht.

In Durango machte ich die Bekanntschaft des berühmten Pianisten und Componisten Herz, der eine Künstlerreise durch Mexiko gemacht hatte und sich auf dem Wege nach Californien befand. Er war in jeder Stadt, die er berührt, mit Auszeichnung empfangen — ein Fürst hätte keine größere Ehre erfahren können. Er hatte eine „Marcha nacional“ für die Mexikaner componirt, welche so volksthümlich wurde, daß die Regierung ihn ersuchte, auch eine Nationalhymne zu componiren. Er nahm die Aufforderung an, aber es währte lange, ehe er taugliche Worte bekommen konnte. Eine Fluth von Gedichten war eingesandt, ohne daß eines den Componisten begeistern konnte. Endlich schrieb ein junger Engländer, welcher in Mexiko lebte, die gewünschten Zeilen, die schnell in Musik gesetzt waren.

Da Herr Herz hörte, daß ich nach Mazatlan gehen würde, bat er um die Erlaubniß mich zu begleiten. Ich war sehr erfreuet, diese Begleitung zu erhalten, denn die Straße nach der Westküste machten die Comanchen unsicher, welche

erst kürzlich mehrere Rancheros getödtet hatten. Wir verließen Durango am 13. Februar. Verschiedene Plätze, durch die der Weg führte, waren entweder von den wilden Indianern niedergebrannt oder verlassen. Dem Himmel Dank, wir stießen auf keine Wilde. Am 22. Februar langten wir wohlbehalten in Mazatlan an, wo wir gastfreundlich von dem Hause Lomer, Melcher u. Comp. aufgenommen wurden.

Capitel XI.

Abreise von Mazatlan. — Dritte Reise in die Polargegend. — Honolulu. — Aleutianische Inseln. — Kotzebue-Sund. — Cap Lisburne. — Ankunft des „Investigator“. — Norton-Sund. — Grantley-Hafen. — Die „Entreprise“. — Der Herald kehrt nach den Sandwich-Inseln zurück.

Der Herald verließ Mazatlan am 4. April 1850, bekam am 20sten desselben Monats die Insel Clarion in Sicht und warf am 16. Mai Anker im inneren Hafen von Honolulu, Oahu. Er blieb funfzehn Tage in dem Hafen, um Vorkehrungen für die dritte Reise nach dem Nordpol zu machen und die Ankunft der britischen Schiffe „Entreprise“ und „Investigator“ abzuwarten, welche nach ihrer Rückkehr von der Ostseite des polarischen Amerika, von England unter dem Commando des Capitains Collinson und Commandeurs M'Clure abgeschickt waren, um die Nachforschungen nach Sir John Franklin's Expediton an der Westseite festzusetzen. Da aber am 24. Mai die nöthigen Zurüstungen beendet und die erwarteten Schiffe nicht eingetroffen waren, so verließ der Herald die Sandwich-Inseln und machte eine vortreffliche Passage nach den Aleutianischen Inseln, wo wir für manche Tage einen frischen N. N. O.-Wind und vielen Regen antrafen.

Die Küste von Kamtschatka (23. Juni) fanden wir mit Schnee bedeckt; allen Anzeichen nach war hier ein strenger

Winter gewesen. Wir passirten östlich die Behringsinsel, begünstigt von einem südlichen Winde mit hellem Wetter, der uns bis 10. Juli nach St. Lorenz-Insel brachte. In der Bai von Anadyr sprachen wir einen Wallfischjäger, „die Amerika“ von New-Bedford, und hörten, daß gegen 200 Segel in dieser See und jenseit der Behringsstraße wären. Wir ließen St. Lorenz westlich, fanden Winde von N. W. zu N. N. O. und passirten, eine seltene Begegnung, die Behringsstraße bei mildem und herrlich klarem Wetter. Wir konnten auf einen Blick Asien, Amerika und die Diomedia-Inseln erblicken, die sämmtlich frei von Schnee waren, die nie thauenden tiefen Stellen der Thäler ausgenommen. Wir hielten dicht unter dem Ostcap, wo wir die Küste vollkommen frei vom Eise fanden. Einige Baidars sprachen uns an; sie wußten, daß der Plover in Kotzebue-Sund überwintert hatte und nannten Commandeur Moore's Namen, den sie kennen gelernt, als derselbe 1848 auf asiatischer Seite überwinterte.

Bei der Einfahrt in Kotzebue-Sund bemerkten wir an Cap Krusenstern eine ausgedehnte Eismasse und fanden den Sund selbst ganz mit gewaltigen Schollen angefüllt. Hierdurch wurde unsere Fahrt so erschwert, daß wir gegen Mitternacht umkehren mußten, da wir kein offenes Wasser fanden. Die große Eismasse schien von der Küste auszulaufen. Da wir Chamisso-Insel in Sicht hatten und uns innerhalb 12 Meilen von der Rhede befanden, so feuerten wir eine Kanone ab, in der Hoffnung, daß der Plover es vernähme. Am nächsten Morgen sendete Capitain Kellett, dicht am Eisrande weg und in einer Entfernung von 25 Meilen von Chamisso-Insel, einen Kutter mit dem Oberlieutenant R. Maguire ab,

daß er versuche, den Plover zu sprechen. Der Kutter passirte eine Strecke von fünf Meilen zwischen Eisschollen, die es ihm zuweilen unmöglich machten, seinen Weg zu erkennen, und kam dann in offene See bei Chamisso-Insel, wo der Plover bereit lag abzusegeln, sobald es das Eis erlaubte.

Glücklicher Weise blieb das Wetter schön. Wenn es nebelig geworden und der Wind südwestlich gewesen wäre, so hätten wir uns zurückziehen müssen und wären wahrscheinlich selbst in schwierige Lage gerathen. Wir hatten nimmer an die Möglichkeit geglaubt, so spät im Sommer noch Eis im Sunde anzutreffen. Es war indessen windstill, so genossen wir das Schauspiel, die großen Eisfelder aufbrechen und ihrem mächtigen Gegner erliegen zu sehen: die Temperatur des Wassers war 50° und die der Luft 60° Fahr. Späterhin erhob sich ein frischer N. W.-Wind, mit dem der Herald sich in die Einfahrt des Sundes machte (16. Juli, 6 Uhr früh). Da kein Eis in Sicht war, so fuhren wir gegen Chamisso-Insel, um unser Boot aufzunehmen, und so nahe als das Eis erlaubte, Anker zu werfen. Zu unserm Erstaunen war die ungeheure Eismasse, die uns vor dreißig Stunden den Weg ganz und gar versperrte, völlig verschwunden und die ganze ersehbare Küste rein von Schnee.

Wir fanden den Plover bereits außen; er hatte am Abende der Ankunft unseres Bootes gelichtet und folgte uns auf die Rhede von Chamisso-Insel. Mit Freude hörten wir, daß Officiere und Mannschaft bei guter Gesundheit waren, obgleich der Winter ernstliche Befürchtungen erregt hatte, weil sich Symptome von Scorbut geäußert. Beim Aufbrechen des Eises hatte der Plover manche Gefahr bestanden und einmal war die Besorgniß ernstlichen Mißgeschicks so groß gewesen,

daß Vorräthe ans Land geschafft wurden. Die Officiere waren häufig ins Innere beordert und hatten unsere geographische Kenntniß der Gegend bereichert.

Capitain Kellett empfing vom Commandeur Moore zwei Mittheilungen: nämlich die Eskimo-Nachrichten über den Aufenthalt einer Anzahl weißer Männer im Norden (in der Nähe von Barrowspitze, wie vermuthet wurde), die er von Eingeborenen von Hotham-Bucht erhalten hatte; und ein Gesuch um die Erlaubniß, den Grund dieser Gerüchte zu erforschen. Der Plover wurde mit den Vorräthen, deren er benöthigt war, versehen und unverzüglich von Capitain Kellett zu diesem Ende abgesandt, da derselbe befürchtete, es möge Commandeur Pullen mit seinen Leuten sein, welche den Winter an der Küste zubringen müssen; denn die Eingeborenen berichteten, daß die erwähnte Gesellschaft sich nach Süden wenden wollte, da sie sich nach dem Wege dahin erkundigt habe.

Am 21. Juli verließ der Herald Kotzebue-Sund und wandte sich nördlich; am 24sten wurden zwei Boote nach Cap Lisburne gesandt, um ein Wahrzeichen zu errichten und Informationen für Capitain Collinson einzugraben. Dieses Vorgebirge und das Hoffnungsvorgebirge waren als die Punkte angenommen, wo man sich treffen wollte. Hierauf steuerten wir mit N. O.-Wind nach Norden und sahen hochgepacktes Eis am Mittage des 26sten unter 70° 18′ N. B. und 167° 48′ W. L., 50 Meilen südlicher als wir es 1849 angetroffen. Oestlich fahrend sahen wir es von neuem am 29sten unter 71° 19′ N. B. und 162° 57′ W. L., und zum dritten Male 20 Meilen von Wainwright-Bucht. Nachdem wir die Lage des Eises festgestellt, wandten wir uns

nach Cap Lisburne, um auf Capitain Collinson's Expedition zu treffen, wobei wir auf unserer südlichen Fahrt die drei Verbindungspunkte des Plover passirten, ohne denselben zu sehen. Am 31. Juli begegneten wir (Cap Lisburne 50 Meilen südwärts und 12 Meilen östlich) dem britischen Schiffe „Investigator“. Derselbe hatte eine überraschende Ueberfahrt gemacht; in 26 Tagen war er von Oahu gekommen; er hatte diese Insel am 4. Juli verlassen, die Sandwichs-Inseln am 5ten überschritten, die Aleutianische Gruppe durch die Straße von Amoutka am 20sten passirt, die Behringsstraße am 27sten, sah den Plover am 29sten und den Herald am 31sten. Er steuerte in gerader Linie und hatte auf der ganzen Fahrt günstigen Wind.

Vom Commandeur M'Clure erfuhren wir, daß Pullen am Mackenzie-Flusse angekommen und mit einer neuen Expedition beauftragt war. Dem Commandeur M'Clure fehlten drei Mann an seiner Mannschaft; wir füllten die Lücke mit Freiwilligen von unserm Schiff aus, das lauter gesunde, ordentliche Leute besaß. Capitain Kellett wollte dem „Investigator“ von unseren Vorräthen geben; allein derselbe war vollständig versehen. Da frische Gemüse an Bord waren und das letzte Rind einige Tage zuvor geschlachtet worden, so zeigten die Leute Gesundheit und frischen Muth. „Ich ging auf das Schiff“, sagte Capitain Kellett, „und wurde sehr von der Bequemlichkeit und Sauberkeit desselben erfreuet; jedes Ding stand an seinem Platze. Commandeur M'Clure sprach nicht viel von den Eigenschaften eines guten Seglers, sondern rühmte vor allem die Fähigkeit seines Schiffs, im Eise zu fahren. Er schied von mir um Mitternacht bei einem strengen N. O. Winde; er konnte unter jedem Winde laufen,

und war am 5ten unter 70° 44′ N. B. und 159° 52′ W. L. bei dem Plover in Sicht, mit einem strengen S. W. Winde nordwärts steuernd. Die beiden Schiffe konnten nur durch Nummern-Austausch verkehren.«

Wir fuhren fort, bei Cap Lisburne zu kreuzen, in der Hoffnung, täglich die »Entreprise« zu sehen. Am 13. August legte sich der Plover in Sicht. Commandeur Moore waren die Beine so geschwollen, daß er nur mit Mühe an Bord des Herald kriechen konnte.

Daß er sich nicht sogleich bestimmen ließ, eine andere Boot-Expedition nach dem Mackenzie-Flusse zu senden, um den oben erwähnten Mittheilungen nachzuforschen, hatte darin seinen Grund, daß Capitain Kellett der Ansicht war, jene Berichte der Eingeborenen wären, durch den Wunsch aller Personen, Nachrichten zu erhalten, übertrieben worden; die Eingeborenen wären gewahr geworden, daß den Fremden daran liege möglichst ausführliche Mittheilungen über diesen Gegenstand zu erhalten. Die Eskimos sind schlau und die Annahme lag nicht fern, daß ihre Gewinnsucht sich jener Andeutungen bemächtigte, um Geschichten zu erfinden. Erst nachdem der Commandeur Moore dem Häuptling vom Hotham-Bucht-Stamme den Zweck der Ueberwinterung des Plovers in dem Eismeere mitgetheilt hatte, lief die Mehrzahl der Mittheilungen ein; nur eine einzige, auf die ihrer Zeit wenig Gewicht gelegt wurde, war vorher empfangen. Jedes amerikanische Schiff, welches die Straßen passirte, wurde mit Berichten über die vermißte Expedition überhäuft, so daß die ganze, damals den Schiffen zugängige Küstenstrecke über und über von Eskimo-Berichten lebte.

Bei Wainwright-Bucht erkundigte sich Commandeur

Moore nach den vermißten Schiffen. Man wußte nichts davon. Aber die Eingeborenen folgten ihm längs der Küste und hatten bei Barrowspitze die Geschichte fertig. Nach der Beschreibung, die eine Frau in Kotzebue-Sund gab, mußte der Kopak, wovon die Eskimos sprechen, entweder das Hoffnungs-Vorgebirge, oder Wainwright-Bucht, oder Barrowspitze sein. Alle diese Punkte wurden im laufenden Sommer untersucht. Die Eingeborenen von Barrowspitze sagten dem Commandeur Moore, daß sie weder Schiffe noch Spuren gesehen, wohl aber die Geschichte von Eingeborenen vernommen hätten, welche vom Kopak kämen und mit denen sie Tauschhandel an einem Platze trieben, der zehn Schläfe oder Tagreisen (jede 20 bis 30 Meilen) von Barrowspitze entlegen sei. Hieraus nahm Commandeur Moore ab, daß der Kopak etwas westlich vom Mackenzie liegen müsse; da aber alle diese Mittheilungen sich auf den Herbst 1848 bezogen, so hätte Commandeur Pullen 1849 auf Spuren treffen müssen.

Die Admiralität hatte verordnet, wenn kein paßlicher Ort südlich von Wainwright-Bucht — wo in diesem Jahre nur acht Fuß Wasser gefunden wurde — anzutreffen sei, so sollte der Plover in dem Kotzebue-Sund stationirt werden. Allein Commandeur Moore erklärte, daß er daselbst „nicht ohne gewisse Aussicht auf Vernichtung überwintern könne.“ Capitain Kellett beorderte den Plover darauf nach Grantley-Hafen, dem einzigen Platze südlich von der Straße, wo derselbe als ein Depot von Nutzen sein konnte.

Nach der Abfertigung des Plover, 15. August, fuhren wir fort, bei Cap Lisburne zu kreuzen, wo neue Mittheilungen für Capitain Collinson eingegraben wurden. Die Eingeborenen hatten die erstere Niederlage weggenommen, allein

wir wußten, daß sie bei der Ankunft eines andern Schiffes die Papiere vorzeigen würden. Sie sind nämlich jetzt dem Werthe des Papieres auf die Spur gekommen und suchen sehr in Besitz desselben zu gelangen, gleichviel ob es beschrieben ist oder nicht.

Am 25sten landeten wir beim Hoffnungs-Vorgebirge und fanden die Flasche unberührt, welche der Plover bei seiner Fahrt gen Norden hier eingegraben hatte. Wir errichteten ein deutlicheres Wahrzeichen und vergruben eine Flasche mit ferneren Instructionen. Da wir fest überzeugt waren, daß die „Entreprise" passirt sei, so setzten wir bei flauem nördlichen Winde Segel für die Behringsstraße bei, um nach Michaelowski, Norton-Sund, zu gehen und den Berichten weiter nachzuforschen, welche Pim im verwichenen Winter von dort mitgebracht hatte.

Am 27. August sprachen wir, 30 Meilen vom Ostcap, mit dem amerikanischen Wallfischfahrer „Margaret Scott", von New-Bedfort; derselbe hatte volle Ladung und steuerte südwärts. Wir sandten unsern Schiffswundarzt W. Billings an Bord, um die Kranken desselben zu besuchen. Wir passirten die Behringsstraße bei mäßigem Winde, wurden am nächsten Abende, 10 Meilen von Sledge-Insel, von Windstille befallen, und erreichten Egg-Insel (Michaelowski) am Morgen des 31sten. Da es windstill war, so verließ der Capitain, von den Herren Woodward, Pim und mir begleitet, das Schiff in einem Kutter.

Bei unserer Ankunft an der Redoute vernahmen wir zu unserm großen Leidwesen, daß der Befehlshaber und der nächste Obere nach ihm, von denen Pim seine Nachrichten bekommen, nach Sitka versetzt wären, und alle Papiere und

Briefe mitgenommen hätten. Der gegenwärtige Befehlshaber war mit der Gegend unbekannt. Auf unsere Frage, was er von den Nachrichten wisse, die sein Vorgänger mitgetheilt hätte, versetzte er, daß er ganz unbekannt damit sei; er wisse nichts davon, daß sich weiße Männer im Lande befänden; keiner von ihren Leuten sei im vorigen Jahre getödtet; kurz, Gusef, sein Vorgänger, habe ihn ohne jede desfallsige Mittheilung gelassen. Wir fragten unsern alten Dolmetscher, welcher Pim's Vermittler gewesen war; er entgegnete, Gusef habe gleich nach Pim's Abreise einen Brief vom Derabin erhalten, ob aber etwas Besonderes darin gestanden, könne er nicht sagen. Als wir nach der doppelläufigen Flinte fragten, die von Indianern eingetauscht sein sollte, erwiderte er, er kenne einen Indianer, welcher eine solche nebst etlichen Kleidern gesehen habe.

Bei unserm ersten Besuche dieses Platzes, 1848, hatte uns derselbe Dolmetscher ein Gerücht mitgetheilt, daß sechs weiße Männer im Innern wären. Bei den Eskimos von Kotzebue-Sund ging in demselben Jahre ein gleiches Gerücht. Wir konnten dies nicht anders erklären, als daß es von den Russen veranlaßt sei, welche glauben mußten, daß Jemand in der Nähe Pelze aufkaufe, weil die ihnen jährlich zugeführte Quantität in den beiden letzten Jahren um mehr als die Hälfte verringert war. Pim konnte sie nicht überzeugen, daß der Plover keinen Handel triebe. Unsere Ankunft klärte sie jedoch darüber auf. Es ist möglich, daß der Plover den Handel des Forts beeinträchtigte, da die Eingeborenen ihre Bedürfnisse für Fisch und Fleisch eintauschen konnten, und diese Gegenstände leichter als Pelze zu erlangen waren; außerdem ersparte ihnen die Nähe des Plover eine

weite Reise. Wir theilten dem Befehlshaber Pim's Bericht mit; er entgegnete, daß er kein Wort davon wisse, wohl aber von dem Generalgouverneur zu Sitka die Anweisung erhalten habe, allen Officieren und sonstigen Personen, welche nach den vermißten Schiffen suchen würden, allen Beistand zu leisten, selbst auf jede Weise danach zu kundschaften und denselben betreffenden Falls Unterstützung zu gewähren. Wir hatten Berichte über die Nordpol-Expedition ins Deutsche übersetzt und einen Preis für jede zuverlässige Nachricht ausgelobt, in der Hoffnung, eine Uebersetzung ins Russische durch Kataff zu bewerkstelligen. Derselbe war nicht mehr hier; doch sollte ein Mann in Derabin sein, der dazu im Stande wäre. Capitain Kellett gab hierauf dem Befehlshaber einen Brief vom Baron Brunow an den Gouverneur der russischen Colonien. Dieses Document beseitigte jeden Zweifel. Der Befehlshaber erklärte, daß er gleich nach Eintritt des Frostes nach Derabin gehen werde, und wenn es möglich sei, irgend eine begründete Nachricht zu erhalten, so wolle er eine Expedition zur Erforschung derselben aussenden; auch versprach er, dem Plover im Frühlinge Mittheilungen zu geben.

Die Redoute Michaelowski versorgt jährlich zwei Forts und einen oder zwei Fischerposten am Sunde mit Gütern. Das entfernteste und nördlichste Fort ist Derabin; es liegt an dem Hauptzuflusse des Kwi-ith-pak, welcher sich in geringer Entfernung westlich von der Michaelowski-Redoute in den Norton-Sund ergießt. Ein Boot verläßt Michaelowski im Frühlinge mit Gütern; es gebraucht 35 Tage, um das Fort zu erreichen, und 15 zur Rückkehr. Im Winter kann man es in sechs Tagen von der Fischerstation Gregora erreichen. Das andre Fort heißt Kalmakosskoi; es liegt südöstlich von Michaelowski,

fünf Tagereisen weit an einem andern Flusse, der sich westlich von der Redoute in die See ergießt. Diese sind die einzigen Plätze, welche Michaelowski versorgt; man weiß nichts von einem andern Posten an dem Yucan, noch von einer Niederlassung an oder in der Nähe des Kotzebue-Sundes.

Von Bosky, unserm frühern Dolmetscher, so wie von dem Dolmetscher des Plover, die beide zu Derabin gewesen waren, erfuhren wir, daß der Lek-kho das wirkliche Hauptgewässer des Ko-ikh-pak sei, und nicht, wie früher angenommen wurde, ein Fluß an der andern Seite der Berge, welcher in dies Polarmeer fällt. Es ist jedoch schwer, von solchen Dolmetschern genaue Auskunft zu erlangen; sie begreifen weder die vorgelegten Fragen, noch sind ihre Antworten genau.

Wir verließen Michaelowski an demselben Abende und erreichten am 5. September Port Clarence, wo wir die Entreprise und den Plover fanden. Der letztere lag bereits im Grantley-Hafen und bereitete ein Haus zur Aufnahme der Vorräthe; die Entreprise war bei einem Versuche, in Grantley-Hafen einzulaufen, an der Küste aufgerannt. Trotz unsres Beistandes konnte sie weder am Abende noch am nächsten Morgen flott werden. Sie löschte vor Eintritt der Abendfluth mehr als hundert Tonnen; worauf sie ohne Schaden emporkam. Weitere Löschungen wurden durch die schleunige Hülfe des Untersteuermanns Skead überflüssig gemacht, der einen kleinen Anker in den Außenhafen legte, dessen Arme und Schaft eine vortreffliche Leitung für das Tau bildeten.

Die Entreprise war am 14. August bei Cap Lisburne gewesen. Eine Landung war bewerkstelligt, allein weder die Wahrzeichen des Herald und Plover, noch sonst eine Spur unserer Schiffe bemerkt worden. Dies würde unerklärlich

gewesen sein, wenn nicht der Herald an jenem Tage bei der Besprechung mit dem Plover dreißig Meilen vom Lande ab getrieben wäre. So gering dieser Umstand scheinen mag, so war er doch von der größten Erheblichkeit, da die Folge desselben, wenn nicht ein gänzliches Fehlschlagen der diesjährigen Expedition, doch wenigstens ein ernstliches Hinderniß ferneren Vordringens der Entreprise gewesen war. Zu ihrer Rechtfertigung muß beigebracht werden, daß sie seit der Trennung von dem Investigator in der Mazatlan-Straße kein Schiff der Nordpol-Expedition angetroffen hatte und sogar seit der Abfahrt von Oahu ganz in Unwissenheit über ihre Operationen war. Dessen ungeachtet setzte sie, in der Hoffnung, das eine oder andere Schiff anzutreffen, ohne Unterbrechung ihren Lauf nach Norden fort, drang durch das Eis, umschiffte die Barrowspitze und kam bis 73° 25′ N. B., 152° 40′ W. L., 32 Meilen höher als der Herald 1849 gekommen war. Hier wuchs ihre Verlegenheit. Ungeheure Eismassen hemmten das weitere Vordringen. Die Sonde gab bei 130 Faden keinen Grund; dies ermuthigte sie und ließ sie hoffen, den Durchgang zu bewerkstelligen; allein die Ungewißheit über den Aufenthalt des Investigator, Plover und Herald und der sich daraus ergebende Mangel aller Hülfsmittel, bewogen Capitain Collinson, gen Süden zu wenden. Nicht ohne Schwierigkeit zog sich das Schiff aus dem Eise zurück und empfing am Hoffnungsvorgebirge von den Eingeborenen einen Papierstreifen, welcher die Mittheilung enthielt, daß der Plover und Herald zu Port Clarence anzutreffen seien. Eine Fahrt von wenigen Tagen brachte die Entreprise hierher; wo indeß nur erst ein Schiff, der Plover, angelangt war. Da sie Grantley-Hafen, das innere Bassin von Port Clarence, für die Ueberwinterung

geeignet hielt, so machte sie einen Versuch einzulaufen, kam aber einer Bank zu nahe und erfuhr das Mißgeschick aufzusitzen.

Als die Entreprise wieder in Stand gesetzt war, segelte sie am Morgen des 14. September ab; die Strenge des Nordwindes hinderte sie die Behringsstraße zu passiren. Sie warf deshalb unter dem Cap York am Abend des 16ten Anker. Am 17ten legte sich der Wind und am 18ten segelte sie mit günstigem Winde durch.

Alle Hände waren jetzt beschäftigt, ein Vorrathshaus zu errichten und Vorräthe zu landen. Die Officiere und Leute, welche die Aerzte für untauglich erklärten, den lang hindauernden Dienst des Plover auszuhalten, wurden ausgeschieden; die Mehrzahl derselben hatte im verwichenen Winter Anzeichen von Scorbut geäußert. Die Mannschaft würde auf 40 Personen (mit Zurechnung des Dolmetschers) mit Freiwilligen vom besten Schlage und den Gesundesten von unserm Schiffe vermehrt, da Commandeure Moore keine geringere Mannschaft für nöthig erachtete. Die Eingeborenen von Grantley-Hafen sind nämlich zahlreich, nicht so ehrlich und rücksichtsloser in ihrem Wesen als die von Kotzebue-Sund. Wir erhielten Besuch von einer großen Anzahl derselben; bei diesen Gelegenheiten fielen mancherlei Diebstähle vor. Ihre Hauptniederlassung heißt Kavhiak, zwei Tagereisen von dem Platze, wo der Plover überwinterte; dieselbe soll einen großen Raum am Ufer des Flusses Kanyekt, der in Grantley-Hafen fällt, einnehmen.

Am 21. September war das Haus des Plover fertig, die Vorräthe gelandet und gelagert und das Schiff selbst abgetakelt. Wir wollten abfahren, allein eine Windstille nöthigte uns vor Anker zu bleiben. Am 22sten machten wir

einen abermaligen Versuch und verließen endlich am Morgen des 23sten Port Clarence mit einer zunehmenden Brise von Norden, die uns nöthigte das große Marssegel ganz einzureffen, und uns zwang 50 Meilen nördlich von der Ostspitze der Lorenz-Insel beizuwinden. Am folgenden Mittage passirten wir die Ostspitze jener Insel mit leichtem nördlichen Winde, der in der Nacht nach Osten umsprang. Am Morgen blies ein heftiger Windstoß, der uns nöthigte, entweder beizuwinden oder schießen zu lassen. Wir wählten das letztere.

Am folgenden Morgen (26sten) hatte der Wind nachgelassen; wir setzten aber mehr Segel bei, als Charles Konnody, Baccalaureus, aus den Tauen stürzte und, wie wir vermutheten, die Ketten beim Fallen berührte; das Schiff machte in diesem Augenblicke acht Knoten. Die Rettungsboje wurde sogleich losgelassen, die Segel eingezogen, und das Schiff holte den Wind bei; aber umsonst, weder Mann noch Boje war zu sehen. Ein Boot in die See zu lassen, hätte die Mannschaft preis gegeben. Neben der Trauer, die immer den Verlust eines Menschenlebens über das ganze Schiff verbreitet, war es für uns höchst schmerzlich, da in einem Zeitraume von beinahe sechs Jahren dies der erste Fall so unheilvoller Art war, der uns betraf.

Am 28sten passirten wir die Aleutianische Inselkette durch die Straße von Amoukta und am 16. October erreichten wir die Rhede von Honolulu, Oahu. So beschlossen wir unsre dritte und letzte Reise nach dem Polarmeere. Wir hatten keine Mühe gescheut, um die unglücklichen Seefahrer aufzufinden, brachten aber nur das niederdrückende Bewußtsein mit, daß wir trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen den Hauptzweck unserer Sendung verfehlt hatten.

Capitel XII.

Geschichtliche Uebersicht der fünfjährigen Nachforschungen nach Sir John Franklin, vom 1. Januar 1848 bis 1. Januar 1853, nach den Daten geordnet, an welchen die Expeditionen die britische Küste verließen.

Der Leser würde sich nicht befriedigt fühlen, wenn ich die Erzählung einer Rettungs-Expedition nach dem nördlichen Eismeere abbräche, ohne eine Uebersicht alles dessen zu geben, was für die Auffindung des ritterlichen Franklin und seiner wackern Gefährten geschehen ist. Die Frage ist jetzt so schwierig geworden und die darauf bezüglichen Materialien sind so zerstreut in Reisebeschreibungen, Pamphleten, Zeitschriften und „blue books", daß ein Schriftsteller dem Publikum einen Dienst erweist durch eine kurze Aufzählung der Versuche, die vermißten Reisenden aufzufinden, und der Erfolge, welche diese verdienstlichen Anstrengungen gehabt haben. Die großen Schwierigkeiten einer solchen Arbeit bewogen mich jedoch, dieselbe einer fähigeren Feder zu überlassen; ich wendete mich deshalb an meinen Freund August Petermann, der meinen Wünschen durch die nachfolgende Skizze entsprach, welche — die Erwähnung kann nicht schaden — erst zum Druck befördert wurde, nachdem sie verschiedenen arktischen Autoritäten vorgelegt und Seitens derselben von den etwa eingeschlichenen Ungenauigkeiten gereinigt war.

Die Königlich Britischen Schiffe Erebus und Terror, unter dem Commando von Sir John Franklin, mit einer Besatzung

von 138 Mann, segelten am 26. Mai 1845 von der Themse ab, um noch einen Versuch zu machen, ob eine nordwestliche Durchfahrt zu entdecken wäre. Ihre letzten Depeschen waren von den Wallfisch-Inseln, datirt 12. Juli 1845, und die Schiffe selbst sprachen zuletzt mit dem Wallfischjäger „Prince of Wales" bei Melville-Bai am 26sten desselben Monats. Als der dritte Winter verstrichen war, ohne daß eine Nachricht von Sir John Franklin England erreichte, begannen sich Befürchtungen zu regen und man sprach von den Schiffen als von einer „Verlorenen Expedition". Im folgenden Jahre wurde für nöthig gehalten, Expeditionen zur Aufsuchung der vermißten Schiffe auszusenden, und am 1. Januar 1848 verließ das erste dazu beorderte Schiff England. Fünf Jahre sind seitdem vergangen, — Expeditionen über Expeditionen wurden unablässig im Dienste der Menschenpflicht von England entsendet — die britische Regierung sparte keine Kosten, Privatpersonen von England und Amerika leisteten reichliche Beihülfe — die ganze Welt nahm einen lebhaften Antheil an dem Schicksale der 138 Männer, die sich mit kühnem Muthe auf die Lösung eines der größten geographischen Probleme begeben hatten: aber keine Kunde ist gewonnen, kein Leitfaden in das Geheimniß gefunden, und die einzige mittelbare Kunde von ihrem Schicksale besteht in den Spuren, welche zu Beechey-Insel gefunden wurden und die Winterquartiere des Jahres 1845—46 anzeigten.

Erste Abtheilung der Aufsuchungs-Expeditionen.

Die erste von der Regierung ausgesendete Aufsuchungs-Expedition war bewundernswürdig entworfen. Wohl erwä-

gend, daß Franklins Weg in der Richtung vom Lancaster-Sunde nach der Behringsstraße lag, beschloß die Admiralität drei Expeditionen; die eine ging durch die Behringsstraße, den Schiffen entgegen, die andere durch den Lancaster-Sund, der wahrscheinlichen Straße der Schiffe folgend, und eine dritte am Mackenzie-Flusse hinunter, um die arktischen Küsten von Nordamerika aufzusuchen, falls Sir John Franklin genöthigt gewesen sein sollte, ans Land zu gehen. Es ließ sich eine begründete Hoffnung hegen, daß eine dieser Expeditionen Erfolg haben und auf die Verlorenen stoßen würde.

1) Die Behringsstraßen-Expedition, 1848 und 1849 *). — Diese bestand aus dem Herald und Plover, zwei Inspectionsschiffen. Das letztere, vom Commandeur Moore befehligt, segelte von der Themse am 1. Januar 1848, um sich mit dem erstgenannten, unter Capitain Kellett stehenden Schiffe zu vereinigen; allein, da es ein schlechter Segler war, so erreichte es die Sandwichs-Inseln nicht vor Ende August 1848, zu spät im Sommer um eine Nachsuchung in der Behringsstraße anzustellen. Es überwinterte in der Bai von Anadyr, von wo es am 30. Juni des nächsten Jahres abfuhr und am 14. Juli, nach der Durchfahrt durch die Behringsstraße, bei Chamisso-Insel im Kotzebue-Sunde, dem Verankerungsplatze, vor Anker ging. Am nächsten Tage erschien der Herald und die Yacht Nancy Dawson, unter dem Befehle von Robert Shedden, der in China von dem Zwecke der Expedition gehört und den edlen Entschluß gefaßt hatte,

*) Die Expeditionen sind nach der Folge ihres Abganges von der Britischen Küste aufgezählt.

an der Aufsuchung seines gefährdeten Landsmanns zu helfen. Am 18. Juli verließen die drei Fahrzeuge Kotzebue-Sund, hielten sich bis zum 70° N. B. ziemlich an der Küste und steuerten dann nordwestlich. Am 29. Juli wurde ihrem Vorschreiten durch eine undurchdringliche Eismasse Einhalt gethan, die sie zwang, wieder gen Süden zu wenden. Die höchste Breite, die sie gewannen, war 72° 51′ unter 163° 48′ W. L. Der Herald versuchte zum andern Male in mehr westlicher Richtung nordwärts zu dringen, allein er wurde eben so gehindert, kehrte nach Cap Lisburne (20. August) zurück und erreichte den Kotzebue-Sund am 31sten. Der Plover überwinterte, während der Herald nach der mexikanischen Küste zurückkehrte und am 14. November 1849 Mazatlan fast zu gleicher Zeit mit der Nancy Dawson eintraf, deren ritterlicher Befehlshaber an dem Orte starb.

Ungeachtet diese Expedition die Küste genau untersuchte und häufigen Verkehr mit den Eingeborenen pflog, so gelang es ihr doch nicht, eine Spur oder Nachricht von den vermißten Schiffen zu bekommen. Die geographischen Entdeckungen dürfen dagegen zu den wichtigsten gezählt werden, welche durch die verschiedenen Aufsuchungs-Expeditionen gewonnen sind; denn die Südspitze des oft von den Russen berührten Polarlandes wurde entdeckt und auf der Karte festgestellt. Es war am 17. August, unter 71° 20′ N. B. und 175° 20′ W. L., als Capitain Kellett an eine beinahe ganz unzugängliche Granitinsel gelangte, die später den Namen Herald bekam und sich gegen 900 Fuß über den Spiegel des Meeres erhebt. Jenseit dieser Insel, im Westen und Norden, zeigte sich ein ausgedehntes Hochland, „über dem die Wolken in dichtgedrängten Massen zogen, von Zeit zu Zeit aus

ihrem zerrissenen Schleier sehr hohe Gipfel zeigend, die deutlich als Säulen und Pfeiler zu erkennen waren.“ Die Lage dieses Landes entspricht ziemlich dem von Admiral Wrangel, vom Cap Yakan aus, beschriebenen und es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß es damit zusammenhänge. Wahrscheinlich ist es dasselbe, welches 1762 Andrejew erreicht haben soll, das Tikigen genannt und von einem Volksstamme Namens Kraïhaï bewohnt wurde.

Der Plover sandte von Wainwright-Bucht (70° 20′ N. B.) am 25. Juli 1849 eine Expedition aus, die aus vier Booten bestand und vom Lieutenant Pullen geleitet wurde. Die Aufgabe derselben war, die arktische Küste von Nordamerika zu verfolgen bis zum Flusse Mackenzie. Da sich dem Fortkommen mit vier Booten beträchtliche Schwierigkeiten in den Weg stellten, so kehrten die beiden größern nach der Behringsstraße zurück, während die beiden kleinern die Reise fortsetzten. Nach einer gefährlichen Fahrt von 32 Tagen erreichten letztere die Mündung des Flusses ohne Spur oder Kunde der verlorenen Expedition erlangt zu haben. Die Bemannung ging den Mackenzie hinauf; ein Theil überwinterte im Fort Simpson, der andere am Großen Bärensee. Im folgenden Jahre ging Lieutenant Pullen zur Küste zurück und verfolgte dieselbe von der Mündung des Mackenzie östlich bis zum Cap Bathurst (vom 22. Juli bis 10. August 1850). Er beabsichtigte nach Banks-Land zu dringen; da er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, so kehrte er nach dem Mackenzie zu den vorigen Winterquartieren zurück und begab sich im folgenden Jahre über York-Factory nach England.

Dieser Theil der Expedition machte keine geographische Entdeckungen, sammelte aber eine ansehnliche Menge von

Beobachtungen über das Land und die Bewohner. Lieutenant Hooper namentlich sammelte Wörter der Eskimosprache zwischen Barrowspitze und Cap Bathurst.

2) Land-Expedition unter Sir John Richardson und Dr. Rae, 1848 und 1849. — Diese Abtheilung verließ England am 25. März 1848 mit dem New-Yorker Postdampfschiff, und ging von Montreal in vier Booten nach Cumberland-House und von der Methy-Portage den Mackenzie hinab; sie erreichte die See am 4. August. Die Küste wurde östlich bis zum Cap Krusenstern untersucht, ohne eine Spur oder Nachricht der verlorenen Expedition zu bieten. Bei diesem Vorgebirge zeigte sich der Winter in seiner Kraft und nöthigte die Gesellschaft so rasch als möglich überland in die Winterquartiere am Großen Bärensee zu eilen. Am 2. September machten sie sich dahin auf, und nach Ablauf des Winters kehrte Sir John Richardson nach England zurück, während Dr. Rae im Sommer 1849 aufs neue nach Cap Krusenstern ging, um von demselben nach Wallaston-Land zu bringen und Banks-Land zu erreichen. Alle Versuche hierzu wurden vereitelt; das Eis sperrte den Booten den Weg und nöthigte ihn zur Aufgabe seines Vorhabens.

Von dieser Expedition wurden keine Spuren entdeckt, wohl aber sammelte Sir John Richardson eine werthvolle Menge von Beobachtungen über die physische Beschaffenheit Nordamerikas, besonders der von ihm besuchten Striche, welche in seiner Reisebeschreibung veröffentlicht sind.

3) Die Barrowstraßen-Expedition unter Sir James Roß und Capitain Bird, 1848 und 1849. — Diese Expedition bestand aus der Entreprise und dem Investigator; sie verließ England am 12. Juni 1848 und erreichte

die Barrowspitze spät im August. Die großen Eismassen erlaubten den Schiffen nicht, über Leopold-Insel hinauszubringen. Am 11. September bezogen sie den Leopoldhafen zur Ueberwinterung. Im Frühlinge 1849 wurden Schlittenpartien eingerichtet, deren wichtigste Sir James Roß leitete; derselbe verfolgte die Nordküste von Nord-Somerset und die Westküste bis 72° 38′ N. B. Von Anstrengung erschöpft, kehrte er am 23. Juni zu den Schiffen zurück und faßte den Entschluß, den Wellington-Canal zu untersuchen. Allein es war nicht möglich, die Schiffe vor dem 28. August aus dem Winterhafen zu ziehen, und später wurden seine Absichten durch zu große Eismassen vereitelt. Er konnte sich Glück wünschen, nach schweren Gefahren im Eise den Heimweg zu gewinnen. Am 29. September 1849 erreichte die Expedition wohlbehalten die Orkney-Inseln.

Von Sir John Franklin wurde weder Spur noch Nachricht gefunden; ein verhältnißmäßig kleiner Küstenraum der Westseite von Nord-Somerset war der ganze geographische Gewinn der Reise.

4) Hülfsreise der Barrowstraßen-Expedition, Nordstern, 1849. — Dieses Schiff segelte unter dem Befehle von J. Saunders, am 26. Mai 1849 aus der Themse mit Vorräthen für die vermißte Expedition und mit Aufträgen und Lebensmitteln für das Schiff des Sir James Roß.

Der Nordstern sollte zu diesem Ende geradeswegs nach Lancaster-Sund gehen und nach Erledigung seines Auftrags den großen Sund an der Spitze der Baffins-Bai erforschen. Er kam langsam voran und erreichte nur Melville-Bai, im Norden der Baffins-Bai, am 29. Juli, den Ort, wo die Schiffe aus der genannten Bai in den Lancaster-Sund überzugehen pflegen.

Der Nordstern aber gerieth zwischen Eisfelder und trieb hülflos umher. Am 29. September, nach 62tägiger Fahrt im Eise, ohne den Lancaster-Sund oder die Spitze der Baffins-Bai erreichen zu können, bezog er seine Winterquartiere in Wolstenholme-Sund, etwas nördlich von Melville-Bai, und vermochte erst am 1. August 1850 wieder loszukommen. Er erreichte den Lancaster-Sund und sah und sprach die meisten hergesandten Schiffe der Regierungs- und Privat-Expeditionen; er setzte Provisionen an Navy-board-Bucht, beim Eingange des Lancaster-Sundes ab, ohne eines der Schiffe davon zu benachrichtigen *), kehrte am 9. September heim, und erreichte am 28sten desselben Monats Spithead.

Von allen Expeditionen war keine so unglücklich als die des Nordstern, er vermochte weder seinen Auftrag zu erfüllen, noch die geographische Kenntniß der Polargegenden um irgend etwas Erhebliches zu vermehren.

Die erste Abtheilung der Aufsuchungs-Expeditionen blieb trotz des wohl angelegten Planes weit von dem gesteckten Ziele. Das wesentlichste Ergebniß war der negative Beweis, daß die vermißten Schiffe weder in der Nähe der Behrings- oder der Barrowstraße, oder an einer andern Stelle der amerikanischen Küste von der Behringsstraße bis zum Kupferminen-Flusse gewesen sein konnten. In der That, wenn man erwägt, daß zwischen den von Sir J. Roß durchsuchten Strecken von Nord-Somerset und den mehr südwestlichen Küsten des amerikanischen Continents, welche Richardson und Rae durchforschten, ein Landstrich von 450 Meilen Ausdehnung gelegen ist, so läßt

*) Sir Edward Belcher's Geschwader suchte danach, ohne dieselben zu finden.

sich nicht wohl annehmen, daß Franklin unter einem niedrigern Grade als Parry-Gruppe eingeschlossen sein könnte, ohne den Weg zu dem einen oder andern der von den Aufsuchungs-Expeditionen berührten Punkte zu finden. Es läßt sich wohl mit Gewißheit behaupten, daß Franklin in keiner geringern Entfernung als 300 Meilen oder 5 Breitegrade von dem amerikanischen Continente anzutreffen sein wird.

Zweite Abtheilung der Aufsuchungs-Expeditionen.

Diese Expedition wurde 1850 abgesandt und war auf den Grundzügen desselben Planes, aber in weit größerem Maßstabe angelegt. Nicht weniger als sechs verschiedene Expeditionen, aus vierzehn Schiffen bestehend, wurden nach dem Eismeere gesandt und alle diese wurden bis auf drei der Behringsstraße zugewiesene Schiffe auf Lancaster-Sund und Barrowstraße geworfen. Drei Expeditionen wurden von der Regierung und zwei aus Privatmitteln ausgerüstet.

1) Die Behringsstraßen-Expedition unter den Capitainen Collinson, M'Clure, Moore und Kellett, 1850, 1851 u. s. w. — Diese Expedition bestand aus dem Herald und Plover, denen die Entreprise und der Investigator, in der vorigen Expedition unter Sir James Clark Roß thätig, zugesellt wurden. Die letzteren beiden Schiffe verließen Plymouth am 20. Januar 1850. Die Entreprise drang eine Strecke nördlich und östlich von der Behringsstraße vor, wurde vom Eise aufgehalten und mußte zurückkehren und den Winter in Hongkong verbringen. Sie fuhr zum zweiten Male im Mai 1851 aus; den letzten Nachrichten zufolge verließ sie Port Clarence in der Behringsstraße am 10. Juli 1851, um ihre Forschungen nordöstlich zu erstrecken.

Der Investigator begab sich nach der Barrowspitze, auf deren Westseite ihn der Plover am 4. August 1850 sah. Er steuerte nordwärts mit strengem S. W. Winde und hatte eine geraume Strecke offener See vor sich. Capitain M'Clure's Absicht war, östlich bis zum Cap Bathurst zu gehen und daselbst zu überwintern. Von dort aus wollte er im nächsten Sommer nordöstlich gegen Banks-Land zu dringen suchen, und meldete daher in einem Briefe vom 20. Juli 1850: „Es mag nicht beunruhigen, wenn der Investigator vor 1854 nichts von sich hören läßt.“

Der Herald, unter Capitain Kellett, segelte von der Westküste von Mexiko im April 1850 nach der Behringsstraße, drang noch einmal gegen Norden, allein mit geringerem Erfolg als im vorigen Jahre, und sagte im Herbste den Polargegenden Lebewohl. Er erreichte Spithead im Juni 1851.

Der Plover, unter Moore, wurde vom Herald neu ausgerüstet und als Reserve- oder Proviantschiff für Entreprise und Investigator zu Port Clarence in der Behringsstraße aufgestellt, wo er bis zum Herbste 1853 stehen bleiben sollte. 1851 erhielt er eine neue Zufuhr von Mundvorräthen, Kleidern und Feuerung, die bis December 1853 reichten, so wie außerordentliche Vorräthe und Winterkleider für 60 Mann auf sechs Monate. Die Zufuhren lud der Dädalus, unter Capitain Wettesley, zu Valparaiso. Commandeur R. Maguire verließ England am 2. Februar 1852, um Commandeur Moore am Plover abzulösen und fernere Vorräthe aufzunehmen. Bis 7. September 1852 war weder Kunde noch Spur von Sir John Franklin nach Port Clarence gemeldet, eben so wenig Mittheilungen über die Erfolge der Entreprise und des Investigator unter Collinson und M'Clure. Vier Jahre

voll Mühe und Versuche in dieser Richtung sind bis jetzt ohne Erfolg gewesen. In den Jahren 1850 und 1851 würden in diesen Gegenden keine geographische Entdeckungen gemacht.

Die Barrowstraßen-Expeditionen.

2) Capitain Penny's Expedition, 1850 und 1851. — Von den fünf Expeditionen der Barrowstraße verließ diese zuerst die britische Küste. Die Schwierigkeiten der Schifffahrt in der Baffins-Bai und besonders in dem nördlichen Theile von Melville-Bai bis Lancaster-Sund waren durch die früheren Expeditionen bewiesen. Um diesmal die Expeditionen so wirksam und vollständig als möglich zu machen, beschloß die Admiralität, der Macht der Marine die Erfahrung eines Wallfischjäger-Capitains zuzugesellen. Sie gewann also den Capitain Penny — welcher große Erfahrung in dem Eismeere während einer 12jährigen Ausübung des Wallfischfanges gesammelt hatte — und stellte als Beigabe der großen Expedition unter Capitain Austin zwei Schiffe unter seinen Befehl. Diese Fahrzeuge „Lady Franklin“ und „Sophie“ geheißen, verließen Aberdeen am 13. April 1850; das Commando der Sophie war Herrn Stewart übertragen. Vor Einfahrt in den Lancaster-Sund wollte man den Jones-Sund durchsuchen, allein die Anhäufung des Eises verhinderte dies. Capitain Penny richtete seinen Lauf nach Wellington-Canal, dessen Mündung er am 24. August erreichte. Da er von den Spuren hörte, die Capitain Ommanney auf Cap Riley und Beechey-Insel am 23. August gefunden, landete er an der Ostseite von Wellington-Canal, um diesen Strich genauer als bisher geschehen zu durchsuchen. Am 27. August wurden unzweifelhafte Spuren von Sir John Franklin auf Beechey-Insel entdeckt

und es wurde mit Sicherheit erwiesen, daß hier seine Ueberwinterung von 1845—46 stattgefunden. Allein wie sehr man nach allen Seiten hin suchte, ein geschriebenes Document ließ sich nicht entdecken. Nach Capitain Penny's Meinung trugen die Spuren Anzeichen eines schleunigen Aufbruchs Seitens John Franklins, der — nach derselben Meinung — beim plötzlichen Aufgange des Eises den Wellington-Canal hinauffuhr. Capitain Penny wollte dieser Richtung gleichfalls folgen, allein sein Versuch scheiterte an altem Landeise, welches ihm den Weg sperrte. Am 9. September richtete er seinen Lauf westlich, allein das Eis wurde zu dicht und er sah sich genöthigt, am 12. September, sein Winterquartier in der Assistance-Bai zu nehmen, die in der Nähe der südwestlichen Spitze des Wellington-Canals liegt. Nach Ablauf des Winters begannen Capitain Penny's Schlittenauszüge nach dem Norden (13. April 1851). Da wo sich der Wellington-Canal nach Westen biegt, an dem Punkte, wo mehrere Inseln ihn unterbrechen und er den Namen „Königin Victoria-Canal“ annimmt, wurde Capitain Penny an weiterem Vordringen durch offenes Wasser gehemmt, welches sich 25 Meilen weit gen Westen zog, mit zertrümmertem Eise bedeckt war und gen Norden einen Wasserhimmel trug. Das Ausgehen der Vorräthe nöthigte die verschiedenen Abtheilungen sich wieder nach Süden zu wenden, nachdem sie eine Strecke von 2000 Meilen zurückgelegt hatten. Es gelang dem Capitain Penny nicht, ein Dampfschiff von Capitain Austins Geschwader anzutreffen, um die entdeckte offene See jenseit des Wellington-Canals zu verfolgen. Er wandte sich daher am 12. August zur Heimkehr und traf in der Mitte September 1851 in England ein.

Mag man Capitain Penny's Reise nach den Entdeckungen,

welche die vermißten Schiffe angehen, wie nach dem geographischen Gewinn beurtheilen, oder die verhältnißmäßig geringen Kosten derselben und die Kürze ihrer Dauer (nur 18 Monate) in Erwägung ziehen: dieselbe ist die wichtigste und erfolgreichste aller unternommenen Aufsuchungs-Expeditionen. Diese Ansicht müssen die Behörden getheilt haben, da sie später beschlossen, ihre ganze Kraft auf die Verfolgung der Entdeckungen des Capitains Penny zu werfen — ein Entschluß, der leider erst nach Verlauf eines Jahres gefaßt wurde. Penny's Entdeckungen bilden bis jetzt den einzigen Anhalt, der uns mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt, welchen Weg Sir John Franklin von der Barrowstraße aus genommen haben muß. In geographischer Hinsicht beweist diese Reise das Dasein einer See von beträchtlicher Ausdehnung und Tiefe jenseit des Wellington-Canals und in nächstem Zusammenhange mit der labyrinthischen Region, welche bis hierher allen Versuchen zur Auffindung der sogenannten „Nordwestlichen Durchfahrt“ Trotz geboten hat. Die Entdeckungen zeigen ferner, daß die See entweder in das sibirische oder in das amerikanische nördliche Eismeer führt — wahrscheinlich in letzteres, da einige Stücke Treibholz von amerikanischem Ursprunge gefunden sein sollen.

3) Capitain Austin's Expedition, 1850—51. — Diese Expedition bestand aus den Schiffen Resolute und Assistance und den Schraubendampfschiffen Pioneer und Intrepid, unter dem Befehle von Capitain Austin und Ommaney und Lieutenant Osborn und Cator. Sie war hinsichtlich der Ausrüstung die vollständigste und stärkste, welche die britischen Küsten nach dem Eismeere gesendet. Ein Transportschiff ging bis zu den Wallfisch-Inseln voraus; das Geschwader selbst

fuhr im Anfang Mai 1850 ab. Am 15. August trennten sich die Schiffe bei Cap Dudley-Digges, da der Plan dahin ging, daß der Resolute und Pioneer die Südküste von Lancaster-Sund, der Intrepid und die Assistance die Nordküste desselben durchsuchen sollten. Capitain Ommanney erreichte mit dem Intrepid das Cap Riley und die Beechey-Insel am 23. August und hatte das Glück, an beiden Stellen Spuren der vermißten Schiffe zu finden. Capitain Austin kam mit dem Resolute erst am 28sten an diese Plätze, wo er den Capitain Penny bei der Prüfung der Ueberreste von Sir John Franklin's Winterquartier Gesellschaft leistete. Da es ihm nicht gelang, den Wellington-Canal hinaufzufahren, so wandte er sich gen Westen. Allein trotz aller Mühe machte er nur geringen Fortschritt und sah sich genöthigt, seine Versuche aufzugeben. Er nahm am 13. September Winterquartiere auf Griffith-Insel, etwas westlich von Assistance-Bai — wo auch Capitain Penny überwinterte. Einige Streifzüge ins Innere wurden bis 2. October abgesendet, mußten aber bald umkehren. Der Winter verging bei guter Gesundheit und frischem Muthe; gegen den Frühling wurden Schlittenstreifereien in größerem Maßstabe unternommen. Dieselben wurden sämmtlich in westlicher Richtung ausgeführt, um die Gegend um die Winterquartiere in einem Halbkreise von Norden durch Westen gen Süden zu erforschen. Die Mehrzahl brach am 15. April 1851 auf; sie bestand aus 14 Schlitten mit 104 Officieren und Leuten. Die verschiedenen Abtheilungen kehrten zwischen dem 27. April und 4. Juli zurück; sie hatten sehr wenige Unglücksfälle erlitten, obgleich sie von 6 bis 80 Tage ausgeblieben und von 44 bis 760 Meilen zurückgelegt hatten. Die größte Strecke in gerader Richtung

legte Lieutenant M'Clintock zurück, welcher eine der Westspitzen von Melville-Insel erreichte, die von den Winterquartieren 350 Meilen entfernt lag; er gebrauchte zum Hin- und Rückwege 80 Tage. Da keiner der Schlittenzüge eine Spur von Sir John Franklin gefunden, so schloß Capitain Austin, daß die vermißten Schiffe sich nicht südlich oder westlich vom Wellington-Canal befinden könnten. Sobald Capitain Austin aus den Winterquartieren erlöset war, verließ er (12. August) die Barrowstraße, passirte die Mündung des Wellington-Canals und steuerte nach dem Lancaster-Sund, um den Jones-Sund zu durchforschen. Er drang eine kurze Strecke in denselben vor, stieß aber auf Eis, das ihm den Weg sperrte. Es wurden hier keine Spuren bemerkt; die Expedition entschloß sich daher, die Baffins-Bai zu verlassen, passirte Cap Farewell am 16ten und erreichte Aberdeen am 26sten desselben Monats.

Diese Expedition fand die ersten Spuren der vermißten Schiffe. Die geographischen Entdeckungen waren nur gering, wenn man die Größe und Hülfsmittel der Expedition und die Ausdehnung der Schlittenstreifzüge über das Eis in Erwähnung zieht, da ein beträchtlicher Theil der Küstenlinie, welche die letzteren erforschten, bereits 32 Jahre zuvor von Sir Edward Parry entdeckt war.

4) Expedition unter Sir John Roß 1850 und 1851. — Während die drei vorstehenden Expeditionen von der Regierung ausgerüstet wurden, statteten Privatmittel die drei nachfolgenden aus. Der arktische Veteran, Sir John Roß, bot freiwillig seine Dienste zur Nachforschung nach Franklin an. Da jedoch die Gegend, wohin er sich begeben wollte, bereits für die Expedition unter Capitain Austin

bestimmt war, so lehnte die Admiralität sein Anerbieten ab. Als er jedoch auf seinem Vorhaben bestand, so setzte ihn die Hudson-Bai-Compagie und das Publikum in Stand, seinen Plan auszuführen. Demnach verließ Sir John Roß, begleitet vom Commandeur Phillips, die Westküste von Schottland am 23. Mai 1850 in dem Felix, den die Mary als Vorrathsschiff begleitete. Er kam am 27. August nach Beechey-Insel und besichtigte die von Capitain Penny's Expedition entdeckten Winterquartiere. Der Felix konnte vor 9. September den Wellington-Canal nicht gewinnen und überwinterte in Assistance-Bai am 12ten zugleich mit Capitain Penny. Commandeur Phillips machte während des Sommers 1851 einen Streifzug auf Cornwallis-Land, eine durch die vorgerückte Jahreszeit sehr mühselige Unternehmung. Am 12. August wurde Sir John Roß aus den Winterquartieren erlöset; da er aber keine Aussicht fand im Wellington-Canale hinaufzubringen, so trat er die Heimreise an, passirte Godhafen am 30. August und erreichte die Westküste von Schottland am 25. September 1851.

Diese Expedition blieb ohne Erfolg für die vermißten Schiffe und geographische Entdeckungen. Nur eine schreckliche Nachricht wurde beunruhigend in die Oeffentlichkeit geworfen, die ein Eskimo, Adam Beck, welcher den Schiffen als Dolmetscher diente, aufgebracht hatte. Als Sir John Roß an Cap York, im Norden der Baffins-Bai, war, traf er fünf arme harmlose Tröpfe von Eskimos, welche eine Mittheilung gaben, die dahin ausgelegt wurde: „daß zwei Schiffe im Wolsterholme-Sund im Feuer aufgegangen und die Mannschaft von den Eskimos erschlagen sei.“ Zufällig war die ganze Stärke des Aufsuchungsgeschwaders in der Nähe dieser

Gegend gewesen, so daß sich ein Urtheil darüber fällen ließ. Man fand das Gerücht ohne jeglichen Grund und die unterrichtetsten Personen erklärten „jene Nachricht so verkehrt und dem gesunden Menschenverstande widerstrebend, daß man sich nicht erwehren könne darüber zu lächeln, wie schmerzlich auch die Gefühle seien, welche von dem Gedanken an einen so schrecklichen Tod eingeflößt würden.“ Ueberdies hat Capitain Inglefield auf seiner Reise nach der Baffins-Bai die Sache durch einen Besuch und die genaueste Prüfung des Platzes erledigt, wo die Ermordung stattgefunden haben sollte.

5) Vereinigte Staaten-Expedition, 1850 und 1851. — Im Frühjahre 1849 erließ Lady Franklin einen ergreifenden Aufruf an die amerikanische Nation. Großmüthig erwiderte denselben der hochherzige Bürger Henry Grinnell von Newyork, der so weit ging, daß er zwei Schiffe auf seine Kosten ausrüstete und nach dem Eismeere sandte. Diese beiden Schiffe, Advance und Rescue, verließen Newyork am 25. Mai 1850 unter dem Commando des Lieutenants De Haven, dem die Weisung ertheilt war, zuerst nach dem Wellington-Canal und Cap Walker zu fahren. Sie erreichten Beechey-Insel zur Zeit als Capitain Penny Franklin's Winterquartiere entdeckt hatte. Ihre Bewegungen waren denen der übrigen Expeditionen ziemlich gleich. Nach vergeblichen Bemühungen, im Wellington-Canale hinaufzubringen, nahmen sie ihre Straße in der Richtung nach Cap Walker. Am 10. September trafen die amerikanischen Schiffe mit dem gesammten Auffsuchungsgeschwader etwa 8 Meilen südlich von Griffith's-Insel zusammen. Dies war der äußerste Punkt westlich, den die ersteren erreichten. Während die englischen Schiffe Winterquartiere nahmen, entschloß sich der amerika-

nische Befehlshaber zur Heimkehr, ungeachtet er mit Lebensmitteln für drei Jahre versehen war. Sein Schiff gerieth jedoch dem Wellington-Canale gegenüber zwischen Eisberge und wurde hülflos den ganzen Winter durch Lancaster-Sund und längs der Baffins-Bai bis jenseit des Cap Walsingham getrieben, wo es nach vielen Drohnissen, Mühen und Gefahren endlich am 10. Juni 1851 frei wurde. Der Befehlshaber war dadurch nicht in Schrecken gesetzt, sondern beschloß nach Norden zurückzukehren. Allein er vermochte nicht über Mellville-Bai vorzubringen und kehrte nach Newyork zurück, wo er am 30. September 1851 eintraf.

In einer Hinsicht ist diese Fahrt die auffallendste von allen Aufsuchungs-Expeditionen, nämlich wegen des Umhertreibens des Schiffs zwischen dem Eise von der Mitte September 1850 bis Mitte Juni 1851, ein bis dahin unerhörtes Ereigniß. So groß waren die Gefahren, daß die Leute ihre Ranzen und Schlitten bereit hielten, um sich selbst auf das Eis zu retten, falls die Schiffe zerdrückt werden sollten. Allein obgleich die Fahrzeuge nicht weniger als neun Monate, den schlechtesten Theil des Jahres hindurch, aufs engste vom Eise eingeschlossen und eine Strecke von 1000 Meilen umhergetrieben wurden, und obgleich ihr Hintertheil über 6 Fuß in die Höhe getrieben wurde: so entkamen sie dennoch mit geringem Schaden und die Expedition kehrte ohne den Verlust eines Mannes wider heim; doch war die ganze Mannschaft vom Scorbut heimgesucht. Das Beispiel dieser beiden Schiffe, von denen das eine nur 144, das andere 91 Tonnen hielt, reicht hin, uns die Hoffnung einzuflößen, daß Franklin — wenn nicht besondere Unfälle obwalteten — so leicht nicht im Eise verunglückt sein kann.

6) Capitain Forsyth's Reise, 1850. — Dies war die fünfte Expedition in dieselbe Gegend, welche die vier vorhergehenden eingeschlagen hatten. Es war die Meinung aufgestellt, daß Regent-Bucht genau untersucht werden müsse, obgleich dieselbe so nahe an Baffins-Bai liegt, daß Wallfischjäger zuweilen auf beträchtliche Strecken südlich in dieselbe hineingehen. Demgemäß verließ „Prinz Albert“, ein Klipper von etwa 90 Tonnen, unter Capitain Forsyth am 5. Juni 1850 England zu diesem besonderen Zwecke; die Kosten seiner Ausrüstung betrugen an 4000 Pfd. St., wovon Lady Franklin den größeren Theil und eine öffentliche Unterzeichnung den Rest beigesteuert hatte. Capitain Forsyth ging längs der Westseite von Regent-Bucht bis zum Fury-Point, wo das Eis ihn zurückwies. Bevor er aber heimsteuerte, segelte er bis zum Wellington-Canale, wo er die anderen Expeditionen antraf. Er kam nach etwa viermonatlicher Abwesenheit am 22. October 1850 in Aberdeen an.

Capitain Forsyth brachte zuerst die Nachricht von der Auffindung der Spuren an Beechey-Insel nach England, und erregte damit die größte Aufmerksamkeit.

Dritte Abtheilung der Aufsuchungs-Expeditionen.

Diese Abtheilung begreift Expeditionen, welche in den Jahren 1851 und 1852 abgeschickt wurden. Obgleich sie ebenfalls ihr Streben auf die amerikanische Seite richteten, so beschränkten sie sich doch nicht auf einen und denselben Raum, wie die Mehrzahl der früheren. Ihr Hauptergebniß ist, so weit wir dasselbe bis jetzt kennen, eine völlige Bestätigung der Meinung, daß Sir John Franklin eine ansehnliche Strecke über die bekannten Polargegenden Amerikas hinaus

gedrungen sein muß, der Behringsstraße und den sibirischen Küsten zu.

1) Dr. Rae's Reise nach Wollaston- und Victoria-Land, 1851. — Die Versuche des Dr. Rae, Wollaston-Land in einem Boote zu erreichen, waren im Sommer 1848 und 1849 nicht geglückt. Er beschloß eine Reise über das Eis mit Schlitten im Frühlinge 1851; verließ Fort Confidence, am Gr. Bären-See, am 26. April in Begleitung von vier Mann, mit drei Schlitten, welche von Hunden, und einem kleinen Schlitten, welcher von den Leuten gezogen wurde. Er erreichte die Küste in der Nähe der Mündung des Kupferminen-Flusses am 2. Mai, ging in drei Tagen über das Eis zu der südlichsten Spitze von Wollaston-Land und verfolgte die Küste östlich bis zu 110° W. L., und nordwestlich bis 117° 17′ W. L.; am 4. Juni traf er wieder an seinem Ausgangspunkte ein. Am 5ten zog er aufs neue aus, diesmal aber in Booten, um Victoria-Land auszukundschaften. Er hielt sich längs der Nordküste des amerikanischen Continents bis zum Cap Alexander und setzte von hier am 27. Juni nach Victoria-Land über. Er verfolgte die Küste östlich und darauf nördlich, drang am 13. August bis 70° 14′ N. B., seinem vorgerücktesten Punkte, und kehrte am 29. August zu dem Kupferminen-Flusse zurück.

Obgleich keine Spuren von Sir John Franklin gefunden wurden, so ist doch diese Expedition in geographischer Beziehung von Wichtigkeit, da ein beträchtlicher neuer Küstenstrich entdeckt wurde, welcher Wollaston- und Victoria-Land verbindet; dadurch wird wahrscheinlich, daß die beiden Länder von Banks-Land und Prinz Wales-Land durch eine Straße

getrennt sind, auf welcher das Treibholz an die Ostseite von Victoria-Land geführt wird.

2) Kennedy's Reise, 1851 und 1852. — Am 22. Mai 1851 wurde der „Prinz Albert" von neuem zur Fortsetzung der Nachforschungen in Prinz-Regent-Bucht ausgesendet, diesmal unter dem Befehle von Kennedy, den der Lieutenant Bellot, von der französischen Marine, begleitete. Im ersten Jahre ging Kennedy nur bis zur Batty-Bai, an der Westseite von Prinz-Regent-Bucht, wo er überwinterte. Kennedy und seine Gefährten machten Streifzüge nach Fury-Beach, im Süden, früh im Januar 1852, einzig und allein beim Mondenlicht. Am 29. März brachen sie auf, um die Südspitze der Regent-Bucht zu durchsuchen. Bei Brandfond-Bai entdeckten sie aber einen Canal, der sich westlich, durch Nord-Somerset, wendete; sie folgten demselben, setzten nach Prinz Wales-Land über und setzten ihren Lauf in westlicher und später in nördlicher Richtung bis zur Ommanney-Bai fort, wo sie sich nach Cap Walker wendeten. Mangel an Proviant nöthigte sie hier zur Rückkehr nach Port Leopold, den sie am 5. Mai erreichten. Am folgenden Tage ging Kennedy in dem „Prinz Albert" nach Beechey-Insel, wo er Mittheilungen vom „Nordstern", einem Schiffe von Sir E. Belcher's Geschwader, erhielt und sich auf den Heimweg machte. Er traf am 7. October 1852 zu Aberdeen ein.

Auf dieser Reise wurden keine Spuren von Franklin gefunden. Ein kleiner neuer Küstenstrich wurde entdeckt und die Gewißheit gewonnen, daß North-Somerset eine Insel ist, die von Boothia-Felix durch eine schmale Straße getrennt wird, welcher der Name Bellot-Straße beigelegt wurde.

3) Capitain Inglefield's Reise, 1852. — Am

6. Juli 1852 segelte Capitain Inglefield von der Themse mit dem Schraubendampfer Isabel, um die Spitze der Baffins-Bai und die westliche Küste derselben bis Labrador zu durchsuchen. Er erreichte Wolstenholme-Sund, Grönland, am 23. August, forschte emsig nach und gewann die Gewißheit, daß Adam Beck's Erzählung kein Glauben beizumessen sei. Vom 25. August bis 1. September durchsuchte er die nördlichsten Theile der Baffins-Bai, vom Wallfisch-Sund bis Jones-Sund, ohne die geringste Spur der vermißten Schiffe zu finden. Er gab fernere Nachsuchungen in dieser Gegend auf und steuerte nach Beechey-Insel, wo er von Sir Edward Belcher's Expedition Mittheilungen erhielt. Hierauf durchforschte er die westlichen Küsten von Baffins-Bai von $72\frac{1}{2}^0$ bis 71^0, bis ihn am 14. October die vorgerückte Jahreszeit zum Verzicht auf fernere Untersuchungen nöthigte. Er wendete sein Schiff zur Heimkehr und erreichte Peterhead am 10. November, genau vier Monate nach dem Tage seiner Abfahrt.

Diese Expedition ist die letzte von allen, welche ihre Aufgabe beendet haben. Sie war gleich der übrigen Mehrzahl ohne Erfolg in Feststellung des Schicksals der vermißten Schiffe oder der Entdeckung von Spuren derselben. In geographischer Hinsicht ist dieselbe sehr interessant. Sie hat unter anderen Ergebnissen herausgestellt, daß jenseit und im Zusammenhange mit der Spitze des Baffins-Bai, die bislang als der Endpunkt galt, eine große See befindlich sei, in welche der Wallfisch-Sund und der Smith-Sund den Haupteingang bilden. Doch lassen verschiedene Gründe annehmen, daß dieselbe weder mit dem großen Polarmeere, gemeiniglich Polar-Bassin genannt, noch mit dem jenseit des Wellington-Canals

befindlichen Meere zusammenhänge. Capitain Inglefield erreichte sodann 78° 35′ N. B., die größte Höhe, welche auf amerikanischer Seite in den arktischen Regionen erreicht wurde. Diese Höhe ist jedoch auf der entgegengesetzten Seite zu allen Zeiten erreichbar; hier kam Sir Edward Parry in dem Polarmeere im Norden von Spitzbergen bis zu 82° 45′ und wahrscheinlich bis 83° in kleinen „offenen Booten“.

Aufsuchungs-Expeditionen, welche noch in den arktischen Gegenden verweilen.

1) Behringsstraßen-Expedition. — Wir haben bereits oben gesehen, daß der „Investigator“ unter Commandeur M'Clure, gen Norden von der Behringsstraße fuhr und zuletzt vom Plover bei der Barrowspitze am 14. August 1850 gesehen war. M'Clure's Absicht war, östlich bis zum Cap Bathurst zu gehen und daselbst zu überwintern. Im folgenden Sommer wollte er von hier nordöstlich, nach Banks-Land, zu kommen suchen.

Die „Entreprise“ verließ unter Capitain Collinson den Port Clarence in der Behringsstraße am 10. Juli 1851, um ebenfalls nordöstlich vorzudringen. Weder sie noch das vorgenannte Schiff haben seitdem von sich hören lassen. Als Entsatz- und Vorrathsschiff stationirt der Plover unter Commandeur Maguire in der Behringsstraße mit der Anweisung bis zur Barrowspitze und darüber hinaus zu gehen. Das Schiff Rattlesnake, Commandeur H. Trollope, ist zur Unterstützung der Operationen dieser Schiffe abgesendet.

2) Barrowstraßen-Expedition unter Sir Edward Belcher. — Diese ist die größte Expedition, welche bis jetzt zur Aufsuchung ausgesendet wurde. Sie besteht aus

fünf Schiffen: Assistance, Resolute, Nordstern, Pioneer und Intrepid. Am 21. April 1851 segelten diese Fahrzeuge von England direct nach dem Wellington-Canale, Beechey-Insel, dessen Mündung sie als Hauptquartier zu nehmen denken. Die vom Capitain Inglefield überbrachten Depeschen machen uns mit den Fortschritten dieser Expedition bis 7. September bekannt. Am 11. August hatte Sir E. Belcher Beechey-Insel erreicht und gleich darauf war er mit der Assistance und ihrem Tender im Wellington-Canale hinaufgefahren, während Capitain Kellett mit der Resolute und ihrem Tender gegen Melville-Insel fuhr, um daselbst Vorräthe für den Capitain Collinson und Commandeur M'Clure niederzulegen, von denen man vermuthete, daß sie diese Insel erreicht haben würden. Der Nordstern blieb zu Beechey-Insel als Vorrathsschiff im Depot.

3) Neben der Reise des Dr. Rae, der unlängst zur Fortsetzung seiner Untersuchung der Eisgrenze von Victoria- und Wollaston-Land aufgebrochen ist, wurde Herr Kennedy mit dem kleinen Fahrzeuge „Isabel“ im letzten Maimonat von Lady Franklin ausgesendet, um durch die Behringsstraße zu bringen. Der eigentliche Zweck dieser Expedition ist schwer zu ersehen, da in den Gegenden, wohin Kennedy beordert ist, bereits vier Schiffe thätig sind und er vor dem Sommer 1854 keinerlei Operationen wird beginnen können.

4) Capitain Inglefield ist in demselben Monat mit einer Regierungs-Expedition von zwei Schiffen ausgesendet. Sein Auftrag geht dahin, Lebensmittel nach Beechey-Insel zu bringen, wo das Depot und der Hauptstationspunkt der großen Expedition unter Sir E. Belcher ist, und wenn es möglich ist, soll er darnach seine Untersuchungen auf die

Baffins-Bai ausdehnen, jedoch sich einrichten, daß er zeitig im Herbst nach England zurückkehre.

5) Unabhängig von den vorgenannten britischen Expeditionen ist eine zweite amerikanische Expedition durch den Edelmuth Grinnell's am 31. Mai von Newyork abgesandt. Dieselbe steht unter dem Befehle des Dr. Kane, welcher sich vorgesetzt hat, auf Inglefield's Wege in der Baffins-Bai vorzubringen und von dort aus den Versuch zu machen, in Schlitten den Nordpol zu erreichen. Da es so ungewiß wie unwahrscheinlich ist, daß sich das Land bis zum Nordpole ausdehne, so läßt sich ebenso wenig erwarten, daß Dr. Kane auf dem beabsichtigten Wege zu dem vorgesteckten Ziele kommen werde. Doch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß diese Reise von hohem Interesse werden wird.

Schluß.

Dies sind die edlen Anstrengungen, welche bis hierher zur Auffindung Sir John Franklin's und seiner Gefährten gemacht sind. Allein nachdem nunmehr acht Jahre ohne eine Nachricht von ihnen vergangen sind, muß selbst der Ungläubigste für die Rettung derselben besorgt werden. Wenn sie nicht — was wahrscheinlich ist — aus Mangel an Nahrung umkamen, sondern ihr Leben mit arktischen Thieren fristeten, so muß sich doch ihre Zahl sehr verringert haben und diejenigen, welche noch am Leben sind, müssen ohne Zweifel durch ihre lange Abspannung und schwere Leiden so entkräftet sein, daß sie sich nicht selbst aus ihrer Gefangenschaft zu erlösen noch große Wegstrecken zurückzulegen vermögen. Bei jedem Unternehmen, welches zu ihrer Errettung aufgeboten wird, sollte die Zeit vor allen Dingen mit berücksichtigt werden, da

jede Woche mehrere der noch Lebenden hinwegraffen muß. Es ist jetzt zur Gewißheit geworden, daß sie weit jenseit der amerikanischen Küsten — selbst weit jenseit der Melville-Insel — zu suchen sind; namentlich den sibirischen Küsten gegenüber, in der Gegend, welche sich von dem Lande, welches Capitain Kellett unter dem achtzigsten Parallelkreise entdeckt hat, und vom Meridian der Barrowspitze an der amerikanischen Seite bis zu dem von Kolyma an der asiatischen ausdehnt. Dies ist eben die Gegend, welche bisher und noch jetzt bei den Nachsuchungen außer Acht gelassen ist, mit Ausnahme der Assistance und ihrem Tender unter Sir E. Belcher, der im Wellington-Canal hinaufgegangen ist, in dem ihm wahrscheinlich die vermißte Expedition voraussegelte. Allein wenn schon Belcher eine ungewöhnlich offene See fand, die ihm erlaubte in den Canal hinaufzubringen, so ist doch in Betracht der Zeit, welche die Aufsuchung der Spuren erfordert, nicht wahrscheinlich, daß er Franklin in weniger als drei Jahren auf einer Fahrt einhole, zu welcher der letztere sechs Jahre gebraucht hat. Hierbei muß erinnert werden, daß Sir John Franklin 1846 genau in derselben Lage war, worin sich Sir Edward Belcher gegenwärtig befindet, wenn es ihm gelingt den Wellington-Canal hinaufzukommen; und seine Expedition war gewiß eben so stark als die des letzteren und seine Mannschaft nicht schlechter.

Es liegt am Tage, daß die Aufsuchungs-Expeditionen bisher zu sehr an einer Seite der arktischen Regionen concentrirt waren — im Sommer 1850 befanden sich nicht weniger als elf Schiffe auf Einem Platze beisammen. — Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn wir aussprechen, daß die Verfolgung des Weges der vermißten Schiffe erst jetzt begonnen

hat, da Sir Edward Belcher in dem Wellington-Canale hinaufgesegelt ist.

Die übrigen Expeditionsschiffe, welche jetzt noch in den arktischen Gegenden sind, der Investigator und die Entreprise, wie die Schiffe unter Capitain Kellett, sind allein nach Banks-Land und Melville-Insel gerichtet, einer Gegend, die wahrscheinlich weit von Sir John Franklin's Aufenthalt entfernt ist. „Die Thiere auf Melville-Insel waren ohne Furcht und zahm“, sagt Lieutenant M'Clintock, die beste Autorität in dieser Sache, „ein Umstand, der allein ein überzeugender Beweis ist, daß unser Landsmann nicht hier war“, und man kann hinzusetzen, nicht innerhalb 500 Meilen. Wenn Sir John Franklin sich nach einer bekannten Gegend der amerikanischen Seite hätte zurückziehen wollen, so stand ihm nichts im Wege. Es ist bekannt genug, daß Schlittenparthien in einem Winter gegen 1000 Meilen zurückgelegt haben, und Sir John Roß machte nach vierjähriger Gefangenschaft im Eise, mit nur vierundzwanzig Mann, die von Entbehrungen und Anstrengungen hart mitgenommen waren, wenigstens 500 Meilen theils zu Lande, theils zu Wasser von dem Punkte, wo er sein Schiff aufgab, bis zu der Stätte seiner Erlösung.

Der Umstand, daß nicht weniger als funfzehn Expeditionen, aus dreißig Schiffen ohne Zählung der Boote bestehend, ihren Hauptzweck verfehlt haben, bestimmte mich vor Kurzem, die Aufmerksamkeit auf einen Theil der polarischen Gegenden zu lenken, welcher bislang vernachlässigt wurde, und einen Plan für Nachforschungen durch das Meer von Spitzbergen, den großen Ocean zwischen Spitzbergen und Novaya Zemlya zu entwerfen. Ich führte Gründe an, welche

zeigten, daß diese See wahrscheinlich die beste Straße darböte, und hervorhob, daß eine solche Expedition von der höchsten Wichtigkeit für den Handel und die Geographie wäre. Da mein Plan der Oeffentlichkeit bereits vorliegt*), so ist es überflüssig, denselben hier zu entwickeln. Wenn die Aufsuchungs-Operationen ein umfassendes und erschöpfendes System bilden sollen, so kann mein Vorschlag nicht unberücksichtigt bleiben. Die Handels-Interessen des Landes verlangen nicht minder eine baldige Erforschung der Region, auf welche ich die Aufmerksamkeit gelenkt, und die Wissenschaft harrt mit Sehnsucht auf die Lösung eines der wichtigsten geographischen Probleme. Endlich aber duldet die Erwägung, daß fünf Jahre mehr und mehr angestrengter Kräfte auf der einen Seite bis jetzt ohne Erfolg geblieben sind, keine längere Ver-

*) Die verschiedenen Mittheilungen, die sich auf meinen Plan beziehen, von dem ein Entwurf zuerst in dem „Athenäum“ vom 17. Januar 1852 veröffentlicht wurde, sind folgende:

1) Die Aufsuchung Franklin's. Mit einer Polarkarte. London, Longmans. (15. Mai 1852.)

2) Bemerkungen über die Verbreitung der Thiere, welche zur Nahrung dienen, in den arktischen Regionen. (Journal der Royal Geographical Society zu London, 1852. vol. XXII.)

3) Sir John Franklin, die Schiffbarkeit des Meeres von Spitzbergen, und die Wallfischereien in den arktischen Regionen. (Eine Vorlesung, gehalten in der Royal Geographical Society, 8. November 1852. S. Auszüge in „Times“, 12. November, und „Athenäum“, 13. November 1852.)

4) Ueber die Wallfischereien in den arktischen Regionen. („Times“, 8. und 11. November 1852.)

5) Baffins-Bai und das Polar-Bassin. („Athenäum“, 11. Dec. 1852.)

6) Briefe an die Lords Commissioners der Admiralität, datirt 29. November 1852. (Parliamentary Papers, „Arctic Expeditions“, auf Befehl des Hauses der Gemeinen gedruckt, December 1852.)

nachlässigung der andern Seite, welche dem Anschein nach der Kraft des Dampfes einen leichten und raschen Zugang gewährt. Jetzt mögen vielleicht noch nicht alle vermißten Personen umgekommen sein, allein ein fernerer Verzug von einem oder zwei Jahren — und es ist wohl keiner mehr übrig, der den schmerzlichen Bericht ihrer Leiden abstatte; es wiederholt sich das schreckliche Ende der Expedition des Sir Hugh Willoughby, von der man nur die steifgefrorenen Leichname an den unheimlichen Küsten der arktischen Regionen fand.

A. P.

Capitel XIII.

Fortsetzung der Reise des Herald. — Honolulu. — König Kamehameha's Lever. — Antritt der Heimreise. — Ankunft in Hongkong. — Besuch Cantons.

Honolulu hatte seit unserm letzten Besuche bedeutende Veränderungen erfahren. Eine Markthalle war errichtet, eine Wasserleitung zur Versorgung der Schiffe mit Wasser von den Bergen angelegt, und eine bedeutende Anzahl von Häusern hatte die Stadt vergrößert. Der Hafen war mit Schiffen angefüllt und die Straßen lebten von Fremden, welche entweder nach Californien gingen oder von dort zurückkamen. Der Handel befand sich im blühendsten Zustande; frische Güterladungen trafen täglich von China, Australien, Nordamerika und Europa ein: überall waren die Anzeichen von Blüthe und Fortschritt zu sehen. Auch der Landwirthschaft war die ihr gebührende Aufmerksamkeit geworden, und eine Gesellschaft hatte sich unter dem Titel eines königlichen landwirthschaftlichen Vereins der Hawaiianischen Inseln gebildet. Der König war Schutzherr derselben geworden, und im August 1850, als die Gesellschaft gebildet wurde, versammelten sich Abgeordnete der verschiedenen Inseln in Honolulu. Sie brachten die verschiedenen Producte der Inselgruppe mit und bildeten

so in kleinem Maßstabe die erste landwirthschaftliche Ausstellung in Polynesien. Die junge Gesellschaft entfaltet große Thätigkeit: ein Band ihrer Verhandlungen ist erschienen, reichliche Gelder sind gezeichnet und Schiffe sind nach China gesendet, um Arbeiter einzuführen.

Während unseres Aufenthalts gab König Kamehameha Morgen-Audienz, in welcher Capitain Kellett und mehrere von unseren Officieren vorgestellt wurden. Herr Whiffin, der mit von der Parthie war, hat eine interessante Beschreibung der Ceremonie geliefert, die ich trotz ihres von dem vorliegenden Buche verschiedenen Tons kein Bedenken trage, dem Leser mitzutheilen:

„„Wer will mit zum Lever?“ lachte der ungehobelte Midshipman von der Morgenwacht, als er die Hinterleiter herab in den Schiffsraum polterte, wo die Majorität seiner Schüsselkameraden sich anstrengte, mittelst der Anwendung von kaltem Wasser und der Reibung einer gemeinen Handquehle ihren Backen die Frische wieder zu ertheilen, welche schlechte Diät und langer Dienst unter der tropischen Sonne zerstört hatte.

„„Was für ein Lever?“ fragte ein Anderer.

„„Ei nun, das Lever“, entgegnete der Erste. „Der Capitain hat hergesandt, daß der König heute eine Morgen-Audienz halte; wer von den Officieren vorgestellt zu sein wünsche, müsse Punkt halb drei in voller Uniform an die Küste zum Consul kommen.“

„„Werd' ich an Deck gehen, um den König zu sehen! Volle Uniform, seh' mir einer! Bah! trägt er doch erst ein Kleid seit ein Paar Jahren! Die Hofdamen würden, meiner Treu, nicht sehr erröthen, wenn er ohne die unmaßgebliche Bedeckung geblieben wäre!“

„Dies ist ein Pröbchen der Unterhaltung, die in unserm Kajütenraume herrschte, als ihrer Hawaiianischen Majestät Geruhen kund gethan war. Glücklicherweise waren nicht alle der Meinung dessen, der die Meldung überbrachte; mehrere, unter denen auch ich, meinten, daß es eine interessante Scene sein müsse zu sehen, wie sich ein kaum der Rohheit entrissenes Volk die pomphaften Ceremonien eines königlichen Hofs aufzuführen bestrebe. Wir dachten, selbst wenn es eine Posse geben sollte, so würde uns der Spaß, den wir hinterher davon hätten, reichlich für die Mühe des Wegs entschädigen.

„Unsere Gesellschaft war bald vollzählig. Nach dem Frühstück ließen acht oder neun Officiere ihre kostbaren Gallakleider aus der dumpfen Verborgenheit erlösen, worein sie seit unserer Abreise von Guahmas begraben waren. Ich ließ sie sich nach ihrem Gefallen an Bord mit ihrem Staat beschäftigen und eilte mit einem kleinen Buben und einem großen Bündel ans Land, um meine auserlesene Toilette zu machen. Als ich unsere Kneipe erreichte — eine kleine Wirthschaft, die unsere Messe gemiethet hatte, weil sie für Ankleiden und Erfrischung geeigneter war als der Gasthof — fand ich dieselbe verschlossen. Ich jagte mehrere Boten durch die Stadt, um den eingeborenen Burschen zu suchen, welcher mit dem Schlüssel und der Besorgung des Hauses betraut war. Allein er kam nicht. So behielt ich mit philosophischer Ergebung meinen Aerger für mich, begab mich zur großen Heiterkeit der Hausgenossen in eine anliegende Waschhütte und legte die erforderlichen Kleidungsstücke an.

„Die festgesetzte Stunde war bereits um einige Minuten vorüber, als ich die Wohnung unseres Consuls, General Miller, erreichte. Mein unordentliches, aufgeregtes und

erhitztes Wesen fiel dem Capitain und den bereits anwesenden Officieren auf und belustigte sie sehr. Glücklicherweise begann ein Gespräch, das lange genug anhielt, um mich abzukühlen und wieder zu Athem zu kommen.

„Der Palast ist nur dreihundert Yards vom Hause des Generals entfernt, allein in Anbetracht der feierlichen Haltung unsres Gangs brachten wir volle zehn Minuten auf dem Wege zu. Ein kleines Wachthaus ist über dem Palastthore angebracht; dasselbe diente jetzt, um eine Anzeige unserer Annäherung zu geben. Die Schildwachen rechts und links machten die üblichen „Klickklick“ Honneurs mit ihren Gewehren als wir vorübergingen, während eine Compagie hawaiianischer Infanterie, die im Carré aufgestellt war, ein Scheinmanöver machte und an uns heranschwenkte, als wir die Stufen hinanstiegen.

„Wir wurden in der Vorhalle von einer Menge Beamten empfangen, von denen einige Weiße, die anderen eingeborene Häuptlinge waren; sie geleiteten uns artig in das geräumige Empfangszimmer, wo König Kamehameha und sein Gefolge versammelt war. Der König war in völliger Kleidung; er trug einen blauen Rock und eine weiße Weste, quer über die Brust hatte er ein breites rothes Band. Er saß auf einem geschnitzten eichenen Stuhle oder Throne, der etwas über dem Boden emporragte, gepolstert und mit rothem Sammt beschlagen war. An seiner Rechten stand George Young, erster Minister und Abkömmling des berühmten John Young, welcher anfangs Gefangener und später der treue, erprobte Freund des ersten Kamehameha war, mit dessen Geschichte sein Name eng verknüpft ist. Armstrong, der Minister des Unterrichts, nahm die Linke Seiner Majestät ein und diente als Dolmetscher. Die übrigen Sitze dieser Seite

waren von den vorzüglichsten eingeborenen Häuptlingen eingenommen, Leuten von riesenhaften Verhältnissen, deren hübsche Gesichter zu den schmucken Uniformen paßten, mit denen sie angethan waren.

„Wie verschieden waren die Gesinnungen und Ansichten, womit sie uns bewillkommten, von denen, die der ritterliche Cook und seine Officiere siebenzig Jahre früher erfuhren! Die damaligen Bewohner glaubten in der Person desselben ihren gefürchteten, lange abwesenden Gott Lono zu erkennen und hätten ihn gern getödtet, wenn sie es nicht für zweckmäßiger gehalten, ihn bei sich zu behalten! Kaum ist diese Generation verschollen, so finden wir bereits die Hawaiianer mitten im Glanze der Civilisation und des Handels und in der Verehrung desselben Gottes, den wir selbst anbeten.

„Als der Consul vortrat, erhob sich der König von seinem Sitze. Nach Austausch der Begrüßungen begann die Tagesordnung mit der Vorstellung des Capitains Kellett. Seine Majestät empfing denselben mit leichter, huldvoller Miene und erkannte in ihm eine alte Bekanntschaft. Wir waren bis dahin im Hintergrunde geblieben; jetzt wurden wir einer nach dem andern in der Reihenfolge des Ranges vorgestellt. Kamehameha erzeigte uns nicht die Ehre der mindesten Aufmerksamkeit. Wir passirten nur dicht an ihm vorbei von der einen Seite des Zimmers zur andern, beim Vorübergehen an Seiner Majestät stehen bleibend und unsre höflichste Verbeugung machend. Er erwiderte unsere Huldigung in gemessener leichter Weise, so daß es ihm der vollendetste Hofmann nicht zuvor gethan haben würde. Fünf oder sechs Herren von verschiedenen Nationen wurden danach von den Consuln ihrer Regierungen vorgestellt, womit der förmliche

Theil der Ceremonie geschlossen wurde. Der König ließ sich nieder und bedeutete alle Anwesenden, seinem Beispiele zu folgen.

„Eine lebhafte Unterhaltung erhob sich nun in verschiedenen Gruppen. Der König und Capitain Kellett hatten eine lange Unterredung durch die Vermittlung des Ministers Armstrong, dessen Beihülfe, so weit ich hören konnte, wenig nöthig war, da der König sowohl Französisch als Englisch versteht. Für seine Ausbildung haben sich die Missionäre große Mühe gegeben und noch jetzt besitzen seine ehemaligen Lehrer großen Einfluß auf ihn. Dem Aussehen nach halte ich ihn für einen Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, er ist von mächtigem Bau, freundlichem Wesen und interessanter, wenn auch keineswegs schöner Gesichtsbildung. An Größe kommt er den übrigen Häuptlingen nicht gleich, welche meist über sechs Fuß messen. Er scheint wenig Sinn oder Tüchtigkeit zur Arbeit zu haben und steht sehr unter der Controle seiner Räthe, deren Mehrzahl aus der amerikanischen Mission hervorgegangen ist. Ab und an wird ihm die strenge sittliche Haltung, die dieselben ihm auferlegen, unerträglich; er schlägt aus, verläßt den Palast, vergißt das Versprechen, sich von hitzigen Getränken zu enthalten und überläßt sich in einem kleinen Landhause allerlei unheiligem und unsittlichem Treiben. Solch eine leichtfertige Laune hatte sich in der Nacht vor unserm Besuche eingestellt; die Minister mußten die größte Mühe aufwenden, um ihn auf den Pfad der Tugend zurückzuführen oder nur zur Theilnahme an dem Vorgange des heutigen Tages zu bewegen.

„Der Gefälligkeit des Herrn Bateman, eines Engländers, welcher die Stellung eines Generalfiscals bekleidete, verdanke

ich die Mittheilung jener kleinen Züge. Ich hatte das Glück neben ihm zu sitzen und erfuhr dadurch auch die Namen der vorzüglichsten Häuptlinge und anderer anwesenden Personen, die mir sonst fremd geblieben sein würden.

„Der Raum, worin wir saßen, war ein großes viereckiges Zimmer, prächtig möblirt und reich drappirt; die Wände trugen nette Goldverzierungen und waren mit den Bildnissen von Personen behangen, die in Verbindung mit der Geschichte der Hawaiianischen Inseln seit ihrer Civilisation stehen. Ich erwähne nur Georg III., Louis Philipp und den Admiral Thomas. Alle Verzierungen waren passend, ohne Prunk und geschmackvoll.

„Nachdem wir ein Viertelstündchen geplaudert hatten, gab der König ein Zeichen, worauf wir uns in ein anliegendes Zimmer begaben, um unsere Namen einzuschreiben und ein Möbel zu besichtigen, welches zum Geschenke für die Königin von Großbritannien bestimmt war. Es war eine runde Tafel von eleganter Form; sie war aus einheimischen Holzarten, besonders Koa (Acacia heterophylla, Willd.) gemacht und zeigte in der Mitte das aus verschiedenen Hölzern farbig eingelegte königliche Wappen.

„Dieses Zimmer war nicht so groß als das erste, aber eben so geschmackvoll eingerichtet. An einer Wand desselben sah ich das Bild von dem „Egbert der Sandwichs-Inseln“ — dem guten, klugen und unerschrockenen Kamehameha I., dessen verständigem und entschlossenem Benehmen die rasche Erhebung des Volkes aus dem Stande der Barbarei zuzuschreiben ist. Die Malerei ist grob. Der König ist in rother Weste und Hemdsärmeln dargestellt; sein Gesicht ist tätowirt, sein Haar grau. Das Portrait muß kurz vor seinem Ableben

gemacht sein. Es ist dasselbe, dessen Copie Jervis in der „Geschichte der Sandwichs-Inseln“ mitgetheilt hat, wo er den Fürsten in seinen früheren Tagen schildert als „einen riesenhaften Wilden von Bau und Größe, und einen Mann von solchen Fähigkeiten und Charakter, daß jedes Land ihn mit Stolz den Seinigen genannt haben würde.“

„Während die Officiere sich von den Häuptlingen verabschiedeten, bedeutete mich ein Herr, zwei kleine Gartenhäuser hinter dem Palaste zu betrachten, in welchen der König und die Königin abgesondert wohnen. In diesen bescheidenen Wohnungen verbringen sie den größten Theil ihrer Zeit in sehr einfacher Weise und essen ihren Poi und Fisch wie in alten Zeiten. Ein Billardzimmer ist in der Nähe des Palastes erbauet, um der unziemlichen Gewohnheit der königlichen Majestät, dieses Spieles willen die Hotels zu besuchen, ein Ziel zu setzen. Das Aeußere der Gebäude hatte nichts Bemerkenswerthes; dieselben sind einfach und dauerhaft gebauet und entsprechen ihrem Zwecke.

„Dieselben Wachen präsentirten wieder, als wir den Palasthof verließen; das Commando war englisch; es wurde von einem Häuptlinge — unserm alten Freunde Capitain Rio — gegeben, den wir kurz zuvor in der Kegelbahn getroffen. Seitdem war eine gänzliche Umwandlung mit ihm vorgegangen. Seine gewöhnliche dunkle Tracht war von einer glänzenden scharlachrothen Uniform verdrängt, die der unsrer Capitaine von der Linie glich, nur war die buschartige Kopfbedeckung unsrer meisten Infanterie-Officiere unter dem Range eines Stabsofficiers, bei ihm durch einen netten aufgeschlagenen Hut mit Feder vertreten, den er zu unserer Begrüßung freundlich lüftete.

„Der Nachmittag war bereits vorgerückt, als wir das Haus des Consuls erreichten, wohin Capitain Kellett und Einige von uns zurückgingen, um einen leichten Imbiß zu nehmen und die Kleider zu einem Spazierritt zu wechseln. Ich war mit dem Morgenbesuche sehr zufrieden und freuete mich sehr über die anspruchslose Weise, worin die ganze Ceremonie vor sich gegangen. Der König hatte sich gemessen, würdig und ohne irgend welche Auffälligkeit benommen. Ich verließ das Schiff um einer Posse beizuwohnen, und kehrte mit der Meinung zurück, daß der aufmerksamste Beobachter blutwenig Stoff zum Lachen gefunden haben könne.

„Die Stellung, welche der König gegenwärtig einnimmt, ist allerdings eine hohe, und sein jetziger Titel könnte glauben machen, daß er denselben aus Anmaßung angenommen und die Würde der europäischen Fürsten habe urgiren wollen. Allein seine Würde hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der Stellung, welche die Häuptlinge der Inseln vor Cook's Besuche inne hatten. Es konnte keine größere Despoten geben als auf dieser Inselgruppe gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts; es war Sacrilegium, ja todwürdiges Verbrechen für einen Plebejer, in den Schatten derselben zu treten. Gegenwärtig muß die Lage des Volkes durch den geselligen Verkehr mit civilisirten Nationen verbessert sein, und die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit vor dem Könige und der Aristokratie abgenommen haben.“

Am 30. October 1850 begann der Herald seine Heimreise; wir sagten den Hawaiianischen Inseln Lebewohl und steuerten gen China. Wir fuhren mit vortrefflichem Passatwinde, kamen am 19. November in Sicht der Insel Assumption, passirten Formosa und die Bashee-Gruppe, und nach-

dem wir in der Gegend der letzteren eine Reise von heftigen N. N. W. Winden erfahren, erreichten wir am letzten November (oder richtiger 1. December, denn wir verloren einen Tag) den Victoriahafen, Hongkong.

Mehrere von uns machten einen Ausflug nach Cowloon, an das Festland, auf chinesischem Gebiete, wo die meisten Früchte, welche Victoria verbraucht, so wie Boehmeria nivea zur Bereitung von (Baumwolle- und Flachs-) Zeugen, gebauet werden. Man bedauert jetzt allgemein, daß nicht die kleine Halbinsel Cowloon zur britischen Niederlassung gewählt worden ist, statt des ungesunden Orts, wo gegenwärtig die Stadt Victoria erbaut ist; denn trotz aller ungeheueren Summen, welche die Regierung für öffentliche Bauten, Drainage, Canäle, Brücken u. s. w. aufwenden mußte, ist der Gesundheitszustand von Hongkong wenig verbessert und die jährliche Sterblichkeit steigt noch immer hoch.

Die Aussicht des Victoria-Pics, eines Berges von beinahe 2000 Fuß Höhe, ist wundervoll und vergilt die Mühe des Ersteigens reichlich durch den Blick auf die umliegende Landschaft. Man gewahrt über dreißig Inseln und eine zahllose Menge chinesischer und europäischer Schiffe; ein vollständiges Panorama der Stadt Victoria, ihrer prächtigen Gebäude, Straßen, Brücken und anderer öffentlichen Bauten, die seit der Besitznahme ausgeführt sind, liegt vor den Füßen. Der Pic selbst, gleich der ganzen Kette der Hongkong-Berge, entbehrt der Holzpfanzen; aber an den Abhängen, in den Tiefen und Thälern zeigen sich große Büsche von meistens immer grünendem, prächtigen Laube. In einigen Bächen des Berges fand ich viele Goldfische (Cyprinus auralus, Linn.),

es gelang mir, etliche lebendig nach der Stadt zu bringen und in ein Glasgefäß zu setzen.

Am Abende des 2. December war Versammlung der chinesischen Abtheilung der Royal Asiatic Society; der Secretär las einen Bericht von Dr. H. F. Hance, welcher zur Errichtung eines botanischen Gartens aufforderte. Es schien gewünscht zu werden, daß derselbe den doppelten Zweck eines wissenschaftlichen Instituts und eines öffentlichen Spazierganges erfülle. Allein die Beschaffenheit des Bodens und Klimas ist der Art, daß es schwer hält, einen geeigneten Platz zu finden. Wenn derselbe nicht gegen den Wind geschützt liegt, so kann eine einzige Wasserhose in wenigen Stunden die kostbarste Sammlung vernichten; eine geschützte Lage aber, die sich zu einem botanischen Garten eignete, ist kaum in der Nachbarschaft der Stadt zu finden. So ist geringe Hoffnung vorhanden, beide Wünsche zu erfüllen. Da indeß der wissenschaftliche Zweck voraufgestellt und die Promenade nur nebenbei gewünscht ist, so mag das Unternehmen wohl zu Stande kommen.

Ich wünschte Canton zu besuchen. Am 11. December fuhr ich auf einem Flußdampfboote in Begleitung des Midshipman John Anderson dahin ab. Die Fahrt ging anfangs zwischen Inseln durch und dann den Fluß hinauf, wo wir die Stadt Whampoa passirten. Der hohe Standpunkt der Cultur, die zahlreichen Dörfer, die hohen Pagoden, die prächtigen Tempel, die große Menge von Schiffen und die tausend Boote voll Menschen, sind in der That sehenswerth; nur in China ist solch ein Anblick möglich. Wenn an einer Ueberfahrtsstelle in London schon die Bezeichnung „gedrängt" gebraucht wird, so fehlt mir das Wort, um die Masse von

Booten und Menschen anzugeben, die ich in Canton sah; es übersteigt alle Begriffe. Wir erreichten unsere Bestimmung gegen Abend, und fanden freundliche Aufnahme bei einem deutschen Kaufmanne, W. Pustau, dessen Etablissement zu Victoria bereits zu meiner Verfügung gestellt war, und der mir hier weitere Proben seiner Gastfreundschaft gab.

Fremde befinden sich in Canton in einer eigenthümlichen Läge. Sie dürfen nur die Vorstadt betreten; die eigentliche Stadt bleibt ihnen verschlossen. Da die Straßen der Vorstadt eng und schmutzig sind, so ist der einzige Platz zu Spaziergängen ein kleiner Garten vor den Factoreien, am Flußufer. Dieser Garten enthält manche hübsche Palme, Feigenbäume und Blumen und ist sehr reinlich gehalten; früher war er durch eine Mauer in zwei Theile geschieden, von denen der kleinere — welcher eine nette, durch allgemeine Beisteuer der Protestanten errichtete Kirche enthält — den Engländern gehörte, der andere den übrigen fremden Kaufleuten zustand. Gegenwärtig ist nach langen Unterhandlungen und Berathungen die Scheidewand abgebrochen und eine Vereinigung der beiden Abtheilungen hergestellt, die eine reizende Promenade gebildet hat.

Es gehört mit dazu, daß die Besucher von Canton hinausgehen, um die sogenannten Höhen der Stadt zu sehen. Da eine solche Expedition für einzelne Personen nicht sicher gehalten wird — einige Europäer sind ermordet, andere geschlagen oder mit Steinen geworfen — so wurde eine Parthie gebildet. Nach zwei Stunden ununterbrochenen Ganges durch die zahllosen Straßen der Vorstadt erreichten wir die Außenseite der Mauern, ohne eine andere Unbill zu erfahren, als daß wir von einem Schwarm Buben und Mädchen

16*

verfolgt wurden, der oft über Hundert wuchs und beständig schrie: „Fremde Teufel! fremde Teufel!“ Von den Anhöhen gewannen wir eine völlige Uebersicht der Stadt — eine Masse von Gebäuden, die so dicht aneinander gedrängt sind, daß man weder Straße noch Platz noch sonst eine Eintheilung bemerken konnte. Das Ganze bot einen, wenn auch nicht schönen, doch großartigen und seltsamen Anblick dar.

Die Flora der Umgegend war sehr arm. Wenige vereinzelte Fichtenbäume (Pinus Chinensis, Lamb.) wuchsen auf den Höhen; in der Nähe des Wassers Ficus nitida und einige Bambus; an den großen Stadtwällen Boehmeria nitida und Ficus stipulata; an Hecken rankte ein Hopfen, dessen Ansehen so sehr von Humulus Lupulus verschieden war, daß eine nähere Vergleichung vielleicht eine neue Art ergiebt. Unter den verschiedenen Pflanzen gab es nichts Besonderes, ausgenommen Sagittaria Chinensis, welche in großen Mengen auf Sümpfen wächst. Reis und die meisten Vegetabilien waren noch nicht gesäet, weil es Winter war; wenn schon derselbe nicht mit dem unsrigen verglichen werden kann, so ist er doch zuweilen streng genug, um in einer Nacht die Oberfläche von stehendem Wasser in Eis zu verwandeln.

Als wir uns einem der zwölf Thore näherten, kam uns eine Anzahl tartarischer Soldaten entgegen und sagten uns mit größter Artigkeit, daß wir besser thäten zu gehen, woher wir gekommen. Ich hatte mir indeß vorgenommen, daß ich das Innere der Mauern von Canton betreten wollte; ich ging dreist durch das Thor und drang einige Schritte vorwärts. Meine Begleiter folgten mir. Wir kehrten jedoch sehr bald wieder um. Die Soldaten verstanden recht gut, was dieses sonderbare Benehmen bedeuten solle. Sie lachten

herzlich und nachdem wir die bezopften Krieger mit einigen Cigarren beschenkt, schieden wir als gute Freunde.

Die Bewohner von Canton scheinen auf die Kräfte der Pflanzen einen großen Werth zu legen. In den größeren Straßen befinden sich Läden, in denen heilsame Kräuter, Wurzeln, Rinden und andere vegetabilische Substanzen feil geboten werden. An einem derselben zählte ich über funfzig verschiedene Droguen. Zu denselben gehört in der Regel — besonders nach dem Gelingen einer Kur, ein Aufschneider, welcher die außerordentlichen Kräfte seiner Waaren anpreis't und dazwischen sich einen Witz erlaubt, welchen die umstehenden Gaffer dankbar anerkennen. Nirgend habe ich so sehr bedauert, der Landessprache unkundig zu sein, als bei dieser Gelegenheit. Wie viel Quacksalberei mit dem chinesischen Medicinalwesen verbunden sein mag, ein großer Theil ist ohne Zweifel gesunde Wissenschaft, welche durch theure Erfahrungen gewonnen wurde. Wir können in dieser Hinsicht viel von ihnen lernen. Das große Werk von Li-schi-tschin, betitelt „Pun-tsau-kang-muh“ (Materia medica) ist eine werthvolle Zusammenstellung, von der die Europäer wenig kennen und die niemals in irgend eine Sprache übersetzt ist. Das Werk besteht aus nicht weniger als vierzig enggedruckten Oktavbänden und enthält mehrere hundert Abbildungen von Mineralien, Pflanzen und Thieren. Sind schon die Abbildungen nicht vollkommen, so stehen sie doch meistentheils nicht unter den Holzschnitten, welche die Seiten der alten „Kräuterbücher“ und Pflanzenschriften, die in Europa bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt wurden, ausschmücken. Die Vergleichung der Namen und Abbildungen, welche Li-schi-tschin giebt, mit den wissenschaftlichen Benen-

nungen würde eine interessante Arbeit für Diejenigen abgeben, welche sich mit chinesischer Naturwissenschaft beschäftigen, und nach den wenigen in neuerer Zeit gedruckten Auszügen zu urtheilen, würde die Uebersetzung des Ganzen durch eine Menge sonderbarer und nützlicher Mittheilungen lohnen.

Es gab eine Zeit, wo man glaubte, daß der schwarze Thee das Erzeugniß von Thea Bohea, der grüne das von Thea viridis sei. Allmälig jedoch fing man an, diese Meinung zu bezweifeln, bis endlich die letzteren Jahre der Ueberzeugung Platz gemacht haben, daß es nur auf die Zubereitung ankomme, ob diese oder jene Sorte entstehen soll, daß grüner Thee, als Rohproduct, selten oder nie nach Europa komme, und daß überhaupt der Thee sowohl in China selbst, als in den aufgeklärten Ländern vielen Verfälschungen unterworfen sei. Eine gedrängte Zusammenstellung unserer jetzigen Kenntnisse über ein so wichtiges Getränk, wie der Thee ist, wird nicht unwillkommen sein.

Man kann zwei Arten der Verfälschung unterscheiden: 1) die Verfälschung von wirklichem Thee und 2) Fabrikate, welche aus fremden Stoffen bestehen und nur den Namen „Thee“ führen.

In „The Manual of Scientific Inquiry“ fragt Sir William Hooker, ob in den nördlichen Provinzen von China Indigo oder irgend ein anderer vegetabilischer Stoff zur Färbung von grünem Thee gebraucht wird. Ob die Färbungsmethoden, welche im Norden angewandt werden, von den im Süden gebräuchlichen sich unterscheiden, kann ich nicht sagen; aber ich habe ermittelt, daß in und um Canton, von wo aus große Massen ausgeführt werden, der grüne Thee mit Pul-

der von Gelbwurz (Curcuma), Gyps und Indigo oder oft Berlinerblau gefärbt wird. Sir John F. Davis (The Chinese. Vol. III. pag. 244.) beschreibt diesen Proceß sehr gut, begeht aber den Irrthum, daß der ganze Vorgang des Färbens nur bisweilen geschehe, um einer plötzlich vermehrten Nachfrage Genüge zu leisten, während es jetzt wohl bekannt ist, daß der grüne Thee Cantons seine Farbe nur künstlichen Mitteln verdankt. Ich hatte so viel gehört von Kupferplatten, von dem Pflücken, Sammeln, Kochen und Aufrollen der Blätter, daß ich sehr begierig war mit eigenen Augen die Zubereitung des Thee's, über welche verschiedene Werke mir eine verwirrte Meinung gegeben hatten, zu sehen. Einer der großen chinesischen Kaufleute führte mich nicht allein in seine eigene Fabrik, sondern auch in die verschiedener anderer Besitzer. Man schien mir nichts verheimlichen zu wollen, alles wurde offen gezeigt und mit der größten Höflichkeit erklärt; ja, ich bin fast geneigt zu glauben, nach Allem, was ich in diesem Lande sah, daß entweder die Chinesen sich sehr verändert haben oder daß ihr Wunsch Alles zu verheimlichen und geheimnißvoll zu machen, übertrieben sein mag.

Der Thee wird unzubereitet nach Canton gebracht. Zuerst wird er gereinigt. Weiber und Kinder säubern ihn von den kleinen Zweigen, Samen und anderen Unreinigkeiten, mit welchen er vermischt ist. Die einzigen Sorten, welche man natürliche nennen kann, sind die, welche durch Sammeln in den verschiedenen Jahreszeiten entstehen; alle übrigen werden künstlich hergestellt. Ohne in die Beschreibung aller dieser Methoden einzugehen, wird es genügen, eine als Beispiel anzuführen. Eine Quantität von Bohea Souchong warf man in eine eiserne Pfanne, welche sich über einem gelinden Feuer befand.

Die Blätter wurden so lange umgerührt, bis sie durch und durch erhitzt waren und dann verschiedene Farbestoffe hinzugefügt, auf etwa 20 Pfund Thee ein Eßlöffel voll Gyps, eben so viel Gelbwurz und zwei oder drei Löffel von Indigo. Der Thee nahm sogleich eine bläulichgrüne Farbe an und nachdem er noch einige Minuten umgerührt war, wurde er aus der Pfanne genommen. Die Blätter hatten sich natürlich von der Hitze zusammengezogen und verschiedene Gestalten angenommen, und aus diesen wurden die Sorten durch Sieben hergestellt. Die kleinen, länglichen Blätter fielen durch das erste Sieb und hießen Young Haysan, während diejenigen, welche eine rundliche, körnerartige Gestalt angenommen hatten, durch das letzte Sieb fielen und Choo-cha oder Gunpowder genannt wurden.

Der schwarze Thee, besonders Congo und Souchong, ist durchschnittlich der ächteste. Von 35 Proben, welche untersucht wurden, fand man 23 ächt und 12 verfälscht. Die verfälschten Sorten waren die wohlriechenden Pecco und Caper, Chulan oder Black Gunpowder, so wie Nachahmungen derselben von Theestaub. Die Verfälschung bestand darin, daß man das Aussehen des Thees zu verbessern gesucht hatte, indem man die Blätter mit Reißblei (Graphit), gepulvertem Glimmerschiefer, Indigo und Gelbwurz gefärbt hatte. Die Theetrinker können sich der Hoffnung hingeben, daß, so lange sie bei Congo und Souchong bleiben, sie wirklichen Thee genießen; sobald sie aber die wohlriechenden Sorten oder grünen Thee gebrauchen, so können sie fast immer annehmen, ein verfälschtes Getränk zu erhalten; denn unglücklicherweise haben in der Verfälschung sowohl chinesische als europäische Betrüger

einen Erfolg gehabt, der einer bessern Sache werth gewesen wäre *).

---

*) Im Jahre 1843 waren nicht weniger als 8 Fabriken in London und noch mehrere in den übrigen Theilen der vereinigten Königreiche, welche sich lediglich damit beschäftigten, gebrauchte Theeblätter aufzukaufen und wieder so zuzubereiten, daß sie dem ächten Thee auf das Täuschendste glichen. In den Gasthöfen, Kaffeehäusern und dergleichen Orten wurde der alte Thee für etwa 2½—3 Pence das Pfund aufgekauft, nach Fabriken gebracht, mit einer Auflösung von Gummi vermischt, wieder getrocknet und endlich, je nachdem schwarzer oder grüner Thee gebildet werden sollte, mit den verschiedenen Farbestoffen und wohlriechenden Substanzen versetzt. Alles dieses wurde auf so großartigem Fuße betrieben, daß die Krämer durchaus nicht hineingezogen wurden und wohl in den meisten Fällen nicht wußten, daß sie verfälschte Waaren verkauften. Glücklicherweise sind jetzt diese Theefabriken gesetzlich verboten, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser Erwerbszweig noch auf das Eifrigste betrieben wird.

Eine andere Art der Fabrikation besteht darin, daß man die Blätter der Ulmen, Roßkastanien, Weiden, Pappeln, Schlehdorn und verschiedener anderer abstringirender Pflanzen in Thee umwandelt. Es ist wahrscheinlich diese Art der Verfälschung eine der ältesten. Wir erinnern daran, daß frühere Botaniker, ehe sie den wahren Theestrauch kannten, sich abmühten, die Blätter, welche man ihnen als Thee zusandte, zu entfalten und zu bestimmen. Mehrere erklärten dieselben für identisch mit denen europäischer Gewächse, und ohne Zweifel hatten sie Recht, obgleich sie bei der Entdeckung des wirklichen Theestrauches dem Hohne ihrer Collegen ausgesetzt waren.

Die widerlichste Verfälschung des Thees ist die, welche zu ihren Zwecken sich wirklichen Schmutzes bedient und deshalb nur als roher Betrug bezeichnet werden kann. Die Chinesen selbst machen aus dem Staube, welcher sich in den Theekisten vorfindet, vermittelst Gummis und der üblichen Farbestoffe eine Sorte, welche sie die Aufrichtigkeit haben Lie- oder falschen Thee zu nennen. Diese Sorte wird selten allein verkauft, sondern meistens mit andern schlechten Theearten vermengt; doch kommt sie auch oft in Massen nach Europa. Noch kürzlich versuchte man im englischen Zollhause die üblichen Abgaben dadurch zu vermeiden, daß man eine Ladung Lie-Thee nicht für ein Natur- sondern Kunstproduct auszugeben sich bemühte. Diese Unverschämtheit wurde jedoch gebührend zurückgewiesen und der hohe Zoll, der sonst

Den 13. December widmete ich dem Besuche des großen Tempels Honang, von dem Sir John Davis eine ausgezeichnete Beschreibung giebt; so wie einiger chinesischen Gärten. Einer der letzteren, Eigenthum eines reichen Gärtners und ganz seinem Privatvergnügen gewidmet, war mit musterhafter Ordnung gehalten. Es befanden sich Sommerhäuser darin und künstliche Teiche mit vielen Pflanzen von Nelumbium speciosum; Brücken, Grottenwerk und Tausende von Zwergbüschen und Bäumen, die in Porzellantöpfen gezogen wurden. Die Wege waren mit der süßduftenden Olea fragrans eingefaßt. Die Anlage war so großartig, daß sie sehr bedeutende Geldsummen gekostet haben muß; wenn der alte Gärtner das Alles mit seinem Geschäfte verdient hat, so muß die Gärtnerei in China mehr abwerfen als in gebildeten Ländern. In den verschiedenen Kunstgärten waren nur wenige Arten von Topfpflanzen zu bemerken. Reihe an Reihe standen nichts als Orangen, Rosen, Celosia cristata und vielerlei Sorten chinesischer Chrysanthemum, die mir den in europäischen Gärten cultivirten nachzustehen schienen. Serissa foetida war ebenfalls häufig und meistens in verschiedenen Figuren, Pagoden, Junken (besondere Art chinesischer Schiffe), Thiere u. s. w. geschnitten. Ich sah mehrere Nachahmungen von Hirschen; die Geweihe und jeglicher Theil des Thieres waren so hübsch gezogen, daß ich nicht umhin konnte es zu bewundern.

---

gewöhnlich der Einfuhr des Lie-Thees seines geringen Preises wegen hinderlich ist, mußte voll gezahlt werden. Außerdem ist neuerdings ermittelt worden, daß oft der Mist der Seidenwürmer zur Herstellung von Thee und seiner rundlichen Form wegen, gern zu grünem Gunpowder benutzt wird, doch ist es zu hoffen, daß diese Verfälschung seltener vorkommt, als Einige zu glauben scheinen.

Nach einem Aufenthalte von etlichen Tagen kehrte ich nach Hongkong zurück, wo sich der Herald zur Abfahrt rüstete. Bevor ich die Erzählung der Reise wieder aufnehme, habe ich eine allgemeine Uebersicht der physischen Beschaffenheit der Insel Hongkong einzuschalten; ich bin zu derselben durch eine Menge von Mittheilungen meines Freundes Dr. H. F. Hance befähigt, welcher sieben Jahre in der Colonie lebte und so manche Proben seiner hohen wissenschaftlichen Kenntnisse und eines erfolgreichen Studiums der Naturwissenschaft geliefert hat.

Capitel XIV.

Die Insel Hongkong. — Geographische Lage. — Geologische Formation. — Klima und Meteorologie. — Botanik. — Zoologie.

Hongkong, eine Verderbung von Hiangkiang, „die duftenden Bäche“, ist der Name einer Anzahl von Inseln in der chinesischen See, in geringer Entfernung von der Mündung des Perlenflusses, an dessen linkem Ufer die Stadt Canton liegt. Sie wird von demselben durch eine schmale Straße getrennt, die Kap-schui-mun *) (gewöhnlich Cap-sing-moon) oder „Schnellwasserstraße“ genannt wird und zwischen dem Festlande und einer fortlaufenden Kette kleiner Inseln, welche Hongkong an Beschaffenheit und Ansehen gleichen. Die Insel liegt zwischen 22° 9′ und 22° 21′ N. B. und 114° 6′ bis 114° 18 O. L. und ist von Canton etwa 85 Meilen entfernt und 46 von der portugiesischen Niederlassung Macao auf der Halbinsel Hiangschan. An der schmalsten Stelle der Lai-i-mun-Passage ist sie östlich nur eine halbe Seemeile vom Lande entfernt. Sie gleicht an Gestalt einem unregelmäßigen Dreieck, dessen

---

*) Durch einen sehr verzeihlichen Irrthum finde ich in fast allen Lehrbüchern die Pflanzen dieser Gegend bezeichnet: „Hab. in Cap. Syng-moon oder „Crescit ad Prom. Sing-moon;“ das erste Wort als Abkürzung für Caput genommen.

Spitze gegen Westen gekehrt ist; die Seiten sind aber sehr unregelmäßig und voll Buchten, namentlich an der Südküste, welche die längste Seite des Dreiecks bildet. Die Oberfläche beträgt 29.14 Quadratmeilen, während der Umfang nicht völlig 27 Meilen ausmacht.

Die Insel ist ein langer steiler Bergrücken, welcher sich von Osten nach Westen erstreckt. Er senkt sich an einigen Stellen sanft zur See nieder und setzt in dem Spiegel derselben lange Bänke von hellem weißen Quarzsand ab; an anderen Orten bricht er plötzlich mit finstren senkrechten Klippen von mehr als hundert Fuß Höhe ab. Große Höhlen sind in den Fuß derselben gewühlt, die Wogen brechen sich mit dumpfem Gebrause daran und peitschen Wolken von Flugwasser in die Höhe. Die Erhebung dieses Rückens differirt an den verschiedenen Spitzen. Die Bergspitzen sind von ungleicher Höhe; die bedeutendste, Victoria, erhebt sich gegen 1860 Fuß über dem Meere. Die vorherrschende Felsart ist Syenit (wird stark gebrochen und zu Bauten verwendet); er findet sich in ungeheuern Blöcken, eingeschlossen in einen Boden von derselben Gebirgsart und verschiedenen Stufen der Zersetzung (Laterite), oder aufgethürmt zu phantastischen Gebilden an den Spitzen der Hügel. Die Nebengebirgsarten erscheinen ebenfalls mehr oder minder abgesondert; Feldspath in normalem Zustande oder zu reinem weißen oder blaßrothen Letten übergehend — Hornblende in tiefschwarzen, glänzenden Krystallen zu Tage stehend — und Quarz, in Lagern von verschiedener Dicke den Laterite durchstreifend. Auch Massen von Trapp kommen vor, durchsichtige Krystalle von kohlensaurem Kalk finden sich nicht selten in der Mitte der Syenitblöcke, und im Bette der Bergwasser treffen sich dünne Glimmersteine. Keine

Spur von streichender Lagerung oder vulkanischer Thätigkeit war zu entdecken. Am Fuße der primären Gebirgsart, an den Plätzen, wo dieselbe zur Wasserlinie ausläuft, und zwischen den verschiedenen erhabeneren Punkten, befinden sich Flecken von angeschwemmtem Boden, die nur aus zersetzten vegetabilischen Stoffen bestehen, welche vom Regen niedergespült und mit dem Laterite gemengt wurden. Diese Plätze werden von den Eingeborenen fleißig zum Ackerbau benutzt. Die zahlreichen Bergwasser, welche die Abhänge der Höhen zerreißen, liefern einen unversieglichen Vorrath von Wasser, das sich durch große Reinheit auszeichnet, und kurz unter einem der hervorragendsten Gipfel sprudelt ein sehr starker Quell. Während des Sommers schwellen die Bäche in der Regel hoch an und Linien von Schaum bezeichnen in den Rinnen der Berge den Weg, welchen die ungestüm dahinstürzenden Wasser nehmen.

Die Temperatur ist einem Wechsel von 41° bis 93° Fahr. *) unterworfen. Die tägliche Veränderung überschreitet

*) Folgende Tabelle ist auf sechsjährige Beobachtungen gegründet und wie die übrigen meteorologischen Tafeln einem in der Colonie veröffentlichten Almanach entlehnt.

Monate.	Maximum.		Minimum.		Mittel.	
Januar	73°	Fahr.	49°	Fahr.	61.65°	Fahr.
Februar	78°	"	50°	"	63. 5°	"
März	80°	"	49°	"	65. 7°	"
April	87°	"	49°	"	72. 7°	"
Mai	88°	"	68°	"	78. 3°	"
Juni	92.5°	"	75°	"	83°	"
Juli	92°	"	80°	"	85°	"
August	92°	"	78°	"	83. 5°	"
September	93°	"	78°	"	82. 9°	"
October	90°	"	67°	"	80. 3°	"
November	85°	"	57½°	"	72°	"
December	77°	"	47°	"	63. 6°	"

selten 15°. Nur einmal während der Jahre 1844—1851 fiel das Thermometer auf den Gefrierpunkt.

Gegen Ende October oder Anfangs November tritt der nordwestliche Passatwind (Monsoon) ein: die Atmosphäre ist wundervoll heiter, die Luft kalt, streng und trocken und der Uebergang aus einer feuchten Atmosphäre macht sich durch das geräuschvolle Werfen und Reißen an Tischen und andern Möbeln bemerklich und dem Zusammenrollen von Papieren, wie es bei uns wohl der Fall ist, wenn man dieselben in einen erhitzten Raum bringt. Dies ist der Winter, welcher bis Mitte Februar anhält; selten fällt Regen in dieser Zeit, die Vegetation ist versengt und armselig; wenige Compositae sind ziemlich Alles was von Blüthen aufzutreiben ist. Allmälig wird die Temperatur höher, die atmosphärischen Niederschläge vermehren sich, die dünnen farblosen Blätter der Myrthe, Melastoma und Emblica, fallen und werden von einem zarten Frühlingsgrün ersetzt; zahllose Blumen sprießen aus dem Rasen, und gegen den Monat Mai verkündet sich der Sommer durch den südwestlichen Monsoon. Diese Jahreszeit charakterisirt sich durch eine ungemein starke, erdrückende Hitze, welche den europäischen Einwohnern die größte Schlaffheit verursacht. Regen fällt eine Woche bis zehn Tage hintereinander und gießt eher als er träufelt; die geschwollenen Gewässer schießen brausend zur See, die sich oft eine Viertelmeile weit von ihnen färbt; schreckliche Donner hallen an den Bergen wieder; ein dichter Schleier von Nebeln und Wolken hüllt die Höhen ein und die Feuchtigkeit der Atmosphäre ist so groß, daß Gegenstände von Holz oder Juchten oder Bücherdeckel, selbst wenn sie mit Alkohol oder öligen Essenzen getränkt sind, in einer Nacht mit einem dicken Ueberzuge von blauem Schimmel

bedeckt werden. Darauf läßt der Regen einige Tage nach; der Himmel wird unbewölkt, obwohl immer mehr oder weniger bedeckt, und beinahe ununterbrochen schießen des Abends Blitze von Wetterleuchten empor. Nicht ein Lüftchen bewegt die Luft; die niedere Atmosphäre erzittert in der Hitze, welche der Erdboden zurückstrahlt; das Todesschweigen wird nur von dem fortwährenden grellen und eintönigen Gezirpe der im Grase verborgenen Cicade gestört. Zu dieser Zeit steht die Vegetation auf ihrer Höhe und entwickelt sich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit; wenige Tage genügen, um die reichsten Blumen zur höchsten Entfaltung zu treiben.

Gegen Anfang September lassen die Regen nach; aber die Hitze bleibt übermäßig und in natürlicher Folge nimmt die Flora ein mehr nüchternes, weniger anziehendes Aussehen an. Dieser Jahresabschnitt mag mit unserm Herbste verglichen werden. Jetzt stellen sich die Typhoons *) (Wasserhosen) ein, diese schrecklichen Wirbelwinde, welche den indischen

*) Ueber den Ursprung und demzufolge auch über die Schreibart von Typhoon herrschen verschiedene Ansichten. Einige leiten es von dem Chinesischen tà fúng (buchstäblich „Starker Wind"), was jedoch nicht der Ausdruck dieser Sprache für Orkane ist. Andere lassen es mit mehr Wahrscheinlichkeit von dem Ungeheuer Typhon, Typhaon oder Typhöus abstammen, welche Namen ursprünglich einem Wesen angehörten und nur in Folge ihres häufigen Vorkommens in der alten Mythologie von den alten Schriftstellern abgesondert und verschiedenartig ausgelegt wurden. Typhöus wird von Hesiod als der Vater der widrigen oder Verderben bringenden Winde geschildert, im Gegensatze zu den günstigen und sanften Winden. Seinen Sohn Typhaon personificirt er als einen schrecklichen Orkan und die ihm beigelegte Verwandtschaft mit Cerberus, Hydra, Chimära und der Sphinx erklären seinen mythologischen Charakter zur Genüge. Hierzu die Bemerkung, daß ein Bruder des Osiris mit jenem Namen bei den Egyptern als der Urheber alles Uebels galt. (Vergl. Plut. de Isid. et Osirid.)

Ocean und die chinesische See durchtoben, sich auf das Land werfen und wenn sie auf ihrem Wege ein unbedachtes Haus treffen; es zersplittern und Thore und Läden weit hinwegschleudern; sie reißen Schiffe von ihren Ankern, schleudern Bäume in den Staub, verheeren und vernichten fast die gesammte Vegetation und lassen Trümmer und Verwüstung auf ihrer Spur zurück. — Endlich nimmt die Temperatur ab; die Regen hören gänzlich auf und die Vegetation senkt sich in Schlaf, um nach langer Thätigkeit Ruhe zu suchen und Kräfte für das nächste Jahr zu sammeln. Der Winter kehrt zurück und die Folge der Jahreszeiten hat ihren Kreis geschlossen *).

*) Die nachfolgenden Tafeln bieten interessante meteorolische Daten über das Klima von Hongkong:

Barometerstand (nach 6jähriger Beobachtung).

Monat.	Maximum.	Minimum.	Mittel.
Januar	30.28	29.71	30.004
Februar	30.26	29.69	30
März	30.19	29.66	29.94
April	30.04	29.65	29.857
Mai	29.95	29.58	29.767
Juni	29.88	29.46	29.655
Juli	29.85	29.35	29.65
August	29.84	29.27	29.596
September	29.94	29.10	29.713
October	30.16	29.56	29.84
November	30.17	29.80	29.987
December	30.25	29.80	30.03

Monat.	Durchschnittszahl der Regentage.	Regen nach Zoll.			
		1840.	1845.	1846.	1847.
Januar	5	—	—	0.25	5.12
Februar	5	—	—	0.705	2.110
März	12	—	—	7.925	1.950
April	10	—	—	5.07	7.35
Mai	17	—	—	12.92	8.45
Juni	18	—	—	21.68	11.60

Der Anblick von Hongkong verspricht wenig, wenn man sich dem Lande nähert oder die Insel von der See erblickt. Man wird unwillkürlich an eine beinahe äußerste Unfruchtbarkeit denken. Die Höhen sind mit einer magern Grasbedeckung überzogen, aus welchen Felsen ihre baaren nackten Rippen hervorstrecken. Die Eintönigkeit wird nur von wenigen Büschen oder einzelnen Bäumen unterbrochen und durch spärliche Gruppen von Pinus Sinensis, welche die steilen Abhänge bedecken. Wie Meyen bemerkt, unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser Baum früher ungleich häufiger war und ursprünglich dichte Wälder auf den Bergrücken aller hier herumliegenden Inseln bildete. Die Chinesen haben denselben aber in ungebührlichem Maße zum Brennholze verbraucht und

Monat.	Durchschnittszahl der Regentage.	Regen nach Zoll.			
		1840.	1845.	1846.	1847.
Juli	16	—	7.565	11.85	10.14
August	21	—	14	15.07	12.05
September	14	—	7	21.6	7.3
October	15	—	13.20	1.80	1.70
November	8	—	1.60	6.93	1.80
December	18	0.65	—	6.275	—

Die Regentafel ist auf Beobachtungen von zu oberflächlichem und unzusammenhängendem Charakter basirt, um von besonderem Werthe zu sein, da sicher die Regenmenge und die Zahl der Regentage im December nach den hier angegebenen Resultaten nicht für einen allgemeinen Durchschnitt genügen. Die Angaben der letztern beiden Jahre sind wahrscheinlich der Anfang einer regelmäßigen Beobachtung, und die überall bei Beobachtungen der Natur erforderliche Fortsetzung solcher Beobachtungen würde ohne Zweifel die Anomalie der Angaben ausgleichen. Wir besitzen leider durchaus keine psychrometrische Daten, allein nach der großen Menge von Regen und Regentagen im Sommer läßt sich mit einiger Zuversicht annehmen, daß die Thaupunkte nicht wesentlich von der gewöhnlichen Temperatur differiren, zum wenigsten nicht während jener Jahreszeit.

da selten oder nie neue Anpflanzungen gemacht sind, so ist ein rascher Verfall der Holzung eingetreten. — Bei genauerer Betrachtung findet indessen der Botaniker, daß der erste Eindruck täuschte. In der That darf man sowohl hinsichtlich der Menge von Arten wie neuer und interessanter Formen der Flora die Insel im Verhältniß zu ihrer Größe und geographischen Lage auf eine hohe Stufe reihen. Natürlich können auf einem so engen Raume wie Hongkong, wo die Höhe der Berge nicht beträchtlich genug ist, um einen wesentlichen Einfluß zu üben, Zonen und Districte der Vegetation nicht vorkommen, wie sie Java und andere Nachbarinseln darbieten.

Die normalen oder charakteristischen Species — solche, welche am weitesten und zahlreichsten verbreitet sind und dem Beobachter am deutlichsten als der eigentliche Kern des unterschiedenen, eigenthümlichen Charakters der Flora entgegentreten — sind: ein dicker oder richtiger grober Rasen von Arten des Cyperus, besonders an feuchten Orten, Paspalus, Chrysopogon, Andropogon, Anatherum, Digitaria, Lycopodium cernuum &c.; Myrtus tomentosa mit heitern rosenfarbenen Blüthen und nüchtern grünen Blättern, die unterwärts mit dichtem weißen Flaum bezogen sind, wird überall angetroffen und kann als die gemeinste Pflanze der Insel angesehen werden. Die reife Frucht derselben hat einen harzigen, nicht unangenehmen Geschmack, etwa wie die schwarze Johannisbeere, und wird von den Eingeborenen gegessen. Melastoma calycina und M. macrocarpon mit prächtigen purpurfarbigen Blüthen; Ancistrolobus ligustrinus, ein nettes dichtes Gesträuch mit dunkel blutfarbigen Blüthen, die wie unser Beifuß riechen; und Callicarpa tomentosa und eine andere, deren Zweige von sammetartigem gelblichen Flaum überzogen sind, mit lieblich

glänzenden grauen, unterhalb mehlfarbigen Blättern und dichten Büscheln von kleinen röthlich-lilla gefärbten Blüthen. Eine Emblica, die in den Niederungen sehr gemein ist, gehört zu den ersten, welche beim Nahen des Frühlings ihre zarten grünen Blätter entfalten. Zwei Clerodendra, die netten myrthenartigen Rospidios vaccinioides, Strophanthus divergens mit seinen niedergestreckten Zweigen, dunklem, glänzenden Laube und merkwürdig röthlich-gelben geschwänzten Blumenkronen, zwei prächtige Uvariae, Helicteres augustifolia, Desmodium triquestrum, Dicerma elegans (wozu ohne Zweifel die bislang noch unbestimmte Aeschynomene heterophylla von Loureiro gehören wird) und Melanthesa Chinensis sind eben so gemein. Alpinia nutans erhebt ihre glänzenden Blüthentrauben von lichter fleischrother Farbe mit Strichen des reinsten Gold und Scharlach an dem Bette des fließenden Wassers; Ameletia subspicata überzieht an manchen Orten den niedrigen, angerartigen Rasen mit so dichtem Grün, daß er zur Blüthezeit von weitem einem Thymianfelde ähnlich sieht. Die silberartigen Blätter des Rhus succedaneum flüstern im Abendwinde; Smilax glabra rankt sich über die Felsen; Lygodium Japonicum und die blätterlose, schmarotzerisch anschlingende Cassyta filiformis klettert an allen Büschen ohne Unterschied hinauf; letztere saugt arglistig mit ihren Schröpfkopf ähnlichen Saugern den Saft der Pflanzen aus, von denen sie Stütze begehrt; die vielfach gezahnte Gleichenia dichotoma nebst Pteris nemoralis, Adiantum amoenum, Nephrolepis tuberosa und andere Farnen treibt zwischen den Kräutern empor.

Die auffallendste Erscheinung der Flora dieser Insel ist die Vermischung der asiatischen und europäischen Formen, die

sich besonders bei der Frühlingsvegetation der Hügelspitzen äußert; in dieser Beziehung herrscht eine große Aehnlichkeit mit Kaschemir. Die Berührung mit der australischen Flora ist sehr leicht und zeigt sich nur durch Genera wie Stylidium und Philydrum; letzteres beschränkt sich ausschließlich auf Cochin-China, Süd-China und Theile von Neuholland. Tropische Pflanzen, die identisch oder innig verwandt mit denen der indischen Halbinsel und des Malaischen Archipelagus sind, kommen nicht selten vor; Anthurium, Chirita, Aeschynanthus, Sponia, Piper arcuatum u. s. w. mögen als Beispiel dienen; doch vertreten sie keineswegs den normalen Charakter der Flora, der durchaus sui generis ist. Die einzigen drei eingeborenen Palmen sind eine zwergartige stammlose Art (vielleicht eine Seaforthia), Zalacca und Rhapis. Der Cocusnußbaum wird hin und wieder gepflanzt, bringt aber keine Früchte; die östliche Grenze desselben ist in diesem Meere die Insel Hainan und selbst da soll er nur spärliche Früchte tragen. Die nächste Verwandtschaft der Flora besteht mit Japan, wie das Vorkommen einer neuen Eiche, eines halben Dutzend Genera von Ternstroemiaceae und einiger Hamamelaceischen Formen (nach den Verwandtschaftsbestimmungen des Dr. Gardner), wie Eustigma, Liquidambar und Rhodoleia zeigen, da beide Familien besonders charakteristisch für diese Inseln sind. Wie weit sich jedoch die Aehnlichkeit zwischen der Vegetation von Japan, dem Süden und Südosten von China und einigen Strichen von Ober-Indien erstrecken mag, läßt sich noch nicht ersehen; wir können hier nur an die Verbreitung von Abelia und Adamia erinnern und bemerken, daß eine neue Helwingia zu Darjeeling und zwei Species von Corylopsis in den Bootan-Gebirgen entdeckt sind.

Unter den gebaueten Pflanzen steht die Batate (Batatas edulis) oben an; sie wird stark von den Chinesen gegessen und selbst die gekochten Blätter als Gemüse benutzt. Nächst derselben sind als eßbare Vegetabilien zu erwähnen: die Yams-wurzel (Dioscorea sp.) und Colocasia, mehrere Arten von Sinapis und Brassica, Basella rubra, welche die Stelle des Spinats vertritt, verschiedene Arten von Dolichos, Soja und Phaseolus, Eierapfel (Solanum Melongena), unsere gemeine Kartoffel und Erbse, Wassermelonen und andere Cucurbitaceae, unterirdische Erdeichel (Arachis hypogaea), eine niedrige Gerste, die nur als Zierpflanze gezogen wird, Cassaven (Manihot utilissima), Allium fistulosum, Reis, Hirse, Setaria, Zuckerrohr, Mais, Abelmoschus longifolius, dessen unreife klebrige Schoten auf den Tisch gebracht werden. Von Früchten sind zu nennen: Pampelmuse (Citrus decumana), Apfelsine, japanische Wollmispel (Eriobotrya Japonica), Papaya (Carica Papaya), Cookia punctata, Nephelium Litchi und N. Longan, Mango, Banane, Ananas, Averrhoa Carambola, Guave und Jambosa Malaccensis; die mehligen Früchte von Trapa bicornis, die von Caranium album, welche in Salz eingemacht werden und fast wie Oliven riechen. Die hochroth warzigen, sauren Steinfrüchte von einer Art Elaeagnus, Birnen, Pflaumen und Pfirsische von sehr schlechter Qualität, so wie die mandelartigen Nüsse und fleischigen Wurzeln von Nelumbium speciosum werden zu Markt gebracht und wachsen in der Nähe, jedoch nicht auf der Insel selbst. Gossypium herbaceum, Boehmeria nivea, Piper Betel und einige Arten von Indigofera werden mehr für den Haushalt als zum Essen gezogen. Ficus nitida, die als einheimische Pflanze dem Zweifel unterliegt, wird um den Dörfern angepflanzt; die

Felder und Gärten sind eingezäunt mit Pandanus foetidus, Euphorbia nereifolia oder Curcas purgans.

Die Fauna der Insel ist nicht ausgedehnt. Sie begreift eine kleine Hirschart, die sehr selten, wenn nicht vertilgt ist, Füchse, ein Schuppenthier (Manis), zwei Fledermäuse, Ratten und einige andere kleine Muridae; einen Geier, Möven, zwei oder drei Arten Eisvögel, Rebhühner, kleines Geflügel, Wachteln, Schnepfen, Strandläufer, Strandpfeifer, Wasserraben, Minas, Würger, Javasperlinge, Elstern, Haussperlinge, eine Schwalbe, zwei Eulen u. s. w.; sechs oder sieben Arten von Schlangen, Eidechsen, mit Einschluß des gemeinen Gecko, und zahllose Insekten, darunter eine große schwarze Ameise, die aus Blättern in den Büschen papierartige Nester bauet und die Größe einer Kinderhand hat. Der oben erwähnte Quell in der Nähe des Berggipfels enthält kleine Fische, die nach J. C. Bowring den Typus eines neuen Genus tragen; andere Fische werden in mehreren Süßwasserbächen gefunden. Schwämme und andere Pflanzenthiere kommen an der Küste vor; die anstoßenden Gewässer enthalten zahllose Arten von Fischen, darunter ein Cephalopod, der unserm Blackfisch ähnlich sieht und von den Eingeborenen gegessen wird.

Capitel XV.

Abreise von Hongkong. — Pulo Aor. — Singapore. — Sundastraße. — Sumatra. — Woodward's Tod. — Keeling-Inseln. — Ankunft am Cap der guten Hoffnung.

Am 22. December verließ der Herald Victoria, sprach am 29sten d. Mts. bei Pulo Aor, einer kleinen Insel, an, und gewann am folgenden Tage die Rhede von Singapore. Kaum hatte das Schiff angelegt, so wurde es von einer Menge Küstenbooten umringt, die Geschirr, Kleider, Eier, Papageien, Affen, verschiedene Gegenstände aus Gutta-Taban, Bananen, Mangofrüchte, Ananas, Limonen, Brodfrüchte, Apfelsinen, Pampelmusen und andere Eßwaaren feil boten.

Singapore macht auf den Reisenden einen günstigen Eindruck. Viele ansehnliche Gebäude, halb versteckt in Gruppen von Bambus, Feigenbäumen, Pucurus, Catechu und Cocuspalmen schließen eine Meeresbucht ein, über welche die rege Thätigkeit der Schifffahrt Leben und Bewegung verbreitet. Auf einem Hügel, dessen Abhänge mit zahlreichen Muskatnuß-Bäumen bepflanzt und mit glänzend grünem Rasen bezogen sind, steht das Regierungsgebäude, und um das Bild für den Mangel an höheren Bergen zu entschädigen, ist der Hintergrund fast immer mit starkem Nebel, Gewölk oder Regen bezogen, welche über dem dichten Gebüsche hängen, womit der größte

Theil der Insel noch bedeckt ist. Jedoch fehlt dem Gesammteindrucke das Großartige, welches Hongkong in so hohem Grade besitzt. Singapore ist dagegen vermöge seiner geographischen Lage, des gesunden, wenn schon heißen Klimas und des fruchtbaren Bodens, so wie durch die unberechenbaren Vortheile seines Freihafens von ungleich größerer Wichtigkeit als Hongkong ist oder jemals zu werden vermag. Während letzteres nur ein Landungsplatz für den Handel mit einem beschränkten Theile des chinesischen Reichs bildet, schließt ersteres den reichen Verkehr des indischen Archipelagus ein.

Ich habe gesagt, daß der größte Theil von Singapore noch mit Holzung bedeckt ist; dies scheint aber nicht mehr lange währen zu sollen. Jedes Jahr kommen neue Einwanderer von China, Siam, Cochin-China, Bengalien, kurz fast aus allen Gegenden Asiens; die Wälder verschwinden rasch; gute Straßen durchschneiden die Colonie nach allen Richtungen und ausgedehnte Pflanzungen erheben sich überall. Der Anbau der Muskatnüsse wird besonders mit großem Eifer betrieben. Als die Niederlassung begonnen wurde, herrschte großes Vorurtheil gegen die Anbauung derselben. Man fürchtete bei dem großen Anlagecapitale, welches solche Pflanzungen erfordern, ohne den Schutz besonderer Gesetze zu große Gefahr zu laufen. Es zeigte sich bald, daß die Besorgniß ohne Grund war. Einige weiter blickende Personen, welche frühzeitig Anlagen machten, ernbten jetzt goldene Früchte ihres Unternehmungsgeistes. Andere sind dadurch veranlaßt, dem Beispiele nachzuahmen, denn es hat sich herausgestellt, daß freie Arbeit ohne irgend einen Vorzug Seitens der Gesetzgebung mehr Muskatnüsse und Blüthen zu erzeugen vermochte, als die Holländer mit allen ihren veralteten Einrich-

tungen: ein neuer Beweis — wenn es dessen überhaupt noch bedürfte — daß die Industrie nur frei und ungefesselt zu sein braucht, um die günstigsten Resultate zu liefern.

Die Ausdauer, Mühe und Vorsicht, welche der Anbau der Muskatnuß erfordert, überschreiten alle Vorstellung. Die Bearbeitung des Bodens, die Pflanzung und Schirmung der jungen Pflanze u. s. w. sind außerordentlich mühsam und werden sehr oft mit Verdruß belohnt. Nach jahrelangem Warten und dem Aufwande von beträchtlichen Summen beginnen die Bäume zu blühen, und o weh! nun zeigt sich nicht selten, daß mehr als die Hälfte männliche oder monöcische Pflanzen sind, und nur zum Umhauen taugen. Dieser Umstand ist von großem Belang. Um dem Uebel abzuhelfen, hat man verschiedene Versuche gemacht, die weibliche Pflanze durch Pfropfreiser oder Ableger zu vermehren; allein die Versuche sind fehlgeschlagen und es bliebe auch erst zu erweisen, ob Bäume, welche auf diese Art fortgepflanzt wären, dieselbe Fruchtbarkeit und Dauerhaftigkeit haben würden, wie frei aus dem Samen entsprossene.

Neben der Muskatnuß sind ausgedehnte Pflanzungen von Cassaven (Manihot utilissima, Pohl*) angelegt und gerathen ganz vortrefflich. Die mehlige Substanz, welche

*) Es wird wohl nicht sehr bekannt sein, daß von dieser Pflanze durch folgendes Mißverständniß Yucatan seinen Namen bekommen hat. „Yuca" ist in der Landessprache der Name für Manihot utilissima; „tal" heißt das Feld worauf sie wächst. Als 1517 die Pflanze den Gefangenen gezeigt wurde, welche Hernandez de Cordoba und seine Nachfolger nach Cuba gebracht hatten, erkannten sie dieselbe sogleich und riefen „Yuca-tal". Man nahm dies Wort für den Namen ihres Heimathlandes und legte es, in Yucatan verderbt, später dem Theile von Amerika bei, welcher noch jetzt diesen Namen trägt. Weiteres vergl. in Bernal Diaz de Castillo's Geschichte.

man aus dieser Pflanze bereitet, wird theils roh, theils als Perlsago ausgeführt; die Bereitung des letztern ist so vortrefflich nachgeahmt, daß derselbe wirklich für Sago gehalten wird. Der Manihot ist in mehreren Theilen der Insel eingebürgert — nicht einheimisch, wie wohl behauptet wird. Die meisten Bewohner von Singapore nennen ihn Tapioca, die Malaien Ubi caju, die Mexikaner Quauh camotl, die Westindier Cassave, Cuzabi und Mandioc; in Neu-Granada heißt er Eucadorians und in Peru Yuca. Seltsam ist es, daß der malaiische und Aztec-Name genau dasselbe bedeutet, nämlich holzige Knolle, da die Wurzeln oder richtiger Knollen der Pflanze, wenn sie zu lange in der Erde gelassen werden, hart wie Holz und unbrauchbar werden.

Die Areca Catechu hat bislang noch nicht die Aufmerksamkeit der Capitalisten auf sich gezogen und wird deshalb nicht in größeren Anpflanzungen gefunden. Die Malaien in Singapore käuen die Nüsse mit Gambir, Taback, Limone und den Blättern von Siri (Piper Siriboa, Linn.); die Chinesen huldigen demselben ekelhaften Gebrauche mit dem Unterschiede, daß sie statt des Siri die Blätter des schwarzen Pfeffers (Piper nigrum, Linn.) nehmen. Doch ist dies alles, was sie mit den Colonisten der Insel in dieser Hinsicht gemein haben; in den südlichen Theilen von China geht das Volk weiter, es verschlingt sogar die Blätter von Piper Betel, Linn. Allerdings muß der große Gehalt an Gerbestoff, welchen der Betelpfeffer führt, einen nachtheiligen Einfluß üben, allein es ist ein Irrthum, daß das bloße Käuen dem Munde ein widerliches Ansehen gäbe; selbst mit der Hinzuthat jener anderen Ingredienzien ändert der Speichel kaum seine Farbe.

Schwarzer Pfeffer (Piper nigrum, Linn.) und Gambir (Uncaria Gambir, Roxb.) werden stark gebauet, namentlich von den Chinesen, denn der Gewinn aus beiden Pflanzen ist so klein, daß die Europäer dieselben ihrer Speculation unwerth hielten. Pfeffer- und Gambir-Pflanzungen liegen immer neben einander, weil der Abfall der Gambirblätter einen vortrefflichen Dünger für den Pfefferstrauch abgiebt und — was eben so wichtig, wenn nicht erheblicher ist — die Lalangpflanze (Andropogon caricosum, Linn.) tödtet, die sich gleich der Quecke (Triticum repens) mit erstaunlicher Raschheit über die Felder verbreitet und so dicht zusammen wuchert und so hoch wird, daß sie in kürzester Zeit die werthvollsten Pflanzungen zerstört, so daß manche aufgegeben werden mußten, weil man dies Unkraut nicht ausrotten konnte.

Der Proceß, durch welchen der Gambir aus dem Strauche gewonnen und für den Gebrauch bereitet wird, ist sehr einfach. Die Blätter läßt man in Wasser kochen bis sie alle abstringirende Eigenschaften verloren haben; die Abkochung wird in ein anderes Gefäß geklärt, worin sie verdichten muß. Wenn sie fest geworden ist, so schneidet man sie in viereckige Stücke und bringt sie in den Handel. M'Culloch behauptet, daß man Sago zur Verdickung anwende. Dies ist wenigstens in Singapore nicht der Fall; hier taucht man statt dessen ein Stück Holz in das Gefäß, welches die verlangte Wirkung hervorbringt. Es muß eine besondere Substanz sein, welche durch bloßes Eintauchen in eine Flüssigkeit dieselbe verdichtet. Ich suchte ein solches Stück Holz zu bekommen; leider wollte der Chinese, dessen Werkstatt ich besuchte, sich nicht dazu verstehen, mir eine solche Probe abzulassen, und einem Freunde, der sich darum bemühete, gelang es

nicht, bis zur Abreise des Herald ein Stück jener Holzart zu bekommen.

Aechtes Catechu ist kein Product Singapores, aber eine Verfälschung wird wohl daselbst bereitet. Proben, die ich erhielt, bestanden aus Alaun, Chromsäure, Vitriol und Gambir. Die Masse war so vortrefflich gemischt und zubereitet, daß sie dem wirklichen Catechu täuschend ähnlich sah und ich darf wohl sagen, daß sie häufig dafür genommen wird. Wenn es aber so um die „Rohproducte“ steht, kann es Wunder nehmen, daß chemische Analysen einer und denselben Substanz so himmelweit verschieden ausfallen?

Die Pfeilwurzel ist verschieden von denen der Sandwich-Inseln; sie wird aus den Knollen von Maranta arundinacea, Linn. gemacht. Der Bau dieser Pflanze hat erst spät begonnen und ist jetzt noch nicht erheblich; er soll aber von Jahr zu Jahr zunehmen. Gewürznelken, Zimmt, Cacao, Reis und Siri (Piper Siriboa, Linn.) werden zur Zeit nur schwach gebauet; es wird sogar behauptet, daß der gesammte auf Singapore gebauete Reis kaum für den Bedarf ausreiche, den die Einwohnerschaft in einer Woche verzehrt. Sago ist kein Landesproduct, sondern kommt aus Cochin-China, Borneo, Java, Sumatra, Penang und Celebes und wird von den Chinesen in Singapore für die Ausfuhr zubereitet. Der Bau des Zuckerrohrs und die Bereitung der verschiedenen Producte desselben hat bisher einen zu geringen Gewinn ergeben, weshalb größere Pflanzungen aufgegeben sind. Es läßt sich dieser ungünstige Ausfall schwer erklären; Klima, Boden, geringer Tagelohn und leichter Schiffsverkehr, alles verheißt einen günstigen Erfolg. Aehnlich ist es mit der

Baumwolle und dem Kaffee ergangen; hier bieten jedoch physische Umstände ein unüberwindliches Hinderniß.

Einheimische Producte von großem Handelswerthe besitzt Singapore nicht. Indianisches Rohr ist gemein; aus einer Acanthaceäpflanze ziehen die Chinesen, aber nur für den eigenen Gebrauch, eine blaue Farbe. Vielleicht ist es dieselbe, welche in Lindley's „Pflanzenreich" Room genannt und für eine Ruellia ausgegeben wird. Nur hier und da trifft man noch auf einzelne Bäume des Taban (Isonandra Gutta, Hook.), irrthümlicherweise Gutta-percha-Baum genannt, welcher die wichtigste von den vielen im indischen Archipel gewonnenen, dem Caoutchouc ähnlichen Substanzen liefert, die Gutta Taban, welche unter dem falschen Namen Gutta Percha am bekanntesten ist. Dieser zu der Familie der Sapotaceen gehörige Baum bildete früher auf der Insel Singapore ausgedehnte Wälder und ist außerdem noch auf der Malaiischen Halbinsel und mehreren der großen Sunda-Inseln weit und viel verbreitet. Die erste Beschreibung desselben verdanken wir dem Dr. Oxley, der auch etwa im Jahre 1847 zuerst Blätter und Blüthen davon nach Europa schickte. Die Isonandra Gutta gleicht im Habitus ganz außerordentlich dem „Durian" (Durio zibethinus L.); sie wird bis 70 Fuß hoch mit einem Stamme von 3—4 Fuß Durchmesser, dessen Holz weich und werthlos ist. Die Blätter sind wechselständig länglich-lanzettlich, ganzrandig, lederartig, auf ihrer oberen Seite von blaßgrüner Farbe, auf ihrer unteren Seite mit kurzen braunen Haaren besetzt. Von den achselständigen Blüthen stehen von 1—3 in jeder Achsel an kurzen Stielen. Es haben dieselben einen sechsfach getheilten lederartigen Kelch, welcher eine blaßrothe mit sechs zugespitzten Zipfeln versehene einblättrige

Blumenkrone einschließt, deren Schlund mit einer Reihe von gewöhnlich zwölf Staubfäden besetzt ist, deren Antheren in zwei seitliche Oeffnungen aufspringen und von sehr feinen, gebogenen Filamenten getragen werden. Die Frucht ist eine harte, länglich-runde sechsfächrige Beere, die gewöhnlich zwei keimfähige Samenkörner enthält, indem die anderen vier fehlschlagen; sie wird von den Eingeborenen zur Anfertigung eines Speiseöles verwendet.

Der geronnene Milchsaft dieses Baumes bildet jene bräunliche, in warmem Wasser sich erweichende Masse, die seit einigen Jahren ein so bedeutender Handelsartikel geworden ist; woher aber der Stoff kommt, den die Malaien „Gutta Percha“ nennen und mit dem Gutta Taban häufig versetzt wird, ist noch unbekannt. Zum ersten Male ward dies Gummi wahrscheinlich von Tradescant (zur Zeit der Königin Elisabeth) nach Europa gebracht; derselbe spricht nämlich von einem „Mazerwood“, was er in Indien gefunden, welches die Eigenschaft habe, in der Wärme sich zu erweichen, und dann jede beliebige Form annehme. Dies ist ja aber die hauptsächliche Eigenthümlichkeit der Gutta Taban, welche ihres streifigen Aussehens wegen auch gar wohl mit Maserholz verglichen werden könnte. Die Entdeckung des berühmten Reisenden fiel indessen wieder der Vergessenheit anheim, und erst im Jahre 1822 zogen Stiele von Holzäxten, die, statt wie gewöhnlich aus Büffelhorn, aus Gutta Taban verfertigt waren, die Aufmerksamkeit eines Dr. W. Montgomerie in Singapore auf sich, welcher, nachdem er durch die Eingeborenen mit der Art, diesen Stoff zu bearbeiten, bekannt geworden war, vorschlug, denselben zu Griffen von chirurgischen Instrumenten zu verwenden an Stelle des Caoutchouc —

welches sehr vom feuchten Wetter in den Tropen leidet — ein Vorschlag, für den er von der Society of Arts in London mit der goldenen Medaille belohnt wurde. Dieses war die erste Anwendung der Gutta Taban, die jetzt schon nach einem Cataloge der Londoner Gutta Percha Company zu 184 verschiedenen Artikeln verarbeitet wird.

Die Ausfuhr davon in Singapore betrug 1844 nur ein Picul (133¼ engl. Pfund); 1845 schon 196; 1846 5364; im nächsten Jahre 9296 und im folgenden etwa 14,000! Leider ist in Folge der unklugen Art, mit der dieser so werthvolle Stoff eingeerndtet ward, der Isonandra-Gutta-Baum von Singapore schon ganz verschwunden und nur noch in den Wäldern des Südendes der Malaiischen Halbinsel und der Südküste von Borneo (dessen Bewohner mit seinem Nutzen bis auf die neueste Zeit hin unbekannt waren) noch häufig vorhanden. Anstatt nämlich das Gummi (wie das der Ficus elastica) durch Einschnitte in den Stamm zu gewinnen, fand man es bequemer, den ganzen Baum zu fällen und die Rinde abzustreifen, worauf dann der ausfließende Milchsaft in ausgehöhlten Pisangblättern eingesammelt ward. So vernichtete man für 20 oder 30 Pfd. Gutta, etwa 1½ Thaler werth, den Wuchs von 70—100 Jahren!

Der Rohstoff, welcher von verschiedener Farbe, Härte und Güte ist, je nachdem er mehr oder weniger mit anderen Substanzen, wie Gutta Girek, Gutta Percha, Caoutchouc u. s. w., versetzt worden, wird, ehe man ihn weiter bearbeiten kann, in Stücke geschnitten, gekocht und mit Maschinen, ähnlich denen, die bei der Bereitung des Gummi elasticum verwandt werden, geknetet, wobei die Farbe, die das Fabrikat etwa haben soll, trocken als Pulver zugesetzt wird. —

Die Gutta Taban ist in Aether, Naphtha, Collodium u. s. w. löslich. Die letztere Lösung ist besonders von medicinischer Wichtigkeit.

Zu bedauern bleibt, daß bei der ersten Einführung der Gutta Taban nicht gleich der richtige Name verbreitet wurde. Jedermann spricht jetzt in Europa und Amerika von Gutta Percha, während er im Grunde Gutta Taban meint.

Von den Vierfüßlern der Insel mag ein Rothwild, ein Tiger und ein Schwein (Sus babyrussa, Buff.) Erwähnung finden. Die Verheerungen, welche die Tiger anrichten, sind sehr bedeutend; kaum eine Woche vergeht, daß nicht einige Personen getödtet würden; die Verwegenheit dieser Thiere ist außerordentlich. Auf einer meiner Ausflüge kam ich zu einer Gambir-Pflanzung, welche etwas weit im Holze lag und häufige Angriffe zu erdulden hatte. Noch die Nacht zuvor war ein Tiger dicht an die Hütte gekommen, worin zehn chinesische Arbeitsleute schliefen, und hatte ein schreckliches Gebrüll ausgestoßen. Die Leute versuchten ihn durch Zischen, Händeklatschen und Lärmen mit Metallgefäßen zu verscheuchen, allein das Thier setzte sein Gebrüll fort, bis die Angst den zehn Leuten ein so mächtiges Geschrei auspreßte, daß der Wald davon wiederhallte und der Tiger erschreckt die Beute aufgab.

Es wird wohl behauptet, daß die Tiger eine größere Vorliebe für die Farbigen als für Weiße zeigen, da seit der Einrichtung der Colonie noch kein Europäer getödtet sei; das mag aber wohl mehr dem Umstande zugeschrieben werden, daß die Weißen sich denselben nicht so viel aussetzen und weder allein noch ohne Waffen in die Wälder gehen. Eben so wird behauptet, daß die abnehmende Zahl der Tiger dadurch wieder vermehrt werde, daß sie über die schmale

Straße geschwommen kämen, welche Singapore von dem asiatischen Continent trennt; dem widersprechen andere Meinungen, welche behaupten, daß alle Tiger auf der Insel geboren würden. Wie dem sei, so viel steht fest, daß ihre Zahl sehr groß ist. Um den Verheerungen derselben Einhalt zu thun, hat die Regierung sich genöthigt gesehen, einen Preis von funfzig spanischen Dollars für die Erlegung eines Tigers auszusetzen. Die Jäger erhalten demnach ihre Mühe gut bezahlt; denn außer dem Preise gewinnen sie acht bis zehn Dollars für das Fell und ziemlich eben so viel für das Fleisch, welches die Chinesen begierig kaufen, in der eitlen Hoffnung, stark von dem Genusse desselben zu werden.

Elephanten sind nicht mehr vorhanden, man müßte sonst einige gezähmte rechnen, welche in den Pflanzungen arbeiten. Am angrenzenden Festlande giebt es aber sowohl Elephanten als Tapirs (Tapirus Indicus) in Menge. Einer der letztern Thiergattung — im Vergleich zu dem die amerikanische Species, der Macho de monte oder Gran Bestia von Panama ein wahrer Zwerg ist — wurde bei unsrer Anwesenheit für 150 spanische Dollars feil geboten; er wäre ein ausgezeichnetes Exemplar für eine Menagerie gewesen.

Die gefiederte Welt ist zahlreich und prächtig. Fische scheinen eben so mannigfaltig zu sein wie in China. Von Schlangen, Moskitos, Vielfraßen, Skorpionen und ähnlichen Plagen des Menschengeschlechts hat Singapore einen gehörigen Antheil bekommen. Die Skorpione sind hier größer als ich sie irgendwo sah; ich fing einen im Walde, der fast sieben Zoll lang und dunkelbraun, beinahe schwarz von Farbe war. Die Malaien wissen eben so gut als die Mexikaner, daß das beste Mittel gegen Skorpionbiß der Skorpion selbst ist;

nur machen sie eine andere Anwendung. Die Mexikaner thun das Thier in Spiritus und gebrauchen diese Infusion; die Malaien dagegen binden das Thier selbst auf die Wunde.

„Der Neujahrstag“, erzählt Capitain Kellett, „wurde von dem gesammten lieben Volke Singapores, welcher Nation es immer angehörte, dem Vergnügen gewidmet. Mit einer Wasserwettfahrt wurde begonnen; die Boote der Eingeborenen wie der Marine nahmen daran Theil. Es war ein herrliches Schauspiel, das Gewühl der Proas (kleines indisches Fahrzeug) und Saiken zu beobachten, die mit einem frischen Wind unter Segel losjagten, daß man nicht begreifen konnte, wie sie damit zu fahren vermochten. Nun, sie sind gute Schwimmer und fragen nicht danach, wenn sie einmal umgeworfen werden; sie kehren das Boot wieder um und dann auf und davon, als ob nichts geschehen wäre. Sie haben Segel, die für ein, zwei oder drei Mann ausreichen, je nach der Brise. Das Ergebniß der Wettfahrt zwischen den Booten der Marine war beim ersten Lauf, bei dem keine Fluth herrschte: die Barke und Jolle des Herald gewannen beim Losrennen vom Anfangspunkte einen so großen Vorsprung, daß ich nicht glaubte, sie könnten eingeholt werden, wenn nicht ein Unfall begegne. Die Barke hätte sicher den Sieg davon getragen, allein weil sie den Fluthwechsel nicht kannte, legte sie kurz um, verlor darüber den Wind, indem sie sich dem Schiffe zu sehr näherte, um ihm ein Hoch auszubringen, und so geschah es, daß sie in allzu großer Zuversicht nicht allein den ersten Preis verfehlte, sondern erst zu dritt anlangte. Die Jolle mußte ausfahren, weil ihr die Segelschnur zerrissen war. Ein gedeckter Kutter gewann den ersten Preis, ein Gig der Amazone den zweiten.

„Auf der Esplanade gab es Pony-Rennen mit Reitern, und andere mit Sycen, die vorausliefen; Pfahlklettern; tanzende Mädchen und Gaukler; daneben überall Ringkämpfe zwischen Chinesen und Malaien. Die Tänze sind nicht sehr unterhaltend, denn sie bestehen nur in Bewegungen des Körpers und der Hände zu einer höchst barbarischen Musik von eigenthümlicher Weise, wozu etwas zum Preise der Schönheit der Frauen u. s. w. gesungen wird. Das Mädchen ist in der Regel jung, tanzt barfuß, ist aber so lustig ausgeputzt, als ihre Mittel eben erlauben. Eine Menge Männer drängen sich um die Tänzerin und lassen ihr oft nicht mehr als drei Fuß Raum, um ihre Künste zu zeigen. Die Gaukler und Seiltänzer, die sämmtlich von Madras kommen, sind gewandt und sehr geschickt. Einige merkwürdige Kunststücke wurden gezeigt; ein Mann schob ein Eisen von 14 Zoll Länge in seine Kehle — ein widerwärtiger Anblick. Die Seilspringer können es mit allen aufnehmen, die mir vorgekommen sind.

„Ein Europäer, der zu dieser Zeit nach Singapore käme, würde eben so sehr von den verschiedenartigen Trachten wie von dem großen Zusammenflusse von Menschen überrascht sein. Keine Frau ist darunter, abgerechnet die umherlaufenden Tänzerinnen oder etliche Weibsbilder desselben Gelichters, die in Gurries umherschweifen, um zu sehen und gesehen zu werden. Diese Gurries sind nicht die letzte bemerkenswerthe Erscheinung des Orts; sie sind bequeme, leichte, vierrädrige Wagen, welche vier Personen fassen und von kleinen munteren Ponys gezogen werden, die nicht größer sind als irische Schweine, einen raschen Schritt haben und nie ermüden. Sie werden nicht getrieben, sondern von einem Syce geleitet. Ein Europäer würde den Mann bedauern; allein ein Syce

überläuft Pony wie Pferd, und das Pony würde eher stürzen als daß er einhielte. Sie folgen einem wohin man geht. Geht man zu einem Diner, so schreitet er vorauf, geht man an Bord, so wartet er bis man wieder landet. Ein Dollar ist der Lohn, den dieses Anhängsel für den Tag bekommt, das heißt vom ersten Strahle des Morgens bis „man" sich schlafen legt."

Am 9. Januar 1851 setzten wir unsere Reise fort. Wir passirten zwischen den zahlreichen Inseln des indischen Archipelagus durch, die Straße von Rhio, die Gaspar-Straße und erreichten die Sunda-Straße, wo uns anhaltende Windstille und flaue Winde für einige Tage festlegten. Der Anblick der letzteren Straße ist überaus schön. An der einen Seite liegt Java, an der andern Sumatra; beide strotzen von Vegetation und entfalten eine Mannigfaltigkeit der Tinten, eine Frische und Ueppigkeit, die entzückt. Der Reiz wird vollendet durch hohe Berge, deren leichtes Blau einen lieblichen Gegensatz zu dem dunklen Grün der Urwälder bildet.

Wir fuhren nahe an Sumatra heran und warfen am Nachmittage des 15. Januar Anker. Eine Parthie unseres Schiffes landete. Die Wälder erstreckten sich dicht an den Rand des Wassers; die Bäume waren hoch und gedrängt an einander. Palmried, eine stachlige Mimosea und zahllose andere Schlingpflanzen kletterten von Baum zu Baum und hemmten oft den Weg. Von Orchideen war keine zu sehen. Einer der gemeinsten Bäume war Cycas circinalis, Linn., der eine ansehnliche Ausdehnung erreicht — gegen 10 Fuß Höhe, 3 Fuß im Umfang und gegen den Gipfel drei, vier und selbst sechs Arme treibend.

Die Stelle, wo wir gelandet waren, schien schwach bewohnt zu sein. Wir trafen nur eine Hütte, mit einigen Malaien, die eben dabei waren, Fisch zu kochen und eine große Jack (Artocarpus integrifolia, Linn. — der Brodfrucht ähnlich) zu essen, die sie von einem benachbarten Baume geholt. Einiges Federvieh lief umher, aber das Ganze sah so armselig und unwöhnlich aus, daß ein Blick darauf manchen Europäer von seinen romantischen Phantasien vom Leben in der Wildheit geheilt haben würde. Moskitos waren genug vorhanden, so daß wir froh waren, einen Pfad zu finden, der etwas im Walde hinlief und uns einigermaßen aus dem Bereiche derselben rettete.

Am 26. Januar hatten wir den Tod eines Schiffsgenossen zu beklagen. Unser Zahlmeister Thomas Woodward hatte sich in den arktischen Regionen so stark erkältet, daß er nach der Abfahrt von den Sandwich-Inseln ernstlich krank wurde. Trotz aller unausgesetzten Bemühungen der Herren Goodridge und Billings zeigte es sich bald, daß die Krankheit mit dem Tode enden würde. Woodward gewann sich überall durch Treuherzigkeit, gutmüthiges Wesen, Gefälligkeit, muntere Laune und sprudelnde Gesprächigkeit die beste Freundschaft und war in dem Dienste, dessen Zierde er bildete, rühmlichst bekannt und allgemein geachtet.

Thomas Woodward wurde zu Portsea am 27. August 1811 geboren und 1821, im Alter von zehn Jahren, in das Collège royal oder Lyceum von Caen in der Normandie gesendet. Er blieb hier mit sechsundzwanzig anderen englischen Knaben, zum Theil Landsleute von ihm, bis Ende 1823; ein Decret der Pariser Behörde, daß alle Lehrer der Staatsseminarien römisch-katholische Priester sein sollten,

machte die Zurückziehung der protestantischen Knaben erforderlich. Woodward erndtete von dem Aufenthalte in Frankreich in so frühem Alter den Vortheil eines reinen französischen Accents, dessentwillen „die Knaben nicht glauben wollten, daß er Engländer sei, sondern ihn Monsieur titulirten.“ Selbst Herren aus der Bekanntschaft seiner Kameraden hielten ihn für einen jungen Franzosen.

Im April 1829 trat er in Dienst und nachdem er verschiedenen Schiffen „von unbestimmter Dauer“ angehört hatte, kam er 1845 auf seine Bewerbung auf den Herald, der in Plymouth rüstete, um die Westküste von Südamerika zu vermessen. Er diente auf demselben sechs Jahre, in denen er dreimal die Polargegenden besuchte. Beim letzten Male zog er sich eine Erkältung bei Cap Lisburne zu, welche seinem Leben am 21. Januar 1851 ein Ziel setzte; am folgenden Tage erhielt er ein Seemanns-Begräbniß.

Die Expedition war hierdurch eines der nützlichsten und eifrigsten Officiere beraubt. Woodward hatte sich nicht allein durch eine genaue Pflichterfüllung ausgezeichnet, sondern der Expedition durch seine mannigfachen Fähigkeiten große Dienste erwiesen. Seine Kenntniß verschiedener Sprachen machte ihn oft zu unserm Dolmetscher und er übersetzte die an verschiedenen Orten gewonnenen nautischen Bemerkungen. Er war ein vortrefflicher Zeichner; manche Skizze für unsere Karten ward von ihm angefertigt; er zeichnete unter Anderm fast die ganze Küste von Ost-Kamtschatka mit ihren vielen Vulkanen, eine Skizze, welche wohl der Veröffentlichung werth wäre. Wann wir an Land gingen, sammelte er naturwissenschaftliche Gegenstände, mehrere der besten Specimina antediluvianischer Thiere wurden in der Eschscholtz-Bai von ihm entdeckt.

Seinen Schiffskameraden bereitete der Tod Woodward's eine tiefe Trauer. Die lange gemeinschaftliche Fahrt, die Theilung aller Freuden und Leiden hatte eine brüderliche Gesinnung unter uns erweckt, die nur der versteht, der sich in gleicher Lage befunden hat. Als wir nun auf der Heimfahrt einen Genossen verloren, der so viel zur Belebung und Erheiterung unsrer Fahrten beigetragen, wurde sein Tod wie der eines Familienmitgliedes empfunden.

Capitel XVI.

Vorgebirge der guten Hoffnung. — Abreise. — St. Helena. — Ascension. — Flores und Corvo. — Ankunft in England. — Schluß.

Am 29. Januar, unter 11° S. B. und 98° 36 O. L. trafen wir Passatwind, S. S. O. und S. O., und bekamen am folgenden Tage die Keeling- oder Cocus-Inseln in Sicht. Wir behielten den Passatwind bis 15. Februar, dann verloren wir ihn unter 25° 30′ S. B. 58° 30′ O. L. Am 1. März kam Süd-Afrika, in der Gegend des großen Fischflusses, in Sicht, und am 6ten desselben Monats ankerten wir in Simons-Bai, Vorgebirge der guten Hoffnung, wo wir erfuhren, daß unser früherer Tender, die Pandora, die uns nach der zweiten Reise in die Polargegend verlassen hatte, wohlbehalten in England angelangt sei und daß man ihre Ankunft täglich erwarte, da sie zu einer neuen Fahrt beordert sei.

Der Uebergang von Indien nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung war so kurz gewesen, daß die Eindrücke jener Gegenden noch lebendig im Gemüthe hafteten. Welch ein Gegensatz drängt sich jetzt auf! Statt der dichten Wälder zeigte sich eine nothdürftig grüne Bergreihe, statt des üppigen Laubwerks der Tropen niedrige hartblättrige Büsche; dort hochstrebende Stämme, hier kein Baum, wenn ihn nicht des

Menschen emsige Hand erzog; dort die eleganten Blüthengewinde des leichten Palmrieds, hier das blattlose Brownenhaar (Cassyta filiformis, Linn.). — Nichts desto weniger gewährt die Flora des Caps dem Europäer einen wohlthuenden Anblick. Er staunt nicht mehr, wie in den Urwäldern Amerikas oder Asiens, über den sonderbaren Habitus und das befremdende Laubwerk der Vegetation, sondern begegnet auf Schritt und Tritt Formen, die nicht allein seit Jahrhunderten in botanischen Gärten cultivirt, sondern in jedem Winkel seiner Heimath eingebürgert sind; die Haiden, das Eiskraut, die Geraniums, die Callas und andere rufen ihm freundlich Willkommen zu und erinnern sein Herz an manche glückliche Minute. Selbst der Botaniker vergißt sein Bedauern, daß er keine neue Genera und Species entdecken kann, über dem erheiternden Gedanken, daß seine Lieblingswissenschaft bereits so weit vorgeschritten sei, um eine so entfernte Gegend der Erdkugel, wenigstens dem Anblicke nach, ihm als eine vertraute Bekanntschaft erscheinen zu lassen.

Die Umgegend von Simonstown bildet eine Kette schroffer Berge, die vorzugsweise aus Sandsteinen bestehen und besonders in der trockenen Jahreszeit — in welche unser Besuch fiel — einen unfruchtbaren, keineswegs einladenden Anblick gewähren. Gleich manchen ähnlichen Localitäten ist sie jedoch sehr fruchtbar und vermöge ihres Klimas bei weitem reicher als die Gegend um Capstadt. Proteaceae sind namentlich sehr häufig. Die Protea cynaroides, Linn., zeigt sich in der höchsten Vollkommenheit, und erreicht nicht selten acht Zoll im Durchmesser. Sie ist aber weniger häufig als ihre Stammverwandte, Protea grandiflora, Thunb., die in der That so gemein ist, daß sie manchen Stellen einen bläulichen Schimmer

ertheilt und der Landschaft einen eigenthümlichen Ausdruck verleiht. Die Colonisten nennen sie Wagenboom und machen aus ihrem Holze Felgen, wozu sich dasselbe wegen seiner Zähigkeit vortrefflich eignet. Der Wagenboom erreicht 8 bis 14 Fuß Höhe und liefert mit einigen anderen Protaceen den meisten Feuerungsbedarf von Simonstown. Uns muß es sonderbar vorkommen, daß man so rücksichtslos sein und Gewächse umhauen könne, die wir so hoch schätzen und über deren Zucht so manche gelehrte Abhandlungen geschrieben sind. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich in der ersten Zeit dabei etwas Aehnliches empfand wie jener Krieger, den es bei seiner Ankunft in Frankreich aufs Höchste überraschte, daß sogar die Kinder Französisch redeten, eine Sprache, die er bis dahin nur als einen erworbenen Vorzug erwachsener Personen gekannt hatte.

Ich wurde sehr von der Myrica cordifolia, Linn., überrascht, die ganze Strecken des flachen Landes bedeckt und auf den ersten Anblick nur 2—3 Fuß hoch zu sein scheint. Eine genauere Betrachtung zeigte aber, daß die scheinbaren kleinen Büsche nur die Zweige unterirdischer Bäume waren! Ich befreiete einige von dem Sande — eine leichte Arbeit — und fand regelmäßige Stämme, die einige Zoll unter der Oberfläche kriechen und manchmal eine Länge von 60 Fuß erreichen. Diese Pflanzen versehen am Cap denselben Dienst, den einige Carices in Nordeuropa üben — sie halten den losen, beweglichen Sand an. Die Natur und der Mensch hat noch eine andre Pflanze zu demselben Zwecke gewöhnt, die Paarde Vygen (Mesembryanthemum edule, Linn.); an der Straße zwischen Simonstown und Wynberg sind ganze Aecker damit bepflanzt.

Am 10. März nahm ich Platz in dem Personenwagen und fuhr durch eine sandige, staubige Gegend an den Dörfern Kalkbay, Wynberg und Drikoops vorüber nach Capstadt, die ich nach ungefähr 3 Stunden erreichte. Es gelang mir die Wohnung meines Freundes C. Zeyher aufzufinden, der seit mehr als 25 Jahren die Fauna und Flora von Südafrika erforscht. Auch Zeyhers Nachbar, Herr Rheede von Outhoorn, interessirte mich, als der Nachkomme des berühmten Verfassers des „Hortus Malabaricus“, und am folgenden Tage wurde ich bei Hrn. Van Reenen, dem Neffen Persoon's, eingeführt. Dann machte ich die Bekanntschaft von Dr. C. F. Ecklon, Zeyhers früherm Mitarbeiter, und Dr. L. Pappe, Verfasser des „Florae Capensis Medicae Prodomus“. Dr. Pappe will, wie ich hörte, auf jenes Werk eine Aufzählung der Oekonomie-Pflanzen der südafrikanischen Flora folgen lassen. Bei dieser Arbeit war er auf mancherlei Schwierigkeiten gestoßen — Mangel an Beistand Seitens der Männer, deren Theilnahme man erwarten durfte, der schlechte Gang des botanischen Gartens und ähnliche Hindernisse; doch steht zu hoffen, daß sich Dr. Pappe nicht dadurch abschrecken lasse. Zu einer Zeit, da die Künste eine so hohe Vollkommenheit erreicht haben und mit Begierde alles Neue aufnehmen, das sich ihnen darbietet, muß jedes Werk über ökonomische Botanik von dem größten Werthe sein. Der leiseste Wink eines wissenschaftlichen Forschers kann zu Resultaten führen, die sich selbst der Ueberschwänglichste nicht hatte träumen lassen.

Während meines Aufenthalts in Capstadt besuchte ich mehrere Male den botanischen Garten. Dieses Institut umfaßt das Grundstück, welches früher den „Gouvernements-Garten“ bildete. In Erwägung seiner erst seit wenigen Jahren

erfolgten Einrichtung und der geringen Mittel, welche dafür zu Gebote stehen, sind einige Fortschritte gemacht; er enthält einen ziemlichen Schatz von Pflanzen, zwei kleine Treibhäuser und eine Bibliothek. Durch die schlechte Verwaltung der Commission ist er jedoch wieder in Rückgang gerathen; die Mitglieder dieses Vorstandes scheinen mit wenigen Ausnahmen völlig unfähig zur obersten Leitung des Instituts zu sein; sie haben durch mancherlei Maßregeln nicht allein sich selbst, sondern das ganze Unternehmen lächerlich gemacht. Obgleich eine wissenschaftlich gebildete Person an die Spitze gestellt ist, so geht doch das ganze Institut, das bei geeigneter Führung sowohl für die Colonie wie für die Botanik im Allgemeinen von bestem Nutzen sein könnte, einem raschen Untergange entgegen oder wird doch das Ziel verfehlen, welches bei seiner Einrichtung gesteckt wurde.

Am 31. März bestieg ich mit den Herren Zeyher, Baur und Juritz das Tafelgebirge. Wir brachen mit Tagesanbruch auf und nahmen die gewöhnliche Straße. Selten habe ich einen so angenehmen Ausflug gemacht. Das Wetter war überaus schön, die Gesellschaft die beste. Bei einer Erhebung von 1000 Fuß fanden wir ein Wäldchen von Leucadendron argenteum, R. Br., welches seine Zweige mit der Regelmäßigkeit einer Fichte treibt. Es ist der einzige indigene Baum, den ich im Capstadt-Districte sah; denn die Virgilia Capensis, Lam., welche häufig ist, wurde aus entfernteren Gegenden der Colonien herübergebracht und die übrigen aus Europa, Asien, Amerika, Australien, kurz aus allen Enden der Welt. Hierdurch ist eine sonderbare Mischung zuwege gebracht. Es stand der hohe Eucalyptus neben der Populus alba, die Nicotiana glauca bei der Cypresse der Levante und der Casuarina des

indischen Archipelagus; alle schienen so kräftig zu gedeihen wie in ihrem Vaterlande.

Gegen 10 Uhr erreichten wir den Gipfel. Gar häufig bleiben erstiegene Höhen hinter der Erwartung zurück, mit der man sie erklommen; allein nie wurde ich mehr enttäuscht als auf dem Tafelgebirge. Auf meinen Reisen habe ich zahlreiche Berge getroffen, die weit mehr eine Berühmtheit verdienten, als diese; der Montaña oder Galera de Chorcha in Veraguas ist unbedingt regelmäßiger, höher und kühner emporragend. Einigermaßen entschädigt die Aussicht auf die Stadt, die Bai, die Insel und die umstehende Flora. Nachdem wir ein Frühstück an einer kleinen Quelle genommen, durchstörberten wir die Plattform. Einige hundert Fuß abwärts fanden wir ein Thal. Hier wächst Disa grandiflora, Linn., wohl die schönste aller Orchideen, in großer Vollkommenheit an den Seiten von Bächen, auf Plätzen, die während der nassen Jahrszeit ganz unter Wasser stehen. Gegen Dunkelwerden machten sich zahlreiche Paviane bemerklich, die mit großer Geschicklichkeit von Fels zu Felsen kletterten und so laut schrieen, daß man es weithin hören konnte. Wir stiegen an einer entgegengesetzten Seite hinab, so daß wir einen Halbkreis beschrieben, und erreichten Capstadt um neun Uhr, sehr ermüdet, aber ungemein von dem Ausfluge erheitert.

Der Herald verließ Simonsbai am 27. März und legte am 8. April vor Jamestown, St. Helena, vor Anker. Der „Alte Felsen“, wie die Bewohner von St. Helena ihre Insel zu nennen pflegen, ist so oft von Schriftstellern aller Nationen beschrieben, daß jedes Wort darüber eine Wiederholung sein

würde. Vortrefflich beschreibt Lockwood*) die Insel, der die charakteristischen Erscheinungen so zusammenfaßt:

„St. Helena ist berühmt wegen seines unerschöpflichen Vorraths von frischem Wasser, obwohl es keinen Fluß hat; wegen eines eigenthümlichen „Draht-Vogels“, dessen Beine denen eines Strandläufers ähnlich sind; wegen seines großen Reichthums an indianischen Feigen; wegen seiner eisenfesten Küste und einer Stiege von 600 Fuß Höhe — des Aufgangs zu dem oberen Lande; wegen einer Stundenuhr, die gleich einem holländischen Käse an einem Maibaume hängt; wegen des Besitzes von „Lot und sein Weib“; wegen eines versteinerten Mönchs; wegen erloschener Vulkane, die man nicht finden kann; wegen der Gruft Napoleons, und weil es seit Menschengedenken kein Wrack an seinen Küsten gesehen.“

Jamestown ist in einem engen Thale gebauet und hat kein besonders Ansehen. Die Häuser sind niedrig, die Fenster klein. Das Ganze macht einen unfreundlichen Eindruck, besonders wenn man von China, Ostindien oder dem Vorgebirge der guten Hoffnung kommt, und noch die stattlichen Gebäude von Hongkong, Singapore und Capstadt in der Erinnerung hat.

Wir machten einige Ausflüge nach Longwood, das jetzt in Trümmer fällt. Auch Napoleons Gruft, die seit der Eröffnung nicht mehr von einem Decksteine gegen den Einfluß des Wetters beschützt wird, theilt dasselbe Schicksal; in wenigen

*) „A Guide to St. Helena, Descriptive and Historical, with a Visit to Longwood and Napoleon's Tomb.“ By Joseph Lockwood. St. Helena. 1581 Ein Buch, das wegen seines wohlthätigen Zweckes — Bau einer Kirche in Jamestown — wie des reichen und nützlichen Inhaltes wegen größere Verbreitung verdient.

Jahren wird die Insel wahrscheinlich nichts mehr als die Erinnerung besitzen, daß sie einen der größten Helden des neunzehnten Jahrhunderts beherbergte. Die Trauerweiden, welche sonst das Grab beschatteten, waren schon längst verdorrt; der letzte Stumpf derselben wurde 1840 nach Frankreich entführt. Der Baum, welcher in dem königlichen Garten zu Kew steht, kann sich mit eben so gutem Recht, als die jetzt zu St. Helena befindlichen Trauerweiden, für einen Baum des Napoleonsgrabes ausgeben, denn sie sind nur Ableger der früheren. Die kleine Quelle, aus welcher Napoleon zu trinken pflegte, sprudelt noch immer ihr krystallenes Wasser. Dichte Brombeerstauden (Rubus pinnatus, Willd.) und Vogelnestbüsche (Buddleia Madagascariensis, Lam.) ranken um dieselbe empor.

Auch dem Dianenpik, der höchsten Spitze von St. Helena, statteten wir einen Besuch ab. Hier ist der einzige Ort, wo die ursprüngliche Vegetation noch herrscht; allein auch sie weicht — wie die indianische Race vor der kaukasischen — mehr und mehr und ist auf allen übrigen Punkten völlig von den eingeführten Pflanzen fremder Länder in den Hintergrund gedrängt. Die Jackson-Weide, wie das Volk die Acacia longifolia, Willd., nennt, hat ganze Flächen eingenommen und bildet wirkliche Dickichte. Die Buddleia Madagascariensis, Lam., ist sehr häufig und bildet gute Hecken, durch welche das Vieh nicht brechen kann, da sich die Zweige einer um den andern ranken und ordentliche Lager wie Vogelnester bilden; daher der Landesname, Vogelnestbaum. Der Ginster (Ulex Europaeus, Linn.) mit seinen goldenen Blumen zeigt sich allenthalben und scheint kräftiger als in Europa zu sein, wahrscheinlich eine vom Klima erzeugte Veränderung. Die jungen Sprossen gelten als vortreffliches Futter und dienen

zerquetscht als Wurmmittel für das Vieh. Das Pelargonium inquinans, Ait., Mesembryanthemum edule, Linn., Leonotis Leonorus, R. Br., und mehrere Phylicas nebst andern vom Cap eingeführten Pflanzen stehen jetzt untermengt mit mexikanischen Agaven und Opuntias, europäischen Eichen und Föhren. In den Thälern wird die Dattelpalme gebauet, mehrere Alleen bei der Stadt sind von Ficus religiosa, Linn., und anderen Feigenarten gebildet; kurz in den niederen Strecken der Insel trifft das Auge überall auf Pflanzen fremdländischen Ursprungs und selbst auf den höchsten Spitzen fand ich bereits große Massen von Fuchsien und andern Eindringlingen.

Mit der Erhebung des Dianenberges nimmt die Gegend ein anderes, eigenthümliches Aussehen an. Brombeerstauden (Rubus pinnatus, Willd.) werden häufiger und untermischen sich nach und nach mit Campanulaceae- und Scaevoleae-Stauden, mit Moosen, Lycopodia, Farnbäumen, Kohlpalmen (Pterolobium arboreum, R. Br.) und anderen baumartigen Compositae. Die Farnbäume (Dicksonia arborescens, Herit.) werden gemeiniglich 8 Fuß hoch; ab und an erreichen einzelne auch wohl 14 Fuß. Ein bequemer Fußweg führt auf die Spitze des Berges, der eine freundliche Aussicht auf die umliegende Gegend gewährt. Man kann sich kein lieblicheres Bild denken: man sieht sich auf einem Eilande, welches von der See als ein nackter Felsen erscheint. Warum man der Höhe den Namen Dianenberg gegeben, ist schwerlich zu ersehen. Die Göttin der Jagd findet hier einen schlechten Aufenthalt. Der Drahtvogel (Charadius pecuarius), einige Fasanen, die früher von China eingeführt wurden, etliche Rebhühner und wilde Kaninchen, Feldmäuse und etwa hier und

dort eine zerstreute Viehheerde sind alle größeren Thiere, welche der Berg aufzuweisen hat.

Am 12. April segelten wir von St. Helena und erreichten in fünf Tagen Ascension. Nie habe ich den Fuß auf einen trostlosern Platz gesetzt; es ist wahrlich nicht bildlich zu nehmen, wenn die Bewohner von St. Helena sagen: „Wir leben auf einem Felsen und die Einwohner von Ascension auf einem Aschenhaufen.“ Die Umgebung der Garnison und der größte Theil der Insel ist ganz öde. Der einzige grüne Punkt ist der höchste Gipfel, der mit Recht den Beinamen des „grünen Berges“ erhalten hat. Am Charfreitag bestiegen ihn mehrere Parthieen unseres Schiffs. Die Entfernung beträgt sieben Meilen, kommt aber weit größer vor, in Folge der erschrecklichen Eintönigkeit der Gegend, durch welche der Weg führt.

Interessant war es zu beobachten, wie die Vegetation bei jedem Schritte zunahm. In der unmittelbaren Nähe des Landungsplatzes gab es nur wenige vereinzelte Euphorbien und Ricinuspflanzen. Zwei Meilen weiter wurden sie häufiger und es gesellten sich zu ihnen Vinca rosea, Argemone Mexicana, Nicotiana Tabacum, eine grasartige Composita, ein Amaranthus und Lycopersicum esculentum; noch etwas ferner zeigte sich eine Crucifera, ein Panicum und eine Sida; und so bekleidete sich nach und nach der Boden mit Grün, bis in der Nähe der eigentlichen Höhe eine gänzliche Veränderung eintrat und wir eine verhältnißmäßig fruchtbare Gegend vorfanden.

Ascension war früher unbewohnt und mit Ausnahme etlicher Moose, Flechten und Farne von jeder Vegetation entblößt. Vor etwa 8 Jahren verordnete die britische Regierung

die Anpflanzung von Bäumen und die Anbauung des Landes am „Grünen Berge“. Es wurden Leute nach St. Helena und dem Cap der guten Hoffnung geschickt, um eine Auswahl der dortigen Pflanzungen zu treffen. Die neuen Pflanzen wurden groß und vermehrten durch ihre Anziehungskraft die Feuchtigkeit. Nach Maßgabe der bereits gemachten Fortschritte läßt sich annehmen, daß mit der Zeit ganz Ascension bewachsen sein wird. Dieser Zeitpunkt ließe sich ohne Zweifel beschleunigen, wenn die Anbauung auf die niederen Landstrecken ausgedehnt würde. Bisher bot der Mangel an frischem Wasser ein großes Hinderniß, allein dieses ließe sich überwinden, wenn man Pflanzen wählte, die sowohl mit frischem als Seewasser getränkt werden können; damit man, sobald dieselben genug Feuchtigkeit angezogen, um sich selbst zu erhalten, ohne weitern Nachtheil die Bewässerung mit Seewasser einstellen darf. Ich allein kenne zwei Bäume von dieser Eigenschaft, den Overal (Varronia rotundifolia, Alph. DC.) und die Algarobe (Prosopis horrida, Kunth); dieselben finden sich in Ecuador und Neu-Granada unmittelbar am Rande des Oceans und nicht minder an den dürresten Plätzen der peruanischen Wüste, wo oft Jahre lang nichts als Thau fällt. Beide sind daneben sehr nützlich. Die Beeren des Overal geben ein vortreffliches Futter für das Federvieh und die Algarobe trägt Bohnen, welche fast die einzige Nahrung der zahlreichen Pferde, Maulthiere, Esel und Ziegen der Sandgegenden Perus bilden. Schwerlich möchte man im ganzen Pflanzenreiche zwei Gewächse finden, die sich besser für die Insel eigneten und deren Einführung einen größeren mittelbaren oder unmittelbaren Nutzen gewährte.

In dem Gouvernements-Garten trafen wir einen Marine-

Corporal, welcher die ersten Bäume mit gepflanzt hatte. Er schien ein einsichtsvoller Mensch zu sein; da der Gartenmeister abwesend war, so führte er uns durch die ganzen Anlagen. Später stießen wir auf zwei See-Officiere, die uns durch verschiedene Tunnel führten und uns zeigten, wie das Wasser gesammelt und zur Küste geleitet wird. Die Anlage ist so scharfsinnig ausgedacht, daß kaum ein Regentropfen verloren geht. Wir sahen auch die Hauptmerkwürdigkeit von Ascension, den hohen „Preis Indiens“, den Zedrach (Melia Azedarach, Linn.), den größten Baum der Insel. Er steht in einer Bucht, ist 50 Fuß hoch und sein Stamm hat 9—12 Zoll im Durchmesser. Nachdem wir die Runde um den Berg gemacht, bestiegen wir den Gipfel. Derselbe liegt 2800 Fuß über dem Meere und ist fast ganz mit Farnen und Brombeersträuchern (Rubus pinnatus, Willd.) bewachsen. Die letztere Pflanze ist von St. Helena eingeführt. Auf der Höhe waren Sitze und eine Tafel angebracht. Die Aussicht ist ganz nett; rund herum liegen Felder mit Bataten, vegetabilischem Marrow (eine Kürbisart), Kürbissen und Bananen, während weiterhin eine öde Wüste herrschte. Wie große Mühe, wie viel Ausdauer und Fürsorge muß es gekostet haben, um solche Erfolge zu erzielen und aus der entsetzlichen Wüste die hier lag, eine fruchtbare, wohnliche Gegend zu schaffen!

Am 20. April verließ der Herald Ascension, passirte die Linie am 26sten desselben Monats, kam unter 30° N. Br. durch große Tangwiesen (Sargassum), hatte am 20sten und 21. Mai die Inseln Flores und Corvo, zwei Azoren, in Sicht und landete am 6. Juni 1851 zu Spithead, von wo er nach Chatham fuhr, um ausgezahlt zu werden.

So ging eine Reise zu Ende, die immer denkwürdig bleiben wird. Wenige Schiffe haben in einem gleichen Zeitraume so ausgedehnte Strecken der Erdkugel durchmessen, einen größern Schatz von hydrographischen Beobachtungen heimgebracht oder so reiche naturwissenschaftliche Sammlungen eingeerndtet, wie der Herald in den Jahren 1845—1851 gethan. Zum Beweise darf ich nur die vorstehenden Seiten anziehen, die Reihe von Karten, welche die Admiralität veröffentlicht hat und die beiden Werke über Zoologie und Botanik, welche bereits den Beifall der Presse geerndtet haben.

Capitain Kellett erwähnt in seinen officiellen Berichten mehr als einmal die vortreffliche Haltung seiner Officiere und Leute; hätte er sich der Mühe unterzogen, diese Erzählung zu schreiben, so würde er es mit dem tiefen Rechtsgefühl gethan haben, welches sein ganzes Benehmen bezeichnete und wesentlich zu der Erreichung so günstiger Resultate beitrug. Leider verhinderte seine plötzliche Wiederabreise nach den Polargegenden, dem Verdienste diese Anerkennung zu zollen, und obgleich mir die ausgezeichneten Dienstleistungen der meisten meiner Schiffsgenossen nicht unbekannt sind, so würde mir doch schlecht stehen, dem hochherzigen Capitain vorzugreifen, unter dessen Befehle gestanden zu haben mein Stolz ist. Daß die Dienste derselben in dem Bereiche, wo jeder Seemann sie am liebsten zur Kenntniß gelangen sieht, eine gebührende Anerkennung gefunden haben, dafür kann ich als besten Beweis anführen, daß die Admiralität ihren Beifall nicht allein dadurch äußerte, daß sie Allen, welche an den beschwerlichen Reisen nach den Polargegenden Theil genommen, für einen Theil ihres Dienstes doppelten Sold zahlte, sondern daß sie die Mehrzahl der Officiere zu höherem Range beförderte oder sie zu wichtigen

Expeditionen verwandte. Ihre Anerkennung des Capitains Kellett wurde in entschiedenster Art dadurch ausgesprochen, daß sie ihm das Commando eines der Schiffe anvertraute, welche zur Aufsuchung Sir John Franklins ausgesendet sind, eine Stellung, welche die ausgezeichnetsten Fähigkeiten erheischt. Hoffen wir, daß Capitain Kellett's Talente seine Entschlossenheit und Ausdauer, die bis hierher mit so großem Erfolge zum Nutzen der Wissenschaft und zum Nachtheile der Feinde seines Landes geleitet haben, von eben demselben Glücke in einer Sache gekrönt werden, welche er im Dienste der Menschlichkeit unternommen!

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.

